

# **ALTER•MACHT•KULTUR**

**Alterskompetente Menschen als Subjekte einer  
modernen gesellschaftlichen und kulturellen Praxis**

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät II  
(Psychologie und Pädagogik) der Universität Regensburg

vorgelegt von  
**Margrit Kinsler**  
**Horb am Neckar**  
**2002**

## **Dank**

**Ich danke den Professoren Dr. Helmut Heid und Dr. Hans Gruber für die Unterstützung bei der Anfertigung der Dissertation.**

**Insbesondere danke ich denjenigen Damen und Herren, die sehr engagiert auf alle meine Fragen und Rückfragen eingegangen sind. Ohne ihre Mitwirkung hätte die Arbeit in dieser Form nicht geschrieben werden können.**

## **Inhalt**

<b>1</b>	<b>Einführung .....</b>	<b>7</b>
<b>2</b>	<b>Altersbestimmungen.....</b>	<b>10</b>
<b>2.1</b>	<b>„Alter unbestimmt“ .....</b>	<b>10</b>
<b>2.2</b>	<b>„Alter“ – Definition und Arbeitsbegriff .....</b>	<b>12</b>
<b>3</b>	<b>Wovon die Rede sein soll: Alter. Macht. Kultur. Politik .....</b>	<b>14</b>
<b>3.1</b>	<b>Die Alten als Zielgruppe der Kulturarbeit.....</b>	<b>15</b>
<b>3.2</b>	<b>Macht und Verpflichtung: Kulturelle Selbststeuerung .....</b>	<b>17</b>
<b>3.3</b>	<b>Kultur im Alter: Problemaufriss und These.....</b>	<b>18</b>
<b>4</b>	<b>Mögliche Aspekte von Kultur im Alter – Eingrenzungen, Ausschlüsse .....</b>	<b>20</b>
<b>4.1</b>	<b>Vernachlässigung des Kohortenaspektes .....</b>	<b>21</b>
<b>4.2</b>	<b>Vernachlässigung des Gender-Aspektes.....</b>	<b>22</b>
<b>4.3</b>	<b>Eingrenzung des kulturellen Milieu- und Bildungsaspektes .....</b>	<b>24</b>
<b>4.4</b>	<b>Zusammenfassung .....</b>	<b>29</b>
<b>5</b>	<b>Die Konstitution des Alters: Der lange Weg der alten Weisen über die soziale Randgruppe zum Selbst-Bewusstsein .....</b>	<b>30</b>
<b>5.1</b>	<b>Ein Altersbild .....</b>	<b>30</b>
<b>5.2</b>	<b>Altersbilder – ein Historienspiel von Macht und Ohnmacht .....</b>	<b>32</b>
<b>5.3</b>	<b>Alterskonstruktionen und Machteinfluss – eine These .....</b>	<b>34</b>
<b>5.4</b>	<b>Alterspotentiale – eine Sache von Angebot und Nachfrage.....</b>	<b>35</b>
<b>5.5</b>	<b>Die Konstituierung des Altersbildes als kultureller Prozess .....</b>	<b>37</b>
<b>6</b>	<b>Die widersprüchliche Konstituierung von Alter in der Moderne .....</b>	<b>40</b>
<b>6.1</b>	<b>Soziostrukturelle Veränderungen des Alters und die widersprüchliche Konstituierung des Altersbildes .....</b>	<b>41</b>
<b>6.1.1</b>	<b>Gesellschaftspolitische Realitäten: Immer mehr und immer einsamer? Oder: Wo bleibt die Solidarität? .....</b>	<b>41</b>
<b>6.1.2</b>	<b>Biologische Realitäten: Immer älter, immer kränker? Oder: Immer jünger, immer gesünder?.....</b>	<b>45</b>
<b>6.1.3</b>	<b>Ökonomische Realitäten: Immer wohlhabender oder dauerhaft arm? .....</b>	<b>47</b>
<b>6.1.4</b>	<b>Bildungspolitische Realitäten: Flacheres Bildungsgefälle und Rangeschwächen höherer Bildungsgrade.....</b>	<b>49</b>

<b>6.2</b>	<b>Zusammenfassung: Moderne Altersbilder - die Zerstörung eines Märchens ..</b>	<b>51</b>
<b>7</b>	<b>Die „Befreiung“ .....</b>	<b>52</b>
<b>7.1</b>	<b>Die Typen verweigern sich.....</b>	<b>53</b>
<b>7.2</b>	<b>Sie sind politisch passiv .....</b>	<b>54</b>
<b>7.3</b>	<b>Sie sind eigen-sinnig.....</b>	<b>55</b>
<b>7.4</b>	<b>Zusammenfassung oder die Macht der Ohnmacht .....</b>	<b>58</b>
<b>8</b>	<b>Entwicklung kultureller Kompetenzen im Alter .....</b>	<b>60</b>
<b>8.1</b>	<b>Theoretische Ansätze als Strategie der Konzeptbildung .....</b>	<b>61</b>
8.1.1	Soziologisch – morphologische Argumentation.....	62
8.1.2	Theologisch – philosophische Argumentation .....	64
8.1.3	Gerontologisch –psychologische Argumentation.....	65
<b>8.2</b>	<b>Zusammenfassung .....</b>	<b>69</b>
<b>8.3</b>	<b>Empirische Annäherung .....</b>	<b>71</b>
8.3.1	Sampling .....	71
8.3.2	Methode .....	72
8.3.3	Auswertungsprobleme .....	74
8.3.4	Zusammenfassung der Voraussetzungen für die Planung und Durchführung der empirischen Untersuchung .....	75
<b>8.4</b>	<b>Ergebnisse und Auswertung .....</b>	<b>75</b>
8.4.1	Reaktionen und Resonanzen.....	76
8.4.1.1	Zur Methodenkritik.....	77
8.4.1.2	Zum Untersuchungskollektiv .....	78
8.4.2	Qualitative Analyse .....	79
8.4.2.1	Tendenzen und Differenzierungen .....	79
8.4.2.2	Variablen der Biografisierung und der kulturellen Potentiale .....	80
8.4.2.3	Potentiale und Ressourcen.....	84
8.4.2.3.1	Fähigkeit des problematisierenden und differenzierenden Urteilens.....	85
8.4.2.3.2	Fähigkeit zu mehrdimensionalem, zieloffenem Reflektieren .....	87
8.4.2.3.3	Fähigkeit zur sinnbestimmenden integrierenden Zusammenschau.....	90
8.4.2.3.4	Fähigkeit zu schöpferischem Denken und kreativer Neuentwicklung.....	93
8.4.2.3.5	Fähigkeit zur Neubewertung von Zeit und Zeitverwendung .....	95
8.4.2.3.6	Fähigkeit zu Gesellschaftskritik und –distanz.....	98
8.4.2.3.7	Fähigkeit zum Beraten .....	101
8.4.3	Schlussfolgerungen und Aufriss: Alterspotentiale und ihre mögliche kulturelle Relevanz .....	106
<b>9</b>	<b>Bestimmung der kulturellen Relevanz von Alterspotentialen.....</b>	<b>110</b>

<b>9.1</b>	<b>Die Möglichkeit des Auslotens.....</b>	<b>111</b>
<b>9.2</b>	<b>Die Möglichkeit zur Synoptik.....</b>	<b>114</b>
<b>9.3</b>	<b>Die Möglichkeit zu wertrelativierendem Denken .....</b>	<b>117</b>
<b>9.4</b>	<b>Die Möglichkeit zu Mehrfachdeutungen .....</b>	<b>121</b>
<b>9.5</b>	<b>Die Möglichkeit zum „precise cut“ .....</b>	<b>123</b>
<b>9.6</b>	<b>Die Möglichkeit zur Beratung .....</b>	<b>126</b>
<b>9.7</b>	<b>Zusammenfassung: Kulturrelevante Alterskompetenzen und Generativität.....</b>	<b>129</b>
<b>10</b>	<b>Alterspotentiale als Bedingung und Begründung zur Entwicklung spezifischer Alterskulturen .....</b>	<b>132</b>
<b>10.1</b>	<b>Zum Begriff der Alterskultur .....</b>	<b>132</b>
10.1.1	Alterskultur als Begriff der Kulturarbeit .....	132
10.1.2	Alterskultur als gerontosoziologischer und kulturgerontologischer Begriff .....	133
<b>10.2</b>	<b>Erfahrung, Notwendigkeit und Reflexion von Individualisierung und Biografisierung.....</b>	<b>138</b>
<b>10.3</b>	<b>Plurale und spezifische Alterskulturen: Versuch einer begrifflichen und konzeptionellen Trennung und deutenden Darstellung.....</b>	<b>142</b>
10.3.1	Die Darstellung pluraler Alterskulturen: Kulturstile älterer Menschen in der empirischen Forschung .....	143
10.3.2	Plurale und spezifische Alterskulturen – eine empirische Abgrenzung .....	147
10.3.2.1	„... weil ich zuviel kenne“: Eine mögliche Repräsentation pluraler Alterskulturen .....	147
10.3.2.2	„... meine ureigenste Binnenkultur“: Eine mögliche Repräsentation spezifischer Alterskulturen .....	150
10.3.2.3	Zusammenfassung: Abgrenzende Kriterien pluraler und spezifischer Alterskulturen .....	153
<b>10.4</b>	<b>Die Darstellung spezifischer Alterskulturen: Entwicklung des kulturellen Eigensinnes .....</b>	<b>156</b>
<b>11</b>	<b>Zukunftsplanung und Zukunftsgestaltung: der kulturelle Pflichtbeitrag spezifischer Alterskulturen .....</b>	<b>161</b>
<b>11.1</b>	<b>Das Recht der Gesellschaft auf Teilhabe an spezifischen Alterskulturen .....</b>	<b>164</b>
<b>11.2</b>	<b>Notwendigkeiten und Möglichkeiten kultureller Intergenerationalität .....</b>	<b>171</b>
11.2.1	Kulturelle Intergenerationalität unter dem Paradigma pluraler Alterskulturen ..	171
11.2.2	Kulturelle Intergenerationalität unter dem Paradigma spezifischer Alterskulturen .....	173
11.2.3	Zusammenfassung: Bedingungen der Verwirklichung von kultureller Intergenerationalität.....	178

<b>11.3</b>	<b>Entwicklung und Verwirklichung spezifischer kultureller Altersrollen.....</b>	<b>179</b>
11.3.1	Spezifische kulturelle Altersrollen im aktiv-produktiven Bereich .....	185
11.3.1.1	Der reife Künstler: Kontinuität und Neuentwicklung .....	185
11.3.1.2	Der alternative Denker: Bündeln und Überschreiten .....	189
11.3.1.3	Der kulturelle Förderer und Unterstützer: Treiben und Zügeln .....	192
11.3.2	Spezifische kulturelle Altersrollen im aktiv-rezeptiven Bereich.....	196
11.3.2.1	Der weise Kritiker: Objektivieren und Subjektivieren .....	196
11.3.2.2	Das kompetente Publikum: Annehmen und Hinterfragen.....	200
11.3.2.3	Der Synoptiker: Überblicken und Unterscheiden.....	203
11.3.3	Spezifische kulturelle Rollen im aktiv-mediativen Bereich .....	207
11.3.3.1	Der Vermittler: Ansammeln und Anbieten .....	207
11.3.3.2	Der Filterer: Auslesen und Verwerfen.....	210
11.3.3.3	Der kulturelle Mentor: Vernetzen und Erweitern.....	215
11.3.4	Zusammenfassung: Experte in eigener Sache als umfassende altersspezifische kulturelle Rolle .....	218
<b>12</b>	<b>Zusammenfassung und Ausblick: Bedingungen und Möglichkeiten zur Erschließung spezifischer kultureller Alterskompetenzen für die Gesellschaft .....</b>	<b>223</b>
<b>12.1</b>	<b>Die strategische Ebene: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen zur Förderung kultureller Alterskompetenz.....</b>	<b>224</b>
<b>12.2</b>	<b>Die operative Ebene: Gestaltung von Rahmenbedingungen zur Vermittlung und Nutzung kultureller Alterkompetenzen.....</b>	<b>226</b>
12.2.1	Mögliche Gestaltungsprinzipien.....	227
12.2.2	Mögliche Organisationsstrukturen .....	229
<b>12.3</b>	<b>Resümee .....</b>	<b>233</b>
<b>13</b>	<b>Literatur .....</b>	<b>235</b>
<b>14</b>	<b>Anhang.....</b>	<b>254</b>

## Abstract

„Ach ja, unsere Senioren ..., sie wollen immer nur die Leckerbissen!“ – mit diesem Stoßseufzer äußerte sich eine in der Kulturarbeit engagierten Erwachsenenpädagogin im Zusammenhang mit den Recherchen zu der vorliegenden Untersuchung. Ob aufgrund des inhaltlichen Angebotes oder der Organisationsstruktur – die Älteren scheinen unzufrieden, entziehen sich. Allenthalben ist ein Teilnehmerückgang in der Seniorenkulturarbeit zu verzeichnen: kirchliche, parteiliche, staatliche und freie Veranstalter beklagen das gleiche Phänomen. Dieses unverständliche, zunehmende kulturelle Abstinenzverhalten älterer Menschen stellte zunächst die Ausgangsfrage der vorliegenden Untersuchung dar.

Über eine Meinungsforschung ließe sich diese Frage relativ rasch mit einem Wandel des Alters, des Altersbildes und mit einem neuen Kulturverständnis in einer pluralistischen Moderne beantworten. Denn immer noch arbeiten kulturelle Institutionen mit „ihren Senioren“ unter dem Paradigma sozialer Gratifikationskultur: Alte sollen an einem für sie von anderen wohlwollend ausgewählten Kulturangebot „partizipieren“, sind so Objekte („Zielgruppe“) gut gemeinter Kulturarbeit. Eine mögliche Konsequenz wäre, die aufgrund gesellschaftlicher Modernisierungsbedingungen (u.a. selbstbestimmter Individualisierung und Biografisierung) **entstandenen und bestehenden pluralen Alterskulturen** in gleicher Weise wie plurale Jugendkulturen anzuerkennen und deshalb auf das Konstrukt sowie auf den Begriff der sog. Seniorenkultur(arbeit) zu verzichten, da diese eine **homogene** Altengruppierung unterstellt und voraussetzt. Dies allein aber wäre zu kurz gegriffen. Eine solche Folgerung wird zwar als notwendig erachtet, sie ist aber nicht ausreichend, um einen vermuteten, naheliegenden **neuen gesellschaftlichen Stellenwert moderner Alterskulturen** zu beschreiben und zu werten.

Begründet in der gerontologischen Forschung und der empirischen Untersuchung einer begünstigten Altengruppe sowie einer begünstigten jugendlichen Kontrollgruppe lassen sich Möglichkeiten der Entwicklung und der Existenz **spezifischer Alterskulturen aufgrund entwickelter Weisheitspotentiale** im Alter erkennen und beschreiben, die - weit über eine pluralistische Angebots- und Rezeptionskultur hinaus – mit eigenen, besonderen kulturellen Qualitäten zu einem zukunftsfähigen gesellschaftlichen Diskurs beitragen können. Da weisheitsbegründete Kompetenzen sich bevorzugt im Alter entwickeln, werden sie in dieser Untersuchung als **spezifische kulturelle Alterskompetenzen** bezeichnet. Sie stellen ein Phänomen dar, das in der Diskussion um die Problematik einer sog. „überalterten Gesellschaft“ bisher weitgehend unberücksichtigt blieb. Die soziokulturellen Chancen und Notwendigkeiten spezifischer Alterskulturen wurden in der kulturellen Zukunftsdiskussion der Gesellschaft bisher nicht erkannt und nicht genutzt.

Mit einem sich entwickelnden Altenanteil von mehr als einem Drittel an der Gesamtbevölkerung in den nächsten drei Jahrzehnten stellt sich ein solcher kultureller Beitrag der Älteren an einer Zukunftsgestaltung zunehmend als generativer Pflichtbeitrag dar. Es müssen **neue kulturelle Altersrollen** wahrgenommen und damit neue und **erweiterte Deutungs- und Sichtweisen** von gesellschaftlicher Gegenwart und Zukunft möglich werden. Es muss darüber nachgedacht werden, welche **strukturellen und organisatorischen Rahmenbedingungen** die Erschließung und Verwirklichung spezifischer alterskompetenter Rollen ermöglichen können.

## 1 Einführung

Das Altersthema gewinnt in den letzten Jahren zunehmend und häufig sehr emotionsgeladen an Interesse. Nicht nur in der Literatur werden teilweise Sachinformation mit Wertungen vermengt (Podszun: „Die verkalkte Republik“, Gronemeyer: „Die Entfernung vom Wolfsrudel. Über den drohenden Krieg der Alten gegen die Jungen“). Auch massenmedial erweist sich das Altersthema von publizistischem Reiz, weil sich in der Wechselbeziehung unterschiedlicher Interessengruppen Vorurteile wie Ängste nicht nur feststellen, sondern auch schüren lassen. Deutlich geworden ist dies nicht zuletzt durch politische Gruppierungen, die Zweifel am Sinn des Generationenvertrages geäußert bzw. dessen Auflösung bereits angedacht haben. Wie eine Gesellschaft mit ihren Alten umgeht, auch und vor allem, wenn diese als gesellschaftliche Gruppierung in den kommenden Jahrzehnten eine zahlenmäßige Dominanz erreichen wird, ist nicht zuletzt eine Frage der Kultur einer Gesellschaft. Auf der anderen Seite jedoch müssen auch die Alten sich die Frage stellen lassen, wie und was sie zu einer gegenwärtigen und zukünftigen gesellschaftlichen Gestaltung beizutragen haben – und sie müssen Antwort auf diese Frage geben.

In vielen psychologischen ( z.B. Baltes & Baltes, Staudinger, Weinert), philosophischen (z.B. Rentsch, Mittelstraß) und soziologischen (z.B. Riley & Riley, Rosenmayr) Untersuchungen ist bereits deutlich geworden, dass vor allem die Gruppe der soziokulturell bevorzugten Alten eine Ressource aufweisen kann, die keine andere gesellschaftliche Gruppe in diesem Maße besitzt: das Potential der Weisheit. Ob und wie das Alter mit dieser Ressource zu Lösungen sozialer, philosophischer, auch ökonomischer Fragen der Zukunft beitragen will, auch dies ist eine Frage der Kultur einer Gesellschaft.

Wenn Kultur überhaupt, wenn Kulturarbeit im besonderen eine gesellschaftliche Funktion vorweisen und nicht nur privatistisch-stilistische Dekoration abgeben will, so läge ihre Aufgabe hier in diesem Bereich: Sie muss zur gemeinsamen Gesellschaftsgestaltung Gedankliches anzubieten haben, muss beitragen zur Reflexion, wie Generationen und Gruppierungen gegenwärtig und in Zukunft miteinander umgehen können und wollen, welche Ziele vertreten und mit welchen Maßnahmen sie erreicht werden können. Kultur wird hiermit definiert „als die umfassende Beschreibung dessen, was in einer hochentwickelten Gesellschaft unverzichtbar ist. Kultur als ganzheitliche Betrachtungsweise, die geistigen Anstrengungen der Menschen, Landschaft, Gesellschaft, das eigene Leben mit Geisteskraft zu gestalten ... als die politische Gestaltung der Gesellschaft“ (Deutscher Städtetag 1990). Damit überschreitet und subsumiert der Kulturbegriff in einem solchen weiten gesellschaftspolitischen Verständnis zunächst den engeren Kunstbegriff. Darüber hinaus jedoch umfasst eine solche Definition in einem breitestmöglichen Ansatz einen weiteren Aspekt, wie ihn das anthropologische Kulturverständnis auszeichnet: Kultur ist wesentlicher Bestandteil der permanenten Gestaltung menschlichen Zusammenlebens und muss als Moment *jeder* gesellschaftlichen Praxis gesehen werden (vgl. dazu die programmatischen Erklärungen der Kulturpolitischen Gesellschaft). Sie kann so über den Stachel ihrer symbolischen Äußerungen, insbesondere der Kunst (Ammann, Glaser, Göschel, Hoffmann, u.a.) soziale Lernprozesse und damit einen gesellschaftlichen Diskurs in Gang setzen. Dies allerdings kann nicht geschehen in kulturellen Ghettos (z.B. „Seniorenkultur“, „Zielgruppenveranstaltungen“), in denen durch gruppeninterne Bestätigungen eher eine kulturell einseitige Deutungs- und Aspektearmut droht und in deren Folge Abgrenzungstendenzen zu anderen kulturellen Gruppen auftreten müssen. Eine kulturelle Gegenwarts- und Zukunftskonstitution kann nur erfolgen über ein intersoziales, generationenübergreifendes plurales kulturelles Handeln (in Produktion, Rezeption, Vermittlung) und durch Vermittlung und Diskussion der vorhandenen, spezifisch eigenen kulturellen Zugangs- und Deutungsweisen jedes Einzelnen.

Beide Möglichkeiten werden untersucht und gewertet. Die große generative Chance kultureller Gegenwarts- und Zukunftsdeutung und –gestaltung wird jedoch nicht so sehr in den **pluralen** (vielfältigen, quer zu Generationen lagernden, aufgrund gesellschaftlicher Modernisierung entstandenen und bestehenden) Alterskulturen (Rosenmayr, Kolland) als vielmehr und eher in der **spezifischen** Alterskultur gesehen, die sich vorwiegend im Alter aufgrund der Erfahrung „gelebten Lebens“ und angesichts der Kürze der noch verbleibenden Zeit entwickelt und auf Weisheitspotentialen basiert. In dieser **spezifischen Alterskultur** mit den neu entwickelten Kompetenzen von Deutungsweisen und Verhaltensoptionen wird höchste gesellschaftliche Relevanz vermutet.

Im Gegensatz zu bereits vorhandenen Untersuchungen ist der Ausgangspunkt dieser vorliegenden Untersuchung nicht der Aspekt einer vermuteten kulturellen Abstinenz älterer Menschen, die aus (sozial-) pädagogischen, (sozial-) psychologischen und (sozial-) politischen Gründen bereits sehr umfassendes und weitreichendes Interesse erfährt. Vielmehr werden schwerpunktmäßig Möglichkeiten gegenwärtiger und zukünftiger Alterskulturen untersucht unter der Fragestellung, ob und was kompetente alte Menschen, die aufgrund allgemeiner



Bildungsexpansion in Zukunft einen immer wichtigeren gesellschaftlichen Anteil darstellen werden, mit ihren Entwicklungsmöglichkeiten von spezifischen kulturellen Alterskompetenzen zur Zukunftsgestaltung unserer Gesellschaft beitragen können, wollen und müssen.

Gestiegener und weiterhin steigender Bildungsstand, weitgehende finanzielle Wohlversorgtheit, besserer Gesundheitszustand, höhere körperliche Fitness, größere Mobilität und eine subjektive und objektive Unabhängigkeit von den Jüngeren stellen zugleich Voraussetzung und Verpflichtung zur Wahrnehmung neuer verantwortungsvoller kultureller Aufgaben und Rollen dar. Anders als sozialwirtschaftlich interessante „Altersrollen“ (Ehrenamt, Expertentätigkeiten, familienentlastende Funktionsrollen etc.) stellen die hier exemplarisch entwickelten **spezifischen kulturellen Altersrollen** nicht eine Weiterführung der alten Arbeitsrollen aus jüngeren Jahren dar, sondern eine Neuentwicklung aufgrund sich entwickelnder Weisheits-Qualitäten:

Sowohl die **Differenzierung zwischen pluralen und spezifischen Alterskulturen** als auch die **Möglichkeiten und die Notwendigkeit zur Wahrnehmung und Entwicklung neuer spezifischer kultureller Altersrollen** wurden - fundiert in der gerontologischen, aber auch kulturwissenschaftlichen Literatur - schwerpunktmäßig entwickelt aufgrund einer empirischen Befragung von (bildungsmäßig, informationell, sozial und ökonomisch) bevorzugten älteren und alten Menschen, bei denen mit hoher Wahrscheinlichkeit die Entwicklung von kulturell relevanten Alterskompetenzen aufgrund von Weisheitspotentialen anzunehmen ist (vgl. P.B. Baltes, Dittmann-Kohli, Mittelstrass, Riley&Riley, Staudinger, Sowarka, Smith, Thomae). Die Ergebnisse wurden gegenübergestellt den Aussagen einer in gleicher Weise bevorzugten Gruppe junger Menschen, bei denen aufgrund guter sozialer und bildungsmäßiger Voraussetzungen vorhandene Weisheitspotentiale zu vermuten sind und deshalb eine Entwicklung von Weisheitskompetenzen in zunehmendem Alter mit hoher Wahrscheinlichkeit prognostizierbar ist.

Aus den Stellungnahmen der Beforschten zu Zitaten der Psychogerontologie und der Weisheitsforschung (Staudinger, Dittmann-Kohli, Rentsch, Schmitz-Scherzer) werden kulturell relevante Weisheitskomponenten nachgewiesen, die von den älteren Probanden als vorhandene diskutiert, von den jungen Probanden bei Alten erhofft, vermutet und anerkannt werden. Aus ihnen werden jene spezifischen Alterskompetenzen erschlossen und beschrieben, die sich als wichtiger und notwendiger Beitrag zu einem kulturellen gesellschaftlichen zukunftsfähigen Diskurs erkennen lassen. Es sind dies die Fähigkeiten zu fundierten Sinndeutungen und -bestimmungen, zu synoptischem, wertrelativierendem und multiperspektivischem Denken, zur pragmatisch orientierten Kompetenz des Entscheidens und Urteilens und der Fähigkeit zur Beratung. Eine Umsetzung, eine Realisierung dieser spezifischen Alterskompetenzen wird exemplarisch angedacht in der Konstituierung neuer kultureller Rollen auf der produktiven, rezeptiven und mediativen Ebene.

Die so aus den kulturell relevanten Weisheitsqualitäten abgeleiteten und in neun Beispielen entwickelten spezifischen kulturellen Altersrollen dienen nicht der neuerlichen Rekrutierung einer „Reservearmee für ehrenamtliche Tätigkeiten“ (Eierdanz) im soziokulturellen Bereich und damit einer neuerlichen Verplanung und Verwertung des Alters, sondern es sind gesellschaftlich-kulturelle Rollen nach Spielregeln, die selbstdefiniert und selbstbestimmt wahrgenommen werden und über Alterskompetenz erfüllt werden können: „Das betrachte ich als sehr großen Vorteil im Alter“, bestätigt einer der beforschten Alten (Pb 17a), „... dass man mehr und mehr zu denen gehört, die diese Regeln mitbestimmen, verändern und schaffen können“.

Ob letztlich solche spezifischen kulturellen Altersrollen gesellschaftlich, generativ wirksam werden können, ist eine gesellschafts- und kulturpolitische Frage. Es müssen intergenerative Vernetzungen konstruiert und gefestigt werden, die auf formaler und inhaltlicher Ebene den kulturellen Diskurs und damit die gesellschaftliche Gestaltung von Zukunft ermöglichen.

## 2 Altersbestimmungen

### 2.1 „Alter unbestimmt“

„Ich bin ‚hors d'age‘“, beantwortete ein 73-jährige Marketing-Consulter aus der Reihe der Befragten kürzlich bei einem Vorstellungsgespräch lächelnd die Frage nach seinem Alter – wohl wissend, dass er den gut bezahlten Job einer landesweiten Generalvertretung, den er heute innehat, mit einer korrekten Altersangabe nicht bekommen hätte. „Hors d'age“- damit hatte er gewonnen, spielte er doch auf die unter Insidern wohl bekannte Qualitätsbezeichnung eines altgelagerten Armagnacs an, deren genaues Produktionsjahr aufgrund des zerfallenen Etiketts nicht mehr erkennbar ist: Ein Gütezeichen langer Lagerung. „Außerhalb des Alters“ wäre keine falsche, aber unverständliche Übersetzung. „Außerhalb der Jahreszählung“ wäre, etwas freier übertragen, zwar korrekt, aber nicht sehr elegant. „Alter unbestimmt“ sagt man im Deutschen – vergleichsweise nichtssagend wie ein Weinbrand gegenüber einem alten Armagnac, doch auf das Problem bereits verweisend und es als solches kennzeichnend. Denn: Alt? Was ist alt? Wer ist alt? Wann ist eine Sache alt, wann ein Mensch? Ein Fußballspieler, ein Universitätsprofessor, ein Manager? Wie alt sind die Alten und ab welchem Alter werden sie so bezeichnet?

Hat vielleicht die Satzung der VHS recht, nach der man mit 50 Jahren als Senior gilt und damit zugelassen wird als Teilnehmer der Seniorenvolkshochschule? Sind es die Sportvereine, deren 30-jährige Mitglieder mitspielen in der Mannschaft der „Alten Herren“? Oder gilt die Selbsteinschätzung der Betroffenen, die Tews für Deutschland eruiert hat, mit der Festschreibung: Alt ist man „ab 70 Jahre“ (Tews 1971:15)? Dies würde der Konzeption der Erhebungen der Berliner Altersstudie entsprechen, deren Auftrag eine umfassende interdisziplinäre Untersuchung der Lebensbedingungen alter und hochbetagter Menschen war: Als Zielgruppe der Studie wurden Männer und Frauen der Altersgruppe 70 – 95 Jahre und mehr bestimmt (Mayer/Baltes 1999:56). Noch höher gar setzt die Welt-Gesundheits-Organisation (WHO) die Festschreibung „Alte“ an: „Alte“ – das ist die Gruppe der 75 - 90-Jährigen (unterschieden von der Gruppe der „Älteren“ 60 - 75-Jährigen, den „Langlebigen“ 90 - 100-Jährigen und den Hochbetagten über 100-Jährigen) (nach: Glaser/ Röbbke 1992:11). Möglicherweise gilt aber auch die Angabe des Freizeitforschers Popp, der die Alterszeit als eine sich ausdehnende „Freizeitphase“ annimmt und sie bezeichnet als „das letzte Drittel, die Seniorenphase von 50 - 75“ (Popp 1997: 196)?

„Alter unbestimmt“ – eine idiomatisierte Zusammenfassung des Problems?

Tatsächlich: Auch das Lexikon als erste Anlaufstelle auf der Suche nach definitorischen Begriffsbestimmungen äußert sich zunächst unbestimmt: „**Alter**, die Zeit des Bestehens (ausgedrückt in Zeiteinheiten)“ – diese Möglichkeit als eine messbare, bestimmbare Größe entspräche der kalendarischen Angabe beim Menschen (er wäre x Jahre alt). Es folgt jedoch eine zweite und eine dritte Erklärung: „Altersstufe“ und: „(bes. beim Menschen) der letzte Lebensabschnitt vor dem Greisenalter“ (Brockhaus 1995:133). Im nachfolgenden Text wird zum Begriff Altersstufe ausgeführt: „Beim Menschen kann man als Altersstufe unterscheiden: Säuglingsalter (bis 1. Jahr), Kleinkind - A. (2.-3. Jahr), Vorschul-Alter (4.-5. Jahr), Schulalter (6.-12. Jahr), Jugendalter (13.-17. Jahr), Adoleszenz (18.-21. Jahr), Erwachsenen- und Greisen-A.“. Hier erfolgte eine differenzierte Aufgliederung in sechs Gruppen mit konkreten Jahresaltersangaben von 0-21 Jahren, während die „Restzeit“ von ca. 60 Jahren in eine einzige Altersgruppe ohne weitere Jahreszahlangaben zusammengefasst wurde. Auf der Suche, wann denn nun das Alter beginne, bleibt der Leser auch hier ratlos zurück: „Alter unbestimmt“.

Eine merkwürdige Antwort auf die noch ungelöste Frage nach einer gültigen, vielleicht erklärenden Altersbestimmung findet man im Lexikon der Microsoft Encarta Enzyklopädie 2000 unter dem Stichwort „Gerontologie“: Hier „herrscht Konsens darüber, dass das Alter als Lebensabschnitt per Definition mit dem 65. Lebensjahr beginnt“. Danach gäbe es eine Definition, zugleich aber auch einen Konsens? Wenn es eine Definition gäbe – wozu bräuchte man einen „herrschenden Konsens“? Vermutlich ist nicht eine „Definition“, sondern eine „Bestimmung“ von Alter gemeint, über die man einen Konsens herbeigeführt hat. Und dies mit dringender Notwendigkeit, denn im gleichen Werk findet man unter dem Stichwort „Alterspsychologie“ eine sehr viel weniger entschiedene und definitive Erklärung zum Begriff „Altern“: „Nach der üblichen Definition beginnt das Altern zu dem Zeitpunkt, an dem die psychisch-physiologische Leistungsfähigkeit ihren Höhepunkt erreicht, bzw. überschritten hat und in den allmählichen Prozess des Leistungsrückgangs umgeschlagen ist. Da dieser Altersabbau individuell sehr verschieden verläuft, lassen sich nur schwer generelle Aussagen über ‚das Alter an sich‘ machen“ (Microsoft Encarta, Enzyklopädie 2000, 1993-1999, microsoft corporation). Die „übliche Definition“, womit auch hier vermutlich eine Festlegung oder Bestimmung gemeint ist, beruft sich in dieser Erklärung auf eine biologische Begründung („Leistungsrückgang“, „Altersabbau“) und relativiert diese durch interindividuelle Differenzen. Tatsächlich findet man in den mit Altersprozessen befassten Wissenschaften wie Geriatrie, Biologie, Medizin, Psychologie keine konkreten Altersangaben zum Altersbereich – eine Festlegung wird im Gegenteil deutlich abgelehnt und nicht zuletzt deshalb wird die Bezeichnung Altersforschung schon seit den 40-er Jahren durch Alternsforschung ersetzt. Es wird also der Begriff Alter in den Begriff Altern korrigiert als ein Prozess, der bereits nach der Adoleszenz einsetzt und gleichzeitig Auf- und Abbauprozesse feststellen und interpretieren lässt: „Gegenstand gerontologischer Forschung kann nicht nur das hohe Alter sein, sondern das Altern, der ganze Prozess des Älterwerdens. Von daher gesehen ist es durchaus notwendig, Personen des 3., 4. und 5. Lebensjahrzehnts in die gerontologische Forschung mit einzubeziehen.“ (Lehr 1996: 14).

Auch historisch war der Lebensabschnitt Alter nie definiert im Sinne einer kalendarischen Festlegung, einer bestimmten Jahressaltersgrenze: Es „galt der als alt, dessen körperliche und geistige Kräfte – als Vorboten des Todes – schwanden, nicht jedoch der, der ein bestimmtes kalendarisches Alter überschritten hatte. Alt war, wer sich alt fühlte, wer die Hausherrnenstellung auf Jüngere übertrug oder mit entsprechender Kleidung seiner Umgebung sein Alter signalisierte ... Alter war bis ins frühe 20. Jahrhundert weitgehend gleichbedeutend mit Invalidität, es war biologisch determiniert. Erst seit dieser Phase ist die Altersphase sozial gesetzt und wird durch die Regeln der gesetzlichen Rentenversicherung bestimmt“ (Borscheid 1992: 38). Tatsächlich ist in diesem Bereich zum ersten Male eine konkrete, allgemein gültige und bestimmte, in nur geringem Maß flexible Grenzangabe zum Alter zu finden: In der Erwerbsbiografie wird zu einem bestimmten, festgelegten Zeitpunkt die „Altersgrenze“ erreicht. Unter diesem Begriff wird im Öffentlichen Dienst das Lebensalter gefasst, „mit dessen Erreichen der Bedienstete in den Ruhestand tritt, grundsätzlich mit Vollendung des 65. Lebensjahres“. Ausnahmeregelungen gelten für einzelne Beamtengruppen, die auf einen Antrag hin bereits mit 63 Jahren ihre Grenze zum Alter erreichen können. In der Rentenversicherung „bestimmt die Altersgrenze den Zeitpunkt, von dem ab der Versicherte Altersruhegeld beziehen kann“. Dies kann bei Frauen bereits mit 60 Jahren, bei Männern regelungsabhängig mit 63 Jahren der Fall sein. Letzter üblicher Zeitpunkt jedoch ist die Vollendung des 65. Lebensjahres. Als gesetzlich gültige Altersbestimmung ist also die Entlassung aus dem Arbeitsprozesse vom kalendarischen Alter her definiert zwischen 60 – 65 Jahren. Nach diesem Zeitpunkt hat man die Grenze zum Alter erreicht, ist also „alt“.

Zwar, so kann zusammengefasst werden, gibt es eine Altersgrenze im wissenschaftlichen Sinne nicht. **Es können keine allgemein gültigen Kriterien gefunden werden, die Aussagen darüber zulassen, mit wie viel Jahren ein Mensch alt ist. Wohl aber gibt es soziale und politische Festlegungen.** Die häufigst zitierte treffen wir in der Sozialpolitik, die wie oben beschrieben eine Altersgrenze mit einer kleinen Varianz festschreibt: Mit Erreichen dieses bestimmten kalendarischen Alters gilt der Mensch als zu alt, um weiterhin die volle Leistung seines bisherigen Lebens zu erbringen. Eine andere Festschreibung findet man in der Demoskopie – abhängig vom Untersuchungsgegenstand und Untersuchungsziel werden Aussagen zu soziodemographischen Daten benötigt und dazu u.a. Altersgrenzen, Altersabschnitte und dem Untersuchungsinhalt entsprechende Altersbeschreibungen willkürlich festgeschrieben und als solche Festschreibungen offengelegt (z.B. Berliner Studie, z.B. Marktforschungsanalysen). Altersfestlegungen und das Ziehen von bestimmten Altersgrenzen dienen also immer bestimmten Zwecken, sie sind bewusst und willkürlich gestaltet und können nicht verallgemeinert werden. Vor allem die Medizin und die Biologie, die häufig zur Begründung herangezogenen Wissenschaften, können keine „definierenden“ (Microsoft Enzyklopädie) Kriterien bieten (vgl. dazu ausführlich Abschnitt 5.1). Selbst die Sportvereine, die eine Einteilung in „Alte Herren“ bei 30-jährigen Fußballspielern oder „Seniorinnen“ für 30-jährige Marathonläuferinnen treffen, verzichten auf eine hier doch wenigstens naheliegende biologische Begründung und erklären ehrlicherweise, dass dies der Zeitpunkt sei, zu dem für eine Profisportkarriere keine Aussicht mehr bestehe und der Sportler als reiner Hobbysportler für den Verein relativ uninteressant, weil zu alt geworden ist.

Allein - und ausgerechnet - in der Sozialpolitik dient noch immer eine angeblich medizinisch-biologisch determinierte „Minderung der Arbeitskraft“ in Form von „Abnutzungs- und Verbraucherscheinungen“ als Grund zu einer frühzeitigen „Freisetzung“ oder Nicht(mehr)-Einstellung älterer Arbeitnehmer, die bereits durch betriebs- oder brancheneigene Sozialpläne mit 50 Jahren oder durch die gesetzliche Vorruhestandsregelung ab 58 Jahren als solche gelten.

Altersforscherin Ursula Lehr konstatiert: „Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Erkenntnisse wissenschaftlicher Altersforschung keine Kriterien zur Festsetzung einer fixen Altersgrenze bereitstellen können“ und fordert schlussziehend ärgerlich: „Möge auch aus gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen oder demographischen Gründen eine frühe oder auch späte Altersgrenze erwünscht sein, so sollte man das ehrlich begründen, sich aber nicht auf das angebliche ‚Wohl‘ des älteren Arbeitnehmers oder gar auf seine ‚herabgesetzte Leistungsfähigkeit‘ berufen“ (Lehr 1998: 41)

## **2.2 „Alter“ – Definition und Arbeitsbegriff**

**Eine zweckorientierte und der Thematik verpflichtete Bestimmung des Altersbegriffes erfolgt auch für diese Untersuchung. Begründet wird die Festschreibung aus dem Untersuchungszusammenhang; sie stützt sich auf die neueren Ergebnisse der Kulturosoziologie.**

„Das Alter hat sich verjüngt, stellen die mit der Erforschung des Alters befassten Wissenschaftler zunehmend fest“ (Universität 1999: 93). Dies bezieht sich zunächst einmal auf den Habitus und die Selbsteinschätzung der betroffenen Gruppe und mag so zur Förderung eines positiven Altersbildes beitragen: „Die über 60- und 70-Jährigen ... unterscheiden sich in ihren Einstellungen und Verhalten, in ihrem Wollen und Können, teils erheblich von den Menschen gleichen Alters, die der Generation ihrer Eltern und Großeltern angehörten“ (a.a.O.).

Zum anderen aber bezieht sich der Begriff der Verjüngung auf einen gesellschaftlichen Festschreibungsakt, der durchaus auch negative Auswirkungen haben kann: Es werden Menschen zu Älteren, zu Alten erklärt, die vom kalendarischen Alter her jünger sind als die zu Älteren oder Alten erklärten Menschen in früheren Jahren, wie z.B. die „freigesetzten“ älteren Arbeit-

nehmer. Vom „Konzept der Verjüngung“ spricht der Sozialwissenschaftler H.-P. Tews. Negativer Effekt der Verjüngung sei, „dass ein 45-Jähriger heute zu den älteren Arbeitnehmern gerechnet wird, dass ein 55-Jähriger in aller Regel keine beruflichen Chancen mehr hat“ (Tews 1997: 12).

„Nicht das Alter ‚verjüngt‘ sich hier“, schreibt die Projektgruppe um Neufeld von der Universität Frankfurt, sondern die Jungen werden ‚alt‘ gemacht. ‚50 plus‘ lautet die Zauberformel, mit deren Hilfe die Jahrgänge um die Lebensmitte flugs in die ‚Zielgruppe der Älteren und Alten hineinkatapultiert werden“ (Universität 1999:93).

Richtig ist, dass inzwischen die Bezeichnung Ältere oder Alte für Menschen ab 50 Jahre angewandt wird. Nicht ganz richtig ist die Bezeichnung „Lebensmitte“ für das Alter von 50 Jahren (bei einer gegenwärtig durchschnittlichen Lebenserwartung von 72,9 Jahren (Männer), bzw. 79,5 Jahre (Frauen) kommt man bei der Errechnung der Lebensmitte noch nicht einmal auf 40 Jahre (36,5 bzw. 39,7 Jahre)). Nicht ganz richtig ist auch die Vermutung, dass eine „Zauberformel“ für eine Altersbestimmung über die „Lebensmitte“ verantwortlich sei. Hierfür sind eher psychologische und alterspsychologische Phänomene die Ursache (bereits 1931 fragt C.G. Jung nach dem Sinn der zweiten Lebenshälfte und spricht von der Lebenswende (Olbrich/ Gunzelmann 1991:56), und es sind kultursoziologische Zusammenhänge verantwortlich. Auf die alternspsychologischen Zusammenhänge wird im Verlauf dieser Untersuchung ausführlich in Verbindung mit der Entwicklung und Institutionalisierung von Alterspotentialen eingegangen. An dieser Stelle sollen zunächst nur die kultursoziologischen Forschungsergebnisse dargestellt werden, da sie den Bedingungs- und Begründungszusammenhang der Altersfestschreibung in dieser Untersuchung darstellen.

Von einer „Soziologie der Lebensmitte“, spricht auch der Kultursoziologe Gerhard Schulze, meint damit jedoch nicht die kalendarische Mitte – die setzt er ausdrücklich mit 40 Jahren an – sondern das soziologisch „gemittelte“ Leben: Es wird nur noch zwischen Jüngeren und Älteren unterschieden. In der kulturellen Milieukonstellation der Gegenwart löst sich die Dreigliedrigkeit des Lebenszyklus auf. Sowohl nach dem kognitiven wie nach dem physiologischen Modell liegt in der (realistischen) Lebensmitte (um 40 Jahre) der Bruch zwischen Jugendlichkeit und Alter. Im kognitiven Bereich entsteht der Bruch durch die Erkenntnis, dass die subjektive Zukunft kürzer sein wird als die subjektive Vergangenheit: Mit der Anzahl der gelebten Jahre und der Verminderung der wahrscheinlich zu erwartenden Jahre ändern sich in der Lebensmitte tendenziell die Perspektiven. „Die Endlichkeit des zukünftigen Lebens tritt deutlicher hervor, die Erfolgsbilanz des vergangenen Lebens wird prekärer, weil sich der Kredit der langen Zeiträume aufzehrt ... Immer unausweichlicher wird die Erkenntnis, dass die subjektive Zukunft kürzer sein wird als die subjektive Vergangenheit – eine fundamentale Veränderung der Selbstwahrnehmung, die zu Identitätstransformationen im Erwachsenenalter führt“ (Schulze 1992: 370).

Physiologisch begründet Schulze diese Auflösung des dreiteiligen Lebenszyklus zugunsten der Zweiteilung durch den allmählichen Verlust des Erscheinungsbildes evidenter physischer Jugendlichkeit – „aller kosmetischen und sportlichen Anstrengungen zum Trotz“ und der Änderung auch innerer Funktionen, z.B. der Sexualität. Zwar belegt Schulze diese These durch 20, z.T. 30 Jahre alte Untersuchungen, die durch die neuere Forschung (Rosenmayr, Baltes/ Baltes et al.) inzwischen überholt sind, doch behält er zumindest eingeschränkt insofern recht, als dass diese seine Aussagen häufig den subjektiven Empfindungen Älterer entsprechen und deshalb kulturell von Bedeutung sind. So bleiben nach Schulze im kulturellen Erlebens- und Handlungsfeld zwei Alterskonstellationen deutlich: Ein kulturelles Integrationszentrum der Generation der Jüngeren und eines der Generation der Älteren.

Konsequenterweise definieren die Samples in der Morphologie für Altersuntersuchungen z.B. in der Markt- und Medienforschung die Untersuchungsgruppe als Jahressaltersgruppierung ab 50 Jahren, wobei in diesem Bereich weniger mit kollektiven, milieuspezifischen Erlebnis- und

Handlungsfeldern wie bei Schulze argumentiert wird, als vielmehr mit einer besonderen Situation einer „späten Reifeprüfung“ als zentrales und spezifisches Moment des Älterwerdens. Die „späte Reifeprüfung“ verlangt, dass man das „bislang Vertraute, Gelebte ‚aufbrechen‘ und eine neue, andere Haltung sowie neue, andere Schwerpunkte für seine Alltagsvollzüge finden“ muss. Dies „geschieht, weil einschneidende Erlebnisse dazu zwingen, praktisch das ganze Leben, alle Gewohnheiten und Abläufe des Alltags noch einmal zu revidieren und neu zu sortieren. Diese Erlebnisse sind meist Verluste (der Tod der Partners, der aus dem Hause gehenden Kinder, der gewohnten Abläufe und Rituale des Alltags) oder andere Formen von ‚Abschieden‘ (bei der Verrentung, der immer häufigeren ‚späten Scheidung‘, von bestimmten ‚Vermögen‘, die man nicht mehr hat)“ (rheingold 1999:5).

Die Zweiteilung des Lebenszyklusses vor und nach der Lebensmitte bedeutet – neben der soziologisch bereits intensiv untersuchten und beschriebenen Verlängerung der Jugendphase – eine verlängerte Altersphase ab dem 5. Lebensjahrzehnt. Diese Altersfestschreibung aus der Soziologie, begründet insbesondere in der Lebensstilforschung der Kulturosoziologie und der Morphologie, scheint im Zusammenhang mit der hier vorzunehmenden Untersuchung besonders brauchbar: Sowohl in der kulturosoziologischen Argumentation (Änderung der Perspektiven, Endlichkeitsbewusstsein des Lebens, Veränderung der Selbstwahrnehmung, Identitätstransformationen), als auch in der morphologischen Argumentation (Revision und Neusortierung des gesamten Lebens, der Gewohnheiten und Alltagsabläufe, Aufbrechen von Vertrautem, Gelebtem, Finden neuer, anderer Haltungen und anderer Schwerpunkte für Alltagsvollzüge) stellen sich kulturelle Qualitäten dar, die deutliche Hinweise auf die Möglichkeit einer kollektiven, spezifischen Alterskultur geben.

**Dieser Argumentation schließen sich neuere Alternsstudien (vgl. Kohli & Künemund 2000) und auch die vorliegende Untersuchung an, indem sie den beginnenden Alternsprozess und damit die Untersuchungsgruppe ab dem 40. Lebensjahr festlegen und von der konventionellen, erwerbsbiografisch – ökonomische definierten Altersgrenze Abstand nehmen.**

### **3 Wovon die Rede sein soll: Alter. Macht. Kultur. Politik**

„Die Routine der Kaffee- und Kuchennachmittage bei Kerzen und nostalgischen Klängen aus dem Kassettenrekorder gehört in die Reihe der karitativen Beschäftigungen mit den Alten, die sie das Wartesaalgefühl einmal nicht als individuelles, sondern zur Abwechslung als kollektives Schicksal erleben lassen. Daher stellt sich für Sozial- und Kulturpolitiker die Aufgabe, alle Anstrengungen zu unternehmen, um das Bewusstsein unserer Senioren dahin zu verändern, dass sie ihre Situation nicht als schicksalhaft empfinden, sondern als gesellschaftlich bedingt und damit als veränderbar begreifen. Nur wer zu diesem Selbstverständnis findet, wird am Horizont eine Zukunft sehen, in der einzurichten sich lohnt“ (Hoffmann 1981:339, Hervorhebung durch Autor).

Obwohl vor rund zwanzig Jahren geschrieben, entspricht das von Hilmar Hoffmann gezeichnete Bild gemütlichen, kommunikativen Beisammenseins noch häufig den Vorstellungen von Seniorenkultur: Sog. Alternnachmittage bei Organisationen wie Kirchen, Vereinen, Parteien, Gewerkschaften, Berufsverbänden, die sich durchaus als kulturtragende Institutionen verstehen und so verstanden werden, sehen immer noch recht ähnlich aus. Gelegentlich wird nach der Verteilung von Text- und Notenblättern noch etwas gesungen, der Kassettenrekorder durch einen Alleinunterhalter am Keyboard oder Akkordeon ersetzt, ab und an werden selbst- oder fremdverfasste Gedichte vorgetragen oder besinnliche Geschichten vorgelesen, manchmal Diareihen gezeigt von gemeinsamen Ausflügen oder von einem interessanten Urlaub eines Senioren und häufig, vor allem in der Vorweihnachts- oder Osterzeit, die Nachmittage mit aktivierenden Programmen wie kleineren Bastelarbeiten bereichert. Die Idee der „Verschöne-

„Lebensabends“ steht im Vordergrund solcher Veranstaltungen – das „Wartesaalgefühl als kollektives Schicksal“, wie Hilmar Hoffmann es sardonisch formuliert, lässt leichter erscheinen, was allein nur schwer zu ertragen ist: die langsam verrinnende Restzeit des Lebens.

Theorie und Praxis, Einstellungen und Arbeitsweisen der Veranstalter auf dem breiten „Schlachtfeld der Seniorenkulturarbeit“ scheinen unverändert – war es diese kritische Vision, die Hoffmann bewog, nicht in der Kulturpraxis Veränderungsmöglichkeiten zu erkennen, sondern in der Kulturpolitik? Mit der Bewusstseinsänderung der Senioren, nicht mit der der Veranstalter eine Situationsänderung herbeizuführen – das wäre die „Revolution von unten“ in der Kulturarbeit: Die Alten erkennen die Misere ihrer Lage als nicht schicksalhaft, sondern als gesellschaftlich bestimmt und begreifen sie als veränderbar – nähmen so die Macht zur Veränderung in die eigene Hand. Tatsächlich scheint sich auf der Basis dieser Art gesellschaftspolitisch begriffenen „Kulturrevolution“ etwas geändert zu haben: Obwohl die Praxis einer Kulturarbeit des „verschönerten Lebensabends“ immer noch existiert, nimmt die Zahl derjenigen rapide ab, die ihren Lebensabend auf diese Art „verschönert“ wissen wollen. Bei zunehmender absoluter Zahl von alten Menschen wird von den Veranstaltern ein zunehmender Teilnehmerschwund an den einst beliebten Seniorennachmittagen beklagt.

### **3.1 Die Alten als Zielgruppe der Kulturarbeit**

„Wenn sich die Seniorenkulturarbeit auf die Suche nach ihrer Zielgruppe begibt...“ (Zemann 1992: 39).

Eine ganze Reihe von unausgesprochenen Präsumptionen und Einschlüssen, aber auch Hintergründigkeiten und Einstellungen sind in diesem einfachen vorangestellten Nebensatz enthalten, der dann handfeste Kriterien zur Zielgruppenfindung folgen: An der in ihrer Aktivität personifizierten, so verselbständigten „Seniorenkulturarbeit“ (sie begibt sich auf die Suche) ist kein „Senior“ beteiligt, denn dieser wird erst noch gesucht. Es sind offensichtlich andere, die diese Arbeit (Kulturarbeit) für die Alten verrichten, die Jüngeren also. Damit entspricht dieses Verständnis von Zielgruppenarbeit weitgehend einer Definition des Kulturmanagements: „Zielgruppenarbeit im Kulturbereich versteht sich ... als die (möglichst) gezielte Ausrichtung kultureller Angebote auf Bevölkerungsgruppen, die nicht so selbstverständlich wie andere an der Kultur teilnehmen, besonderer Ansprache bedürfen, Hilfestellung verdienen, in ihrer kulturellen Betroffenheit aufgesucht werden wollen (oder sollen). Als Beispiele hierfür gelten Kinder und Jugendliche, ältere Menschen, ausländische Mitbürger sowie darüber hinaus ganz allgemein sozial und beruflich Benachteiligte“ (Heinrichs/ Klein 1996:317). Heinrichs, dessen Distanz zu dieser Definition bereits durch den einschränkenden Begriff „gelten“ deutlich wird, hat diese Art der Zielgruppendefinition bereits drei Jahre zuvor aus dem Blickwinkel neuerer Ergebnisse der Lebensstilforschung heraus kritisiert: „Wenn von Zielgruppen die Rede ist, denkt man vor allem im öffentlichen Kulturbetrieb immer noch an Bevölkerungsgruppen wie Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren. Doch sind solchermaßen differenzierte Zielgruppen für ein Marketing im Kulturbetrieb völlig ungeeignet“ (Heinrichs 1993: 180). Doch kommt auch Heinrichs nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass sich die öffentliche, aber auch die marktwirtschaftliche Kulturarbeit (noch) häufig und weitgehend an diesem Zielgruppenkonzept orientiert.

In dieser lexikalischen Definition von Zielgruppenarbeit, nach der ältere Menschen mit sozial und beruflich benachteiligten, vielleicht sogar mit geistig beeinträchtigten Menschen gleichgesetzt werden, wird gleichermaßen wie in den Implikationen Zemanns deutlich, dass die institutionelle oder organisierte Kulturarbeit noch immer ganz selbstverständlich von einem teilweise unkritisch hingenommenen defizitären Altersbild ausgeht: Es muss für die Alten gearbeitet, für sie Kultur gemacht, für sie kulturell gesorgt werden. Die Nähe zum Gedanken der Für-Sorge liegt entsprechend nahe. Denn es sind nicht etwa die Strukturen, die vorbereitet

werden, es sind die Inhalte, die zunächst von den Für-Sorgern geplant und entwickelt und schließlich angeboten werden („gezielte Ausrichtung kultureller Angebote“). Man begibt sich also mit fertigen Inhalten, die für die Alten als wichtig erachtet werden, auf den Weg zu den passenden, den bedürftigen Alten – der Zielgruppe.

Zwar spricht Zemann u.a. auch von „Autonomie“ der Zielgruppe, plädiert abschließend sogar für eine Kulturarbeit für, mit und von Älteren als Teil eines ganzheitlichen Konzeptes, doch bezieht sich dies auf das von ihm favorisierte „Selbst-Produktiv-Sein“ und „Selbst-Kreativ-Sein“, was er ausdrücklich als „Werte“ bezeichnet. Die pädagogischen, bei genauerer Betrachtung im Grunde sonderpädagogischen Ziele „Stärkung von Selbstwertgefühl, Lebenssinn und sozialer Einbindung“ geben Hinweise auf das Bild des defizitären Alten: Denn diese Eigenschaften sind wohl im Alter nicht vorhanden, sonst müssten sie nicht als zu erreichende Ziele formuliert werden. Das Erreichen dieser (sonder-) pädagogischen Ziele wird „vorrangig mit kreativen Mitteln angestrebt“ (Zemann S. 40), wobei es offen bleibt, was man sich unter kreativen „Mitteln“ vorzustellen hat.

Hier zeigt sich ein durchaus übliches Verständnis von „Seniorenkulturarbeit“, wie es sich auch in den Einstellungen von vielen Kulturarbeitern, Kulturpädagogen und Kulturvermittlern in kulturellen Institutionen und Organisationen spiegelt: Seniorenkulturarbeit wird verstanden als ein pädagogischer Vermittlungsprozess, in dem die Inhalte vom Vermittler festgelegt, die Zielgruppe entsprechend definiert und formiert wird, die Ziele „vorrangig mit kreativen Mitteln angestrebt“ und mit entsprechendem Medieneinsatz („Hilfsmittel jeder Art [finanzielle Subventionen können ebenso dazugehören wie behindertengerechte Räume]“) und angemessenen methodischen Fähigkeiten („situationsflexibel“) erreicht werden sollen. Quasi als Lernvoraussetzung und Lernbedingung wird auch der Kontext berücksichtigt, in dem der alte Mensch lebt, und zwar „nicht nur die aktuelle räumliche und soziale Situation ... Kontext ist auch seine Biografie“ (a.a.O. S. 39). Ein geradezu klassisches Modell pädagogischer Vermittlungsarbeit tritt hier zutage – konventionelles „Unterrichten“ mit eindeutiger Zielorientierung:

Die Biografie des alten Menschen wird zu einem Instrument der Didaktik, die kreativen Mittel als kulturelles Moment werden zu einem der Methodik. Die Ziele von Kulturarbeit werden zu Zielen der Sozialarbeit (Selbstwertgefühl, Lebenssinn, soziale Einbindung). Der „Betroffene“ wird Objekt in einem zielorientierten Lehrprozess – ausdrücklich ist es der Vermittler, der bei Zemann als „Akteur der soziokulturellen Arbeit“ bezeichnet wird.

Hinter dieser Art von Kulturarbeit steht genau die Vorstellung vom alten Menschen, die so fragwürdig ist (s. Abschnitt 4) wie „die Konzeption von Pädagogik“, mit deren Hilfe er vor der Gefahr der Langeweile, der Sinnlosigkeit, der Vereinsamung und des geistigen Abbaus bewahrt werden soll. Bei einer so verstandenen Kulturarbeit handelt es sich um „... eine Art Arbeit, in der die künstlerischen Mittel ‚eingesetzt‘ werden in kompensatorischer Absicht: als Werkzeug der Praktiken, mit deren Hilfe – oft von ästhetisch fortgebildeten Sozialarbeitern unter der Supervision von diplomierten Pädagogen oder auch Kulturwissenschaftlern – die ‚Modernisierungsverlierer‘ vor dem Absturz ... gerettet werden sollen. In der Kulturvermittlung geht es also oft um bloße Stützungsaktionen des Sozialen – Projektgelder kommen oft (noch) aus dem Sozialetat. Es geht nicht um die Erweiterung von Kreativität und Teilnahme am kulturellen Leben“ (Hartwig 1997:403).

Tatsächlich kann es den von Zemann benannten „Akteur der soziokulturellen Arbeit“ im Selbstverständnis der Soziokultur gar nicht geben, einen, der „das Interesse der Älteren“ auf sich zieht wie ein Alleinunterhalter, ein „Kulturanimateur“. Die von Zemann für die Seniorenkulturarbeit berufene Soziokultur wäre so missverstanden: Ein solcher Entwurf von Kulturarbeit widerspräche ihrem demokratischen und emanzipatorischen Kulturverständnis.

„Soziokultur ... akzentuiert vielmehr die Bedeutung von Kunst und Kultur für das alltägliche Leben der einzelnen und den politisch kulturellen Zustand der Gesellschaft. Kreativität, künstlerische Ausdrucks- und Genussfähigkeit und kommunikative Kompetenzen sind notwendige



Voraussetzungen für die Souveränität des Menschen im Umgang mit seinem eigenen Leben und für die Gestaltung der gesellschaftlichen Zukunft“ (BKK 1992:6).

Im demokratischen Kulturverständnis gibt es nur Akteure, die allesamt gleichberechtigt an der Kulturarbeit beteiligt sind, nämlich die Künstler (Maler, Musiker, Schauspieler, Schriftsteller), und das Publikum (Betrachter, Hörer, Leser). **Im demokratischen Kulturverständnis kann es keine hierarchischen Abhängigkeiten geben von „Be-Mittelten“, „Ver-Mittelnden“ und „Mittel-Losen“, nicht von „Gebern“ (Lehrenden) und „Nehmern“ (Belehrten), von „Habenden“ (Inhaltsträgern) und „Besitzlosen“ (Zielgruppen), oder von „Machthabern“ (Kulturträgern) und „Habenichtsen“ (Kulturnehmern).**

### 3.2 Macht und Verpflichtung: Kulturelle Selbststeuerung

Die „Souveränität des Menschen im Umgang mit seinem eigenen Leben und für die Gestaltung der Gesellschaftlichen Zukunft“ (BKK, a.a.O.) ist so zwar von der Soziokultur definiert und programmatisch festgeschrieben worden, es ist jedoch kein ausschließlich soziokulturelles Element. Spätestens seit dem Ende der „affirmativen Kultur“ (Marcuse) hat dieses politische Kulturverständnis allgemeine Akzeptanz erlangt und hat Anfang der siebziger Jahre das bis dahin weitgehend herrschende Konzept der Kulturpflege radikal in Frage gestellt. 1952 hatte der deutsche Städtetag noch als Leitsatz formuliert: „Die Pflege der Kultur ist für die Städte eine wichtige und dringliche Aufgabe sowohl um der kulturellen Werte willen, die es zu pflegen gilt, und der in dieser Pflege sich zeigenden geistigen Haltung als auch wegen der Bedeutung, die dieser Pflege für das Gemeinschaftsleben zukommt“ (in: Deutscher Städtetag 1971:104). Die Kultur existierte nach diesem damaligen Verständnis also als Wert an sich – Kultur ist gegeben als objektivierte Leistung, die es zu erhalten und zu pflegen gilt. Kritisiert als „affirmative Kultur“ wurde dieses Kulturverständnis abgelöst durch einen kulturanthropologisch und ethnologisch begründeten (erweiterten) Kulturbegriff. Heinrichs bezweifelt, ob es heute noch notwendig ist von einem „erweiterten“ Kulturbegriff zu sprechen: „Was in den siebziger Jahren als revolutionär empfunden wurde, nämlich die Einbeziehung der Alltagskultur in unseren Kulturbegriff, ist uns heute eine Selbstverständlichkeit. Für einen engen Kulturbegriff haben wir den Begriff ‚Kunst‘, alles, was mehr ist, meint ‚Kultur‘“ (Heinrichs 1993:19). Die Kulturpolitische Gesellschaft spricht heute nicht umsonst im Plural von „Kulturverständnissen“ (KuPoGe IV/1996:20) – es gibt keine verbindlichen Normen, auf die sich Aussagen zu einem einzigen, allgemein gültigen Kulturverständnis stützen lassen. Was wir heute unter Kultur verstehen, entsteht und ändert sich in ständiger öffentlicher, kulturpolitischer Diskussion und zeigt sich so als diskursiver Kulturpolitikbegriff. Er existiert nicht außerhalb der kulturellen Praxis konkret interagierender Menschen.

Aber nicht nur unser Verständnis von Kultur hat sich gewandelt, auch unser Kunstverständnis ist ein anderes geworden: Das „Gute, Wahre und Schöne“, unter deren Flagge die Kunst noch in den ersten Nachkriegsjahren segelte, bekam bereits in den sechziger Jahren erste Brüche. Die moderne Musik, die bildende Kunst und das Theater, der neue deutsche Film – sie alle entwickelten neue ästhetische Selbstverständnisse und innovative Präsentationsformen. Sie knüpften in eigenständiger Form an eine künstlerische Praxis (etwa des Dada) an, in der Respektlosigkeit, Widerstand, Protest und Experiment einen hohen Stellenwert hatten. Sie sorgten so für ein völlig neues Kunstverständnis – voller differenter und konträrer Sichtweisen und Interpretationsmöglichkeiten.

Die scheinbar zeit- und fraglosen Werte, wie „das Gute, Wahre, Schöne“ sind seit jener Zeit ins Wanken geraten. Damit sind die alten Wertorientierungen zwar nicht verschwunden, sie existieren jedoch „nicht mehr in ihrer alten selbstverständlichen Gültigkeit“ (Negt 1996: 21). Die Anomie wird zum Zustand der Normalität, es gibt keine gültigen Wahrheiten. Dennoch

gibt es eine ständige Suche nach ihnen. Aber es ist schwer geworden für den Einzelnen in seiner Orientierungssuche: Da es keine allgemein gültigen Wahrheiten gibt, kann es auch keine Wahrheitskenner, Wahrheitsverwalter oder Wahrheitsverkünder geben. „Viele Dinge, die in einem noch existierenden selbstverständlichen Kulturzusammenhang Vorgaben machen, ohne dass der Einzelne jetzt individuell auf die Suche gehen müsste, etwas selber zu finden, sind brüchig geworden... Wahrheitsversprechung, Sicherheitsversprechen, ontologische Wahrheiten, Gewissheiten unter Opferung meiner eigenen Reflexion“ kann es nicht mehr geben (Negt a.a.O.).

Wenn wir, wie wir es heute tun und tun müssen, unter Kulturarbeit das engagierte Interesse für das jeweils neu zu Bestimmende und zu Begründende, das Widersprüchliche, das Fremde, das Konfliktträchtige, das Unerprobte und Experimentelle einrechnen, so hebt sich eine Kulturarbeit auf, die sich im Sinne der einleitenden Beschreibung (vgl. 3.1) über didaktisch-methodisch realisierbare Ziele und damit zugleich über kulturelle Hegemonie- und Herrschaftsansprüche definiert.

**Kulturarbeit als historisch-gesellschaftliches Projekt befähigt und zwingt zur kulturellen Selbstvergewisserung auf einem Feld vielfältiger Deutungsmöglichkeiten, der Prozess der Identitätsfindung beinhaltet so auch das Durchschauen und Lösen von Machtabhängigkeiten und Machtstrukturen. „Wenn wir in unseren kulturellen Zusammenhängen nicht daran gehen, auch die Machtpotentiale, die dahinterstehen, ... anzugreifen, dann werden wir auch nicht jenen Bereich besser beackern können, den wir als Kultur bezeichnen“ (Negt a.a.O.).**

**Damit muss der Begriff einer „Zielgruppe Senioren“ nicht nur aus Kulturmanagement-Gesichtspunkten (s.o.), sondern auch und vor allem aus kultureller Begründung kritisiert werden. In der Kulturarbeit kann es nur aktiv Beteiligte, Akteure geben, die allesamt Verantwortung tragen für eine individuelle und gesellschaftliche kulturelle Orientierung.**

Was Detlef Knopf bezogen auf die Erwachsenenbildung postuliert, gilt in noch höherem Maße für die Kulturarbeit: Sie kann nur dann Relevanz für die Lebensgestaltung des Einzelnen beanspruchen, wenn radikal gebrochen wird mit der Vorstellung, sie könne in der Begleitung lebenslanger Lernprozesse zielsicher die Richtung angeben. Allenfalls kann sie „angesichts zieloffener Entwicklungsprozesse ... kurzzeitig Perspektiven vorgeben ...“, denn jene Ziele werden im Prozess durch die Lernenden gefunden und mitbestimmt“ (Knopf 1999: 12).

### **3.3 Kultur im Alter: Problemaufriss und These**

„Young Oldies“ werden sie genannt oder auch nur „Oldies“, die „Empty-Nesters“, „Grufties“, „Eldies“, „Woopies“ (well-off-older people), die „Uhus“ (Unter-Hundertjährige), die „Top-Fifties“, die „Go-Goes“, „Slow-Goes“, „No-Goes“, die „Kukidents“, die „Silverkids“ und „Greyhounds“, die „Graue Front“, die „Grauhaarigen“, die „Verrenteten“, die „Bejahrten“ und „Enthaarten“.

Freundliche Necknamen für die Alten könnten hinter dieser Reihe von Altenbenennungen vermutet werden. Liegt doch eine spontane Assoziation zu den Termini im Jugendbereich nahe:

„Trasher“, „Waver“, „Raver“, „Rapper“, „Technos“, „Metals“, „Grunger“, „Slacker“, „Peacer“, „Yippies“, „Yuppies“, „Freaks“, „Indies“, „Faschos“ und „Hardcores“, „Prollheads“, „Mainstreams“ und „Neutralos“ – um mit diesen nur wenige Bezeichnungen aus einer auch für professionelle Jugendforscher inzwischen unüberschaubaren Menge herauszugreifen.

Doch die Assoziation trägt, die Entsprechung ist eine rein lautliche, sie ist scheinbar und vordergründig, denn bei genauerer Betrachtung erkennt man den feinen und zugleich fundamentalen Unterschied: Während sich die ironisierenden Bezeichnungen bei den alten Menschen nur auf das Alter selbst, den Zustand oder die Höhe des Lebensalters beziehen, kennzeichnen die für die Jugendlichen oder jungen Erwachsenen die verschiedenen Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Szenen, Kulturen oder Subkulturen – zu politischen, sozialen, kulturellen Gruppierungen, wollen hochdifferenzierte Lebensstile ausdrücken, identitätsstiftende Kunst-, speziell Musikrichtungen, oder auch unterschiedliche abgrenzende Bildungsstände. Die Bezeichnungen für Jugendliche sind also kulturelle Differenzierungen, kennzeichnen eine Vielfalt von Jugendkulturen, während die für die Alten allenfalls Lebensalterdifferenzierungen darstellen.

Es könnte dies eine Bestätigung sein für die pessimistische Einstellung, wie sie in der Altersliteratur immer wieder vertreten wird – dass nämlich eine eigene Alterskultur nicht entwickelt worden sei. Etwa bei Pauli: „Eine eigene Alterskultur, die Wert und Sinn jenseits der Leistungsgesellschaft stiften könnte, ist bislang nicht ausgeprägt“ (DIFF 1997: 10). Eine so vorsichtig hoffnungsversprechende Einschränkung wie „bislang“ fehlt bei Mader, definitiv konstatiert er, dass „es keinen etwa der Jugendkultur vergleichbaren kulturellen Kontext für alte Menschen gibt, der ihnen in ihrem Alter Orientierung und Struktur geben könnte... Es gab und gibt keine Klasse und keine Schicht alter Menschen. Es gibt keine kulturelle Aufgabe, die spezifisch den Alternden zugeschrieben werden könnte“ (Mader 1994: 96).

Sollten die beiden Autoren recht haben? Verzehren die Alten nur die Brosamen vom Tische der (jüngeren) wohlmeinenden Kulturträger? Sind sie undankbar noch dazu, wollen nicht alles nehmen, verschmähen Gebotenes, „wollen immer nur die Leckerbissen“, wie die Leiterin der Senioren-VHS einer Kleinstadt im Vorfeld dieser Untersuchung beklagte? Oder handelt es sich bei den Aussagen zu einer nicht entwickelten eigenen Alterskultur nur um ein negatives Altersbild? Wäre das Bild vom Alter als einer „kulturfreien Zone“ den defizitären Alternsbildern zuzurechnen, ähnlich denen der Armut, Krankheit und Hilflosigkeit? Diesen Fragen nachzugehen ist die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung. Sollte sich das Alter tatsächlich als defizitärer Zustand, als ein kulturloser Status erweisen, so wäre die gesellschaftlich notwendige Konsequenz tatsächlich, entweder (sonder-, sozialpädagogisch) kompensatorisch oder im fürsorgenden, wohlthätigen Sinne mit allerlei freundlichen Angeboten aus dem „kulturellen Kontext“ der Jüngeren wirksam zu werden, um ihnen eine „kulturelle Aufgabe“ zuzuschreiben, die „ihnen in ihrem Alter Orientierung und Struktur geben könnte“ (s.o.), die so für die „Verschönerung des Lebensabends“ sorgen könnte. Das bedeutete, Alterskultur existierte nur im Zuwendungsrahmen einer kompensatorischen Pädagogik oder einer karitativen Sozialarbeit.

Die andere Möglichkeit wäre die, dass Pauli und Mader nicht recht hätten mit ihrer Annahme und dass sich bereits unmerklich und still **das Alternsbild gewandelt hätte vom defizitären (hier: Kultur-) Zustand zum positiven Bild einer – wenigstens potentiellen – Kulturträgerschaft, dass also bereits eine Kultur existiert, „die spezifisch den Alternden zugeschrieben werden könnte“ (s.o.).**

Diese letztere Möglichkeit wird als These vorgestellt und im weiteren überprüft:

**Das Paradigma eines kultur-losen Zustandes im Alter hat sich für die kulturelle Öffentlichkeit noch weitgehend unbemerkt und unberücksichtigt gewandelt zum Paradigma einer selbstbestimmten und selbstbewussten eigenen Alters-Kultur.**

Eine solche Annahme hat sich als Handlungsvoraussetzung bereits ansatzweise bestätigt und bewährt im Bereich der Marktwirtschaft, im Besonderen im Bereich der Werbung. Hier existieren Differenzierungen des Alters nach Lebensstilgruppierungen. Dieser Umdenkungsprozess könnte, wenn in diesen Bereichen bereits als profitabel genutzt, weitergedacht und untersucht werden im Bereich der Kultur. Notwendig ist ein differenziertes Altersbild, in dem die Alten nicht als erdrückende und zu erdulden Restmenge, als Überbleibsel einer einst erwerbstätigen Gesellschaftsgruppe angesehen werden, sondern als eigenständige, eigensinnige Gruppe, deren Produktivität und Spezifität von der Gesellschaft als fruchtbar erkannt und anerkannt werden muss, weil sie so und nur so zu deren Zukunftsbewältigung beitragen kann.

Die Vorstellung eines alternativen Altersbildes mit einer eigenen Alterskultur beinhaltet anders als das wenig störende, defizitäre Altersbild ein gesellschaftsgestaltendes, gesellschaftsveränderndes Moment. Dies muss nicht, wie in der jugendlichen Gegenkultur, Dimensionen von Revolte oder alternativen Existenzformen annehmen, da Alterskultur sich nicht gegen andere Existenzformen richtet. Die Gegenkultur des Alters bestünde wie jede andere Kultur mit einem eigenem Geltungsanspruch und einer eigenen spezifischen Binnenkommunikation. „Schließlich belegen auch Forschungen über die Zusammensetzung von Kontaktnetzen Tendenzen zur Altershomogenität“ (Schulze 1993: 377). Doch neben altershomogenen Kontaktpreferenzen gibt es eindeutige kulturelle, interessen geleitete intergenerative Kontaktpreferenzen unabhängig vom Alter – dies hat sich nicht zuletzt in der empirischen Untersuchung herausgestellt. Und aus eben dieser Heterogenität von Beziehungen im kulturellen Raum werden sich Perspektiven für die Gesellschaft ableiten lassen. Denn:

**Wenn die Alterskultur zur Gestaltung gesellschaftlicher Prozesse beitragen will, muss sie die „Korridore“ (Schulze) öffnen – und umgekehrt. Eine Kultur, die ‚segmentiert‘ in der Gesellschaft existiert, ist für diese belanglos, „nichts sagend“, ob dies nun eine Jugend- oder eine Alterskultur ist.**

#### **4 Mögliche Aspekte von Kultur im Alter – Eingrenzungen, Ausschlüsse**

„Die leider immer noch weitgehend auf besondere Zielgruppen bezogenen Angebote von Kunst, Museen, Konzert, Oper, Schauspiel usw. sind ... nicht ohne weiteres jener Gruppe von Menschen anzudienen, die kaum viel mehr verbindet, als die Tatsache, dass sie an einem rentengesetzlichen Stichtag einer Art kollektiven Schicksals unterworfen und aus dem aktiven Erwerbsleben entlassen wurden“ (Hoffmann 1981:336).

Hoffmann stellt mit diesen Worten an kulturelle Organisationen, Institutionen und andere Kulturanbieter die Forderung, die Zielgruppe „Senioren“ nicht mit einer globalen Altenmenge zu verwechseln. Der Begriff „Zielgruppe“ wurde bereits in Teil 3.1 kritisiert. Die Differenzierung des globalen Begriffes „Senioren“ gehört für Hoffmann zu den selbstverständlichen Marketing-Analysen („genaue Analyse der Situation, auf der Freizeitangebote oder Programme kulturellen Lernens für Senioren beruhen“), ihre Berücksichtigung trägt entscheidend bei zu „Erfolg oder Misserfolg aller entsprechenden Bemühungen“(a.a.O.).

In der Kulturarbeit beruhen und beruhen Zielgruppendifferenzierungen weitgehend auf den Zuordnungen zur Geschlechtszugehörigkeit, zum Alter und zu (schulischen) Bildungsvoraussetzungen. Zwar werden häufig noch weitere Kriterien der Zielgruppenbestimmung herangezogen – bei Hoffmann z.B. Berufsgruppe, Einkommen, Gesundheitszustand – an dieser Stelle soll jedoch schwerpunktmäßig eingegangen werden auf die traditionellen und üblicherweise soziodemoskopisch immer wieder abgefragten Gender-, Kohorten- und Bildungszuordnungen. Es soll schließlich begründet werden, warum diese Aspekte in der vorliegenden Untersuchung bewusst vernachlässigt (Gender- und Kohorten aspekt) oder besonders gewichtet (Bildungsstruktur) werden.

#### 4.1 Vernachlässigung des Kohortenaspektes

Sogar als kulturell konfliktträchtig betrachtet Schulze den Kohortenaspekt hinsichtlich der Generationenbeziehungen, wobei er von der ungewöhnlichen Annahme ausgeht, dass erst aus dem Generationenkonflikt eine Kohortensolidarität entsteht und nicht umgekehrt: „Die ästhetischen Spannungen zwischen den Generationen führten erst zu Konflikten, dann zu Segmentierungen kohortenspezifischer Erlebnismilieus“ (Schulze 1992: 189). Auf der anderen Seite stellt er generationenspezifische Differenzierungen durch lebenszyklische Ereignisse fest: „Andererseits hat sich in einer Reihe von Untersuchungen gezeigt, dass mit zunehmendem Alter immer wieder ähnliche Veränderungen von Erlebnisbedürfnissen und Erlebnismustern auftreten“. Wenn es denn diese ähnlichen, also gemeinsamen Änderungen wären, die zu Kohortenähnlichkeit, bzw. letztlich zu Kohortensolidarität führten (was seinem ersten Schluss nicht widerspräche, die Einleitung der zweiten These als „andererseits...“ also nicht einmal nötig gewesen wäre), dann müssten z.B. die 60-Jährigen der Neunziger Jahre den 60-Jährigen der sechziger Jahre ähnlich strukturiert sein. Dies bestätigt Schulze („physiologische“, „biologische“, „kognitive Korrelate“). Dies jedoch wäre ein eigenes Verständnis von Kohortenaspekt und entspräche nicht dem allgemeinen Verständnis: „Eine Kohorte lässt sich als ein Aggregat, eben als Schar von Individuen (oder Gruppen) bestimmen, die in einem Zeitintervall (z.B. während eines Jahres oder Jahrzehntes) in ein bestimmtes soziales System (z.B. eine Schule) ‚eintraten‘, darin verweilten und teilweise gemeinsam wieder austraten. Eine Kohorte kann als eine, ein zeitmäßig bestimmtes Intervall durchlaufende Populationseinheit bestimmt werden“ (Rosenmayr 1998: 17). Nur in einer solchen Kohortendefinition besteht ein Sinn, denn wenn nach Schulze alle 60-Jährigen durch die Jahrzehnte gleich strukturiert wären, erübrigte sich eine differenzierende Einteilung nach Kohortenzugehörigkeit.

Im Allgemeinen gelten Kohortenvergleiche (nach der Definition von Rosenmayr) als wesentliches Moment bei Altersuntersuchungen. So baut auch das Projekt „Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters“ des DZFA auf einem Vergleich der Kohorte 1930/ 32 und Kohorte 1950/ 52 hinsichtlich medizinischer, psychischer und soziologischer Befunde auf. Während erwartungsgemäß im medizinischen Bereich gewisse Kohortenunterschiede feststellbar waren, finden sich keine oder kaum Kohortenunterschiede hinsichtlich der erhobenen Kontrollüberzeugungen, der sozialen Integration, der emotionalen Tönung der gegenwärtigen Situation, dem Kompetenzerleben, der Antizipation und der Tönung der Zukunftsperspektive und im Umgang mit Belastungen.

Diese, im kulturellen Bereich, im kulturellen Leben wesentlichen Aspekte scheinen also weniger kohortenspezifisch als vielmehr altersindividuell geprägt. Wenn die Projektleiter das Kapitel „Kohortenvergleiche“ einleiten mit der Einschränkung: „Für manche Fragestellungen dürfte in erster Linie das Lebensalter als Erklärung von Unterschieden heranzuziehen sein, für andere ist wohl auch der Einfluss unterschiedlicher biografischer Ereignisse in Betracht zu ziehen“ (DZFA 1997:35), so gilt dieser Einfluss eben den kohortenunabhängigen Faktoren im emotional-kognitiven Bereich, d.h., es werden im Alter für die Kultur wesentliche, individuelle Eigenschaften kohortenunabhängig gebildet.

Ob kohortenabhängige Altersentwicklungen z.B. im medizinischen oder sozialen Bereich in der Kultur als stabilisierender Gruppenfaktor dienen könnte, wird bei Zemann als Möglichkeit angedacht, doch in der Folge wieder in Frage gestellt: „Natürlich ist zu prüfen, ob im konkreten Fall verbindende Momente einer ‚Teil-Senioren-Kultur‘ und vielleicht die intergenerative Öffnung zunächst des Umwegs über ein stabilisierendes ‚Altersgruppenbewusstsein‘ bedarf, welches in einer (von den biografischen Hintergründen, der Lebenssituation, dem Wertehorizont und der Interessenlage her) relativ homogenen Gruppe leichter entstehen mag“. Zemann sieht also im Gegensatz zu Schulze (s.o.) keine Gefahr in der Annahme solcher Gruppensolidarität, sondern eine Chance zur Intergenerativität in der Kulturarbeit. Doch selbst als Sozialwissenschaftler schätzt Zemann den Kohorteneffekt bei der Entstehung von Gruppensolidari-

tät gering ein: „Dabei *kann* – und dies wäre dann eine der wenigen Ausnahmen, unter denen auch relative Altersgleichheit der Teilnehmer sinnvoll erscheint – das gemeinsame Lebensalter als Bedingung gemeinsamer Kohortenerfahrung und Prägung durch gleiche historische Ereignisse („Zeitgeisteffekte“) natürlich eine Rolle spielen. Wichtiger ist es fast immer, gemeinsame Bedürfnisse und Kompetenzen in den gemeinsamen Handlungszusammenhang von Kulturarbeit zu bringen“ (Zemann 1992:40). **Bedürfnisse und Kompetenzen – eben dieses sind genau die Bereiche, die das DZFA (s.o.) als kohortenunabhängig festgestellt hatte. Zugleich sind dies in der kulturellen Aktivität, im kulturellen Erleben die wesentlichen Voraussetzungen. Deshalb wird der Kohortenaspekt als bestimmender Faktor im kulturellen Bereich als eher unwesentlich gewertet.**

**Anders und bestimmend stellt sich allerdings eine Kohortenabhängigkeit im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Modernisierung heraus: Verbunden mit einem zeitentsprechend geringeren Bildungsniveau zeigen sehr alte Menschen, die den Modernisierungsprozess der Gesellschaft nicht mitgestaltet und/oder bejaht haben, einen eher homogenen, an Hierarchien und Autoritäten angepassteren kulturellen Habitus: Es gibt deutliche Differenzen zwischen „der Generation, die ihre prägenden Jahre in der NS-Zeit und der Generation, die sie in den nach 68er Jahren erlebte“ (Nunner-Winkler 2001: o. S.). Aufgrund fehlender oder geringer Individualisierungsmöglichkeiten und Individualisierungswünsche weisen sie ein eher außenorientiertes kulturelles Verhalten und Verständnis auf als ein selbstbestimmt-individuelles (vgl. Eierdanz, Göschel, Kolland, Nunner-Winkler). Durch dieses geringere Maß an demokratisch orientiertem kulturellen Options- und Entscheidungsverhalten zeigt sich diese Gruppe der sehr alten Menschen kulturell eher traditionsorientiert und eher der Kulturpflege denn einem innovativen und experimentellen Kulturverständnis verpflichtet. Diese Gruppe erscheint für die vorliegende Untersuchung aufgrund der empirischen Auswahlkriterien des hohen Bildungs-, Informations- und Sozialniveaus jedoch als nicht signifikant. Weiter und begründend ausgeführt wird dies in Abschnitt 8.3.1, 9.6 und im Kapitel 10.**

#### **4.2 Vernachlässigung des Gender-Aspektes**

Als außerordentlich wichtig stellt sich der Gender-Aspekt in der Gerontologie aus dem Blickwinkel der Psychologin Niederfranke dar, die sich intensiv mit biografischen und sozialpsychologischen Aspekten der Geschlechtszugehörigkeit auseinandersetzt. Sie plädiert für eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise als unerlässlich „auch bezüglich der Teilhabe an Bildungsangeboten ... – sowohl auf der Analyseebene als auch auf der Ebene der Bildungskonzeption und -organisation“ (Niederfranke 1994:45). Die Notwendigkeit zeige sich in den soziodemografischen Fakten der „Hochaltrigkeit“ (zwei Drittel der über 60-Jährigen, drei Viertel der über 75-Jährigen sind Frauen), der „Singularisierung“ (durch die höhere Lebenserwartung leben mehr Frauen als Männer im Alter allein: 1991 war nahezu jede 2. Frau über 60 Jahre verwitwet, aber 80% der Männer über 60 Jahre verheiratet), diese Fakten verdichten sich in einem Cluster zur „Feminisierung des Alters“ (a.a.O. S. 46, 47). Dazu werden kumulative Benachteiligungen im materiellen Bereich deutlich (vgl. hierzu: 6.1.3): die sog. Frauen-Alters-Armut, die 1992 von Niederfranke bereits genau untersucht, beschrieben und von der Autorin als sehr schwerwiegend eingeschätzt wurde (Niederfranke 1992: 127 – 138). Nach den neuesten Untersuchungen in der Berliner Altersstudie zeigt sich die Frauen-Alters-Armut jedoch als weniger dramatisch (3% der gesamten untersuchten Population – also Männer und Frauen – liegen unterhalb der beschriebenen Armutsgrenze, erst bei den hochbetagten Frauen über 85 Jahren lässt sich ein erhöhtes Armutsrisiko feststellen). In der eingangs bereits zitierten Untersuchung schränkt Niederfranke auch bereits unter Bezugnahme auf eine Untersuchung von Andreas Kruse (Kruse 1992a) ihre zunächst von größter Brisanz gekennzeichneten

Thesen soweit ein, „dass ältere Frauen in Abhängigkeit von verschiedenen sozialen, psychologischen, ökonomischen, ökologischen und biografischen Faktoren sehr unterschiedlich mit ihrer Lebenssituation umgehen, d.h. auch mit ihrer Armutssituation“ (Niederfranke 1994: 135). Und 1997 relativiert die Autorin die Dramatik der Frauen-Altersarmut in einem Interview etwas beruhigender: Die Frauen „sind es, die in aller Regel allein leben, die mit einer deutlich geringeren Altersrente auskommen müssen“ (Niederfranke 1997: 24).

Auch wenn in soziodemografischer Hinsicht der Gender-Aspekt unbestritten häufig das Persönlichkeitsbild mitbestimmt, sind es doch offensichtlich eher die interindividuellen und intraindividuellen Faktoren, die die Gestaltung der eigenen Alterswirklichkeit dominierend beeinflussen. Dies gilt nicht nur für die Bewältigung der (geringen) Altersarmut bei Frauen, sondern auch für die Bewältigung der Singularitätsfolgen (vgl. hierzu: 6.1.1). Die geringere Bedeutung des Gender-Aspektes gegenüber den inter- und intraindividuellen Entwicklungskomponenten im Alter wird u.a. betont im Forschungsbericht des deutschen Zentrums für Altersforschung über Bedürfnisstrukturen älterer Menschen, die vielerlei Subgruppen im Untersuchungsverlauf differenziert, jedoch keine getrennt geschlechtlichen: „Ausdrücklich nicht unterschieden wurde nach dem Geschlecht älterer Menschen, da es hinsichtlich der Bedürfnisorientierung nur eine untergeordnete Rolle spielt“ (DZFA 1997:50).

Über einen anderen thematischen Zugang trägt Nunner-Winkler (2001) mit einem empirischen Beitrag zur Gleichheits-/ Differenz-Debatte hinsichtlich der Ontologie und Ontogenese kulturell relevanter moralischer Einstellungen bei und bestätigt in diesem Bereich eher eine hohe Übereinstimmung zwischen den Geschlechtern als eine - zunächst vermutete - Diskrepanz: Entstehung und Äußerungen von Werterhaltung und -verständnis „erweist sich als Frage nicht der Geschlechts- sondern der Generationszugehörigkeit“ (Nunner-Winkler 2001: o.S.). Für die hinsichtlich kulturellen Verhaltens und kulturellen Orientierungen wichtigen untersuchten Eigenschaften der Moralvorstellungen und Wertorientierungen ergibt sich aus der Untersuchung die „eindeutige Antwort...: Es gibt keine prinzipiell an Geschlecht gebundene Differenzen“ (a.a.O., o.S.).

Dem Thema der Geschlechtsunterschiede ist auch in der Berliner Altersstudie ein eigenes Kapitel gewidmet. Ausgehend von der These, dass Forschungsansätze, die nur auf individuellen Differenzen aufbauen, zu kurz greifen, wurden Geschlechterdifferenzen in verschiedenen Bereichen untersucht. Signifikante Differenzen ließen sich nachweisen im Bereich der körperlichen Gesundheit, geringe in seelisch-geistiger Hinsicht, fragliche im Bereich der sozialen Integration. Nach den vorliegenden Untersuchungen lassen sich jedoch im Alter keine Geschlechterunterschiede feststellen in der Art der Problembewältigung, der Kontrollüberzeugungen, der positiven Emotionen. „Zusammenfassend lässt sich aufgrund älterer und neuerer Meta-Analysen (...) sagen, dass im Persönlichkeitsbereich nur wenige bedeutsame Geschlechtsunterschiede festgestellt werden konnten“ (M.M. Baltes et al. 1999: 578). Olbrich und Gunzelmann fassen an anderer Stelle die Erklärungen für dieses Phänomen der geringen Geschlechterunterschiede im Persönlichkeitsbereich im Alter aus der psychologischen Forschung zusammen: Längsschnittuntersuchungen verweisen auf eine zunehmende „Feminisierung“ von Männern (stärkere Gefühlsbezogenheit, höher empfundene und gelebte Verantwortlichkeit) und eine zunehmend männliche Orientierung von Frauen (mehr Aktivität, stärkere Aggressivität) im Alter. Durch wegfallenden Druck elterlicher Vorgaben sei Männern und Frauen in der zweiten Lebenshälfte dieses weniger geschlechtskonforme Verhalten erlaubt. Nach C.G. Jung sei „diese zweite Lebenshälfte die Zeit der Integration beider Pole“ (Olbrich/ Gunzelmann 1992: 51-57). M.M. Baltes et al. sehen diese Entwicklung integriert in das Konzept des Life-Span-Development: „Aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie der Lebensspanne dagegen kommt es gleichzeitig mit Veränderungen in den Lebenskontexten und jeweiligen Entwicklungsaufgaben auch zu entsprechenden Persönlichkeitsveränderungen.

Demnach wären im hohen Alter weniger geschlechtsbezogene Unterschiede zu erwarten und vielleicht sogar Umkehrungen vorher gegebener Unterschiede möglich“ (M.M. Baltes et al. 1999: 579). In dieser Persönlichkeitsveränderung, einer neuen Identitätsbeschreibung unabhängig von bisherigen Lebens- und Rollenkontexten liegt gleichzeitig die Chance zur Entwicklung einer neuen, eigenbestimmten, spezifischen, nicht von außen bestimmbaren Alterskultur. Mögen die kontextbestimmten Variablen wie z.B. Frauenaltersarmut, Singularisierung, Hochaltrigkeit mitbestimmend sein in einer Angebotskultur im Sinne Hoffmanns und Niederfrankes – d.h. dass Kontextvariablen berücksichtigt werden müssen sowohl bei der Frage der Zielgruppendefinition als auch bei der Analyse auf der Ebene der Bildungskonzeption und -organisation –, so spielt eine individuelle Variable im Alter die wesentlichere und auch dominierende Rolle in der eigenen subjektiven Gestaltung der Alterswirklichkeit. **Da das Ziel der vorliegenden Arbeit jedoch weniger in einem programmatischen Plädoyer für bessere Bildungs- und Kulturangebote für ältere Menschen bestehen soll, sondern die Chancen und damit auch Bedingungen einer spezifischen Alterskultur für die Gesellschaft darstellen will, so spielen weniger die angeführten Kontextvariablen Hoffmanns und Niederfrankes als vielmehr die individuellen Variablen in den Alternsverläufen die wesentliche Rolle.**

Dass in der kulturellen Auseinandersetzung mit ihrer Alternswirklichkeit auch der Genderaspekt programmatisch aufgegriffen und bearbeitet wird, scheint fast selbstverständlich: In der bewussten Wahrnehmung von Geschlechterverhältnissen und Geschlechterhierarchien zeigt sich, auch in seinen historischen Bezügen, ein existenziell wichtiges und zukunftsrelevantes Thema. Doch sollte unterschieden werden zwischen einem solchen Thema als didaktisches Element eines Diskurses und dem vorliegenden Arbeitsansatz: **Geschlechterungleichheiten sind ein gesellschaftspolitisches, kulturkritisch zu thematisierendes Problem, nicht aber das bestimmende Moment der kulturellen Situation des Alters.**

### 4.3 Eingrenzung des kulturellen Milieu- und Bildungsaspektes

Als die Verfasserin 1997 für die Entwicklung eines Kulturkonzeptes der Stadt Horb a.N. eine Untersuchung zur Bestandsaufnahme am Ort durchführte, wurde sie im Verlaufe der Interviews immer wieder gefragt, was denn die Frage nach dem Bildungsstand für eine Rolle spiele. Tatsächlich scheint der Zusammenhang zwischen dem Besuch eines klassischen Konzertes, einer modernen Lyriklesung und der Aufführung eines Laientheaters zunächst keinen Zusammenhang mit „Hauptschulabschluss“ oder „Abitur“ aufzuweisen – zumindest nicht für den Abiturienten, der alle drei Veranstaltungen besucht. Etwas anders stellt sich der Zusammenhang bereits für den Hauptschulabsolventen dar, der statistisch häufig im Laientheater, aber statistisch marginal im klassischen Konzert und gar nicht in der modernen Lyriklesung angetroffen wurde.

Deutlich und entsprechend zeigte sich der Zusammenhang zwischen Bildungsstruktur und kulturellem Verhalten unter dem Gesichtspunkt der Aktivität (hier: Besuchshäufigkeit) und der favorisierten Lokalitäten (hier: Veranstaltungsorte): Personen mit höheren Bildungsabschlüssen besuchen deutlich häufiger kulturelle Veranstaltungen als jene mit niedrigeren Abschlüssen, sie bevorzugen Veranstaltungsorte (auch unabhängig von der künstlerischen Qualität des dort Gebotenen), die den Orten der sog. Hochkultur zuzuordnen sind (Museen, Bibliotheken, Schauspielhäuser etc.), im Gegensatz zu den Personen mit niedrigeren Bildungsabschlüssen, die eher Veranstaltungen an Orten bevorzugen, die nicht eindeutig oder nur gelegentlich Orte kultureller Aktivitäten sind (Sporthallen, Wirtschaften, Zelte, Freilichtbühnen, Schulen).

Dies entspricht dem fast definitiv und schicksalhaft beschriebenen Ergebnis der Studie der ARD/ZDF – Medienkommission „Kultur und Medien, Angebote – Interessen – Verhalten“, die konstatiert: „Kulturelle Angebote in den Medien wie vor Ort werden überproportional von



Bevölkerungsgruppen wahrgenommen, für die starkes kulturelles Interesse, formal höhere Schulbildung und eine ausgeprägte kulturelle Sozialisationserfahrung bereits in der Kindheit kennzeichnend sind. Kulturelle Sozialisation führt also zu einer lebenslangen Privilegierung oder Unterprivilegierung hinsichtlich der Zugangsvoraussetzungen kultureller Teilnahme“ (Frank et al. 1991: 391). Der Zusammenhang zwischen Bildungsstruktur und Sozialisation wird statistisch nachgewiesen, auf ihm beruht die gesamte Studie.

Es wäre verwunderlich gewesen, hätte sich in den Voruntersuchungen zum Kulturkonzept der Stadt Horb a.N. ein anderes Ergebnis herausgestellt – der Zusammenhang zwischen Bildungsstruktur und kulturellem Verhalten ist bekannt und lässt sich, obwohl so bereits auch im Bereich vorwissenschaftlicher Erkenntnis verbreitet, mit einer unendlichen Reihe von wissenschaftlichen Untersuchungen unterschiedlichster Thematik und differenter Schwerpunktsetzungen belegen (im Folgenden sollen nur die für diese Untersuchung besonders relevanten Veröffentlichungen angeführt werden):

Das kulturelle Aktionspotential steigt quantitativ und qualitativ mit zunehmenden Bildungsvoraussetzungen und sinkt mit abnehmenden.

#### Personen mit höheren Bildungsabschlüssen

1. zeigen ein allgemein höheres Aktivitätsniveau im Freizeitbereich.

So fasst die Stadt Köln ein Ergebnis einer Seniorenbefragung zusammen: „Anspruchsvollere Freizeitbeschäftigungen, wie künstlerische oder handwerkliche Hobbys, musische oder Sammelhobbys, sowie der Besuch kultureller Veranstaltungen korrelieren erwartungsgemäß stark mit der Höhe des ehemaligen Berufsstatus sowie mit dem Schulabschluss der Senioren. Je höher der ehemalige berufliche Status und der Bildungsabschluss ist, umso höher ist auch das Aktivitätsniveau im Freizeitbereich“ (Stadt Köln 1989: 87).

2. zeigen ein ausgeprägteres Kulturkonsum-Verhalten.

„Noch deutlicher als bei der Differenzierung nach Alter“, beweist ein weiteres Ergebnis der gleichen Untersuchung, „verlaufen die Unterschiede bei Senioren mit unterschiedlicher Schulbildung. Lediglich acht Prozent der Befragten mit einfachen Bildungsabschlüssen gehen mindestens einmal pro Monat zu kulturellen Veranstaltungen, während dies mehr als ein Drittel (35%) der Befragten mit mittleren oder höheren Schulabschlüssen tun. 70% der Senioren mit Volksschulbildung, aber nur 83% der Befragten mit mittleren oder höheren Schulabschlüssen nehmen das kulturelle Angebot nie wahr“ (Stadt Köln 1989:87).

Die Studie der ARD/ ZDF Medienkommission „Kultur und Medien“ bestätigt, etwas differenzierter, diese Kölner Erfahrung. Die Gruppen der „Kulturfernen“ (11% der Befragten) und der „Unterhaltungsorientierten“ (45,1% der Befragten), die sich durch eine stark bzw. leicht unterdurchschnittliche Bildungsstruktur ausweisen („In der Bildungsstruktur dieser Gruppe sind Haupt- und Volksschulabschlüsse extrem überrepräsentiert“ (Frank et al. 1991:345)), zeigen keine oder eine unterdurchschnittliche Teilnahme an institutionellen Kulturangeboten (93% der „Kulturfernen“ haben hier „keinerlei Berührungen“, die Gruppe der „Unterhaltungsorientierten“ bleibt mit ihrem Interesse deutlich unter dem Durchschnittswert) (a.a.O. S. 345). Das „Kernpublikum“ des Kulturbetriebes hingegen ist dasjenige, bei dem „sich eine überdurchschnittliche Nutzung der institutionellen Angebote und besonders intensives Interesse ... mit überdurchschnittlichen, günstigen Zugangsbedingungen“ verbindet, diese werden ausdrücklich mit „Bildung/ Sozialisation“ benannt (a.a.O. S.369).

3. zeigen ein höheres und kritischeres Mediennutzungsverhalten.

Eindeutig stellen die Verfasser der Bertelsmann Studie „Kommunikationsverhalten und Medien“ (Saxer et al. 1989) den Zusammenhang von Bildungsvoraussetzungen und kritischer

Mediennutzung her: „Während sich bei der Differenzierung nach soziodemographischen Variablen als diskriminierendes Element immer wieder die Bildung erkennen lässt – höher Gebildete nutzen eher die Vielfalt der Medien, während niedriger Gebildete sich eher dem unterhaltenden Angebot der elektronischen Medien zuwenden – eröffnen die Unterscheidungen nach Sozialisation, Persönlichkeit, insbesondere aber auch jene nach Freizeitgestaltung und Interesse einen breiteren Erklärungszusammenhang“ (ebenda S. 233). Bei allem deutlichen Ringen um die „political correctness“ einer sensibel individualisierten Typenbildung kommt auch die Bertelsmann Studie nicht umhin, festzustellen, dass die Typen der „Sozialisation in kulturell-intellektuellem Klima“ eher den kritisch-emanzipativen Weg der auswählenden Nutzung sowohl des Mediums Fernsehen als auch des Mediums Buch beschreiten und die Typen des „kulturell-kommunikativen Vakuums“ eher dem unkritischen „passiven Medienkonsum“ erliegen (Saxer et al. 1989: 232 – 240). Auch mit solcherart verklausulierten Typenbezeichnungen lässt sich statistisch an der vor- und der wissenschaftlichen Erkenntnis nichts ändern: Die ehemalige „Bildungselite“ ist die heutige „Medienelite“ – erkennbar am selbstverständlichen Medienumgang und souveränen Mediengebrauch.

#### 4. sind gesellschaftlich-kulturell informierter.

Bereits die unterschiedliche Ausstattung der Haushalte mit Informationsmedien geben bedeutsame Hinweise: Bücher, Bildschirm, Bildschirmtext und Computer sind bei Haushaltsvorständen mit höherem Bildungsabschluss in deutlich höherem Maße vorhanden als bei solchen mit Hauptschulabschluss, allein der Tageszeitungs- und Zeitschriftenbestand unterscheidet sich nur unwesentlich (Saxer et al. 81:36) – wobei zur Qualität dieser Medien später festgestellt wird: „Überregionale Tageszeitungen werden – erwartungsgemäß – häufiger von höher gebildeten Lesern genutzt ... Der umgekehrte Zusammenhang bezüglich der formalen Bildung der Leser zeigt sich bei Boulevardzeitungen. Alternative Tageszeitungen erhalten wiederum die meisten Nennungen in der höchsten Bildungsschicht“ (ebenda S.63).

Eindeutige Zusammenhänge zeigen sich bei der Ausstattung der Haushalte mit dem elektronischen Medium Computer und bei der damit gegebenen Möglichkeit des Internet-Zuganges: Waren es 1989 in den Ergebnissen der Bertelsmann Studie noch 13,6% der Befragten mit Abitur gegenüber 3,4% der Befragten mit Hauptschulabschluss, so zeigt sich in der neuesten EMNID Studie vom August 2000, dass trotz ungehinderter, kostengünstiger Zugangsmöglichkeiten der letzten Jahre hinsichtlich des Informationsmediums Internet ein deutlicher Zusammenhang zwischen Internetausstattung und -nutzung mit dem Bildungsstand der Befragten besteht: „Die Bundesrepublik ist auf dem Weg in eine Zwei-Klassen-Gesellschaft. Die einen mit Internet, die mehr wissen, mehr können, mehr erreichen – und die anderen, die dem Neuen hilflos ausgeliefert sind ... Wer intensiv surft, hat ... eine bessere Schulbildung, als Leute, die selten oder nie ins Internet gehen“ (Spiegelreporter 8/2000:20).

Die Zeitschrift Spiegel, die die Umfrage beim Meinungsforschungsinstitut EMNID in Auftrag gab, zieht den besorgten Schluss: „Deutsche ohne Internet – gehören sie bald zu den modernen Analphabeten, zu den Know-nots ...?“ (Spiegel 8/2000: 20). Die Internet-Nutzer sind nicht nur gebildeter, lesen mehr Bücher, sie sind auch selbstständiger, flexibler und verdienen besser. Den Internet-Zugang bezeichnet der „Spiegel“ als Symptom für die neue Zwei-Klassen-Gesellschaft: Die Gebildeten und damit zugleich Informierten sind die Gewinner, die „anderen ...werden ganz allmählich zum Proletariat der vernetzten Wissensgesellschaft“ (a.a.O. S. 24). Parallel, so lässt sich schlussfolgern, verläuft zur Bildungs-, Medien- und Informationskluft die „digitale Kluft“.

#### 5. haben insgesamt ein positiveres Selbstbild und damit solidere Grundlagen für die Bildung von sozialen und kulturellen Netzwerken.

Zusammenhänge mit der Schulbildung weist die Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters (ILSE) des DFZA unter Leitung von Ursula Lehr sowohl im Bereich der Intelli-

genzleistung als auch und vor allem ganz deutlich im positiven Selbstbild nach: „Hinsichtlich der Komponenten des Wohlbefindens traten Bildungsunterschiede bei den Komponenten ‚selbsterlebte Kompetenz‘, ‚Antizipation‘ und ‚Offenheit‘ auf. Diese waren bei Personen mit höherer Bildungsqualifikation in stärkerem Maße ausgeprägt“ (Lehr, Schmitt 1997:49). Eine solche „positive Selbsteinschätzung“ ist eng verbunden mit der Lust und dem Willen zur Beschäftigung mit Bildungsangeboten, die über eine individualistische Stufe hinausgehen und um kommunikative Elemente gesellschaftlicher Bildungsaktivität erweitert sind.

6. weisen bessere Möglichkeiten zur außerhäuslichen Lebensgestaltung auf.

Aufgrund der höheren Schulabschlüsse, so wird in der Expertise „Ressourcen älterer und älterer Menschen“ vermutet (BMFuS 1993), sind Menschen besser darauf vorbereitet, „sich auf neue Anforderungen im Alter einzustellen und ihren Alltag eigenständig bzw. im Kontakt mit anderen zu bewältigen“ (BMFuS 1993:61). Möglicherweise, so wird vermutet, sei Bildung eine der größten Altersressourcen, denn: „weil es so viel freie Alterszeit gibt, sind zeitbindende, zeitstrukturierende Angebote des Sich-mit-Daseinsthemens-Auseinandersetzens produktiv, ist Bildung eine Ressource zur Lebens- und Problembewältigung und zur Antizipation, Vorbereitung, Anpassung und damit besseren Bewältigung von Ereignissen und veränderten Situationen“ (BMFuS 1993: 62)

In seiner kultursoziologischen Untersuchung fasst Gerhard Schulze zusammen: „Stark ausgeprägt ist der positive Zusammenhang zwischen Bildung und Hochkulturschema, ebenso deutlich der negative Zusammenhang zwischen Bildung und Trivialschema. Deutlich nimmt mit dem Bildungsgrad die allgemeine Bereitschaft zu, die eigenen vier Wände zu verlassen und am kulturellen „Erlebnismarkt“ teilzunehmen. Spiegel, Zeit, Stadtmagazin, überregionale Zeitungen sind Medien der oberen Bildungsschichten; Bildzeitung, Abendzeitung, Anzeigenblätter, Goldenes Blatt oder Frau im Spiegel haben ihre Kunden dagegen in den unteren Bildungsschichten ... Gleiche Medien werden von den Bildungsschichten unterschiedlich genutzt. So haben höher Gebildete mehr Interesse an Politik, Kultur, Wirtschaft und gesellschaftlichen Prozessen, weniger Gebildete sind offener für regionale und lokale Themen, Werbung, Sonderangebote und lebenspraktische Informationen.

Dadurch wird Bildung zum Zeichen von Alltagswissen und Formen der Wirklichkeitsverarbeitung, für Problemdefinitionen und Problemignoranz“ (Schulze 1993: 191, 192). Damit zeigt sich die Bildungsstruktur nicht nur quantitativ als höhere oder geringere, nicht nur qualitativ als bessere oder schlechtere Voraussetzung für kulturelle Aktivitäten des Menschen, sondern Bildung enthält hier bereits gleiche definitorische Zuschreibungen wie die Kultur selbst: Die Art, die Qualität und die Form von Wirklichkeitsverarbeitung ist bildungsabhängige Leistung, wie sie kultureller Akt selbst ist. Die diskursive Deutung von Wirklichkeit, der reflexive Umgang mit scheinbar Selbstverständlichem, die permanente Destabilisierung von Eindeutigem und Gegebenem, die Akzeptanz von Vielfältigkeit, Paradoxien und Widersprüchlichkeiten in der Interpretation von Wirklichkeit ist Bildungszeichen und kultureller Akt zugleich. Sie stehen in einem scharfen Widerspruch zu naivem Harmoniebedürfnis im Betrachten, Erleben und Verarbeiten von Wirklichkeit und zur Eindeutigkeit und Stabilität eindimensionaler Populärkultur.

Beinahe zwangsläufig schließt so eine Kulturarbeit in dem hier definierten Sinn die Bevölkerungsgruppe mit unterdurchschnittlich strukturierten Bildungsvoraussetzungen aus. Diese Gruppe wird bei Schulze bezeichnenderweise ausdrücklich als „Harmoniemitte“ bezeichnet, neben einem niedrigen Schulabschluss (bei Schulze: unterhalb des Realschulabschlusses) zeichnet sich diese Gruppe tendenziell durch Scheu, ja Angst vor Unbekanntem, Ungewohntem, Kompliziertem, gar Avantgardistischem im „Zeichenkosmos“ aus, man sucht „nach der Provinz der Harmonie“ (Schulze 1993:294). Aufklärung und damit Verunsicherung, Informa-

tion und damit Orientierungs- und Entscheidungszwänge, stehen dem Bedürfnis nach Gesichertem, Beruhigendem und Eindeutigem entgegen und werden gemieden. Gerade diese Einstellung aber in gerade dieser als bildungsmäßig unterprivilegiert bezeichneten Gruppe scheint das entschiedene und engagierte Interesse von Kulturarbeitern zu erwecken. Denn freilich hat man gerade in der Kulturarbeit eben jene missliche Erfahrung gemacht: „... es werden eben jene Personen, denen sich die Altenbildung im Sinne der Interventionsgerontologie fördernd zuwenden möchte, nur schwer erreicht – dieser Personenkreis kommt von sich aus nicht zu Veranstaltungen der Altenbildung“ (Karl 1989:164). So stellt das Phänomen der „Bildungsabhängigkeit der Altenbildung“ (vgl. Tews 1976) für die Kulturarbeit offensichtlich eine besondere Herausforderung dar – Altenbildung darf nicht „eine Sache für ‚Privilegierte‘ werden und bleiben“ (Karl 1989: 164). Unter dem Gesichtspunkt des „lebenslangen Lernens“ erarbeitet man didaktische und methodische Konzepte der Kulturarbeit. Diese stellen in der Literatur der Kulturarbeit und des Kulturmanagements die Grundlage der sog. „Seniorenkulturarbeit“ dar: Entschulung, Dezentralisierung, Zielgruppenarbeit, Kreatives Tun, Bringstruktur und zugehende Altenarbeit sind ebenso Schlagwörter wie der Begriff des „lebenslangen Lernens“ selbst, der von Weinert entmythologisiert wird - die Vision des lebenslangen Lernens erkennt er als Illusion: „Den meisten Visionen wachsen schnell die Flügel von Illusionen, so dass Realitäten ignoriert, verkannt oder verklärt werden, gesellschaftlich oder pädagogisch Wünschbares mit dem psychologisch Machbaren verwechselt wird. Solche kognitiven Täuschungen - eine solide Basis für künftige Enttäuschungen - lassen sich auch in der gegenwärtigen bildungspolitischen Aufbruchstimmung beobachten. Ein neuer Mensch als Produkt aus gutem Willen und falscher Vorstellung wird herbeigeredet – unter völliger Missachtung historischer Menschheitserfahrungen und verfügbarer psychologischer, neurobiologischer und philosophischer Erkenntnisse über die Natur des Menschen, über seine Entwicklungspotentiale und Veränderungsmöglichkeiten, aber auch über seine Invarianten und Begrenzungen“ (Weinert 1999: 51). Diese Begrenzungen, diese Invarianten sind „Realitäten“, es sind die Ängste und Unsicherheiten und das nach Schulz daraus folgende Harmoniebedürfnis. Es fehlen eben die stabilisierenden Bildungsvoraussetzungen, die befähigen könnten zur souveränen, kritischen, selbstbewussten Auseinandersetzung mit der Umwelt und verhelfen könnten zu der Erkenntnis, dass eben diese Umwelt ein gesellschaftliches Produkt und Konstrukt sowie individuell mitbestimmtes Faktum und somit prüf- und veränderbar ist. Diese Fähigkeit und Erkenntnis sind Resultat verfügbaren Wissens, der Information und in der Folge der Urteilsfähigkeit. Wenn es denn in der Kulturarbeit – und so wurde sie in den vorangegangenen Abschnitten definiert – „im Verlauf des Erwachsenenalters nicht nur um den Erwerb einfacher Kenntnisse, simpler Routinefertigkeiten und leicht erlernbarer Kompetenzen geht, sondern um den weiteren Auf- und Ausbau anspruchsvoller Problemlösefähigkeiten, komplexer Wissenssysteme und eines reflexiv wie automatisiert nutzbaren Könnens .... so entscheiden vor allem die Qualität von Bildung und Ausbildung neben hohen intellektuellen Fähigkeiten über die Erträge des lebenslangen Lernens“ (Weinert 1999:54). In der Kulturarbeit, vornehmlich im Bereich der kulturellen Bildung ist damit der Rückgriff auf einen bereits vorhandenen Kompetenzvorrat unumgänglich: Nur unter der Voraussetzung einer bereits vorhandenen guten Bildungsstruktur ist nach Weinert lebenslanges Lernen erfolgreich möglich, es bliebe nur „ein medienwirksames Schlagwort, wenn nicht durch Schule und Hochschule die individuellen Kompetenzvoraussetzungen bei den Lernenden ... geschaffen werden“. Zwar sei lebenslanges Lernen notwendig, möglich und auch praktizierbar – es ist jedoch „keine einfach zu schluckende Wunderdroge, um Mängel der Schulbildung, um kognitive Defizite und um fehlende Anstrengungsbereitschaft zu heilen“ (Weinert 1999: 55; vgl. dazu auch Heid 1988: 463 f).

Kulturarbeit in Form von karitativen, kompensatorischen Aktivierungs- und Beschäftigungsprogrammen zur Steigerung der Kontaktfähigkeit, zur kreativen Selbstverwirklichung, zur

Überwindung von Einsamkeit und Depression, zum Aufbau des Selbstbewusstseins – das ist Kulturarbeit im Sinne eingreifenden, protektiven pädagogischen Lenkens. **Kulturarbeit als lebenslanges Lernen, als kulturelle Aktivität im Sinne eines Prozesselementes der gesellschaftlichen Mitbestimmung und Mitgestaltung, im Sinne einer offensiven, diskursiven gesellschaftlichen Praxis, eines konfliktträchtigen Potentials der Verunsicherung beruht dagegen ganz entscheidend auf der Qualität von Bildung.**

Die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit, kulturfernere ältere Menschen mit schwächerer Bildungsstruktur zur kulturellen Aktivität mit Konzepten etwa des „kreativen Tuns“ zu motivieren, ist honorable und respektable Aufgabe der Interventionsgerontologie, es entspricht dem traditionellen Verständnis von „Seniorenkulturarbeit“. Es ist ein hochinteressantes und bereits auch vielfach bearbeitetes Thema, jedoch nicht das dieser Untersuchung. **Es wird im Folgenden auf die sozial verstandenen Angebote der „Altenkulturarbeit“ nicht eingegangen, sondern es wird von den Möglichkeiten eines kulturellen Zugewinnes durch ein selbstbestimmtes Alter ausgegangen. Dafür sind höhere Bildungsstrukturen notwendige Bedingung.**

#### **4.4 Zusammenfassung**

„Alt ist nicht gleich alt“ lautet ein Kapitel von P.B. Baltes in einem Artikel über die Zukunft des Alters. „So gehört zu den wichtigsten Befunden in der Gerontologie die große Heterogenität und Vielfalt alter Menschen, deren Verschiedenheit, und zwar sowohl zwischen verschiedenen Personen als auch zwischen den verschiedenen Funktionsbereichen innerhalb einer Person“ (P.B. Baltes 1996: 35). Hochdifferenziert zeigt sich das Alter bei P.B. Baltes hinsichtlich der vielfältigen und unterschiedlichen Biografien, Lebenserfahrungen, erworbenen Kompetenzen; pluralistisch im kognitiven Bereich des Gedächtnisses und der Intelligenz, in den Persönlichkeitsbereichen der Urteilsfähigkeit, der Handlungskontrollen, der Zufriedenheit, des Selbstwertgefühles, der Depression und der Lebenszufriedenheit; hochvariabel in den sozialen Bereichen der möglichen Netzwerke. Dies sind die wesentlichen, die kulturell auch maßgeblichen Pluralitäten im Alter, die zu einer differenzierten Deutung und Interpretation von Lebenswirklichkeiten und Zukunftsperspektiven beitragen können. Dagegen verblässen soziodemografische Unterschiede wie Geschlechtszugehörigkeit oder Kohortenaspekte, die als Segmentierungsbereiche nur jeweils wieder zu Globalisierungstendenzen (ver-)führen.

**Es ist für den kulturellen Aspekt die interindividuelle Variabilität, also die Verschiedenartigkeit der einzelnen Menschen im Alter wichtiger und wesentlicher als die soziodemografischen Aspekte von Gender oder Kohorte. Anders jedoch stellt sich der Aspekt der Bildungsstruktur dar, denn dieser ist maßgeblich an der Ausprägung der individuellen Möglichkeiten kultureller Persönlichkeitsmerkmale beteiligt. Die Frage nach der Bildungsstruktur des Einzelnen ist die Frage nach den Möglichkeiten zur Entwicklung lebenslanger Lernfähigkeit und zur Entwicklung und Pflege sozialer und kommunikativer Möglichkeiten. Bei schwächeren und schwachen Bildungsvoraussetzungen sind diese Möglichkeiten geringer und gering ausgeprägt gegenüber der stärkeren und starken Bildungsvoraussetzung. Die Erwartung, das Alter könne möglicherweise einen kulturellen Beitrag zur zukunftsfähigen Gestaltung der Gesellschaft leisten, kann sich in erster Linie nur an die mit entsprechender Kompetenz ausgestattete Persönlichkeit richten. Mit Tews (1996: 194) können so Bildung und in der Folge Bildungsaktivitäten „als eine der größten Altersressourcen“ angesehen werden.**

## 5 Die Konstitution des Alters: Der lange Weg der alten Weisen über die soziale Randgruppe zum Selbst-Bewusstsein

### 5.1 Ein Altersbild

#### Der alte Großvater und der Enkel

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch und es floß ihm auch etwas wieder aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und deswegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt; da sah er betrübt nach dem Tisch und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitterigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, darauf mußte er nun essen. Wie sie da so sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“ Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

Quelle: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe, Märchen- und Sagenschatz für die deutsche Jugend, Bd. 1, Schmid und Günther, Leipzig 1938.

Dieses literarische Altersbild vermittelt korrekt, in seiner moralisierenden Absicht fast überdeutlich, eine vorwissenschaftliche Kennzeichnung von Alter, die nicht nur ein Überzeugungsbild von historischer Relevanz darstellt, sondern Gültigkeit für modernes normatives Alltagswissen behalten hat. Dies manifestiert sich gleich in zweierlei Hinsicht: einmal in der Zustandbeschreibung von Alter, zum anderen in zwei daraus resultierenden Handlungsperspektiven.

Der „steinalte Mann“ – dessen Alter wir durch den vierjährigen Enkel in der damalig rascheren Generationenfolge zwischen 50 und 60 Jahren ansiedeln dürfen – trägt sämtliche negativen Alterszuschreibungen in sich vereint, die wir zum Teil bis heute im Meinungsbild der Öffentlichkeit vorfinden. Mit dem Alter verbunden wird ein Sinnesschwund („dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub“), nachlassende körperliche Kräfte („die Knie zitterten ihm“) und Kraftlosigkeit der Muskulatur („den Löffel kaum halten konnte..“). Das Schicksal der alten Menschen ist Ausgrenzung bis hin zur Isolation („mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen“) und Abhängigkeit von den Jüngeren („gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt“). Alte Menschen neigen zur Depressivität („sah er betrübt nach dem Tisch und die Augen wurden ihm naß“).

Wehrlos und sprachlos („er sagte aber nichts“) leben alte Menschen in einem Zustand der Resignation („seufzte nur“).

Physische und psychische Demenz, Isolation, Abhängigkeit, Depressivität, Wehrlosigkeit, Resignation – Begriffe, die das allgemeine Altersbild als defizitär kennzeichnen. Dieses Altersbild ist nicht allein ein historisches, es entspricht punktgenau den dominierenden Voreinstellungen (überwiegender Anteil von Bejahungen), die 1988 durch Palmore über vorgegebener Statements nachgewiesen wurden, die den wissenschaftlichen Erkenntnissen genau entgegengesetzt sind. Die hohe Diskrepanz zwischen Alltagswissen und wissenschaftlicher Erkenntnis bezeugt die Negativeinstellung zum Alter.

Im Märchen wird über die negativen Einstellungen eine moralische Verhaltensänderung abgefordert: Es sollen die „natürlichen“ Affekte („ekelten sich davor“) nicht zugelassen, sondern es soll einsichtig und willentlich beherrscht gehandelt werden. Die moralische Frage nach einem verträglichen Zusammenleben der Menschen, nach der Erwünschtheit, negative Gefühle zu beherrschen oder zu disziplinieren, werden in diesem Märchen nicht durch religiöse Prinzipien, religiöse Motive, etwa durch den Liebes-Gedanken beantwortet, sondern durch den Appell an die Vernunft. Der damals bereits vierzig Jahre alte „kategorische Imperativ“ Immanuel Kants scheint hier wie in der folgenden Zeit bestimmend für den ethischen Diskurs: Nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht soll gehandelt werden, aus Einsicht in die verallgemeinerbare Gesetzestauglichkeit der eigenen Maximen. Eine geradezu perfekte Veranschaulichung einer Anwendung des kategorischen Imperatives könnte das Märchen darstellen: Wenn das Handeln der Eltern richtig, das heißt die Maximen des Handelns gesetzestauglich wären, gälten sie auch für das Kind. Es könnte diese Einsicht sein, die die Eltern „zur Vernunft kommen“ lässt. Es könnte aber auch die (egoistische) Angst gewesen sein, dass ihnen selbst widerfahren könnte, was sie ihrem alten Vater antun. Ob für das Handlungsmotiv wesentlich vom ethischen Universalismus des Kantschen Imperativs oder von der sog. „Goldenen Regel“ („Wie du mir, so ich dir“) bestimmt war, so gilt doch in beiden Fällen: „Das Bewußtsein, später einmal selber alt zu werden, ist ... ein starker Verbündeter für eine im weiten Sinne vernünftige Verhandlung, für ein ‚Agreement‘ zwischen den Generationen“ (Rosenmayr 1998: 43). Die Neigung (den ekelregenden Großvater zu isolieren) weicht der Vernunft-handlung („holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete“).

Andererseits bildet das negative, abstoßende Altersbild im Märchen die Voraussetzung, dass für das Handeln eine moralische Pflicht überhaupt erforderlich ist: Die Erkenntnis vernunftorientierter Pflichterfüllung bedeutet, dass den – als vorhanden vorausgesetzten – Affekten von Abneigung und Ekel nicht nachgegeben werden darf. Abneigung und Ekel erscheinen als quasi natürliche Elemente des Umgangs mit dem Alter. Entsprechendes gilt auch heute immer noch: „Für die meisten hat das Alter eine aversive, abstoßende Eigenschaft“ (P.B. Baltes, 1996: 30).

Erfolgte die Erstausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ durch die Brüder Grimm zwischen 1812 und 1822, erschien die hier benutzte Jubiläumsausgabe 1938 und lassen sich in den neuesten Untersuchungen immer noch identische Einstellungen zum Alter nachweisen, so lässt sich zunächst eine Entsprechung vorwissenschaftlicher Urteile über fast zwei Jahrhunderte feststellen. Damit läge eine Bewahrheitung über die - bestätigende - Erfahrung nahe. Nun sind zwar die erfahrungsbezogenen Wissensbestände als Vorverständnis einer genaueren Untersuchung nützlich und wertvoll. Doch abgesehen von einer fragwürdigen Folgerung, dass Erfahrungswissen durch Erfahrung bewahrheitet werden könnte, wie es etwa in der über zwei Jahrhunderte kolportierten Einstellung zum Alter geschieht, zeigt sich, dass diese Entsprechung von Einstellungen nicht durchgängig und bruchlos durch Zeiten und Kulturen erfolgte.

**Immer wieder werden negative Bilder vom Alter abgelöst durch positive, ja verehrende, nahezu idolisierende Bilder– und jeweils als solche scheinbar bewahrheitet.**

## **5.2 Altersbilder – ein Historienspiel von Macht und Ohnmacht**

Blütezeiten positiver Altersbilder finden sich in der vorchristlichen Welt des Alten Testaments, im Frühen Christentum und in der Antike. Sie wurden über Jahrhunderte hinweg über die Bibel und die griechische Philosophie zwar übermittelt, doch nicht vermittelt. „Zwar blieb in der christlichen Lehre und den moralischen Schriften der Grundgedanke der Antike von der Wertschätzung des Greisenalters weiter lebendig, aber bis in die raue Wirklichkeit drang diese Lehre kaum einmal vor“ (Borscheid 1992: 39).

Bis nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde in Deutschland das Alter gleichgesetzt mit Zerfall, mit körperlichem und geistigem Abbau, mit Invalidität. In einer Zeit des unzivilisierten Lebensgenusses, roher Freude am prallen Leben und derber Erotik, sinnensfreudiger Verantwortungslosigkeit, unkontrollierter Kampfeslust und rücksichtsloser Grausamkeiten hatte das Alter keinen Platz (vgl. dazu Elias, 1978). Im Gegensatz zum Kind, das im Mittelalter ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft war (vgl. Aries 1990), waren die Alten eine wertlose, ausgegrenzte Gruppe der Gesellschaft – kraft- und funktionslos in jeder Hinsicht, verhöhnt und verachtet.

Erst im Zuge der gesellschaftlichen Versittlichung des 17. Jahrhunderts setzte eine soziale Disziplinierung ein. Die Gesellschaftsanalyse des englischen Philosophen und Staatstheoretikers Thomas Hobbes Mitte des 17. Jahrhunderts kritisierte das „wölfische“ Verhalten der Menschen der damaligen Zeit: Der von Trieben beherrschte Mensch trachtet nach Selbsterhaltung und maximaler Bedürfnisbefriedigung, was im Naturzustand zu Konkurrenz und Krieg führt. Überwunden wird dies durch einen Gesellschaftsvertrag: Mit der Übertragung der Macht des Einzelnen auf den Staat übernimmt dieser die Verpflichtung zum Schutz der Bürger. Mit Hobbes wurde ein neuzeitliches Staats- und Rechtsdenken begründet. Von ihm beeinflusst entwickelte Samuel Pufendorf 20 Jahre später eine umfassende Rechtssystematik und schuf damit eine zentrale Grundlage der europäischen Verfassungsentwicklung. Aus dem obersten Naturgesetz der gegenseitigen Verpflichtung leitet Pufendorf das (natürliche) Recht auf Unverletzlichkeit der Person und der Pflicht zur Achtung der Rechte des anderen ab. Mit der Verrechtlichung gesellschaftlich gezügelter Umgangsformen wurde den Alten das Leben zwar erleichtert, es wurde ihnen nun mit Höflichkeit begegnet – das Bild, die Vorstellung vom Alter jedoch blieb unverändert negativ. Nur die Haltung änderte sich: Rücksichtslosigkeit, Achtlosigkeit, Derbheit, Verachtung, die ihre Höhepunkte im Dreißigjährigen Krieg feierten, wichen humanitären Verhaltensweisen wie Mitleid, Höflichkeit, und Pietät, was zwar die Situation der Alten wesentlich verbesserte, sie jedoch nach wie vor in der Stellung des Geduldeten, des Schwachen, des Kraftlosen gefangen hielt.

So hatte sich zwar die Lage der Alten, nicht jedoch das Bild des Alters geändert: Es war nach wie vor eine Gruppe, die als eine defizitäre geduldet und ertragen werden musste.

Ganz entscheidende Änderungen im Altersbild bewirkten schließlich nicht Philosophie oder Rechtswesen, sondern die Gruppe der Alten selbst. Und zwar zu einer Zeit, in der sie zu gesellschaftlicher und ökonomischer Macht gelangten: in der Barockzeit.

Das reiche Bürgertum löste den Feudalismus ab. Kaufleute, Handwerker und Beamte waren die neuen Herren, der neue Reichtum machte sie stärker und mächtiger als die immer mehr verarmende, verschuldete Aristokratie. Die Bildung war neues, nichtmaterielles Kapital (vgl. dazu auch: Blankertz 1960 und: Menze 1960): Beamte, Lehrer, Inspektoren, Ärzte und Juristen übernahmen die Verantwortung für den Staat. Finanzielles und geistiges Kapital waren die neuen Mittel, mit deren Hilfe Herrschaft ausgeübt werden konnte, vor allem von Älteren und



Alten. Sie waren zugleich auch die Kulturträger der neuen Zeit: Sie vergaben Kompositionsaufträge und hielten sich Musiker wie einst die Herren am Hofe, ließen sich und ihre Familien porträtieren wie einst die Fürsten, wobei die Alten als zentraler Mittelpunkt häufig die Bildkomposition dominierten.

„Gleichzeitig rückte auch die Malerei das Alter vermehrt in den Vordergrund, während die jüngeren Generationen zur Staffage wurden“ (Borscheid 1992: 41). Alt zu sein – und damit Macht zu haben, war zum erstrebenswerten Ziel geworden. Das Altersbild der Gesellschaft hatte sich vom Negativen zum Positiven, vom Defizitären zum Begnadeten gewandelt. Das Alter wurde hochgeachtet, ja, beneidet. Und das Alter sonnte sich in seiner neuen Aura, genoss, brauchte und missbrauchte seine Stellung im gesellschaftlichen Ansehen. Die Zeit der Empfindsamkeit gar überhöhte noch dieses Altersbild in eine geradezu unantastbare Würde und Herrlichkeit.

Mit der Französischen Revolution jedoch geriet nicht nur die politische Welt in Bewegung, sondern auch das gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Leben hatte sich geändert. Die Generation der Stürmer und Dränger hatte erkannt, dass „der Informationsvorsprung der Alten dahinzuschmelzen begann und die Forderung nach Flexibilität und Innovationsbereitschaft den Fähigkeiten des Alters zuwiderlief“ (Borscheid 1992: 42). Das bedeutete einen Machtverlust auf dem Sektor der Bildung. Und mit dem neuen, 19. Jahrhundert gingen auch die finanziellen und kulturellen Machtvorteile verloren: Man flüchtete in die kulturell und sozial kleinbürgerlich-bescheidene Zeit des Biedermeier. Zwar gab es im Leben der Alten keinen Rückfall mehr in die Drangsal des Altenschicksals wie vor dem 17. Jahrhundert – Philosophie und Erziehung hatten ihren Teil dazu beigetragen, dass die Jüngeren ihnen mit Höflichkeit und Anstand begegneten. Das allgemeine Altersbild jedoch hatte durch den Machtverlust schwer gelitten: Alter war zu einer Vorstellung gleichermaßen von Last und Schonbedürftigkeit verschmolzen – sowohl in der fast kultischen Eltern- und Familienideologie des Biedermeier, in die sich das städtische Wirtschaftsbürgertum vor den Zeichen der Massenverarmung der Frühindustrialisierung geflüchtet hatte, als auch in der Rationalität des Denkens der Vertreter des Rationalismus: Alte wurden wie die Kinder schicksalsergeben mitgetragen von der starken Generation. Freundliche Verklärung von Alters-Schwächen zeigen sich in den literarischen und bildnerischen Darstellungen des Biedermeiers.

Eines der häufigsten Motive dieser Zeit: Alte und Kinder in der geschützten Umgebung (Gartenlaube), während die aktive Generation hinaus ins Leben geht. Der Schutzmantel als umgebende Hülle taucht in vielfältiger Form immer wieder auf: u.a. in Form von Ranken, Vorhängen, Fensterrahmen, Türrahmen, Bettenhimmel. Neben der Assoziation von Schutz vermittelt diese Art Rahmen zugleich den Eindruck von Glorienschein, mit dem offenbar die alte italienische Technik der Mandorla bemüht wird.

Das Altersbild ist so zwar kein starkes, mächtiges, herrschaftliches mehr, doch immerhin noch ein geachtetes. In ihrem Schonraum hatten die Alten noch bescheidenes Eigentum, kleinere Aufgaben und damit Machtreste: Die Möglichkeit der Jüngeren „ohne väterliches Erbe zu Wohlstand und Ansehen zu gelangen, [blieb] weiterhin sehr begrenzt“ (Borscheid 1992: 44).

Doch mit dem Ende des 19. Jahrhunderts gingen auch noch diese letzten Überbleibsel von Macht verloren: Die Hochindustrialisierung begann, die Arbeiterfrage bestimmte Politik und Gesellschaft, Überbevölkerung und Armut bedrohten und beherrschten die Lebensplanung der Menschen. Der gemütliche, biedermeierliche Schonraum für das Alter war endgültig verloren. Die neue Zeit gehörte, wenn überhaupt jemandem, der Jugend.

Die Jugendbewegung als pädagogische, geistige und kulturelle Erneuerungsbewegung suchte aus eigener Kraft eine wahrhaftige Lebensgestaltung zu finden. Mit dem Begriff Jugendkultur

forderte der Pädagoge Gustaph Wyneken ein soziales System mit eigener Wertordnung, eine Keimzelle einer neuen Gesamtkultur. Der Jugendstil „untermalt“ in der Kunst, „untermauert“ in der Architektur, „gestaltet“ in der Wohnumgebung diesen Gedanken. Sport und eine neue Freikörperkultur, eine von einengenden Zwängen befreite Mode sind Signale des neuen jugendorientierten Programmes. Die Jahrhundertwende gilt als entscheidende Phase zu einer bis in die Moderne reichenden negativen Altersbewertung. Verhöhnungen der Älteren und offene Rebellion der Jugend gegen das Alter gipfelten musikalisch, literarisch und in der Bildenden Kunst im bitteren Zynismus des DADA. Die Jugend hatte sich als Gruppe mit eigener Identität entdeckt, definierte sich nicht mehr als Durchgangsperiode zum Älteren. Die Identitätsfindung jedoch erfolgte nicht durch eine friedliche Abgrenzung, sondern durch Hass, Kampf und Gewalt. Das Alter hatte verloren. Selbst als „Ver-Erber“ waren die Alten uninteressant geworden – Krieg und Inflation hatte ihnen die letzten Machtmittel aus der Hand genommen.

### **5.3 Alterskonstruktionen und Machteinfluss – eine These**

Vom Mittelalter bis zur Neuzeit lassen sich mindestens vier sehr unterschiedliche Konstruktionen eines Altersbildes nachweisen. Das verachtete, schwächliche Altersbild des Mittelalters, der beneidete, überbordende Altersstatus der Barockzeit, das fast mitleidig geschonte Altersbild des 19. Jahrhunderts und das defizitäre, negative Bild der Neuzeit, wie es zum Teil heute noch vorherrscht.

Dass Gesellschaften und Kulturen ihr jeweils eigenes Altersbild entwerfen und pflegen, wird deutlich durch einen Blick in die orientalischen und asiatischen Länder, wo Alter als ein hochgeachteter, erstrebenswerter Zustand geehrt wird, oder auf die indianischen Kulturen, in denen das Alter gottähnliche Verehrung genießt.

Gleichzeitig aber werden innerhalb der gleichen Kultur und der gleichen Gesellschaft zum Teil zeitversetzt, zum Teil aber auch zeitparallel unterschiedliche Altersbilder konstituiert – etwa in unserer Kultur wie ausgeführt über die Jahrhunderte hinweg weitgehend zeitversetzt oder wie in der Moderne zeitgleich (s. dazu: Die widersprüchliche Konstitution von Alter in der Moderne). Die These von der wechselseitigen Abhängigkeit zwischen Macht bzw. Ohnmacht des Alters und dem durch die Gesellschaft konstituierten Altersbild stand bei der Demonstration der historischen Altersbilder bereits im Hintergrund:

Unter der Bedingung von Armut und einer vorwiegend leidenden Gesellschaft wie der des Mittelalters, in der im Überlebenskampf das Gesetz des Stärkeren galt, mussten die Alten, arm, oft krank, schwach, hilflos, als unnütz und als Last erscheinen. Ebenso in den Zeiten vor und nach der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Industrialisierung, Massenarmut und verlorene Kriege machten Alte zu einer gesellschaftlichen Gruppe ohne finanzielle Mittel, mit geringer Bildung und Informationsmängeln. Als reiche, gebildete Bürger in der Barockzeit hingegen besaßen sie Machtmittel in mehrfacher Hinsicht: finanziell, kulturell, politisch und sozial. Beziehungen und Einfluss, die die reichen alten Kaufleute zum Beispiel in Zünften und im internationalen Bereich hatten, machten sie den Jüngeren gegenüber überlegen und damit machtvoll. Und selbst im Kleinbürgertum des Biedermeier hatten sie noch eine kleine Erbschaft weiterzugeben. In der stark familienideologisch ausgerichteten Gesellschaft besaßen sie zudem eine weitere, nicht zu unterschätzende wertvolle Ressource: Sie hatten die Zeit, sich der Kinder anzunehmen und ihnen den ideologisch hochstilisierten geborgenen Rahmen zu bieten, während die Jüngeren in die Unsicherheiten und Anfechtungen der Welt hinaus und ihrem Tagwerk nachgingen.

Eine Bestätigung der These eines machtabhängigen Altersbildes ist bereits in der differenzierten Sichtweise von Cicero (106 – 43 v. Chr.) und Platon (427 – 347 v. Chr.) zu finden.

Wie das Alter vom Betroffenen oder seinen Angehörigen wahrgenommen würde, hänge von der jeweiligen Sinnesart ab, stellt Platon fest. Notwendig für ein gelassenes Alter in Weisheit

sei ein rechtschaffenes Leben in den vorherigen Lebensabschnitten (vgl. Lehr 1996: 17). Nur wer sich in einem langen Bildungsprogramm durch seinen Verstand hervortut und so zur Weisheit gelangt, kann zu den Philosophenherrschern gehören – und dies kann frühestens mit fünfzig Jahren der Fall sein. Dann und nur dann, so entwickelt Plato im Dialog „Politeia“ seine Gedanken zur Struktur der idealen Staatsform, ist der Betreffende geeignet, den Staat zu lenken. „Die Herrschaft der Fähigen sei die Herrschaft der Alten. Der Körper sei eine Täuschung, die Seele der Träger der Ideen. Darum sei der körperliche Verfall für die Lenkung des Staates irrelevant“ (Gronemeyer 1997: 43). Damit gibt Plato der in der Antike herrschenden Gerontokratie, wie sie bereits bei Homer bezeugt wird, den philosophischen Überbau. Es waren die Geronten [grch. Greise], die dem König als Adelsrat zur Seite standen und Recht sprachen, später bildeten sie in oligarchischen Staaten, u.a. selbst in Sparta, als Mitglieder der Gerusia, einer Art Staatsrat, das wichtigste Verfassungsorgan.

Auch Cicero stellt fest, dass alle positiven Eigenschaften des Alters nur dann gegeben sind, wenn sie während des gesamten Lebens geübt wurden. Dann aber sind sie stärker als in den früheren Jahren: „Nicht durch Kraft oder körperliche Behändigkeit und Schnelligkeit werden große Taten vollbracht, sondern durch Überlegung, Ansehen und Urteil: Eigenschaften, die dem Greisenalter nicht verloren gehen, sondern die es sogar in noch höherem Grade zu gewinnen pflegt“ (Cicero 1951: 30). Sowohl bei Cicero als auch bei Platon wird Weisheit (bei Plato *expressis verbis*, bei Cicero als Überlegung, Urteil, später Verstand und Vernunft) als Kapital angesehen, mit dem Einfluss ausgeübt werden kann. Es ist dies ein Machtfaktor des Alters. Es ist der Grund für das hohe Ansehen des Alters, ist Ursache für das positive Altersbild des Antike.

Weisheit als Vermögenswert, als Kapital, das tauchte in der Altersgeschichte im deutschen Raume bisher nur am Rande auf. Erst in den letzten zwanzig Jahren beschäftigt man sich in der Alternsforschung intensiv mit dem Weisheitsmoment als Teil des Entwicklungspotentials des alternden Menschen. Dies ist umso erstaunlicher, als dass das kulturell beherrschende Populärwerk des Abendlandes auf dieses Altersguthaben mit großer Deutlichkeit hinweist: Alter wird in der Bibel geradezu gleichgesetzt mit Verstand und Klugheit („Der Verstand ist bei den Alten“, Hiob 12,12). Den Ältesten gilt ob ihrer Weisheit die Ehrfurcht und die Hochachtung des Volkes, ihr Rat ist gefragt („...riefen zusammen den Rat und alle Ältesten“, APG 5,21; „Mose versammelte alle Ältesten.“ 2. Mos. 4,29; „Da rief der König Israels alle Ältesten“ 1.Kön. 20,7; „der König versammelte alle Ältesten“ 2.Kön. 23,1; „Salomo versammelte alle Ältesten“ 2.Chr. 5,2; „Rehabeam ratfragte die Ältesten“, 2.Chr. 10,6 usw.). Die Ältesten sind diejenigen, die Gottes besondere Zuwendung erhalten („Das Auge ihres Gottes war über den Ältesten“ Esra 5,5), die gleichgesetzt werden mit den Ehrwürdigsten der Gesellschaft („Obersten und Ältesten“ Esra 10,8; „Wahrsager und Älteste“ Jes. 3,2; „Die Ältesten und Klügsten“ Hes. 27,9; „Die Hohepriester und Ältesten“ Matth. 21,23; die Schriftgelehrten und die Ältesten“ Mark. 11,27), in der Sozialhierarchie nehmen sie den höchsten Rangplatz ein („Von den Ältesten bis zu den Geringsten“ Joh. 8,9; „Ihr Jüngeren seid untertan den Ältesten“ 1.Petr.5).

#### **5.4 Alterspotentiale – eine Sache von Angebot und Nachfrage**

Zusammenfassend gilt: Die Konstitution von Alternsbildern verläuft dann positiv, wenn die Gruppe der Alten Machtfaktoren in der Gesellschaft vorweisen: finanzieller Reichtum, Einfluss, soziale Beziehungen wie in der Barockzeit, Weisheit wie in der christlichen und israelitischen Frühgeschichte, in der Antike, oder auch in bescheidenem Maße wenigstens verfügbare Zeit wie im Biedermeier. Das Altersbild wird dann negativ konstituiert, wenn die Gruppe der Alten keine Machtmittel hatte, keine Macht ausüben konnte, wie im Mittelalter, in Zeiten der Industrialisierung, der Überbevölkerung und des Arbeitskampfes. Dies sind die Zeiten, in

denen „Kraft oder körperliche Behändigkeit und Schnelligkeit“ (Cicero a.a.O.) bei der Bewältigung des Existenzkampfes zählten. Und die Körperkraft ist die nahezu einzige Ressource, die wissenschaftlich nachweisbar im Alter nachlässt, bzw. verhaltensstrategisch schwer kompensierbar ist.

Damit lassen sich die teilweise auch zeitgleich nachzuweisenden unterschiedlichen Altersbilder in den sozialen Gruppierungen erklären: Insbesondere in Segmenten, die auf körperliche Leistungsfähigkeit eher angewiesen sind denn auf geistige, ist die Tendenz zu negativen Altersbildern deutlich ausgeprägt (z.B. bei körperlich arbeitenden Erwerbstätigen). Auch markante Stadt-Land-Unterschiede in Altersbildern sind hieraus bereits historisch zu erklären: Entgegen romantischer Vorstellungen war das Altenleben auf dem Lande von einer Idylle stets weit entfernt. Zwar konnte der Bauer bis zur Hofübergabe an den Nachfolger noch Bedingungen diktieren, mit der Übernahme jedoch war der Altbauer angewiesen auf die Jüngeren, er verlor alle Rechte und auch seinen Status in der Dorfgemeinschaft. Folglich behielt er seinen Hof und damit seine Macht, solange seine körperlichen Kräfte es erlaubten (vgl. Borscheid 1992). Mit dem Verlust der Körperkraft hatte er Hof und damit Macht verloren – die geistigen Fähigkeiten wurden im bäuerlichen Alltag eher weniger benötigt und auch eher gering geschätzt.

**Ob die Gesellschaft also ein schwaches, ein defizitäres, ein negatives Altersbild konstituiert, oder aber ein starkes, ein reiches, ein positives, ist abhängig von der Macht, die diese Gruppe in finanzieller, sozialer, kultureller, geistiger oder politischer Hinsicht ausübt und ausüben kann, d.h. wie weit diese entsprechenden Machtfaktoren die gesellschaftliche Praxis bestimmen oder wesentlich beeinflussen.**

**Es bleibt festzuhalten, dass sich die gesellschaftliche Konstruktion eines Altersbildes nicht nur aus den bei den Betroffenen tatsächlich vorhandenen Machtfaktoren erklären lässt, sondern in Abhängigkeit davon, wie diese als Machtpotentiale von der Gesellschaft nachgefragt werden: In einer auf körperliche Arbeit ausgerichteten Erwerbsgesellschaft ist Weisheit so wenig anerkannt wie etwa die Körperkraft in einer geistig bestimmten, philosophisch orientierten Gesellschaft.**

Ausschlaggebend für die Beurteilung des Alters und der Alten scheint also die (gesellschaftliche) Bewertung dessen zu sein, was alte Menschen besser vs. schlechter können oder tun als junge. Genau das gilt entsprechend als Stärke vs. Schwäche. Und diese wiederum dürften davon abhängen, was zu einer bestimmten Zeit gesellschaftlich als wichtig oder erwünscht vs. unwichtig oder unerwünscht gilt.

Zugleich ist festzuhalten, dass es in der qualitativen Bewertung von Altersbildern zwar Höhepunkte (z.B. Barockzeit, Antike) und absolute Tiefpunkte (z.B. Mittelalter, Jugendbewegung) gibt, nicht aber einen 0-Punkt zwischen den positiven und negativen Extremen, etwa einen Status der Nonvalenz. Es gibt allerdings einen Punkt, in dem sowohl positive wie negative Machtfaktoren einfließen und so die Entstehung ambivalenter, sogar multivalenter Altersbilder hervorrufen. In sehr eingeschränktem Maße gilt dies zwar für alle Zeiten, wenn man, wie oben beschrieben, die unterschiedlichen sozialen Schichten berücksichtigt: In der traditionellen dualen Schichteinteilung (reich und gebildet gegenüber arm und ungebildet, Stadt gegen Land) existierte – marginal – immer auch ein duales Altersbild. Ein allgemein gültiges polyvalentes Altersbild ist jedoch ohne Einschränkung gültig für die Zeit der Moderne (s. hierzu Abschnitt 6: Die widersprüchliche Konstituierung von Alter in der Moderne).



Negative Haltungen und Erwartungen gegenüber dem Alter beeinflussen das Verhalten und damit die Beziehungen der sozialen Umgebung älterer Menschen. So ergab sich in einem von Margret Baltes geleiteten Forschungsprojekt an der freien Universität Berlin, dass „die alte Person fast immer als hilfsbedürftig, unselbstständig, defizitär wahrgenommen wird. Interaktionspartner älterer Menschen unterstützen die Abhängigkeit älterer Menschen und ignorieren ihre Selbstständigkeit. Dies trifft auch dann zu, wenn es objektiv und augenscheinlich nicht der Fall ist, wenn der ältere Mensch also selbst zu Autonomie und Selbstständigkeit neigt.“ (Baltes 1996:33).

Es scheint aus diesen Zitaten eine Dominanz des gesellschaftlich konstruierten Altersbildes hervorzugehen. Nach Thomae ist es das „Schicksal“ der Betroffenen sich dem Bild zu fügen, nach Baltes „neigt“ der ältere Mensch zwar zu Autonomie und Selbstständigkeit, fügt sich aber dem Bild der Umgebung, das seine individuelle Lage ignoriert.

Auch in der Psychologie wird mit dem Begriff „subjektives Altern“ eine eher gesellschaftliche Prägung des Altersbildes beschrieben: „Ob jemand von sich selbst sagt oder ob von jemandem gesagt wird, er sei für sein Alter noch sehr aktiv, leistungsfähig, sozial engagiert, hängt selbstverständlich ... von kollektiven oder individuellen Erwartungen ... ab. Dabei spielt das sozio-kulturell geprägte, oft stereotype Bild des Alterns und des Alters eine zentrale Rolle“ (Weinert 1992: 188). Subjektive Wahrnehmungen, Erwartungen und Bewertungen beziehen sich auf das vorgeprägte Bild oder sind davon abhängig. Weinert spricht sogar ausdrücklich von „gesellschaftlich vermittelten persönlichen Überzeugungen“ (a.a.O.).

Ebenso fremdbestimmt zeichnet sich das Selbstbild des Alternden bei Ursula Lehr: „Selbstbild und Realitätsorientierung des älteren Menschen werden von ... Stereotypisierungen affiziert und bestimmen dann sein reales Verhalten“ (Lehr 1996: 309). Zwar schwächt die Gerontologin im Folgenden diese Einwirkung auf „Einfluss“ ab („beeinflussen ... das Verhalten“ a.a.O., ff), an oben zitierter Stelle jedoch spricht sie eindeutig von „Bestimmung“ des Verhaltens durch das Fremdbild.

Nun ist jedoch, wie aus der Geschichte der verschiedenen Altersbilder hervorgeht, nicht allein die Einstellung der Umwelt für das entstehende Altersbild verantwortlich. Die Gruppe der Alten war nie nur als Objekt, sondern immer zugleich auch als Subjekt an der Konstruktion der unterschiedlichen Altersbilder beteiligt, entweder machtvoll, aktiv, mitgestaltend oder aber durch ohnmächtige, geduldige Unterwerfung oder Anpassung wie im Märchen:

Menschen „setzen ... sich ihre eigenen Lebensziele und verwenden ihre persönlichen Maßstäbe, um ihren Fortschritt beim Erreichen dieser Ziele zu beurteilen. Gleichzeitig sind aber allgemeine Lebensziele und Niveaus ... auch durch gesellschaftliche Gelegenheitsstrukturen und das kulturelle Wertsystem geprägt“ (Smith u.a. 1999: 498).

Nur in dieser dialektischen Perspektive sind die unterschiedlichen Altersbilder in der Geschichte und in differenten Gesellschaftssystemen erklärbar. Nur in dieser dialektischen Perspektive sind unterschiedliche Konstruktionen von Alternsbildern möglich und erkenntnistheoretisch begründbar. „Umwelt ist für den Menschen immer, von Anfang an und in jeder Hinsicht, eine subjektiv wahrgenommene, das heißt auch: gedeutete, interpretierte, gedanklich verarbeitete, konstituierte Umwelt. Niemals stehen sich Individuum und Umwelt sozusagen an einem Nullpunkt der Beziehung gegenüber. Menschliches Bewusstsein konstituiert sich in der aktiven, selektiven und interpretativen Auseinandersetzung mit derjenigen Umwelt, deren Konstitution Bestandteil der Bewusstseinskonstitution ist“ (Heid 1982:105)

**In welchem Ausmaß der Betroffene aktiv oder „passiv“ an der Konstruktion seiner Lebenswirklichkeit beteiligt ist, ist bedingt durch seine von sozialen Definitionsprozessen abhängige Macht, seinen Fähigkeiten, seinen Ressourcen. Je stärker diese vorhanden sind und je wirkungsvoller sie eingesetzt werden können, desto positiver wird das Al-**

**tersbild konstituiert werden. Je weniger anerkannte Potentiale vorhanden sind, desto negativer zeigt sich das Alterskonstrukt, das die Gesellschaft, deren Teil die Alten darstellen, aufgrund dieser Schwäche entwirft.**

Cicero verbindet mit einer solchen Erkenntnis zugleich einen Appell an die Eigenverantwortlichkeit und die Selbst-Behauptung der Alten: „Denn nur dann steht das Greisenalter in Ehren, wenn es sich selbst verteidigt, wenn es sein Recht behauptet, wenn es sich niemandem sklavisch unterwirft“ (Cicero 1951: 43).

Die Machtmittel dazu sind bei Cicero ganz eindeutig Urteilskraft und Überlegenheit (Eigenschaften, die wir heute dem Begriff der Weisheit zuordnen), sowie Ansehen. Andere Alterspotentiale, wie wir sie aus den geschichtlichen Altersentwürfen kennen, sind finanzielles Kapital, sozialer und politischer Einfluss, Bildung, Information und Wissen.

Je weniger diese Mittel vorhanden sind oder eingesetzt werden, oder je geringer sie von der Umgebung nachgefragt werden, desto „sklavischer“ muss der Betreffende sich der Alterskonstitution der Umwelt unterwerfen.

**So wird die Pflege und der Einsatz der persönlichen Potentiale im Alter, die Erschließung, Entwicklung und Stabilisierung der eigenen Ressourcen zugleich Mittel in einem Prozess der Identitätsfindung in einem gesellschaftsbestimmten Alterskonzept. Und in einem solchen Prozess ist bereits ein kultureller Akt zu sehen – Kultur verstanden im anthropologischen Sinne, wie sie lexikalisch beschrieben wird als die „Gesamtheit der typischen Lebensformen einer Bevölkerung, einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung, insbesondere der Wert-Einstellungen“ (Brockhaus: 1995).**

Lebensformen, Geistesverfassung, Werteinstellungen sind nach diesem Kulturverständnis nicht als etwas Gegebenes, Statisches zu verstehen, sie entwickeln sich vielmehr ständig in einem diskursiven Prozess. Im Unterschied zum Begriff Natur bezeichnet Kultur nicht etwas „Gegebenes“, sondern etwas von Menschen zu Gestaltendes, den Gestaltungsprozess selbst, oder, als Resultat, die gestaltete Wirklichkeit, also Wirklichkeitskonstrukte.

Entsprechend können wir so feststellen, dass Altersbilder nicht „natürliche“, „gegebene“ sind, sondern in dynamisch kulturellen Prozessen entstandene Konstruktionen, die – unstatisch und labil – ein ständiges Austarieren durch die Gesellschaft herausfordern und so auf ständige Entwicklung und Veränderung angelegt sind. Die jeweils „herrschenden“ Altersbilder sind nur Ordnungs-Systeme und als solche abhängig von den (gesellschaftlichen) Ordnungsbedürfnissen und Ordnungserfordernissen. Die in die Ordnungssuche einfließenden Fragen und Einstellungen korrigieren, stabilisieren oder verunsichern, sie sind Teil ständiger identitätsstiftender Auseinandersetzung. In der Kritik, in der urteilenden Begegnung mit den scheinbar gegebenen Normen, Maßstäben und Werten sucht und erkennt der Einzelne sich, seine Überzeugungen und seine Einstellungen, also seinen Standpunkt in der Gesellschaft.

Im Komplex kultureller Identitätsfindung des Einzelnen spielt neben anderem die Kunst i.w.S. (insbes. Bildende Kunst, Literatur, Musik, Architektur) als Teilbereich der Kultur eine zentrale Rolle. Hier wird der vorderste Rangplatz der Kunst als Teilbereich der Kultur deutlich: Oft nahezu gleichgesetzt mit dem Begriff der Kultur, womit der herausragende Stellenwert neben beispielsweise der Philosophie, Gesellschaftspolitik, Religion oder Pädagogik verdeutlicht sei, vermittelt sie durch das sinnlich erfahrbare Werk „die ästhetische Erkenntnis des Wirklichen“ (Brockhaus 1995). In der Entschlüsselung ihrer – durch die Offenheit gewaltfrei – vermittelten Zeichen und Zeichenkomplexe erfolgt die Wirklichkeitsdeutung und Wirklichkeitsbe-deutung des Produzenten wie des aktiven Rezipienten als Subjekte kultureller Praxis. In der introspektiven und extrospektiven Auseinandersetzung entstehen Bedeutungen jenseits des eigenen Horizontes und jenseits des historischen Diktats. Auseinanderset-

zung, Reflexion, Infragestellung der Objekte (des sog. Objektiven) bedeuten Teilhabe an der Konstruktion derart gefasster Lebenswirklichkeiten, sind kulturelle Arbeit, Leistung im **eigentlichen Sinn. Dazu bedarf es der Fähigkeiten und Potentiale des Einzelnen, unabhängig von einem wie auch immer definierten Alter. Diese Fähigkeiten sind ungleich dem historischen Alters-Machtmittel des Finanzkapitals der Barockzeit, aber ähnlich dem Machtmittel der Weisheit in der Antike und im alten Israel.**

**Diese Fähigkeiten dürfen wir heute nach einer Definition des Deutschen Kulturrates unter den Begriff der kulturellen Bildung fassen. Sie hat die Aufgabe, ein bewusstes Verhältnis des Menschen zu sich, zu seiner Gesellschaft, zu seiner Geschichte zu entwickeln. Ziel des kulturellen Bildungsprozesses ist die Entwicklung von Subjektivität, d.h. Ermutigung und Ermöglichung des eingreifenden Handelns des Einzelnen.**

## **6 Die widersprüchliche Konstituierung von Alter in der Moderne**

Noch in den Fünfziger- und Sechziger Jahren gab es eine Reihe von Untersuchungen zum Bild des älteren Menschen in unserer Gesellschaft, deren wichtigste Ergebnisse Lehr zusammenfasst als „grundsätzlich negativ gezeichnet, und zwar weit negativer, als es sich für die Gesamtheit der älteren Menschen vertreten lässt.... Stereotypen, unzulässige Verallgemeinerungen herrschen vor“ (Lehr 1996:305). Wie zu Zeiten der Entstehung des Grimm'schen Märchens „Der alte Großvater und der Enkel“ sind in diesen ersten zwei Nachkriegsjahrzehnten in den Äußerungen der Befragten die älteren Menschen als isoliert, vereinsamt, abhängig und hilfsbedürftig charakterisiert. „Darüber hinaus wird ein Abbau geistiger Fähigkeiten als geradezu selbstverständlich angenommen“ (Lehr 1996: 304).

Mit Beginn der Achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts jedoch entstand Bewegung im allgemeinen Bild vom Alter. In den Vereinigten Staaten wiesen Gerontologen (u.a. Lutsky) in einer Untersuchung nun eher neutrale, zum Teil sogar positive Einstellungen und Haltungen gegenüber dem Alter nach. Auch in Deutschland war nach verschiedenen Umfragen eine Änderung im Meinungsbildes vom Alter festzustellen: Die noch zwanzig Jahre zuvor überwiegend negativen Altersstereotypen hatten sich zu Gunsten positiver verschoben: In zwei Untersuchungen des Allensbach-Institutes 1975 und 1989 äußerten 69 bzw. 65% der Befragten einen überwiegend positiven Eindruck von älteren Menschen, einen ausdrücklich ungünstigen Eindruck nur 9 bzw. 10%. Dezidiertere Fragen nach bestimmten vermeintlichen Eigenschaften älterer Menschen mussten in einer Meinungsumfrage der Hamburg-Mannheimer-Stiftung für Informationsmedizin (Arnold et al. 1989) beantwortet werden. Dabei ergab sich folgendes Bild: Die Frage, ob Ältere „dummes Zeug reden“ wurde von weniger als einem Drittel der Bundesbürger bejaht, auch schätzten nur 44% der Befragten die Älteren als langsam und träge ein. Des Weiteren beurteilte man alte Menschen mehrheitlich als kontaktfreudig, verständnisvoll und sportlich aktiv – Einstellungen, die zwanzig Jahre zuvor noch unvorstellbar gewesen wären.

Spätestens mit diesen Ergebnissen war das Ende eines einheitlichen, stereotypen Altersbildes angesagt. „Die Leute erkennen durchaus, dass es verschiedene Arten des Alters gibt und deswegen unterschiedliche Einstellungen zu Älteren angebracht seien. Insofern können u.U. sehr unterschiedliche Züge nebeneinander bestehen“ (Lehr 1996: 307).

Nun ist es eher unwahrscheinlich, dass „die Leute“ in den achtziger Jahren informierter oder einsichtiger waren als in den fünfziger- und sechziger Jahren und - verfolgt man die Verfertigung des Altersbildes durch die Geschichte - erkenntnisfähiger waren als die Menschen in den letzten hundert Jahren. Eher ist anzunehmen, dass der Einfluss auf ein sich ausdifferenzierendes Altersbild in dieser Zeit durch die betroffene Gruppe der Alten selbst (Selbstbild) und, wie ausgeführt, in unmittelbarem Austausch mit nahen oder fernerer Bezugspersonen



(Fremdbild) entstand und - wesentlich unterstützt durch Erkenntnisse psychologischer, biologischer und medizinischer Lebenslaufforschung sowie deren Anwendung - bestätigt wurde. **Diese Modernisierung des Altersbildes entwickelte sich also auf breiter gesellschaftlicher Basis der allgemeinen gesellschaftlichen Modernisierung, und zugleich hatte diese Rückwirkung auf das Alter selbst. Das Alter wurde „einem Veränderungsdruck ausgesetzt, der auf sozialstrukturellem Wandel basiert und in der letzten Dekade in zahlreichen Studien belegt wurde“ (Kade 1994: 9). Die Änderung und Ausdifferenzierung des gesamtgesellschaftlichen Ethos erfolgte also mit und aufgrund von sozialstrukturellen Veränderungen, die sämtliche Subsysteme der Gesellschaft berührten und so unter anderem auch das Alter betrafen.**

## **6.1 Soziostrukturelle Veränderungen des Alters und die widersprüchliche Konstituierung des Altersbildes**

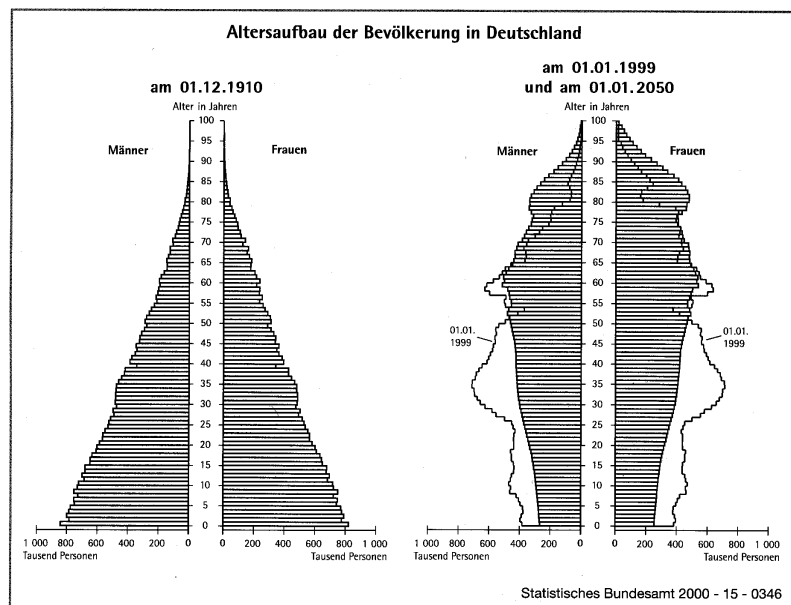
Die mit Beginn der achtziger Jahre wissenschaftlich registrierten gesellschaftlichen Veränderungen werden sowohl in den Kultur- als auch in den Sozialwissenschaften mit dem Begriff „Strukturwandel“ umrissen. Dieser Begriff mag etwas irreführend sein, denn der Begriff „Wandel“ deutet auf eine Abkehr weg von dem, was zuvor war, so, als gelte das Alte nun nicht mehr, sondern etwas anderes. Doch was sich an soziostrukturellen Veränderungen in den letzten zwei Jahrzehnten abgespielt hat, ist keine Abkehr von alten Strukturen zugunsten neuer, sondern es sind kumulative Veränderungen: Zusätzlich zu und gleichzeitig mit alten Strukturen bilden sich neue, sie existieren teils mit- und nebeneinander, teils gegeneinander. Widersprüchlich und pluralistisch – mit diesen Begriffen sind die neuen gesellschaftlichen Strukturen am ehesten fassbar. „Abschied vom Prinzipiellen“ überschreibt Hermann Glaser (1991: 383) ein Kapitel über die Postmoderne, zitiert damit den Kulturphilosophen Odo Marquard und dessen philosophische Studien anfangs der 80er Jahre: Es wird nicht das eine abgeschafft, damit nun das andere als Prinzip gelte – es existieren vielerlei, darunter auch gegensätzliche „Realitäten“. Aber wahrscheinlich ist auch diese Differenzierung, Pluralisierung und Paradoxierung nicht radikal neu. Neu ist allenfalls deren Dynamik und Reichweite, bzw. Reichtiefe. Es wird nicht Halt gemacht vor scheinbar fundamentalen Überzeugungen, Konventionen, Prinzipien und Normen. Und nur soweit, im Sinne Glasers, ist der Begriff „Strukturwandel“ gerechtfertigt: als eine Abwendung vom Eindeutigen, Verbindlichen, aus dem quasi Ableitungen und Deutungen, hier zum Beispiel für das Altersbild folgen könnten.

Schlaglichtartig werden im Folgenden einige, fundamentale Pluralitäten und Dichotomien in der Konstituierung von Alterswirklichkeiten aus dem gesellschaftspolitischen, medizinischen, ökonomischen und kulturellen Bereich dargestellt und darüber die Modernisierung des Altersbildes erklärt. Diese Felder sind nicht wahllos herausgegriffen aus dem breiten Spektrum möglicher Bereiche, sondern zeigen sich im Folgenden **als kulturell und kulturpolitisch besonders relevante Konstitutionsbedingungen.**

### **6.1.1 Gesellschaftspolitische Realitäten: Immer mehr und immer einsamer? Oder: Wo bleibt die Solidarität?**

„Am Altersaufbau der Bevölkerung lässt sich ablesen, wie sich das Verhältnis der jüngeren zur älteren Generation entwickelt“ (hier ist unter „Verhältnis“ nur das rein statische zu verstehen). „Bereits heute ist die Bundesrepublik Deutschland – wie die meisten Industrieländer – durch eine verhältnismäßig schwach vertretene junge Generation gekennzeichnet. Die Lebenserwartung (im früheren Bundesgebiet und in den neuen Ländern) wächst, und schon dadurch verschiebt sich die Altersstruktur ständig zugunsten der älteren Menschen. Modellrechnungen zur Bevölkerungsentwicklung zeigen, dass bereits in wenigen Jahren in Deutschland

mehr 65-Jährige oder ältere Menschen als 15-Jährige und jüngere leben werden.“ (Statistisches Bundesamt 2000).



Quelle: Statistisches Bundesamt 2000-15-0346, in: DJI Bulletin 54, Mai 2001 Leipzig

Diese Entwicklung errechnet sich aus dem derzeitigen Altersprofil der Bevölkerung: Die stetige Steigerung des Anteils Älterer (das sind in diesem Zusammenhang die über 65-Jährigen) an der Gesamtbevölkerung wird also auf zwei Ursachen zurückgeführt: Zum einen führt eine Mortalitätsverlagerung zur Zunahme von alten Menschen, zum anderen die Fertilitätsreduktion, d.h. eine ständige Abnahme der Geburtenzahlen. Wanderungsbewegungen als dritte Möglichkeit können aufgrund ihres unwesentlichen Einflusses unberücksichtigt bleiben (vgl. Dinkel 1992). Die Zunahme der Älteren in der Bevölkerung ist einmal also eine absolute (Vermehrung der Personenzahl durch höhere Lebensdauer), zum anderen eine relative, rein verhältnismäßige (Abnahme des Anteils der Jüngeren in der Bevölkerung), wobei festzustellen ist, dass „Fertilitätsvariationen ... für Veränderungen der Alterstruktur größere Bedeutung als Mortalitätsvariationen“ zukommen (Dinkel 1992: 68).

Ungeachtet der skizzierten Ursachen ist damit, so stellt Lehr fest, „die ausgeglichene Bevölkerungspyramide von 1910 aus der Form geraten“ (1996:44).

Mit dieser Entwicklung steht Deutschland nicht alleine da: In allen Industriegesellschaften ist der Anteil der Älteren an ihrer jeweiligen Gesamtbevölkerung stark angestiegen. Und selbst „in den Entwicklungsländern stieg die Lebenserwartung bereits von etwa 35 bis 40 Jahren im Jahre 1950 auf 61 Jahre (1990), nachdem sich u.a. die Gesundheitsversorgung und die hygienischen Bedingungen verbessert haben“ (Microsoft Encarta Enzyklopädie 2000, 1999). Weltweit wird nach einer Prognoserechnung der WHO die Gesamtbevölkerung der Entwicklungsländer bis zum Jahre 2020 um 95% ansteigen, die Zahl der älteren Menschen dagegen um 240%.

Ist die Tendenz zu einer „ergrauenden Welt“ also ein offensichtlich weltweites Phänomen, so zeigt sich in Europa, dass Deutschland mit seiner Bevölkerungsentwicklung zwar einer allgemeinen Entwicklung entspricht, dies dennoch in nur bescheidenem Maß. „Die höchsten Bevölkerungsanteile oberhalb von 60 oder 65 Jahren weisen im Moment die skandinavischen Länder und die Schweiz auf. Sowohl die alten als auch die neuen Bundesländer liegen ... nur im Mittelfeld“ (Dinkel 1992: 65)(vgl. dazu auch Abb. 6 aus Lehr 1996: 51). Bis zum Jahre 2040 gar rechnet man damit, dass „ca.37% der Bevölkerung Deutschlands 60 Jahre und älter sein wird“, schreibt Lehr und appelliert: „Wir müssen die Herausforderung einer alternden Gesellschaft erkennen und annehmen“ (a.a.O. S.45).

Diese Herausforderung zeigt sich in den letzten Jahre deutlich in der insbesondere von den Medien immer wieder beschworenen Aufkündigung des „Generationenvertrages“. „Nach einer Untersuchung des Allensbacher Institutes für Demoskopie vom Herbst 1996 sind fast 50% der Meinung, daß der Generationenvertrag gefährdet sei. Allerdings war die Frageformulierung des Allensbacher Instituts stark krisenorientiert und stand zu sehr unter dem Einfluß der von den Medien überwiegend veröffentlichten, ganz undifferenziert artikulierten Erwartung des Generationenkonfliktes. Bei den 16-29-Jährigen sind es laut dem Allensbacher Institut fast 2/3 der Befragten, die den Generationenvertrag gefährdet sehen.... ". Ebenfalls in dieser Altersgruppe sind „es 40%, bei den 60jährigen und Älteren verständlicherweise nurmehr 10%, die der Auffassung sind, daß die Alten ‚auf Kosten der Jungen leben‘. Diffuse, ökonomisch und arbeitsmarktpolitisch verständliche Zukunftsängste der Jungen sind durch die breite Formulierung ‚Generationenkonflikt‘ auf die Schienen eines vorwegnehmenden Pessimismus gelenkt worden“ (Rosenmayr 1998: 24). Geschürt wird die Angst zudem durch eine unzulässige Vermengung der „Alten“ (über 65-Jährigen) mit frühberenteten Endfünffzigern und einkommenslosen, ökonomisch abhängigen jungen Menschen, so dass der 3-Generationen-Vertrag zu einem 5-Generationen-Vertrag hochgetrieben wird: „Die Generation der Erwerbstätigen (25-58-Jährige) hat für zwei Generationen der Noch-Nicht-Erwerbstätigen zu sorgen und für zwei Generationen im Rentenalter“ (Lehr 1996: 60).

Dies wären in der Tat beängstigende Aussichten und so fragt Rosenmayr unter diesem Angst-Altersbild denn auch rhetorisch: „Wird der Generationen-Krieg unsere Zukunft bestimmen?“ um dann nüchtern analysierend festzustellen: „Sowohl das Pensionsalter, besonders die Frühpensionspraxis können geändert, der Wohlfahrtsstaat kann (könnte) durch Eigen- und Außenressourcen gestützt und entscheidend ergänzt werden.....Die demographische Bilanzierung der Altersgruppen allein führt hinsichtlich der Finanzierbarkeit der Älteren und Alten in die Irre. Entscheidend sind die Werte, die durch die Aktivbevölkerung volkswirtschaftlich produziert werden und dann zur Umverteilung gelangen können, ebenso modifizieren Selbsthilfe und das Gesundheitsverhalten der Alternden die Gegenüberstellung“ (Rosenmayr 1998: 30).

Abgelehnt wird das negative Altersbild der „Abgabenabsauger“, wie es u.a. auch von Grone-mayer (1989) publiziert wurde, von Baltes, der dem ein positives Solidarbild entgegensetzt und dies mit psychologischen und soziologischen Befunden belegt: „Wenn Personen verschiedenen Alters zur Generationsdynamik befragt werden, so zeigen die meisten eine große Bereitschaft des Gebens in der Generationenfolge, und zwar nach oben wie nach unten...Die antizipierte und erlebte Solidarität zwischen den Generationen ist also beträchtlich... Diese Befunde geben auf sozialpsychologischer Ebene eher Anlaß zur Entwarnung, wenn sie auch nicht bedeuten, daß die weitere Ausgestaltung einer Kultur des Alters nicht doch einen zeitweiligen Dissens zwischen den Generationen mit sich bringen wird (Mayer et al., 1992)“ (P.B. Baltes1996: 58).

Der zweite Aspekt, der in der Veröffentlichung des Statistischen Bundesamtes als demoskopisch auffallend erwähnt wird, ist der Trend zum Ein-Personen-Haushalt: Er widerspiegle u.a. die Einstellung zur Familie (wobei dieser qualitative Aspekt nur erwähnt, nicht aber ausgeführt wird). „Haushalte mit mehr als fünf Personen sind nur noch äußerst selten vorzufinden, während die Zahl der Ein-Personen-Haushalte ständig wächst.“ Dabei ist diese Zeiterscheinung nun tatsächlich nicht zurückzuführen auf den neuen Trend des Single-Lebens der großstädtischen „Yuppies“ (wenngleich diese zur gesellschaftlichen Anerkennung des Alleinlebens beigetragen haben), sondern der Älteren: „Etwa 40% der über 65-Jährigen leben alleine. Je älter die Personen sind, desto häufiger wohnen sie in Ein-Personen-Haushalten“ (Schachtner 1992:248). Bereits rund 2/3 der 75-Jährigen und Älteren leben alleinstehend (Statistisches Bundesamt 1991). Der Begriff „Singularisierung des Alters“ kennzeichnet diese Entwicklung, er soll ausdrücken, dass mit zunehmendem Lebensalter der Anteil Alleinstehender/ Alleinle-

bender zunimmt: „Waren um die Jahrhundertwende nur 7,1% aller Haushalte Ein-Personen-Haushalte, 1950 bereits 19,4%, so waren es 1981 insgesamt 30,8% und 1995 schließlich 34,2%. In manchen Großstädten sind heute bereits 50% aller Haushalte Ein-Personen-Haushalte, die man vor allem bei den unter 30jährigen und über 60jährigen findet“ (Lehr1996: 59).

Eine geradezu dramatische Vision der Alterssituation entwickelt Schachtner aus diesen demographischen Daten: „Doch das Alleinwohnen hat auch Schattenseiten. Vereinsamung droht, sobald körperliche Gebrechen das Verlassen der Wohnung erschweren. Die Tage werden lang, das Kochen und Putzen geht nicht mehr so schnell von der Hand und manchmal geht es überhaupt nicht mehr.“ (Schachtner 1992: 248). Rosenmayr (1998) warnt vor einer solchen weit verbreiteten und immer wieder multiplizierten negativen Koppelung des objektiv feststellbaren überwiegenden Alleinlebens mit einem subjektiv empfundenen Zustand der Einsamkeit: Die hohe Quote von Alleinlebenden ist nicht zugleich als Disposition zur Einsamkeit zu interpretieren. Dies entspräche eben den Vorurteilen, die in 3.1 bereits als verantwortlich für die Verfertigung negativer Altersbilder festgestellt wurden.

Auch in der sehr ausführlichen Kölner Seniorenbefragung 1988 war nach einer Untersuchung der Haushaltsformen ein Ergebnis, dass 37% der Senioren allein leben. Die erste daraus folgende besorgte Frage war, „ob die alleinlebenden Senioren in die Gefahr der sozialen Isolation geraten“ (Stadt Köln 1989:43). Eine Folgeuntersuchung über mögliche und tatsächliche Sozialkontakte kommt jedoch zu dem Ergebnis: „Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der überwiegende Teil der Kölner Senioren durchaus nicht in Gefahr der sozialen Isolation gerät, so weit es die Quantität von sozialen Kontakten angeht“ (ebenda S. 47).

So zieht Nägele nicht zuletzt aus dieser Untersuchung den Schluss „Singularisierung im Alter ist nicht ohne weiteres auch mit Isolation und Vereinsamung gleichzusetzen“ (Naegele 1992: 385). Die Einschränkung „nicht ohne weiteres“ lässt die Vermutung zu, dass eine Möglichkeit der Vereinsamung durchaus vorhanden ist. Dies wird bestätigt durch M. Baltes, die über ein Forschungsprogramm von Laura Carstensen jedoch zugleich einschränkend feststellt, dass ein „Abbau im Umfang des sozialen Netzwerkes nicht erst im Alter, sondern viel früher, meist mit der Familiengründung, einsetzt“ (M. Baltes 1996:398). Es sind also andere Faktoren außerhalb des Alters für eine Vereinsamung verantwortlich. Diese werden bei Lehr (1996) explizit benannt als eine Funktion der Erwartungshaltung und eine Funktion der Langeweile, außerdem auch im Zusammenhang mit psychischer Abhängigkeit. Auch Lehr stellt jede generalisierende Aussage über die „Einsamkeit des Alters“ stark in Frage. Generell von einer Isolierung älterer Menschen zu sprechen, entspräche zwar einem weitverbreiteten Bild in unserer Gesellschaft, beruhe jedoch auf stereotypen Vorstellungen. Ebenso spricht M. Baltes in diesem Zusammenhang von einem „gesellschaftlichen Stereotyp“ und differenziert: „Obwohl die Zahl der einsamen Menschen mit dem Alter leicht ansteigt, sind ... alte Menschen im großen und ganzen sozial kompetent und berichten, mit ihrem Sozialleben zufrieden zu sein“ (a.a.O.).

**Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass mit der unterschiedlich möglichen Konstituierung von Alterswirklichkeiten zugleich eine Möglichkeit unterschiedlicher Lebensentwürfe und Optionen gegeben ist, eine subjektive Erschließung von Alter möglich wird. Es soll im Folgenden untersucht werden, wie diese Möglichkeit verwirklicht werden kann. Festzuhalten ist zunächst, dass diese Möglichkeit überhaupt besteht unter den oben erörterten Aspekten des gesellschaftspolitischen Bereiches. Der „Abschied vom Prinzipiellen“ (Glaser) gilt sowohl für den persönlichen und zwischenmenschlichen Bereich als auch für gesamtgesellschaftliche Beziehungen.**

„Eine abnehmende Betonung garantierter kontinuierlicher Beziehungen und eine Bevorzugung individuell bestimmter (statt nach sozialen Erwartungen vorgezeichneter) Solidarität bilden eine neue Grundlage... Solidarität kann jedenfalls keineswegs mehr fraglos vorausge-

setzt werden. Es bedarf vielmehr einer ständigen Erneuerung und Neuverhandlung, was die Bedürfniserfüllung für alle Beteiligten zu einer schwer zu lösenden Aufgabe werden lässt“ (Rosenmayr 1998:37)

### **6.1.2 Biologische Realitäten: Immer älter, immer kränker? Oder: Immer jünger, immer gesünder?**

„Alter war bis ins frühe 20. Jahrhundert gleichbedeutend mit Invalidität...“ schreibt der Historiker Borscheid über den alten Menschen in der Vergangenheit (1992: 38). Als „schwach, kränklich“ erklärt der Duden den Begriff „invalid“ und in der Folge arbeits-, erwerbs- und dienstunfähig. Das sind klare Aussagen, zumal Borscheid von „gleichgesetzt“ spricht, pointiert darf sogar von einer Definition gesprochen werden: Alter wurde bis ins frühe 20. Jahrhundert über Schwäche und Krankheit definiert.

Immer noch finden wir heute, Anfang des 21. Jahrhunderts, Neigungen zu solchen Zuordnungen – selbst in der Wissenschaft. In der Statistik kranker und unfallverletzter Personen sieht der Wirtschafts- und Sozialstatistiker Krämer, wenn auch unter Vorbehalten, „...eine Volksweisheit [bestätigt]: Alter und Krankheit gehen heute wie früher Hand in Hand“ (1992: 567).

Dem widersprechen die geradezu schwärmerischen Aussagen politischer und wirtschaftlicher Gremien sowie seriöser Medien:

Entgegen einer immer noch weitverbreiteten Vorstellung vom invaliden Alter sei festzustellen, dass „Krankheit und Hilfebedürftigkeit für das höhere Alter des Menschen nicht typisch sind“, schreibt der Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit im vierten Familienbericht der Regierung 1986, und der Bundesminister des Innern schließt sich 1992 in den Richtlinien des Bundesaltensplanes an: „Die Menschen leben nicht nur erheblich länger als früher, sondern die überwiegende Zahl bleibt heute auch bis in ein viel höheres Lebensalter als früher geistig rege und körperlich aktiv. Das Erreichen eines hohen Alters ist nicht notwendig mit dem Abbau und Verlust von Fähigkeiten verbunden. Die Mehrheit der älteren Menschen in der Bundesrepublik Deutschland ist auf fremde Hilfe nicht angewiesen“. Und Eduard Tack, Ministerialdirigent im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, beschließt 1995: „Die Mehrzahl der älteren Menschen ist aktiv, leistungsbereit und erfreut sich bester Gesundheit“ (Tack 1995: 8).

Auf dem Forum „Alterskultur“ 1998 in Berlingen/CH stellt Lehr fest: „... wir werden – wie Svanborg gezeigt hat – heutzutage bei besserer Gesundheit immer älter“ (Tertianum 1998: 33). „Sie beleben die Sporthallen und Fitness-Studios“ betitelt gar der Spiegel eine Reportage über alte Menschen und stellt darin fest, diese seien „immer gesünder, im Kopf wie im Bett“ (Der Spiegel 35/1997).

Nun mögen im politischen, wirtschaftlichen und massenmedialen Bereich stark interessengeleitete Absichten im Hintergrund der Vermittlung eines gesunden Altersbildes stehen - angestrebte Kostenersparnisse etwa, das Interesse an Arbeitsmotivation oder einfach das werbewirksame Moment des Neuen und Sensationellen. Die biologischen Realitäten dürften also nicht in diesen Bereichen, sondern eher in dem der Medizin, besonders in der medizinischen Statistik, zu suchen sein. Doch ist dies bereits der erste Stolperstein in einer Konstruktion biologischer Alterswirklichkeit. Denn dies sind eben die bereits oben erwähnten Vorbehalte des zitierten Wirtschafts- und Sozialstatistikers Krämer: „Nur wenige Menschen werden im Alter gesünder. In der Regel ist das Gegenteil der Fall. Versucht man diese Binsenweisheit jedoch mit harten Daten zu untermauern, ist man bald an den Grenzen unserer Gesundheitsstatistik angelangt“ (Krämer 1992:566). Durch das Datenschutzgesetz sind Statistiken zum Morbiditätsspektrum in den verschiedenen Altersklassen kaum oder nur unvollkommen vorhanden, Umfragen unter Betroffenen spiegeln nur die subjektive Einschätzung der Befragten wider.

Diese ist zwar für die Konstituierung des Alternsbildes aufschlussreich (s.u.), kann für die biologischen Realitäten jedoch nur eingeschränkt Hinweise geben. Bei einer Untersuchung der Frage also, ob denn nun die durch höhere Lebenswartung gewonnenen Jahre gesünder oder kränker verlaufen, bleibt allein die medizinische Forschung aussageberechtigt. Dabei stehen sich nun genau zwei gegensätzliche Richtungen gegenüber: Verbrugge (1984) und Brody (1985) etwa stellen klar und eindeutig fest: Gerade durch die Erfolge der Medizin (chronisch Kranke leben länger) nimmt altersspezifische Morbidität zu, die steigende Quantität der Lebensjahre wird mit abnehmender gesundheitlicher Qualität bezahlt (nach Krämer 1992: 567). Dagegen spricht die Richtung um Fries (1980, 1990), nach der durch die Fortschritte der modernen Medizin, besonders im Bereich der Prävention, in Verbindung mit zunehmend bewussterer und gesundheitsorientierterer Lebensführung die Morbidität in den späten Jahren komprimiert wird und für den größeren Teil der alternden Bevölkerung körperliche Gesundheit bis weit ins hohe Alter erhalten bleibt.

„Es gibt keine typischen Alterskrankheiten“, stellen denn auch Steinhagen-Thiessen u.a. fest, „aber es gibt bestimmte Krankheitskonstellationen“ (Steinhagen-Thiessen et al. 1992:132). Doch auch hierbei können für „das Alter“ keine generalisierten Aussagen getroffen werden, immer wieder gelten individuelle oder typenähnliche Relativierungen: „Beispielsweise sind bei Achtzigjährigen arteriosklerotische Veränderungen ... viel häufiger als bei Dreißigjährigen, aber die Unterschiede im Ausmaß dieser Veränderungen sind so groß, daß manche Achtzigjährige in der Tat mehr normale Blutgefäße besitzen als manche Dreißigjährige“ stellen Danner & Schröder (1992) fest und ziehen den überraschten Schluss: „Unter den Experten gibt es keine allgemein akzeptierte [biologische] Definition des Alters“ (Danner & Schröder 1992: 96, Einschub durch M.K.).

„Der Gesundheitszustand im Alter“ stellen Steinhagen-Thiessen und Borchelt in einer zusammenfassenden Diskussion über Morbidität, Medikation und Funktionalität im Alter fest, „scheint zwar oberflächlich durch Multimorbidität... und multiple Funktionseinbußen charakterisiert werden zu können, zeichnet sich tatsächlich aber durch eine große Variabilität aus, die nachweislich auf eine Vielzahl sehr unterschiedlicher, vielfach altersunabhängiger Faktoren zurückgeführt werden kann“ (Steinhagen-Thiessen & Borchelt 1999:177). Die beiden Ärzte schließen auf eine Kapazitätsreserve körperlicher Gesundheit.

Auch die Alternsforscherin Margret Baltes fasst die körperliche Gesundheit oder Plastizität unter die Ressourcen des alten Menschen. Sie zeigt sich als Anhängerin der Fries'schen Sicht vom gesunden Alter, ausgehend von der Feststellung, dass unter den heutigen 65Jährigen und älteren rund 80%, also die überwiegende Mehrheit, in der Ausführung ihrer Alltagsaktivitäten nicht oder nur geringfügig eingeschränkt sind. Baltes differenziert jedoch weiter: „Die durchschnittlich steigende Gesundheit...bezieht sich vor allem... auf die Periode zwischen 60 und 75 oder 80 Jahren. In dieser Altersgruppe wird es ...eine relative Zunahme derjenigen geben, die körperlich einen hohen Funktionsstatus besitzen. Daß ältere Menschen von heute im Vergleich gesünder sind, schließt allerdings nicht aus, daß es in Zukunft in absoluten Zahlen mehr Altersgebrechlichkeit geben wird, denn es wird mehr alte und sehr alte Menschen geben. So soll z.B. in den USA die Zahl der über 80Jährigen mit Gebrechen von heute 8.7 Millionen auf 11.5 Millionen im Jahre 2010 steigen“ (M. Baltes 1996:395). Zwei Entwicklungstendenzen also auch aus ihrer Sicht: im Durchschnitt bis zu den Achtzigjährigen gesündere alte Menschen, darüber hinaus ein Anstieg der Alterskranken.

Vom „Doppelgesicht des Alterns“ spricht Paul B. Baltes angesichts der gegensätzlichen, jedoch jeweils erklärbaren Existenz des hoffnungsvollen Modells von Fries gegenüber dem der zunehmenden Altermorbidität. **Und nur so ist auch die widersprüchliche Kennzeichnung des Altersbildes der Moderne erklärbar: Beiden Richtungen wohnt eine widersprüchliche, gegenläufige Dynamik inne; vielleicht könnte man auch von den beiden Endpunkten eines Kontinuums sprechen, innerhalb dessen vielfältige, auch widersprüchliche Al-**

**tersbilder produzierbar sind – vom vitalen, dynamischen, durchtrainierten Fitness-Center-Besucher bis hin zum bemitleidenswerten, hilflosen, hinfälligen, altersschwachen Kranken.** An der Konstruktion derartig unterschiedlicher, diametral entgegengesetzter Altersbilder kann das Subjekt nur unwesentlich bestimmend mitwirken, denn: „Den Rahmen oder die Grundlage für die Bestimmung von Gesundheit und Krankheit und für die Anwendung dieser Begriffe auf Entwicklungs- und Alternsprozesse bilden in jedem Fall normative Vorstellungen menschlicher Existenz oder Koexistenz. Diese Vorstellungen erfahren im Wandel von wissenschaftlichen Erkenntnissen, von ökonomischen und politischen Bedingungen unterschiedliche Ausgestaltungen“ (Gerok & Brandstetter 1992: 367). Zugespitzt: Hinter diesen „ökonomischen und politischen Bedingungen“ stehen handfeste wirtschaftliche und politische Interessen. Diese müssen nicht einmal so offensichtlich sein wie in den eingangs zitierten, interessengeleiteten Darstellungen gesunder Altersbilder (z.B. der Bundesregierung). Es sind ebenso gut auch Entwürfe von Altersbildern auf dem Hintergrund scheinbarer liebevoller Umsorgung, sozialen Wohlwollens und zugewandten Verständnisses möglich. Paradebeispiel für solch eine, von ökonomischen Interessen geleitete Konstruktion eines bedauernswerten Altersbildes ist das des pflegebedürftigen Alters, das nach der Untersuchung von Palmore 1988 von der Mehrzahl der Bevölkerung bejaht wird (s. 3.1 Das Altersbild – ein Märchen): Obwohl 98,5% der 60- bis 70-Jährigen und 89,4% der 70- bis 80-Jährigen ihren Alltag kompetent alleine meistern (vgl. Lehr 1996), wird das negative Altersbild interessengeleitet kolportiert und so in der Öffentlichkeit das Altersbild mit dem der Pflegebedürftigkeit immer noch weitgehend gleichgesetzt. Ursula Lehr schreibt dazu: „Öffentlichkeitskampagnen wie die zugunsten der Einführung der Pflegeversicherung, die mit (angeblich) objektiven Zahlen nicht nur über eine absolute, sondern auch eine relative Zunahme pflegebedürftiger Menschen arbeitet, können bei großen Teilen der Bevölkerung wieder Alterstereotypen fördern, die Bilder der Hinfälligkeit und Hilfsbedürftigkeit wecken“, und sie warnt abschließend: „Nicht zuletzt sollte man auch beachten, daß die Altersbilder der Gesellschaft ihre Auswirkungen auf das Selbstbild alter Menschen haben“ (Lehr 1996:307).

### **6.1.3 Ökonomische Realitäten: Immer wohlhabender oder dauerhaft arm?**

„Oldies but goldies“ heißen die „Senioren“ in der Werbebranche, und damit ist keinesfalls gemeint, dass sie etwa „goldig“ im Sinne von „niedlich“ oder „reizend“ wären. Nein, eher im Sinne von „Goldesel“ ist diese saloppe Umschreibung einer einkommensstarken und ausgebelebten älteren Generation zu verstehen – deren geneigte Konsumbereitschaft in die richtigen Bahnen zu lenken die Werbewirtschaft als lohnende Aufgabe gerne auf sich nimmt.

In der Geschichte waren die Begriffe Alter und Armut noch eng miteinander verknüpft: Wie über den Begriff der Krankheit wurde auch über den Begriff der Armut das Wesen des Alters definiert – und das nicht nur im Mittelalter. Bis Ende der sechziger Jahre waren die Alten zugleich die Armen in einer sich wieder entwickelnden, aufblühenden Industriegesellschaft. Doch dann wurden die Erfolge des „Wirtschaftswunders“ und der „dreißig glorreichen Jahre“ (1955-1985) spürbar und kamen der älteren Generation zugute: „Verschiedene Untersuchungen kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß die Einkommen der älteren Menschen in den 70-er Jahren schneller gestiegen sind als die der jüngeren. Folglich haben die Älteren noch nie einen so hohen Lebensstandard gehabt wie heute. Die Gruppe der Älteren steht in der Armutsstatistik nicht mehr an erster Stelle“ (Guillemard 1992: 620). Eher scheint das Gegenteil der Fall zu sein: Stellt Guillemard in ihrer Untersuchung noch fest, dass die Gruppe der 65-74-Jährigen heute über ein dem Durchschnitt entsprechendes Einkommen verfügen kann, so erkennen Wagner et al. 1996 in ihrer Untersuchung zur wirtschaftlichen Lage älterer Menschen in der Berliner Altersstudie weiter differenzierend, dass zwar bei einem Vergleich der Haushaltseinkommen von 70-Jährigen und Älteren mit dem Durchschnittseinkommen al-

ler Haushalte in Deutschland sich das erwartete Bild eines minderen Einkommens ergibt, doch wird dabei die unterschiedliche Haushaltsgröße vernachlässigt. Bei einer Analyse des persönlichen Äquivalenzeinkommens hingegen (d.h. bei der Berücksichtigung aller am Einkommen partizipierenden Personen eines Haushaltes) sieht das Bild anders aus: „Die 70-Jährigen und älteren Westberliner verfügen mit 1906 DM pro Monat über ein höheres durchschnittliches Äquivalenzeinkommen als der westdeutsche Durchschnittshaushalt mit 1708 DM“ (Wagner et al. 1999: 281). Damit dürfte das in der Öffentlichkeit immer noch weit verbreitete Klischee von der „Altersarmut“ hinlänglich widerlegt sein. Obwohl für das Haushaltseinkommen die staatliche Alterssicherung häufig der einzige oder maßgebliche Faktor ist, gibt in einer Umfrage des Institutes für praxisorientierte Sozialforschung 1991 die Mehrheit der Befragten an, zusätzlich zur gesetzlichen Rente noch auf eine Lebensversicherung, ein Sparvermögen oder eine zusätzliche Betriebsrente zurückgreifen zu können. Die Einkommenssituation der älteren Menschen wird also nicht allein durch Renten oder Pensionen bestimmt (nach Kammann 1992).

Zudem kumulierte die alte Generation im Laufe ihres Lebens Vermögen und Vermögenswerte, die einen vergleichsweise hohen finanziellen Sicherheitsfaktor im Alter darstellen: Rund 86% der in der o.g. Studie Befragten besitzen Immobilien zur eigenen Nutzung oder Vermietung. Neben den wohl situierten Älteren gibt es noch einen etwa zehnprozentigen Anteil tatsächlich reicher Alter an der Bevölkerung. Die „Proletarii“, die nur Nachkommen (lat. proles), aber kein Testament hinterlassen, „die gibt es immer weniger“, konstatiert die Süddeutsche Zeitung im Juni 1997: „In den nächsten fünf Jahren wird in Deutschland etwa 1,7 Millionen Mal der Erbfall eintreten, wie die Juristen den Tod nennen, und dabei wird ein Vermögen von insgesamt 2,6 Billionen Mark den Besitzer wechseln“. Das entspricht den Schätzungen der Deutschen Bundesbank vom Oktober 1993, dass in Deutschland pro Jahr etwa 100 bis 200 Milliarden DM an Sach- und Geldvermögen vererbt würden (nach Kohli/ Szydlík 1999). Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung bestätigt: Private Haushalte in Deutschland verfügten Ende 1979 über einen Geldvermögensbestand von 5,3 Billionen DM, d.h. Seniorenhaushalte mit einer beteiligten Person über 65 Jahren besitzen fast ein Viertel aller geldlichen Vermögensbestände in Deutschland. Im Durchschnitt entfiel damit auf jeden dieser Haushalte ein Geldvermögen von 143.000 DM, wobei die Streuung innerhalb dieser Gruppe allerdings sehr groß ist. Die Steigerung gegenüber den vergangenen Jahren ist eindrucksvoll und aussagekräftig und ein Ende nicht absehbar: 1988 war das Nettogeldvermögen der Vermögensbesitzer durchschnittlich noch 50.000 DM. Nach 2002 werden die über 55-Jährigen mehr als die Hälfte des gesamten Vermögens in Deutschland besitzen. Die Gesellschaft für Konsumforschung zieht aus einer Betrachtung des Wandels der ökonomischen Situation der Gesamtbevölkerung gegenüber der Teilbevölkerung der Alten den Schluss: „Die Älteren sind schlichtweg reicher als die Jungen. Die Vermögenssituation stellt sich mit zunehmendem Alter immer besser dar.“ Und bilanziert abschließend: „Senioren sind – ökonomisch betrachtet – nicht die ‚Looser‘ sondern die ‚Bessersituierten‘ in unserer Gesellschaft“ (nach: Universität 1999: 32).

Zu einem guten Teil sind es also nicht die Jungen, die die Alten versorgen und unterstützen – eher umgekehrt zeigt sich das Bild nach der Berliner Altersstudie: Fast 40% der Altenbevölkerung unterstützen Kinder und Enkel finanziell, zum Teil mit so erheblichen Mitteln, dass im Schnitt knapp 7000 DM pro Jahr für Kinder und 2500 DM pro Jahr für Enkelkinder weitergereicht werden.

Der Anteil dieser reichen Alten schlägt bei den Durchschnittsrechnungen schwerwiegend zu Buche: „Vergleicht man ökonomisch Jugend und Alter am Beispiel einer Gegenüberstellung eines 60-Jährigen mit einem 20-Jährigen, so lässt sich – besonders auf Grund der verlängerten Ausbildungszeiten – zeigen, daß die durchschnittliche Kaufkraft eines 60-Jährigen das Dreifache eines 20-Jährigen beträgt. Das ist auf Jugendarbeitslosigkeit, lange Ausbildungszeiten



der Jungen und einen etwa 10-prozentigen Anteil reicher Alter zurückzuführen“ (Rosenmayr, 1998: 33).

Angeichts dieses Befundes darf jedoch nicht vergessen werden, dass sich die allgemeine Statistik stets auf Durchschnittswerte beruft, d.h., es werden Ungleichheiten verdeckt. Obwohl grundsätzlich sowohl für Deutschland wie für Europa gilt, dass Altersarmut kein Thema mehr ist, gibt es Randgruppen und „Ausreißer“, die unterhalb der statistischen Norm liegen. Nach den Ergebnissen der Berliner Alterstudie gehören dazu „nur 3% der 70-Jährigen und Älteren, die weniger als die Hälfte des Durchschnittseinkommens haben... Zudem gibt es spezifische Ausreißer: Die Gruppe der sehr alten Frauen und die Gruppe der Geschiedenen“ (G. Wagner et al. 1999: 294), Personen also, die keine lückenlose Erwerbsbiografie vorweisen können. Obwohl diese Gruppen zahlenmäßig gering sind, statistisch also nicht relevant ist, ist ihre Situation dramatisch, zumal keine Aussicht besteht, dass sich daran etwas ändern würde.

Wagner et al. zeichnen entgegen öffentlicher Unkenrufe angesichts der demografischen Entwicklung ein positives Szenario der allgemeinen staatlichen Sicherung alter Menschen. Das große Wählerpotential der alten Menschen verhindere ebenso wie Entwicklungen (steigende Frauenerwerbstätigkeit, Zuwanderungen) und Reformstrategien (z.B. höheres Rentenzugangsalter) Kürzungen und sichere das durchschnittliche hohe Rentenniveau – mit Ausnahme der Ausreißergruppe der sehr Alten und der alten Frauen. Deren Armutsrisiko allerdings schätzen auch Wagner et al. als zu hoch ein, da „Einkommenslagen im hohen Alter sehr stabil sind“ (ebenda 294), d.h., die Aussicht auf eine Verbesserung der Lage gering ist. Entsprechend düster entwirft die Frauenforschung das Szenarium: „‘Alters-Frauen-Armut‘ entspricht der Realität heute und ist auch für die Zukunft zu erwarten“ (Niederfranke 1992:131).

Schön wäre es, das Armutsbild der Geschichte abzulösen, ersetzen zu können durch das moderne Bild des ökonomisch unabhängigen, finanziell sorgenfrei lebenden älteren Menschen. Die Werbewirtschaft arbeitet gern mit diesem Entwurf. Doch es ist nur die eine Wirklichkeit. **Auch wenn die andere Wirklichkeit mit drei Prozent von Armut betroffenen Alten statistisch nur unwesentlich ins Gewicht fällt, so ist dies dennoch Realität. Es zeigt sich also auch in ökonomischer Hinsicht ein gespaltenes, zumindest plurales Bild des Alters. Diese Pluralität ist doppelt begründet: Es sind aus den unterschiedlichen, extrem differierenden ökonomischen Lagen der alten Menschen sowohl Rückschlüsse auf bisherige unterschiedliche Lebensverläufe zu ziehen (unterschiedliche Altersversorgungen entsprechen unterschiedlichen Erwerbsbiografien), wie gleichzeitig auch Prognosen gestellt werden können für die jeweils möglichen Kapazitäts- und Handlungsreserven der alten Menschen.** Unterschiedliche Lebenserwartungen, Lebensentwürfe und Lebenshoffnungen der Älteren stehen mit den ökonomischen Voraussetzungen und Differenzen in engem Zusammenhang.

#### **6.1.4 Bildungspolitische Realitäten: Flacheres Bildungsgefälle und Rangschwächen höherer Bildungsgrade**

Es scheint bereits im Alltagswissen festgeschrieben: Mit Selbstverständlichkeit und Achtung bescheinigt man der älteren Generation ein seit den Siebzigerjahren gestiegenes höheres Bildungsniveau. Vom „relativ hohen Bildungsniveau“ (Zeman) ist die Rede, von „einem insgesamt gestiegenen Bildungsniveau“ (Röbke), von der Verfügung über „eine relativ hohe Bildung und Qualifikation“ (Schwitzer), und „über intensivere Bildungserfahrungen“ (Eierdanz). Aufgrund einer Analyse des Media-Micro-Census aus dem Jahre 1990 stellen Frank et al. 1990 fest: „Bis 1989 ist die formale Bildung ständig angestiegen“ (Frank et al. 1991: 83). Inwieweit die Begriffe „relativ“, „ständig“ und „intensiv“ sich hinreichend konkretisieren lassen, zeigt die Voruntersuchung zu einem Seniorenprogramm für Forschung und Wissens-

transfer: In Deutschland hat sich seit den Sechzigerjahren eine enorme Bildungsexpansion vollzogen. Beispielsweise vergrößerte sich (in den alten Bundesländern) der Anteil derjenigen ständig und anhaltend, die als höchsten Schulabschluss die Hochschulreife erlangt haben, von 7,2% bei den Geburtsjahrgängen 1934 bis 1936 bis auf 31,1% bei den Geburtsjahrgängen 1964 bis 1966. Die Zahl der Studierenden stieg ebenfalls enorm an und die Zahl der Studienabschlüsse verdreifachte sich in der Zeit zwischen 1960 und 1992 (vgl. Ermert/ Meyer-Engelke 1996: 11-15).

Stellt bereits Frank (1991) fest, dass der Formale Bildungsanstieg bei Frauen stärker gestiegen ist als bei Männern, so bestätigt sich dies nicht nur in der Untersuchung von Kade (1994), sondern es wird der gestiegene Bildungsstand der alten und alternden Bevölkerung auf den zunehmend gebildeteren Frauenanteil zurückgeführt: „Die Bildungsexplosion im Gefolge der Bildungsreform seit Mitte der Sechzigerjahre geht insbesondere auf den erweiterten Zugang der Mädchen zu höherer Bildung zurück“ (Kade 1994:32). Lag der Anteil von Abiturientinnen 1957 noch bei einem Drittel, so erreichte er 1992 bereits die Hälfte. Bei dem Geburtsjahrgang 1960 werden bei Erreichen des Rentenalters hinsichtlich der höheren Bildungsabschlüsse kaum noch geschlechtsspezifische Unterschiede zu finden sein (vgl. Abschnitt 4.2). Über sechzig Geburtsjahrgänge von 1910 bis 1970 ist ein kontinuierlicher Anstieg der männlichen Abiturienten von 8 auf 24 zu verzeichnen, eine Verdreifachung also, bei den Frauen von 5 auf 25, also fast fünfmal soviel als sechs Dekaden zuvor. Die Zahl der Männer mit Realschulabschluss hat sich im gleichen Zeitraum fast verdoppelt, bei den Frauen zeigt sich ein ähnliches Verhältnis. Auch Mayer (1992) stellt fest, dass die Älteren der Zukunft damit zu einem viel höheren Anteil eine weiterführende und höhere allgemeine Schulbildung mitbringen oder eine qualifizierte betriebliche Ausbildung absolviert haben.

Mit dem Ansteigen des Bildungsstandes der Älteren ergibt sich nicht unbedingt auch ein verändertes, differenzierenderes Kommunikations- oder Sozialverhalten, etwa im Sinne eines erhöhten Elitebewusstseins. In dieser Hinsicht scheint eher das Gegenteil zuzutreffen: Nach den Forschungen des Kulturosoziologen Schulze erfolgt mit selbstverständlicher und durchgängiger gewordenen besseren Bildungsabschlüssen eine „Stauchung“ der Skala der Bildungsabschlüsse und ein Verfall der elitären Aura gehobener Bildungsqualifikationen. Der Annäherung der Bildungsniveaus folgt eher eine leichtere Assoziierung in soziale Milieus, von den künftig nur noch zwei statt wie zuvor drei konstituiert werden. Diese beiden allerdings grenzen sich deutlich und kulturell grundsätzlich voneinander ab. (vgl. Schulze 1993: 373, vgl. dazu auch Mertens, D.: Das Qualifikationsparadox).

Allerdings ist wahrzunehmen und als bemerkenswert festzuhalten, dass durch höhere Bildung auch der Bedarf an Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen positiv beeinflusst wird. Die Erhöhung des Anteils der über 65-Jährigen unter den Teilnehmern bei Angeboten der Volkshochschule um 50% ist deutlicher Beweis (vgl. Tews 1994).

Noch aufschlussreicher zeigen sich die Zahlen der deutschen Volkshochschulstatistik. Was sie ausweisen, ist eine ganz erhebliche Erhöhung der Zahlen der älteren Teilnehmer zwischen 1991 und 1997, und zwar derer im Alter von 50-65 Jahren von 750.944 auf 1.135.245, das sind 51,2% und derer im Alter von 65 Jahren und älter von 268.194 auf 389.045, das sind 45,1%. Die Steigerung der Gesamtzahlen der Volkshochschulabsolventen in Deutschland (von 5.959.874 auf 6.377.783) um 7%, so lautet das Fazit der Statistik, ist allein auf die älteren Kursteilnehmer zurückzuführen. Ohne sie hätten die Volkshochschulen von 1991 – 1997 einen Rückgang von etwa 87.000 Teilnehmern verzeichnen müssen (nach Universität 1999: 31). „Es gibt also einen Prozess der Bildungsakkumulation, aber auch einen Effekt der Akkumulation von Weiterbildung“ (Mayer 1992: 530).

**Ein weiterer Effekt, der für die sich ausdifferenzierenden Altersbildern wesentlich ist, ist die in verschiedenen Untersuchungen festgestellte hohe Korrelation zwischen gemes-**

sener Intelligenzleistung – und zwar sowohl in der fluiden wie kristallinen – mit der Bildung (vgl. Lehr 1996: 96), das heißt, der Bildungsabschluss hat einen Einfluss auf die Lebens- und Zukunftsbewältigungsstrategien und –potentiale. Außerdem scheinen sehr offensichtlich signifikante Zusammenhänge zwischen dem Bildungsniveau und dem Ausmaß und der Art der Entwicklung von Zukunftsperspektiven zu bestehen. In einer Langzeitstudie über die Entwicklung im Erwachsenenalter (ILSE) wurde festgestellt: 60-62-jährige Frauen und Männer mit weiterführender Schulbildung wiesen ein größeres Ausmaß und eine positivere Tönung der Zukunftsperspektive auf als gleichaltrige Personen mit geringerer Schulbildung (vgl. Lehr 1996: 161). Dies bedeutet, dass das Altersbild in sozialkulturell mindestens zwei idealtypische Richtungen zerfällt – es sind grob eingeteilt die zwei Milieusegmentierungen Schulzes, nämlich das Milieu derer mit höherem Bildungsabschluss (Abitur, Mittlere Reife) und derer mit unterem Bildungsabschluss (Hauptschule oder geringer). **Der Gruppe mit höherem Bildungsabschluss öffnet sich über die Weiterbildungskumulation eine große Vielfalt an eigenbestimmter Altersgestaltung, während die zweite Gruppe intellektuell, aber auch psychisch-emotional in dieser Hinsicht mehr oder minder stark beeinträchtigt ist. Für beide Gruppen lässt sich feststellen, dass die bereits in jüngeren Jahren vorhandenen Unterschiede im Bildungsbereich sich im Alter nicht nur zementieren, sondern vervielfältigend ausdifferenzieren. Vor allem für die Gruppe mit höherem Bildungsabschluss vervielfältigt sich im Alter die (bereits im Ansatz in jüngeren Jahren vorhandene) höhere Differenzierung im Bildungsbereich in eine schier unübersehbare Menge kultureller Optionen.**

## 6.2 Zusammenfassung: Moderne Altersbilder - die Zerstörung eines Märchens

„Das Alter ist eine Lebensphase mit vielen Gesichtern. Alterswege sind nicht einheitlich, sondern verlaufen in verschiedene und einander widersprechende Richtungen“ (Paul B. Baltes 1989: 41).

Arm sind die Alten, aber auch reich, großzügig, aber auch Profiteure und auf ihren Vorteil bedacht, sie häufen Kapital und sie fürchten um ihre Renten; gesund und fit sind sie, aber auch krank; kompetent können sie ihr Leben gestalten und sie sind hilflos auf Pflege angewiesen. Scheinbar gesicherte Altersbilder geraten ins Wanken, werden unstimmig, können aber nicht geleugnet werden. Neue Altersbilder entstehen, können die alten aber nicht ersetzen. Viele Wirklichkeiten sind möglich, immer weitere werden konstruiert und bewiesen. Die Wissenschaft kann Märchen zerstören, aber nichts Endgültiges dagegensetzen. Es gibt viele und einander widersprechende „Wahrheiten“. Die Modernisierung des Alters hat nicht nur neue Altersbilder geschaffen, sondern auch neue Tatsachen. Jedoch wissenschaftliche Pro- und Kontra-Argumentationen sind nicht Hilflosigkeit, sondern Stärke, Erkenntnis. „Das Alter“ gibt es nicht. Das ist eine außerordentlich wichtige Erkenntnis.

Der Dekonstruktion scheinbarer Eindeutigkeiten folgt ein breites Feld „neuer Unübersichtlichkeit“ (Habermas). Und dies gilt nicht nur für die Kulturlandschaft seit den achtziger Jahren. „Anything goes“ (Paul Feyerabend) - das Paradigma „alles ist möglich“ - gilt für die Wissenschaft ebenso wie für die Kunst, für die Gestaltung privater Beziehungen wie für die Gesellschaftspolitik. Mit der Akzeptanz von Widersprüchlichkeiten und Vielfachwahrheiten löste die Postmoderne das Bemühen der Aufklärung um klare Strukturen und Ordnung ab. Zumindest versuchte sie, das rigide Streben nach Eindeutigkeit und Verallgemeinerung zu relativieren und insofern zu ergänzen. Die zunächst spöttische Bezeichnung „Postmoderne“ für die eklektizistische Architektur der Siebzigerjahre, die die scheinbar rational-geometrische Bauweise der Moderne ablöste, wurde von Lyotard als Bezeichnung für ein neues Zeitalter der postindustriellen Gesellschaft und Kultur in die philosophische Debatte eingeführt. „In der

Postmoderne beginnt die Legitimation des Wahren und Gerechten auszubleiben“ diagnostiziert er und proklamiert die Unfähigkeit der (modernen) Rolle der Philosophie als Begründungswissenschaft. Von ihr verlangt er das „Inkommensurable“ zu ertragen (Lyotard 1999: 112-123). Die Gefahr der Ungenauigkeit und Unverbindlichkeit, ja Beliebigkeit, die sich vor allem in der Kunst als „anything goes“ ausdrückte, war die Kritik am postmodernen Denken. Doch vornehmlich in Deutschland erfolgte in der kritischen Auseinandersetzung eine Auflösung der Opposition von Moderne und Postmoderne: Zunächst in der Kunst, dann auch in den Wissensformen wird die Postmoderne als eine Art radikalisierte Moderne eingeschätzt. Glaser erkennt eine Synthese von Moderne und Postmoderne in der „unübersichtlichen Übersichtlichkeit“, „nämlich Vielfalt in der Einheit; das Bewußtsein von phänomenologischer Überfülle und deren Akzeptanz“ (Glaser 1991: 383).

**Für die Konstituierung eines Altersbildes seit der Moderne lässt sich daraus folgern: Aus der phänomenologischen Überfülle folgt eine Vielfalt gleichzeitiger, nebeneinanderstehender, sich teilweise widersprechender und dennoch gültiger Konstruktionen von Alter. Widersprüchliche Altersbilder sind nicht nur möglich, sie sind realistisch und wahr und nur als solche berechtigt. Es gelten pluralistische, polyvalente Altersentwürfe.**

Von dieser tiefgreifenden Verunsicherung des Altersbildes ist das Subjekt weit dramatischer betroffen als zunächst anzunehmen. Durch die Auflösung von Eindeutigem, von Zuschreibungen, die akzeptiert oder abgelehnt werden können, ist eine Identitätssuche zur zwingenden, gleichwohl äußerst schwierigen Aufgabe geworden. **Der alte Mensch ist nicht mehr nur Objekt, sondern Subjekt seiner eigenen Entwicklung. Er ist Agent, Akteur in der Gestaltung seines Lebensentwurfes. Er bestimmt und formt seine Realität mit. Vielfältige Suchbewegungen auf einem breiten Feld der Möglichkeiten sind die Folge. Der selbstbestimmte Altersentwurf ist nicht nur Aufgabe des Subjektes, es ergibt sich daraus eine Notwendigkeit, geradezu ein Zwang zur bewussten Mitwirkung an der Definition der eigenen Position und Funktion, aber auch der kulturellen Situation, die von den Alten mitgestaltet wird. Wieweit Alte diese Option erfüllen können, ist das Resultat der Realitäten, die sie aus ihrer Biografie mitbringen, nämlich der Fähigkeit, diese biografischen Voraussetzungen kompetent zu nutzen, aber auch des Engagements, die jeweils vorgefundenen Bedingungen zu nutzen, zu verändern, zu gestalten.**

## **7 Die „Befreiung“**

Die Befreiung des Alters von fremd- und außenbestimmten und politisch nützlichen Zuschreibungen, wie es zu sein habe, kommt nicht „mit einem Schlag“ und nicht von außen, wie einst im Mittelalter, als die Leibeigenen mit einem symbolischen Schwertschlag des mächtigen Herrschers von der Abhängigkeit in die Freiheit entlassen wurden. Der Befreiungsschlag der Alten – den unternahmen diese vor allem selbst, still und leise, wie sich im Folgenden zeigen wird. Und die Befreiung erfolgt nicht allein von äußeren Abhängigkeiten, sondern von den bestimmenderen einflussreicheren inneren Zwängen. Es ist die Befreiung von gesellschaftlichen Erwartungen und Bestimmungen, wie Alter zu sein habe, bis hin zur letzten existenziellen Frage, welchen Sinn Alter habe, und der gesellschaftlich und politisch geprägten Vorstellung, wie ein sinnerfülltes Leben im Alter auszusehen habe.

Tatsächlich scheint heute die Schwarz-Weiß-Malerei des Alters ihr Ende gefunden zu haben: Weder das defizitäre Altersbild vom armen Pflegefall herrscht vor, noch das des reichen, sozial mächtigen Weisen. „Wie alt ist ein 60-Jähriger? Kommt drauf an“, schreiben Heuser/Niejahr im ‚Dossier 2000: Alter hat Zukunft‘: „Die Senioren von heute sind kein grauer Block mehr, eher ein bunter Haufen“ (Wochenzeitung „DIE ZEIT“ Nr.28, 6.7.2000, S. 11-18)

Ein bunter Haufen – was kann den alten Menschen Schöneres passieren als in einem solchen heiteren Bilde gesehen zu werden? Endlich scheint die leidige Altersdebatte gelöst, wie „die Alten“ denn nun eigentlich wären. Lange genug hat man geforscht, gearbeitet, befragt und untersucht, diskutiert und debattiert. Nun ist es da, das pluralistische, vielfältige Altersbild: „Ein bunter Haufen“.

Und wie sehen das die Alten selbst? Sie sagen nichts, sie protestieren nicht. „Auffallend gering ist die Beteiligung der Älteren an dieser Altersdebatte. Fühlen sie sich nicht betroffen? Fühlen sie sich zu sehr betroffen, um sich dazu zu bekennen?“ (Zemann 1992: 37).

Möglicherweise findet man eine Antwort auf diese Fragen, wenn man sich näher anschaut, was hinter diesem „bunten Haufen“ steckt, der mit der alten Schwarz-Weiß-Malerei der Altersbilder nicht mehr vereinbar ist.

## 7.1 Die Typen verweigern sich

Dass einfache Schwarz-Weiß-Zuschreibungen „dem“ Alter nicht mehr adäquat sind – das wissen die Marktforscher schon lange. Immer auf der Höhe der Lebensstil-Forschung scheint ihnen bereits die Einteilung in drei Gruppen zu wenig, wobei diese sich in ihrer Sicht etwas anders definieren als üblich: In der Sprache der jungen Marktforscher ist dies die Gruppe der „Älteren in der Logik des Ab- und Weggangs (Ältere Menschen können dies und jenes immer schlechter und schließlich sind sie tot)“ (Rheingold 1999: 2), die Gruppe der „Menschen wie du und ich“ und schließlich die Gruppe der „Creme der Konsumenten: konsumfreudig und spendabel“. Dies erscheint trotz modernisierten Jargons den jungen Wissenschaftlern vom „Rheingold-Institut für qualitative Markt- und Medienanalysen“ denn doch „eher vage und pauschal“ und so wird nach dem Konzept der Medienpsychologie mittels Tiefeninterviews das Altersbild untersucht, überprüft, korrigiert, differenziert, nach methodischen Leitlinien geordnet, in ihren Auswirkungen und ihrer Binnendynamik beschrieben, die Formenbildung typisiert und heraus kommt ein differenziertes modernes Altersbild, offen für Maßnahmen und Konzeptionen einer gezielten Ansprache nach Markt, Produktgattung, speziellen Marken oder Medienangeboten.

Dagegen gibt sich die Freizeitforschung mit vier Typen zufrieden, was sich zwar vergleichsweise bescheiden ausnimmt, doch steckt auch hier die Erfahrung dahinter, dass „die Älteren auch im Reiseverhalten keineswegs eine homogene Gruppe“ (Zeman 2000b: 4) bilden.

Damit darf sowohl für die Alterszuschreibungen der Werbepsychologen wie für die der Freizeitforscher festgestellt werden: Die Phantasie der Zuschreibungen von außen an das Alter ist vielfältig. Der Mantel der Wissenschaftlichkeit mag dabei nur leicht die Tatsache verhüllen, dass **Altersdefinitionen hier strategisch und funktionalistisch erfolgen. Sie mögen einen zutreffenden deskriptiven Gehalt haben. Sie enthalten aber auch – schon in der Kategorienbildung – präskriptive Projektionen, bestimmt oder beeinflusst vom Verwertungsgesichtspunkt. Der alte Mensch soll als Konsument und Wirtschaftsfaktor seine heterogenen Aufgaben erfüllen und in der Breite der Altersbeschreibungen sich (wieder)finden, um seine Funktion und darin seine Identität wahrzunehmen.** Die Verfertigung von Altersbildern, so wurde bereits festgestellt, hat geschichtlich schon immer einen gesellschaftlichen Zweck verfolgt – und auch die modernen Zuschreibungen ändern daran nichts: Auf dem breiten Feld pluraler Optionsmöglichkeiten der (Post-)Moderne ist es schwieriger geworden: Die Differenzierung eines Bildes erfolgt zwangsläufig. Da inzwischen hinter dieser „Erforschung“ des Altersbildes handfeste Marktinteressen und somit auch finanzkräftige Geldgeber stehen, wird diese Aufgabe zunehmend reizvoller. Und je nach „Verfertiger“ der neuen Zuschreibungen zeigen sich diese seriös und solide oder auch marketing-szenegerecht in flapsig-distanzierter Sprache, die die Grenze zum Zynismus bereits überschreitet: „Es ist was los an

der grauen Front! Vor allem die Konsumwirtschaft entdeckt verstärkt die Marktmacht und Kaufkraft der älteren Generation. Und tut sich doch sehr schwer, dies in Maßnahmen umzusetzen. Tenor: Wenn wir bei den Alten zu erfolgreich sind, laufen uns die Jungen weg – und wir veralten mit unserer Zielgruppe (was nicht gesagt wird: „... und irgendwann sterben wir dann mit denen aus...“)“ (rheingold 1999:2).

Und spätestens anhand solcher Aussagen wird es „denen“ wohl klar werden, dass ihnen mit dieser Art der Alternbeschreibung einiges an Gewalt angetan wird. Dieser Bestimmung und Verwertung entziehen sich die Alten, nämlich: „Dem schlechten Wetter und der schlechten Laune ihrer Heimat entflohen“ (DIE ZEIT a.a.O.) entwickeln sie auf Mallorca eine eigene Infrastruktur - dies ist nur ein Beispiel, 1000 gemeinsame Wohnprojekte in den Cities von Deutschland sind ein weiteres. Selbstbewusst und selbstbestimmt **ignorieren sie „typenrechte“ Zuweisungen**: Der Erfolg sog. zielgruppenorientierter Angebote, so verlautbart auf der Internationalen Tourismusbörse in Berlin (ITB), ist mager: „Die Alten sind reiseerfahren und deshalb sehr kritisch“ (Südwestpresse 14.5.2000). Auch sonstige Angebote werden einfach nicht wahrgenommen: „Wer Seniorenteller serviert, hat bei den ‚Kukidents‘ schon verloren“ wird in der „ZEIT“ (a.a.O.) das Resümee zur kritischen Konsumhaltung gezogen.

Und doch: Es bleibt still an der „grauen Front“ – gekämpft wird nicht. Sehr zum Ärger der „rheingold“- Marketingstrategen („tut sich dann doch sehr schwer..“, a.a.O., S.2) haben Alte ein anderes Mittel gefunden: Sie entziehen sich, verzichten auf die Macht, die von außen als Kaufkraft definiert wird, lassen die freundlichen Angebote gutgemeinter, sorgsam differenzierter, sonniger Alternsbilder einfach unbeachtet. Der Offensive von außen, die auch verbal im Strategiepapier zum Ausdruck kommt („Front“, „erobern“, „mutige Taten“, „treffend“), wird einfach ausgewichen, der Angriff läuft ins Leere. Doch dies ist kein Schwächeeinsverständnis: Die Möglichkeit des lauten Protestes, des eigen-mächtigen Handelns wäre sehr wohl gegeben, sowohl in finanzieller Hinsicht, wie dargestellt wurde (vgl. 6.1.3.), als auch im politischen Bereich:

## 7.2 Sie sind politisch passiv

Alte bilden ein Potential, das man fürchten könnte, eine politische Macht, die bedrohlich werden könnte: 25% der wahlberechtigten Deutschen sind über 60 Jahre und dieser Anteil wird bis zum Jahre 2030 auf über 40% steigen. Der von den Medien immer wieder herauf beschworene „Generationenkrieg“ wäre als Möglichkeit also nicht einmal so abwegig - warum sollten die Alten nicht ihre eigenen Interessen „strategisch“ vertreten gegenüber den Jungen, die ihnen laut Presse die Renten kürzen wollen (z.B. die „Wiener“, März 89: „Die jungen Deutschen wollen nicht mehr die Renten für die Alten finanzieren...Sie kündigen den Generationenvertrag. Jetzt kommt der Krieg der Jungen gegen die Alten, der gnadenlos wird. Denn diesmal geht’s ums Geld.“)? Es wäre angesichts solcher geschürten Bedrohungsphantasie verständlich, wenn die Alten sich formieren und so ihre Masse zur Macht gestalten würden. Der Verdacht, sie wüssten vielleicht nicht um ihre politische Macht, bestätigt sich nicht: „Senioren sind sich ihrer steigenden politischen Relevanz durchaus bewusst und entwickeln sich zu einer zunehmend selbstbewussteren Bevölkerungsgruppe“ (Kammann 1992: 351). Dennoch reicht ihnen das demokratische Recht auf Wahl der traditionellen Parteien. Die Altenparteien der „Grauen“ und „Grauen Panther“ um Trude Unruh hat quantitativ keine Erfolge: Weder im Bundestag noch in den Landtagen ist einer ihrer Kandidaten zu finden. Offensichtlich sind die Alten eher an Sachpolitik interessiert als an einer eigenen Lobby. Und ihre sachlichen Interessen sehen sie offensichtlich von den traditionellen Parteien gut vertreten, denn sie wählen diese und unterstreichen ihren Willen durch eine überdurchschnittliche Wahlbeteiligung: Mit einer Wahlbeteiligung von über 80,4% der über 60-jährigen Wahlberechtigten nimmt diese ihre demokratischen Rechte engagierter wahr als die unter 60-Jährigen mit einer Wahlbeteiligung von 74,8% (nach Kammann, a.a.O.).

So ist es nicht erstaunlich, dass die alten Menschen als Wähler für Parteien und Regierung aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke zunehmend interessanter werden: „Für das Erreichen einer parlamentarischen Mehrheit in Gemeinden, Ländern und auf Bundesebene ist das Wahlverhalten der Senioren von strategischer Bedeutung“ (Kammann a.a.O.).

Auch im politischen Bereich also – historisch geradezu prädestiniert als Kampfplatz – **Strategieerklärungen nur von der einen Seite. Die Alten antworten eher mit freundlicher Zurückhaltung**, mit Besonnenheit und Disziplin, sie gehen ihrem demokratischen Recht des Wählens nach und trumpfen nicht auf.

### 7.3 Sie sind eigen-sinnig

Die Anzahl und das Engagement derer, die dem Leben älterer Menschen einen Sinn geben wollen, sind eindrucksvoll. Wissenschaftliche Werke, populärwissenschaftliche Literatur, Ratgeber und Presseartikel, Fernsehsendungen, Fitness-Center, Kirchen, Bildungseinrichtungen, kulturelle Organisationen und Veranstalter – alle haben ununterbrochen Vorschläge zur Sinngebung des Lebens alter Menschen und, das ist fast noch erstaunlicher, alle wissen, worin dieser Sinn für den älteren Menschen besteht. Hinzu kommt außerdem die große Selbstverständlichkeit, mit der alle Institutionen, Gruppierungen und Einzelpersonen bereits wissen, dass das Leben der Alten keinen Sinn habe, de facto sinnlos sei und erst mit der Erfüllung von außen gegebener Sinnvorschläge einen solchen erhalte. Denn die Aufforderung „Geben Sie Ihrem Leben einen Sinn“ impliziert: „Es hat keinen“.

„Dem Alter einen Sinn geben“ betiteln Glaser/ Rübke (1992) als Herausgeber einen Sammelband und verdeutlichen im Untertitel auch gleich, was sie darunter verstehen: „Wie Senioren kulturell aktiv sein können“.

„Kann Politik ein sinnerfülltes Altern in unserem Lande fördern?“ fragt Seiler und meint damit: Freiwilligenarbeit mit dem Ziel eines gesellschaftlichen Nutzens (Seiler 1998:14). Glaser erläutert an anderer Stelle definierend: „Sinnvoll ist es zum Beispiel, wenn individuelles Engagement dem Gemeinwohl zugute kommt“ (Glaser 1992:24).

Michel Daureil (1995:103) stellt die französische Alten-Bewegung ‚La Flamboyance‘ vor unter dem Titel „Dem Leben einen Sinn geben“. Für ihn wie für seine Bewegung bedeutet dies sozialen Einsatz für Arme, für Kinder, für die dritte Welt.

„Wollen wir ihnen [den ‚Senioren‘] Anregungen geben, ihre vermehrte freie Zeit sinnvoll zu nutzen und menschlicher zu gestalten...“ schreibt Hilmar Hoffmann und plädiert dafür, ein differenziertes soziales und kulturelles Leistungsangebot für diese Gruppe zu erstellen (Hoffmann 1981: 336, Klammereinschub durch M.K.).

Das sind nur wenige Beispiele aus einer Fülle von Sinngebungs-Empfehlungen in der Literatur, es würde Seiten füllen, sie alle aufzuzählen. Gemeinsam sind ihnen zwei Aspekte der Vermittlung von Lebenssinn, oft auch von Alterssinn: Sinnvoll ist Leben, bzw. Alter dann, wenn es voller Aktivitäten ist, wenn der Einzelne etwas zu tun hat. Dies kann eine (sinnvolle) Arbeit sein, aber auch ein (sinnvolles) Hobby. Die zweite Komponente: Zum Sinn einer Tätigkeit (im Alter) gehört auch die soziale oder politische Erwünschtheit der Aktivität in zweifacher Hinsicht: (1.) Selbst-Tätige entfallen der (oft kostspieligen) Für-Sorge. (2.) Inhalt oder Ergebnis der Tätigkeit muss sozial nützlich, sozial „wertvoll“, sozial erwünscht sein. Sinnvoll ist eine Tätigkeit dann, wenn sie „dem Gemeinwohl zugute kommt“ (Glaser s.o.). Die Frage nach dem Subjekt der Bestimmung des Erwünschtheitskriteriums und die Frage, wessen Interessen in der Kriterienbestimmung zur Geltung kommen, diese Fragen werden relativ selten gestellt und erörtert.

Sehr deutlich spiegelt sich diese Einstellung in den Richtlinien des Bundesaltentplanes (BMFSFJ 1999) unter den angegebenen Förderzielen (2.1[2]) wider: „Es soll älteren Menschen ermöglicht werden, ihre im Lebenslauf erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen zu

nutzen, für die Gesellschaft einzusetzen und hiermit eine neue Lebensperspektive aufzubauen, die dem Leben im Alter Sinn gibt.“

Dies stellt eine höchst prägnante Kurzfassung aller fraglicher Thesen sowohl der Literatur als auch allgemeiner Einstellungen und Überzeugungen dar, die in vier Grundsätzen umschrieben und postuliert werden können:

1. Das Leben im Alter hat zunächst keinen Sinn. Es muss ihm gegeben werden.
2. Dieser Sinn wird den älteren Menschen von außen gegeben, er ist Objekt der Sinngebung. Sinngeber ist eine für die Sinngebung zuständige externe Instanz, die nicht näher, sondern nur als „es“ bezeichnete wird.
3. Sinn hat das Leben im Alter, wenn Fähigkeiten genutzt werden, die vor dem Alter erworben wurden. Es hatte also das Leben vor dem Alter Sinn durch den Erwerb und durch den Besitz von Fähigkeiten.
4. Die Nutzung von Kompetenzen, Fähigkeiten ist für die Gesellschaft einzusetzen. Dazu gehören z.B. förderungswürdige Projekte [4.1] der Zuwendungsempfänger (vorrangig gemeinnütziger Träger, die auf dem Gebiet der Altenhilfe und Altenarbeit tätig sind, aber auch der Interessenvertretungen der älteren Generation, die gemeinnützige Ziele verfolgen [3]).

Nun geht es hier nicht darum, Inhalte üblicher Sinnzuschreibungen (bzw. Sinnabsprechungen) für das Leben im Alter zu kritisieren oder durch alternative Vorschläge zu ersetzen und damit die „richtige“ Sinngebung zu suggerieren. Lebenssinn zu erkennen, zu deuten ist seit Jahrtausenden Inhalt und Thema von Philosophie, Kunst und Religion. Bibliotheken wären zu diesem Stichwort zu füllen. Es ist jedoch wichtig, darauf hinzuweisen, dass die skizzierten Sinnbestimmungen und Sinngebungen von hochproblematischen, weithin sogar unzutreffenden Voraussetzungen ausgehen und eine bestimmte, doch nicht offene und unaufgeklärte gesellschaftspolitische Option enthalten, nämlich die der (fortbestehenden) Fremdbestimmung und Disziplinierung.

Es liegt, so ist zu befürchten, eine Vermischung der Begriffe Sinn und Funktion vor:

Zunächst wird in der (pragmatischen) Sinndiskussion von Alter bereits von einer fragwürdigen, d.h. unzulässigen Voraussetzung ausgegangen: Das Leben vor dem Alter war durch Arbeit sinnvoll. So ist es scheinlogisch, dass mit dem Verlust der Arbeit, oder aber auch mit dem Verlust der Arbeitsfähigkeit, das Leben sinnlos wurde. Gemeint ist offensichtlich, dass mit dem Verlust einer bestimmten Funktion das Leben (bezüglich dieser einen Funktion) „funktionslos“ wurde. Eine solche Feststellung wäre wahr und zugleich wertfrei, denn eine Funktion zu haben, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Tatsache, die freilich positiv oder negativ bewertet werden kann und bewertet zu werden pflegt. Im Leben eine bestimmte Funktion zu haben, kann durchaus auch negativ bewertet werden. Festzuhalten ist: In der allgemeinen Diskussion werden Funktions- oder auch Rollenverluste (z.B. Kinder, Familie) gleichgesetzt mit Sinnverlust. ‚Sinn-voll‘ heißt aber nicht: nützlich oder nutzbar; ‚sinn-voll‘ heißt auch nicht: funktionell.

Der Sinn des Lebens im Alter kann also nicht in der Erfüllung einer (gemeinnützigen, kulturellen, sozialen, pädagogischen oder wie auch immer gearteten) Arbeit, einer Funktion, auch nicht in der eines „sinnvollen Hobbys“ liegen, denn damit wäre ausgesagt, dass bei Wegfall eben dieser Tätigkeit das Leben bereits wieder seinen Sinn verloren hätte. Allenfalls wäre vielleicht die Tätigkeit selbst sinnvoll (entsprechend der Be-Wertung durch die Gesellschaft), nicht aber das Leben dessen, der diese Tätigkeit ausübt.

Offensichtlich ist allerdings, dass der von unserer Leistungsgesellschaft konstruierte Zusammenhang von Aktivität, Produktivität und Arbeit mit **dem** Sinn des Lebens zu den im Alter wie in jungen Jahren verstärkt auftretenden Lebenskrisen führt. Nach Elisabeth Lukas sind Probleme mit der Sinnfindung gehäuft in den Altersgruppen der 20-30-Jährigen und der über 60-Jährigen zu finden (Lukas 1982: 245ff).



Solche Sinnkrisen werden häufig als intrapersonale, entwicklungspsychologisch oder gar biologisch verursachte Brüche im Lebenslauf eines Menschen gedeutet. Der Anteil externaler Bedingungsfaktoren wird dabei häufig vernachlässigt. Dabei spielen mindestens zwei Faktoren eine geradezu paradoxe Rolle, nämlich zum einen das gegenüber individuellen Differenzen der Selbst- und Weltdeutung sowie der Prioritätensetzung im Leistungsverhalten gleichgültige, weil undifferenzierte gesellschaftliche Aktivitäts- und Leistungsethos. Dem steht auf der anderen Seite die als Norm interpretierbare Erwartung gegenüber, dass Alternde dem fraglos unterstellten und undifferenziert postulierten Leistungsethos immer weniger gerecht zu werden vermögen. Dass diese kontrastierende Zuschreibung für das Selbstkonzept Alternder nicht folgenlos bleibt, dürfte eine alles andere als leichtfertige Vermutung sein (vgl. dazu u.a. Groeben 1981).

Verstärkt wird die Erschütterung des Selbstbildes durch die insbesondere in der gegenwärtigen gesellschaftlichen und ökonomischen Praxis unverkennbare Neigung, diejenigen Leistungskomponenten und -formen überzubewerten, die in der Leistungsbereitschaft Älterer aus unterschiedlichen Gründen abnehmen, und diejenigen Kompetenzprofile unterzubewerten, die in der Leistungsbereitschaft Älterer zunehmen. Dabei spielt eine Rolle, dass Ältere keineswegs immer nicht können, was von ihnen erwartet wird. Mindestens eben so groß ist der Einfluss, den dasjenige auf die Konstitution des Altersbildes hat, was Ältere für wichtig versus unwichtig halten, kurz: was sie wollen.

In diesem Spannungsfeld widersprüchlicher Erwartungen entwickelt sich jene mehr oder minder starke Verunsicherung des Selbstkonzeptes Alter, das einerseits als Sinnverlust und andererseits als das Erfordernis interpretiert wird, dem Leben einen „neuen Sinn“ zu geben. Eine Schlüsselrolle dabei spielt die gesellschaftliche Bewertung der Erwerbsarbeit, im Besonderen des Erfolgs im Wettbewerb um angesehene und ertragreiche Berufstätigkeit.

Da die „echte“ (Erwerbs-)Arbeit im Alter keinen Ort mehr hat, muss auf „Ersatzhandlungen“ ausgewichen werden: Das Individuum soll den ehemaligen, den „eigentlichen“, den „wahren“ Sinn des Lebens substituieren beispielsweise durch ehrenamtliche oder ähnliche Tätigkeiten, also einen Sinn des Lebens finden, der umso mehr als Ersatz-Sinn empfunden und durchschaut werden mag und werden wird, je angestregter das Bemühen ist, ihn als „neuen“ Sinn für das Leben im Alter anzupreisen.

Im neuen, April 2001 veröffentlichten Altenbericht der Bundesregierung hat Kruse mit elf weiteren Mitarbeitern Vorschläge erarbeitet, was alte Menschen für die Gesellschaft noch leisten könnten. Auch die bereits 1993 von ihm und seiner Arbeitsgruppe erarbeitete Expertise „Ressourcen älterer und alter Menschen“ hatte schon mit einer ganzen Reihe solcher Ansätze aufgewartet: Seniorenbüros, Wissensbörsen, ehrenamtlichen Tätigkeiten im Sport-, Politik-, Sozial- und Umweltbereich (BMFuS 1993). Doch es scheint, als ob die Alten mit derartiger „Sinngewinnung“ ihres Lebens nicht mehr einverstanden sind.

„Mein ‚Sinn‘ ist nicht dein ‚Sinn‘“, schreibt Rosenmayr (1998: 256) – und dies könnte als Motto des Willens Alter zum Eigen-Sinn gelten. Man wehrt sich zunehmend, meist durch Verweigerung, nur gelegentlich im aktiven Widerstand gegen biografisierende Fremdbestimmung:

„Der von vielen Seiten deklamierte Appell, doch etwas gesellschaftlich Nützliches, etwas *Sinnvolles* zu tun, wird von den meisten nicht als Orientierungshilfe aufgegriffen. Eher interpretieren sie dies als Versuch, sie erneut in fremdbestimmte Verpflichtungen einzubinden“ (Zemann 1995:108, Hervorhebung durch Autor).

Selten wird der Protest laut („Anfragen beispielsweise der Stadtverwaltung bzw. des Kulturamtes in Halberstadt, die ehrenamtliche Mitarbeiter zum Transport von Möbeln, zum Hacken von Steinen im Rahmen der Denkmalpflege oder ehrenamtliche Kräfte zur Beaufsichtigung kultureller Einrichtungen während der Öffnungszeiten suchte, wurden als Zumutung empfunden und zurückgewiesen“ [BMBF 1999:33]). Eher leise entzieht man sich und lässt die Sinn-

Anbieter ratlos zurück. Zemmann konstatiert richtig: „Gerade da sie selbst artikulationsfähig sind, entstehen manchmal Zweifel, ob ihnen der Wunsch nach einer gesellschaftlichen Zuweisung von Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Verbindlichkeiten nicht von anderen in den Mund gelegt wird“ (Zemmann 1992: 35).

Diese Zweifel sind berechtigt: **Das gestiegene Bildungsniveau und die damit zusammenhängenden Kompetenzen (vgl. Abschnitt 6.1.4.) und die dem Alter eigenen spezifischen Ressourcen (vgl. Abschnitt 8.4.2.3) ermöglichen es dem älteren Menschen durchaus, selbstständig und unbeeinflusst durch die gutmeinenden Sinnanbieter ihr Leben als eigenes biografisches Projekt zu gestalten und ihren Eigen-Sinn darin zu bestimmen. Wenn es denn der „Sinn-Gebung“ von außen bedarf, dann kann sie allein nur darin bestehen, unter widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungen und Zuschreibungen die notwendige, aber selbst-bewusste, subjektive Sinnbestimmungen im Alter zu ermöglichen bzw. zu unterstützen. Dies bezeugt gleichermaßen den Respekt vor der Selbstbestimmung alter Menschen, und es konzediert die realen Grenzen der Möglichkeit, Menschen fremd zu bestimmen.**

Steege beschreibt diese „neuen Senioren“ in einem Szenario „Altenbildung für eine Elite?“: „Von den Alten kann man sagen, dass sie regelrechte Pioniere geworden sind, jedoch nicht Pioniere in einer lernenden Gesellschaft, die eigentlich unser Ziel ist, sondern Pioniere in einer Gesellschaft, in der der selbstbestimmte, trendfreudige, hedonistisch-spielerische Typ den Ton angibt“ (Steege 1992: 145).

Ob dies, wie Steege befürchtet, ein Widerspruch sein muss - d.h., wenn die Gesellschaft hedonistisch orientiert ist, sie nicht zugleich eine lernende sein kann - , oder ob diese beiden als entgegengesetzt definierten Pole durchaus vereinbar sind – d.h., dass Lernen sehr wohl hedonistisch begründet sein kann – , dies zu untersuchen wird in den Abschnitten 10. und 11. die Aufgabe sein.

## **7.4 Zusammenfassung oder die Macht der Ohnmacht**

Seit Beginn der Achtzigerjahre erschien eine ganze Reihe von Publikationen, die bereits in den Titeln widerspiegeln, dass die Alten heiter, aber sehr bestimmt auf Alterszuschreibungen verzichten und durchschaute Fremdbilder nicht mehr unkritisch übernehmen. Eine kleine Auswahl bezeichnender Titel sind: „Nicht so wie unsere Eltern!“ (Zoll), „Störfall Alter – Für ein Recht auf Eigen-Sinn“ (Schachtner), „Die späte Freiheit“ (Rosenmayr), „Wenn alles in Scherben fällt“ (Rosenthal), „Vabrührte Milch und Langeweile? Wenn Ehen älter werden“ (Fülgraff), „Ausgedient?!“ (Backes), „Der weise Leicht-Sinn“ (Aliti), „Die Alten kommen“ (Hug). Nicht vergessen werden darf auch das populärwissenschaftliche Sachbuch von Betty Friedan, dessen Titel „Mythos Alter“ kurz und bündig den herrschenden Altersbegriff in den Bereich irrationaler, legendärer Überlieferungen verweist, mit denen die Autorin betroffen und engagiert aufräumt. Ohne großes Lamento, doch dezidiert setzen sich ältere Menschen mit ihrer Situation auseinander. Mit dem Bild der Kranken, Schwachen, Armen haben sie aufgeräumt – gegen dieses Image braucht niemand mehr zu kämpfen.

Doch von einem Bild des potenten Alters ist man nach wie vor weit entfernt. Ein Vergleich der geschichtlichen und modernen „Machtmittel“ mag das verdeutlichen: Was ist geblieben von der Macht der Alten in der Antike? Was von der der Alten in der Barockzeit?

Die Finanzmacht wurde zur Kaufkraft, die soziale Macht zur freizeitindustriellen Marktkraft, die politische Macht zum Wählerpotential, die antike überlegene Macht der Weisheit zur Denksportkompetenz in der Sparte Lebenssinn. Marktmacht und Kaufkraft, Wählerpotential und Reflektionsfähigkeit – Mächte, die die Gesellschaft den Alten gerne lässt, müssen sie doch nur in die richtigen Bahnen gelenkt und die Nützlichkeit für die Gesellschaft gesichert werden. Zwar war Macht auch in der Geschichte noch nie „an sich“ vorhanden, Macht exis-

tierte nur, wenn ihre (Macht-)Mittel als solche erkannt und anerkannt wurden (vgl. Abschnitt 5.3), sonst war sie nichtig. Der moderne Umgang mit der Macht der Alten jedoch zeigt noch eine dritte, andere Art des Umganges: Macht wird interpretiert zugunsten des gesellschaftlich Wünschenswerten oder Erforderlichen. Die Machtpotentiale des Alters werden instrumentalisiert für die Interessen der Gesellschaft, funktionalisiert zum Nutzen des Staates – marktwirtschaftlich, ethisch und sozial („Auch die eigenen Familien können von den Alten profitieren“ schreibt wörtlich „DIE ZEIT“ im bereits zitierten Dossier).

Natürlich kann und darf und wird das, was Alte (nach und außerhalb ihrer Erwerbstätigkeit) denken, wollen und tun, gesellschaftlich wünschenswert und nützlich sein. Das ist nicht das Problem. Die Problematik besteht vielmehr in der Abstraktheit der Nützlichkeits Erwartung, die den sozialen Definitions- und Sanktionsmächten die jeweilige Inhaltsbestimmung überlässt bzw. überträgt in der teils expliziten, teils kryptonormativen Fremdbestimmung dessen, worin eine sinnvolle Existenz oder Betätigung im Alter bestehe.

Auf solche Art funktionalisierter (Konsum-, Markt-, Geistes-)Macht zu verzichten, fällt leicht. Mit „weisem Leicht-Sinn“ entziehen sich die Alten zunehmend den scheinbaren Machtzuschreibungen von außen, auch wenn sie damit auf das Unverständnis der Anbieter stoßen: „Wer Seniorenteller serviert, hat bei den Kukidents schon verloren“. Dieser oben bereits zitierte Titel aus „DIE ZEIT“ zeigt in schöner Selbstentlarvung den Unwillen über das „eigentümliche“, ja „undankbare“ Verhalten der Alten gegenüber dem Bemühen der Produzenten und Verteiler materieller und nicht-materieller Senioren-Sinn-Angebote.

**Macht hat an sich keinen Wert, wurde festgestellt – dieser ist allein abhängig von der Inhaltsbestimmung und Be-Deutung durch die Umwelt. Mit dem Verzicht auf die Machtbeschreibung und Machtzuschreibung durch die Umwelt hat das Alter sich „emanzipiert“, sich freigemacht von vorgegebenen Denk-, Deutungs- und Verhaltensnormen. Das Bekenntnis zu einer solchen Art der Ohn-Macht ist zugleich ein Fazit, eine Bilanz, ein Schlussstrich: Die Zuschreibungen von Außen, die Angebote zur Identifikation und Sinngebung haben nicht geholfen in der Bewältigung von Lebenskrisen, von Selbstvergewisserung in pluralen Orientierungsangeboten. Die in der Tendenz deutliche Verzichtserklärung auf Funktionszuweisungen stellt eine Willenserklärung dar zur eigenen Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit, zur selbstbestimmten Deutung und Gestaltung der eigenen Alterswirklichkeit.**

Unter diesem und nur unter diesem Gesichtspunkt sind auch die Ergebnisse einer Untersuchung über die Bedürfnisstrukturen älterer Menschen des Deutschen Zentrums für Altersforschung (DZFA) in Heidelberg verständlich: Bei einer Rangplatzverteilung unterschiedlicher Bedürfnisse erreicht das Bedürfnis nach Selbstbestimmung den 2. Rangplatz (nach der Gesundheit, die als sine qua non für die Befriedigung aller anderen Bedürfnisse gilt und entsprechend den ersten Rangplatz einnimmt). Das Bedürfnis nach Prestige/ Macht jedoch rutscht einhellig auf den zehnten, damit letzten möglichen Platz. Was vordergründig widersprüchlich sein könnte, klärt sich mit den Vermutungen der Forschergruppe: Es könnte Ausdruck dafür sein, dass Macht und Prestige „nicht als erstrebenswert gelten, bzw. ... mit zunehmendem Alter an Bedeutung verliert“ (DZFA 1997: 38). Das primär dominierende Bedürfnis nach **Selbstbestimmung signalisiert dagegen, dass ältere Menschen hierin die Chance sehen, zur Entwicklung einer „eigenen Alterskultur, die Wert und Sinn jenseits der Leistungsgesellschaft stiften könnte“ (Pauli 1997: 10). Dahinter steht das Recht, davor liegt die Aufgabe der individuellen Sinnerfüllung des Alters und der Selbstgestaltung der Biografie – ausgehend von der Erkenntnis des alten Menschen, nicht Objekt, sondern Subjekt seiner persönlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung zu sein.**

## 8 Entwicklung kultureller Kompetenzen im Alter

Wandte man den Begriff der Kompetenz gemeinhin im Bereich der „vita activa“ an für eine positive Leistungsfähigkeit, ein gutes Leistungsvermögen, im speziellen für eine fachlich besondere Zuständigkeit aufgrund herausragender Qualifikationen im Arbeitsbereich, so wandelte sich dies Anfang der sechziger Jahre, festigte sich in den achtziger Jahren, als man den nicht-arbeitsaktiven Gruppen zunächst der Kinder, später der Alten mit dem Begriff der Kompetenz eine Leistungsfähigkeit außerhalb des Arbeitsbereiches zuzuschreiben vermochte. Zunächst motiviert über eine Kritik am allein auf Intelligenztests aufbauenden psychometrischen Intelligenzmodell, das vorwiegend allgemeine, vom erworbenen und erfahrenen Wissen zu meist unabhängige Denkfähigkeit abfragt, und deren Bewertungsmaßstäben so nur eine begrenzte Fähigkeitsbeschreibung von Alten und Jungen zuließ, suchte man nach Komponenten einer Beurteilungsmöglichkeit außerhalb einer Leistungsmessung nach testnormgeprägten Wissensstandards. Im dafür übernommenen Begriff der Kompetenz waren soziale, kognitive, affektive und motivationale Komponenten enthalten, er bezog sich in erster Linie auf die Fähigkeit und Bereitschaft, erforderliche Alltagsaktivitäten unabhängig und selbstständig auszuführen, den Lebensalltag zu strukturieren und zu organisieren und zielorientiert, planungseffizient und ausdauernd einen Lebensstil zu entwickeln und aufrecht zu erhalten. Im weiteren zielte der Begriff dann auf die Fähigkeit, seine sozialen Rollen und Beziehungen selbstständig, eigenverantwortlich und unabhängig zu leben. Später wurden aufgrund des Faktors der „Lebenszufriedenheit“ insbesondere im Altenbereich die emotionalen und die motivationalen Komponenten des Kompetenzverständnisses stärker beachtet (vgl. Thomae 1983, Kruse 1996), worunter u.a. die „bewusste und verantwortliche Auseinandersetzung mit Grenzsituationen“ und die „erlebte Mitverantwortung für andere Menschen“ zu fassen ist (Kruse 1996: 306, 312).

Der Grad konzeptualisierter, zugeschriebener oder postulierter Kompetenz ist immer das Ergebnis eines Bewertungsprozesses durch die Umwelt, die Umgebung – so sind auch in den wissenschaftlichen Untersuchungen je nach vorgegebenen Kriterien die Aussagen zu „hoher“ oder „niedriger“ Kompetenz bei gleichen Items sehr unterschiedlich. Auch die Gewichtung der einzelnen Kompetenzelemente mag die Entscheidungsabhängigkeit und Relativität des Kompetenzbegriffes verdeutlichen – einerseits fließen „kognitive Maße wie Intelligenz oder psychomotorische Fähigkeiten“ in die Beurteilung ein, andererseits sind es „Persönlichkeitsmaße wie Aktivität, Anpassbarkeit oder Steuerung, schließlich Ausmaß und Art der aktiven Auseinandersetzung mit Belastungssituationen und Teilnahme an sozialen Rollen“ (Thomae et al. 1987: 10) – es können je nach Stichprobengrundlage die gleichen Personen einmal als „von niedriger sozialer Kompetenz“ (nach Intelligenz, Anregbarkeit, Aktivität) gelten, ein anderes Mal als „hoch kompetent“ (nach der eigenständigen Lebensbewältigung) und umgekehrt. Der Begriff der Alltagskompetenz ist vielschichtig und diffus, weil es keine objektiven und allgemein anerkannten Kriterien für Alltagskompetenz gibt.

M. Baltes et al. entwickelten aus der Multidimensionalität des Begriffes ein Zweikomponentenmodell, das unterscheidet zwischen einer basalen Kompetenz, die hochautomatisiert, routinemäßig abläuft und für das tägliche Überleben notwendig ist und einer erweiterten Kompetenz, deren Aktivitäten individuellen Präferenzen, Motiven, Fähigkeiten und Interessen entspringen. Die basale Kompetenz wäre demnach in dem Sinne „biologisch“, also vitalitätsabhängig determiniert, als dass sie von Gesundheitsfaktoren bestimmt wird, während die erweiterte Kompetenz vorrangig von psychosozialen Faktoren abhängig ist. „Dabei setzt sich konsistent zu anderen Forschungsarbeiten ... die basale Kompetenz aus Selbstpflegeaktivitäten (waschen, anziehen usw.) sowie den ‚einfachen‘ instrumentellen Aktivitäten wie Einkaufen und Benutzen von Verkehrsmitteln zusammen; die erweiterte Kompetenz bezieht sich hingegen auf komplexe instrumentelle sowie soziale Freizeitaktivitäten“ (M. Baltes et al. 1999: 527). Im Rahmen der Berliner Altersstudie verlegte man sich nicht zum wiederholten Male

auf eine Untersuchung gradueller Abstufungen innerhalb eines isolierten Bereiches, sondern verfolgte im interdisziplinären Ansatz den Zusammenhang und die vermutete Abhängigkeit der erweiterten von der basalen Kompetenz. Tatsächlich lassen die Ergebnisse der Berliner Forschergruppe als Ergebnis eine enge Vernetzung der beiden Bereiche zu: „Sozioökonomischer Status, Alter und körperliche Gesundheit spielen eine wichtige Rolle bei der Alterskompetenz, werden aber durch Variablen wie Intelligenz, Persönlichkeit und sensomotorische Funktionsfähigkeit moderiert“. **Offensichtlich sind es die Aktivitäten im Bereich der erweiterten Kompetenz, die einen positiven Einfluss auf die der basalen Kompetenz ausüben – und nicht, wie zunächst vermutet, umgekehrt.** Dennoch ist das Vorhandensein von basaler Kompetenz eine „zwar keineswegs ausreichende, wohl aber notwendige Bedingung für Kompetenz im Sozial- und Freizeitbereich“ (M.M. Baltes 1999: 540). Durch die Einschränkung „wohl aber“ wird deutlich, dass Untersuchungen zu einem gesicherten Nachweis fehlen; die „notwendige Bedingung“ liegt noch im Rahmen der Vermutungen: „Ein fundiertes Wissen über das genaue Zusammenspiel zwischen den beiden Kompetenzbereichen selbst und deren Veränderungen im Alternsverlauf kann jedoch nur aufgrund einer Längsschnittstudie überprüft werden“ (a.a.O. S. 540). So bleibt letztlich die Vermutung eines primären Rangplatzes für die basale Kompetenz im Bereich der vorwissenschaftlichen Annahmen (wie sie ähnlich auch in der Heidelberger DZFA - Studie vorgegeben und in den Probanden-Aussagen bestätigt wurden: „Gesundheit“ als sine-qua-non-Bedingung für alle anderen Bedürfnisse): „Die Daten lassen vermuten, dass eine gewisse basale Kompetenz vorhanden sein muss, um den ExCo-Aktivitäten nachgehen zu können“ (a.a.O. S. 539). [Mit ExCo-Aktivitäten werden Tätigkeiten im Bereich der erweiterten Kompetenz bezeichnet]).

Unabhängig jedoch von einem vermuteten Zusammenhang sind es eben genau diese ExCo-Aktivitäten, die auch für M. Baltes die „vielleicht anspruchsvolleren und eher sinnstiftenden Aktivitäten“ darstellen. Es sind vor allem jene Aktivitäten, die im Rahmen der vorliegenden Thematik vorrangig besonders beachtet werden müssen – aus zweierlei Gründen:

Zum einen ist **der Bereich der erweiterten Kompetenz eben genau jener Bereich, auf dessen Stärkung hin diejenigen Aktivitäten entwickelt werden, die Hinweise auf ein kulturelles Aktionspotential geben, kulturell also relevant sind** (in der Berliner Untersuchung wurden als solche abgefragt: Sport treiben, Restaurantbesuche, tanzen, Ausflüge machen, kulturelle Ereignisse, Hobbys, ehrenamtliche Tätigkeiten, Reisen, künstlerische Aktivitäten, Spiele, Weiterbildung, politische Aktivitäten). Die erfragten Tätigkeiten auf dem Gebiet der basalen Kompetenz hingegen zeichnen sich nicht durch kulturelle Relevanz aus, sie sind für die kulturelle Inszenierung des Menschen relativ uninteressant („relativ“ deshalb, weil ein vermuteter Zusammenhang [eine angenommene Beziehung] durchaus bestehen mag, der aber nicht [als relevant] ins Gewicht fällt): z.B. einkaufen, Transportmittel benutzen, baden/ duschen, spazierengehen, anziehen, Toilette benutzen, aufstehen, hinlegen, essen, kämmen, etc.. Sie fallen eher in den Bereich der Geriatrie denn in den der Kulturarbeit.

Zum anderen lässt sich anhand der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse nachweisen, dass **ein Zuwachs, eine qualitativ positiv zu bewertende Veränderung der Potentiale im Bereich der erweiterten Kompetenz möglich, kulturell bedeutungsvoll und deshalb auch Gegenstand dieser Untersuchung ist**, hingegen ein Zuwachs im Bereich der basalen Kompetenz eher unwahrscheinlich und außerindividuell weniger wichtig und gesellschafts- oder gar kulturpolitisch von eher geringerem Interesse ist.

## 8.1 Theoretische Ansätze als Strategie der Konzeptbildung

Die Beiträge aus der Medizin (vgl. z.B. Schütz 1992, Smith et al. 1999, Steinbach 1971, Steinhagen-Thiessen et al. 1992, Steinhagen - Thiessen & Borchelt 1999) und aus den Erziehungswissenschaften (vgl. z.B. Karl u. Tokarski 1992, Kruse 1992, Eierdanz 1997) beschäftigen sich vorwiegend und schwerpunktmäßig mit der Biografieforschung unter dem Aspekt

des Durchlebten, mit der diagnostischen Beschreibung des aktuellen Zustandes oder mit praktisch ambitionierten Untersuchungen/ Entwicklungen von Konzepten, was unter welchen Entwicklungs- bzw. Realisierungsbedingungen möglich und unter bestimmten kultur- und bildungspolitischen Zielvorgaben wünschenswert ist. Sie heben dabei vielfach auf den Gesichtspunkt der Prävention in Form frühzeitigen Erwerbs und frühzeitiger Entwicklung von Kompetenzen ab. Hingegen sind es vor allem **die Beiträge aus der Soziologie, aus der Theologie und Philosophie und aus der Gerontologie als interdisziplinäre, vor allem psychologisch gewichtete Wissenschaft, die in ihren Forschungen und Forschungsergebnissen mit potentiellen Kompetenzen argumentieren, die vermutlich erst im und mit dem Alternsprozess entstehen und so zu einer neuen Chance individueller biografischer Perspektive werden. Dass diese Alterskompetenzen jedoch nicht nur eine individuelle Entwicklungsmöglichkeit darstellen, sondern gesamtgesellschaftlich von höchster kultureller Relevanz sein könnten, soll hiermit thematisch vorangestellt und im weiteren Gegenstand der Untersuchung sein.**

**Es wird in den drei folgenden Abschnitten 8.1.1 – 8.1.3 das Grundlagenmaterial für einen Hypothesenkatalog geliefert, der, in Abschnitt 8.2 dezidiert zusammengefasst, der empirischen Untersuchung (Abschnitt 8.3 und 8.4) zugrunde liegt.**

### **8.1.1 Soziologisch – morphologische Argumentation**

Aus der Sicht der Sozialisationsforschung zeigt sich das Phänomen Alter als Dimension der Gesellschaftsstruktur. Die Soziologie erkennt zunächst sozial produzierte Unterschiede zwischen sozial-strukturell abgrenzbaren Gruppen - im Unterschied zur psychologischen Betrachtungsweise, die die individuell - internalen Variablen des Phänomens Alter bearbeitet. Aus der Sicht der differentiellen Gerontologie, die sich schwerpunktmäßig dieser psychologischen Argumentation bedient, ließen sich Aussagen über Ältere „dann nur noch unter Berücksichtigung ihrer je individuellen biografischen Vorbedingungen machen“ kritisiert folglich Sozialwissenschaftler Kohli (1992: 248): „Offensichtlich wird hier vor lauter Bäumen der Wald nicht mehr gesehen“. Die sozialstrukturellen Gemeinsamkeiten des Alters als Ergebnis der systematischen Deutung des Ablaufes und der Wirkung sozialen Handelns und der sozialen Beziehungen darzustellen, erfolgte schwerpunktmäßig in Abschnitt 5. An dieser Stelle sollen nur stichwortartig die kulturell relevanten Kompetenzen aufgeführt werden, wie sie sich aus primär soziologischer Sicht nachweisen lassen, also nicht rein biografisch-individueller Prägung sind. Hinweise dazu finden sich überraschenderweise weniger im speziellen Teilgebiet der Kultursoziologie, wo man sie vermuten würde, als viel mehr im weiteren Bereich der allgemeinen Soziologie.

Bereits bei Kohli werden 1982 Forderungen an das Alter deutlich, zu deren Erfüllung bestimmte Kompetenzen notwendig sind: „Das frühe Erwachsenenalter erhält ... den Charakter einer Investition. Darüber muss, wie über jede Investition, einmal Bilanz gezogen werden, d.h., die bisher selbstverständlichen langfristigen Vorstellungen müssen explizit thematisiert und das Erreichte mit Bezug auf sie evaluiert werden. Es scheint, dass ungefähr in der Lebensmitte eine solche Bilanzierung sich besonders aufdrängt. Dafür kommen zwei Momente zusammen: Zum einen ist genügend Zeit verflissen, dass der Erfolg beurteilt werden können müsste. Diese Beurteilung kann nicht gleich am Anfang erfolgen, aber jetzt müsste die Investition Früchte getragen haben ... Zum anderen erweist sich, dass die Zukunft nicht mehr unbeschränkt offen ist. Die Zeit ‚läuft davon‘, d.h. die noch verfügbare Zeit wird knapp“ (Kohli 1982: 47). **Die Beurteilungsfähigkeit, die Kompetenz zur Bewertung, zur Kritik der eigenen Biografie, wird hier deutlich als Potential des Alters – und nur des Alters – gesehen:** Eine Bewertung kann nicht am Anfang der Investition erfolgen. Erst, „wenn genügend Zeit verflissen ist“, kann der Erfolg von Lebensplanung und Planungsrealisierung beurteilt

werden. Mit diesem „Reifegrad“ (Lüdtke) nach Überschreiten der Lebensmitte dient der bis dahin erworbene Lebensstil als „symbolische Struktur geronnener Biografie, als Standard und äußeres Bezugssystem der Bilanzierung des Lebens und damit, zusammen mit verinnerlichten Werten und Zielen als Kriterium der Identitätsprüfung, als die man diese Bilanzierung interpretieren kann“ (Lüdtke 1989: 65). Mit dem Begriff der „Identitätsprüfung“ geht Lüdtke noch einen Schritt weiter in seiner Kompetenzerwartung an das Alter. Er geht mit dem Moment der „Identität“ über den kühleren Abrechnungsbegriff Kohlis, nämlich der „Bilanzierung“ hinaus, der allein Erfolg und Misserfolg konstatiert und kontrolliert.

Lüdtke geht tief hinein in die Substanz, den Wert der individuellen Biografie, fordert so (bei Lüdtke jedoch nicht expliziert) eine deutliche Ich-Stärke der Person. Kohli scheint insgesamt vorsichtiger mit seinen Kompetenzzuschreibungen an das Alter, darauf verweist nicht nur der distanzierte Begriff der „Bilanzierung“. Skepsis verrät sich in der Formulierung, dass genügend Zeit verflossen sei, „dass der Erfolg der Investition beurteilt werden können müsste“. Die Einschränkung im Konjunktiv zeigt deutlich, dass das Alter zwar die Voraussetzung zur Bilanzierung (nur in der Retrospektive kann der ausgeführte Lebensplan bewertet werden), jedoch ist allein mit dem Alter nicht „unbedingt“ die Fähigkeit zur Evaluierung entstanden. Diese Fähigkeit ist „konjunktiv“ an andere Bedingungen geknüpft. Mit dem Alter allein sind nur die Bedingungen der Möglichkeit geschaffen („können müsste“), ob sie durchgeführt werden können, steht in Abhängigkeit zu anderen Fähigkeiten: So wurde auf die enge Verbindung von Urteilsvermögen und Bildungsstruktur bereits in Kapitel 4.3 verwiesen und von Kohli auch an anderer Stelle betont. In einer solchen **Verbindung von Alter und Bildung zeigt sich für den Kulturoziologen Schulze die „Neigung zur Reflexivität“ am deutlichsten angelegt** (Schulze 1993: 289). Aus der anspruchsvollen Reflexion von „subjektiver Arithmetik der Verhältnisbildung von Zukunft und Vergangenheit“ resultiert eine „fundamentale Veränderung der Selbstwahrnehmung, die zu Identitätstransformationen“ führt (a.a.O. S. 370). Mit der Vermutung einer veränderten Selbstwahrnehmung, gar der Möglichkeit von Identitätsveränderung rückt Schulze in die wissenschaftliche Nähe zu Lüdtke (s.o.), sieht im Gegensatz zu dessen wertfreier Diagnose aber hierin eine **Stärke und ein bedeutsames Zeichen für die Bildung eines kulturellen Milieus** (Niveaumilieu).

Mit dem positiven Begriff der „späten Reifeprüfung“ bezeichnet auch die „rheingold“-Marktanalyse die Bewältigung des wertenden Lebensrückblickes im Alter. Gleich drei Altersstärken würden hierbei deutlich: die Fähigkeiten des Sortierens und Beurteilens, des Revidierens und Aufgebens, der neuen Programm-Entwicklung unter erschwerten Umständen (körperliche Altersbeschwerden, verkürzte Lebenserwartung). **Im Gegensatz zur biografischen Planung und Gestaltung in jungen Jahren wird im Alter zusätzlich zur erforderlichen Perspektive die regulierende Retrospektive verlangt, aufgrund derer eine Revision und Neuplanung erfolgt, denn erst im Aufbrechen von Vertrautem und Erlebtem (im Laufe des Alters als gehäuft erfahrener Krisensituationen) ist das Finden neuer und andererhaltungen möglich** (rheingold 1999:5).

Der Wiener Soziologe Rosenmayr sieht unter dem Gesichtspunkt, dass die Brüche und Diskontinuitäten im Verlauf der gesamten Biografie stattfinden, das Alter nicht als eine nur eigene Lebensphase, sondern eingebettet innerhalb des gesamten „life-span“ oder Lebenszyklus. In der lebenslänglichen und ständigen Auseinandersetzung mit Krisen und deren Bewältigung kann die **Stärke des Alters gebildet und als Kompetenz zur stetigen Identitätsentwicklung gesehen werden**: „Der Lebenslauf wird entscheidend vom Selbst mitgetragen. Und das Selbst vermag zu handeln und sich so immer neu zu ‚gebären‘ ... Wenn das Selbst auf einen kontinuierlichen Identitätsanspruch verzichtet, kann es seine Endlichkeit bejahen“. In dieser Bejahung sieht Rosenmayr die Bedingung der Möglichkeit zur Entwicklung von starken und gesellschaftlich wichtigen, notwendigen Alterskompetenzen: „Die Alten der Zukunft werden solche Orientierungen der Einwilligung in ihre Endlichkeit und in die ‚Neugeburt‘ entwickeln müssen, wenn sie imstande sein wollen, gegen die bloße Anpassung an gesellschaftliche Mo-

den eine gewisse Lebensweisheit, damit auch Voraussetzungen für ‚Glauben‘, Vertrauen, Widerstandskraft, Risikobereitschaft und Abschiedsfähigkeit zu entwickeln“ (Rosenmayr 1997: 18, 19).

### 8.1.2 Theologisch – philosophische Argumentation

Das Alter als „senectus insanabilis morbus“ (Seneca, gest. 65 v.Chr.), übersetzt bei Lehr (1996) als „unheilbare Krankheit“, bei Kierkegaard als „Krankheit zum Tode“ (1849) interpretiert und beschrieben und bei Heidegger gesamtzyklisch eingebettet und verabsolutiert als „Sein zum Tode“ (1927), beschäftigt die gesamte Philosophiegeschichte, ist Sujet der Religionen qua Definition.

Mit der Problematik der immer enger werdenden Todesnähe verdeutlicht sich mit dem Alternsprozess der Konflikt des Ausgeliefertseins an die zwei nicht selbst gesetzten Grenzen der eigenen Lebensgeschichte Geburt und Tod. Zeigt sich jedoch die „Krankheit zum Tode“ bei Kierkegaard als die Unfähigkeit, den Tod als Endlichkeit des Lebens annehmen zu können, so fordert das Bewusstsein des je eigenen Todes bei Heidegger als Zukunftsentwurf den Menschen zur **Bestimmung seines Lebens in diesen Grenzen auf, bildet also die Möglichkeit einer neuen Fähigkeit**. Auch bei Jaspers zeigt sich eine positive Annahme der Todesproblematik: Als eine „Grenzsituation“, die auf eine Transparenz verweist, auf ein Dahinter oder Darunter, das ins Diesseits wirkt, kann sie dem Menschen eine **erweiterte Sichtweise** auf sein individuelles Leben eröffnen – die erfahrene Endlichkeit ist Ausgangspunkt philosophischen Fragens.

Obwohl das Alter als Grenzsituation durch das Todesbewusstsein aus theologischer Sicht selbst-verständlich anders definiert wird als in der Philosophie, vornehmlich der Existenzphilosophie, nämlich als notwendiger, sinnvoller, auf einen Zweck hingeeordneter Teil des Lebens, als zukunftsgerichtetes Moment der Heilsversprechung, werden Parallelen in der Sichtweise und Sinndeutung deutlich (die Bandbreite des Phänomens Alter zwischen Transzendenzerfahrung und „Krankheit zum Tode“ findet seine theologische Entsprechung zwischen „Altern und Sterben als Vollendung des Lebens oder Altern und Sterben als sinnwidrige Ohnmachtserfahrung“ [Böckle 1990: 219]. Vgl. dazu auch Rahner: Zur Theologie des Todes). Und es zeigen sich in der Interpretation von Alternsprozessen die Potentiale des Alters in Theologie und Philosophie auch pragmatisch ähnlich strukturiert:

In der Konfrontation des Menschen im Alter mit der Erfahrung von Vergänglichkeit, Endlichkeit, sieht die Theologie eine Aufgabe und damit eine Chance, eine „Gnade“ des Alters zur **bewussten Auseinandersetzung des Menschen mit diesen Momenten und damit mit seinem Selbstverständnis**. Dieses Potential ist individuell und biografisch bestimmt, Voraussetzung ist ein gelebtes Leben, es ist theoretisch nicht vermittelbar.

Nach Guardini, der in seiner frühen Schrift „Die Lebensalter“ auch den Altersabschnitt theologisch untersucht, kann sich im letzten Lebensabschnitt eine Perspektive entwickeln, die die eigene Existenz in den Zusammenhang einer göttlichen Ordnung stellt. In dieser erweiterten Perspektive liegen durch eine Zusammenschau von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Möglichkeiten der Interpretation einzelner Ereignisse, Erlebnisse in den gesamten biografischen Kontext, der Interpretation von Erlebtem aber auch Erhofftem und Erwünschtem und der Erkenntnis, dass so das Leben Teil einer göttlichen Ordnung und damit der Tod als Vollendung erlebt wird.

Diese erweiterte Perspektive resultiert zwar aus der Kontinuität der individuellen Entwicklung im Lebenslauf (ist Ergebnis), bedeutet gleichzeitig aber auch die Grundlage einer Weiterentwicklung (ist Ausgangsbasis) und die Grundlage für Freiheit und Offenheit gegenüber neuen Aufgaben, die das Alter stellt (vgl. Kruse 1992: 349). Neu ist die Situation, dass nun nicht mehr weiter „gebastelt“ wird an der Biografie, keine zusätzlichen Bausteine zur persönlichen



Existenz–Architektur mehr gesammelt und geschichtet werden, sondern dass das Leben als individuelle (Glaubens-) Geschichte rekonstruiert, in seinem **Sinnzusammenhang erfasst und organisiert wird**. Dieser Lebensrückblick (vgl. Ritschl 1986) ist neue, fordernde Frage nach Ordnung und Definition individueller (Glaubens-) Erfahrungen und (Glaubens-) Geschichten zu einer gedeuteten Gesamt-Geschichte. **Diese Leistung ist nur im Alter und nur als individuelle, subjektive Leistung möglich – erst aus den gelebten und erfahrenen persönlichen Einzelgeschichten kann Deutung und Integration erfolgen.**

Aus der Sicht der philosophischen Anthropologie zeigen sich hier deutliche Entsprechungen: In der „Radikalisierung der menschlichen Grundsituation“ sieht Rentsch das Wesen des Prozesses des menschlichen Alterns, der sich „philosophisch-anthropologisch auch als das aufdringliche Zutagetreten der humanen Sinnkonstitution begreifen“ lässt (Rentsch 1992: 297). Mit dem unaufhaltsamen und irreversiblen körperlichen Zerfalls- und Beeinträchtigungsprozess ist eng das Bewusstsein der endlichen Zeitlichkeit des Lebens verknüpft. In der zunächst durch Negativität und Fragilität gekennzeichneten „Radikalisierung des Zeitbewusstseins“ und in der „Gebrochenheit im Werden zu sich selbst“ liegen aber auch neue, nur im Alter mögliche Chancen:

**Das Potential des Alters bedeutet, End-Gültigkeit bewusst zu begreifen, damit Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden, letztlich die „Negativität als lebenssinn-konstitutiv zu verstehen** (ebenda S.303). Diese Einsichten führen zu ethischen Konsequenzen: Das Leben im Alter ist die „ethische Zeit zu nennen, weil sie die Zeit ist, in der Schuld und Verantwortung, Autonomie und kommunikative Solidarität, Selbstverfehlung und moralisches Scheitern wirklich geworden sind“ (ebenda S.303). Zwar könne, so Rentsch, die philosophische Anthropologie nicht unbedingt an die positive theologische Argumentation der „Gnade“ des Alters anknüpfen, doch findet sich in beiden Bereichen durch die Erkenntnis der Verschränkung von Endlichkeit und Sinn die Chance des Alters, sich dem Endgültigwerden der eigenen Person zu stellen.

### 8.1.3 Gerontologisch –psychologische Argumentation

Die Entwicklung von Alters- und Alterskompetenzen zu erkennen, nachzuweisen, zu beschreiben und zu unterstützen, ist in erster Linie Verdienst der noch sehr jungen Gerontologie, die als interdisziplinäre Wissenschaft Forschungsergebnisse und –erkenntnisse aus Soziologie, Psychologie, Medizin, Ökonomie und in jüngerer Zeit aus der Bildungsforschung vereint und bearbeitet. Wegweisend tätig im europäischen Raum ist auf diesem Gebiet die Arbeitsgruppe „Altern und gesellschaftliche Entwicklung“ der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, dessen Sprecher, Paul B. Baltes angesichts aller neueren und neuesten Erkenntnisse über Entwicklungsmöglichkeiten von Kompetenzen im Alter konstatiert: „Das latente Potential des Alters und des Alterns ist zu einem wesentlichen Teil noch unbekannt“ (Baltes/Baltes 1992: 2). In dieser Tatsache wird eine besondere Herausforderung an die Wissenschaft gesehen, aber auch an die Gesellschaft, denn: Trotz überwältigend vieler neuer Erkenntnisse über Alterskompetenzen, trotz wissenschaftlich fundierter Widerlegungen herrschender, vorwiegend defizitärer Altersbilder (vgl. Abschnitt 5, 6 und 7) leuchtet es angesichts der noch neuen Wissenschaftsentwicklung ein, „dass es noch keine differenzierte, hochentwickelte ‚Kultur‘ des Alters geben kann, eine Alterskultur, die so angelegt wäre, dass sie das qualitativ Bestmögliche aus dieser Lebensphase macht“ (a.a.O. S.3). Dies ist nicht allein die konsequente Folgerung, sondern scheint – vorerst noch – einen Teufelskreis darzustellen, in der Form, dass auch „das latente Potential des Alter(n)s gegenwärtig wegen einer fehlenden Alter(n)skultur unterschätzt wird“ (a.a.O. S.19). Zwei der von Baltes/ Baltes angeführten drei Bereiche des möglichen Kompetenzzuwachses im Alter sollen an dieser Stelle vernachlässigt werden, da sie nur sehr eingeschränkt kulturell relevant erscheinen: die offensichtlich nachweisbaren latenten Reserven der körperlichen Vitalität und der Hinweis auf mögliche sportliche Höchstleistungen

im Alter, beide sind vermutlich durch persönliche Leistungsmotivation aktivierbar. Der dritte Bereich allerdings ist gesellschaftlich und individuell von höchstem kulturellen Interesse: **Aus den Forschungen zum Altern der Intelligenz ist deutlich geworden, dass neben einem (möglichen) Abbau, der vor allem in einer Verlangsamung des Denkens und Fehlerhaftigkeit des Gedächtnisses zutage tritt, Stabilität und Wachstum in bestimmten Intelligenzbereichen nachzuweisen sind:** „Es sind all diejenigen Bereiche, in denen Lebens- und Kulturwissen besonders ausgeprägt sind. Berufliches Spezialwissen und Weisheit (...) sind Beispiele, bei denen Stabilität oder sogar positive Effekte des Alter(n)s aufgezeigt werden konnten“ (a.a.O. S.20). Dieses „Zweifaktorenmodell“ der Intelligenz hat sich inzwischen als tragfähig erwiesen: Die eher biologisch bestimmte Fähigkeit der ‚fluiden Intelligenz‘ – bildungsabhängiger, schlussfolgernder, formal-logischer Denkleistungen bei hohen Reaktionsgeschwindigkeiten – auf der einen Seite, und die kognitiven Kompetenzen zur Lösung stark wissens- und erfahrungsabhängiger Aufgaben der ‚kristallinen‘ Intelligenz auf der anderen Seite. Während die fluide Intelligenz offensichtlich dem Altersabbau ausgesetzt und ohne kompensatorisches Training meist auch betroffen ist, **zeigt sich die kristalline Intelligenzkomponente eher altersstabil und auf- und ausbaufähig** (vgl. Baltes/Baltes 1993, Kruse & Lehr 1989, Lehr 1996, Rosenmayr 1997, Staudinger 1992, 1996, Weinert 1992). Sie deutet sogar in der „österreichischen“ Version der „kristallisierten“ Intelligenz (Rosenmayr) als Partizip-Perfekt-Bezeichnung auf die Notwendigkeit vergangener Zeit als eine Voraussetzung zur Evidenz hin. Die kristalline, kristallisierte Intelligenz ist ein „eher gesamthaft beurteilendes Vermögen. Es beinhaltet neben Darstellungs- und Ausdrucksqualitäten den ‚Blick fürs Wesentliche‘. Die kristallisierte Intelligenz koppelt an die Intuition an. Sie enthält andererseits Wissen kultureller Art, so etwa Wissen über Kunst, Philosophie etc., aber auch Wissen über den Einsatz solchen Wissens“ (Rosenmayr 1999: 62). Im Besonderen gehört dazu der **Einsatz des passiven und aktiven Wortschatzes, des Sprachverständnisses und die Einsicht in allgemeine Lebenszusammenhänge. Diese Bereiche, die als inhaltspezifisches Wissen zusammengefasst werden können, sind für den kulturellen Bereich von höherem Interesse als die rein logischen Kompetenzen. Sie werden im Alter evident und zeigen hier Entwicklungsmöglichkeiten. Als „Expertise“ oder „Expertenwissen“ gehören gelebte, verarbeitete Jahre zu ihrer Voraussetzung** – obwohl diese nicht zwangsläufig zu ihrer Evidenz führen müssen.

Weinert, der 1999 grundlegend einen allzu blauäugigen Optimismus hinsichtlich lebenslanger Lernfähigkeit kritisiert (vgl. Abschnitt 4.3), zweifelte bereits 1992 die Hoffnung geriatrischer Therapeuten an, mittels Eingreif- und Trainingsprogrammen einen heilsamen Einfluss auf den gesamten kognitiven Leistungsbereich auszuüben. Eben ein solcher, recht oberflächlicher, rein pragmatischer, funktionaler, „handhabbarer“ Kompetenzbegriff ist es, der immer wieder zu berechtigter skeptischer Distanz führen muss: „Wenn ... von einem Einfluss der Expertise auf kognitive Leistungen gesprochen wird, so sind damit natürlich nicht einfache Kenntnisse gemeint, sondern *der Reichtum und die interne Organisation des relevanten Wissens* („gewusst was“), *der Automatisierungsgrad kognitiver Fertigkeiten* („gewusst wie“) und *die damit verbundene metakognitive Kompetenz zur erfolgreichen Steuerung des eigenen Verhaltens*. Nur, wenn solche Formen bereichsspezifischen Wissens im Jugend- und Erwachsenenalter aufgebaut wurden, kann erwartet werden, dass die davon abhängigen Leistungen auch im Alter relativ stabil bleiben“ (Weinert 1992: 194; Hervorhebungen durch M.K.). Die sich hierpiegelnde (durch Hervorhebung gekennzeichnete) Definition von Expertise/ Expertenwissen ist eindeutig altersspezifisch und stellt fraglos eine positive („Reichtum“), kulturell orientierte und auch bewertete Kompetenz dar („Organisation von *relevantem* Wissen“, Souveränität der Handhabung und des Einsatzes kognitiver Fertigkeiten), die bereits über Erfassbarkeit durch Intelligenzmessskalen hinausgehen („metakognitive Kompetenzen der Steuerung“). Zugleich verweist Weinert nochmals deutlich auf die Abhängigkeit der kognitiven Alterskompetenzen von den Voraussetzungen der bereits erworbenen und gepflegten Fähigkeiten. Damit soll an

dieser Stelle vorgehend bereits auf ein **Kriterium des Samples im empirischen Teil verwiesen werden: Kulturrelevante Alterskompetenzen werden nur bei entsprechenden Bildungs-, Informations- und Wissensvoraussetzungen entwickelt; auf dieser These wurde das Sample entwickelt und begründet** (vgl. Abschnitt 8.3.1 und 4.3).

Ältere Menschen, die diese Voraussetzungen zum Experten in Bezug auf soziale, politische, kulturelle Lebensfragen erfüllen, haben sich „in ihrer Biografie intensiv mit zahlreichen Lebensanforderungen auseinandergesetzt, im Prozess dieser Auseinandersetzung vielfältige Erfahrungen gewonnen und effektive Handlungsstrategien entwickelt ... Die Experten in Bezug auf ‚Fragen des Lebens‘ zeichnen sich durch komplexe Urteile aus, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen (‚kontextuelles Denken‘). Des weiteren sind sie in der Lage, trotz wahrgenommener Unsicherheiten des Lebens (...) eine positive Lebenseinstellung zu bewahren“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993:52).

**Mit diesen „komplexen Urteilen“ wird vermutlich eines der wichtigsten Potentiale der Alterskompetenzen beschrieben – in ihnen liegt die Möglichkeit begründet, eine alternative Zugangsweise zu Problemlösungen zu erhalten, als den zielorientierten, daher eindimensionalen, rigideren und strikteren Lösungsstrategien des „aktiven“ Lebensalters. Dies hätte eine kulturell wesentliche Funktion: Sie gäbe dem Erkennen, der Interpretation und den Lösungssuchen kultureller Probleme einen neuen, eigenen, kreativen Charakter, der neue Perspektiven ermöglicht, alternativ und para-funktionell durch Einbeziehung vielfältiger, umfassenderer, „komplexer“, multivalenter Urteilsmöglichkeiten.**

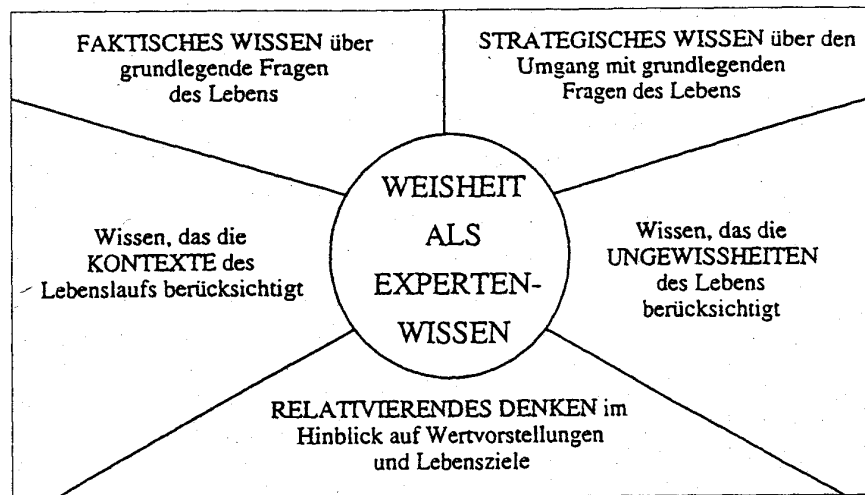
Neben diesem Aspekt komplexer Urteilsfähigkeit und kontextuellen Denkens wirken die u.a. von Schmitz-Scherzer angeführten weiteren Aspekte sich entwickelnder Alternspotentiale vergleichsweise unwichtig, zumindest subsumierbar: Es sind dies zum einen die Fähigkeit zur Auseinandersetzung mit im Alter vermehrt auftretenden Belastungen und deren Bewältigung, zu denen neue, fordernde Qualitäten in Form von Flexibilität und hohen psychischen Ressourcen erforderlich sind; zum anderen ist es die Fähigkeit zur Annahme von Grenzen aus der Erfahrung verkürzter Lebensperspektiven: „... in der Bereitschaft und Fähigkeit, sich in der Planung auf die nahe Zukunft zu konzentrieren, ist u.E. eine weitere Entwicklungsmöglichkeit zu sehen. Denn diese Form der Umstrukturierung persönlicher Lebenszeit gründet auch auf dem Innwerden der Begrenztheit des eigenen Lebens“ (Schmitz-Scherzer 1993:54).

Es stellen m.E. die neuen Fähigkeiten sowohl zur „Bildung komplexer Urteile“ als auch zum „kontextuellen Denken“ ein übergeordnetes Phänomen, eher ein Resultat und Prozessergebnis aus der „Erfahrung verkürzter Zukunftsperspektiven“ und „Auseinandersetzung mit Belastungen“ dar, als dass sie nebeneinander stehende, voneinander unabhängige Qualitäten darstellen könnten. Obwohl bei der Feststellung möglicher vorhandener kulturrelevanter Alterskompetenzen in psychologisch-gerontologischer Argumentation die Frage nach deren „Rangabstufungen“ oder Über- bzw. Unterordnungen recht belanglos erscheint – so sie sich denn einfach als neue Kompetenzen darstellen – scheint es doch einer reizvollen Frage wert, ob es eine Systematik der Qualitäten von Alterskompetenzen gäbe.

Eine Antwort und wissenschaftliche Begründung könnte das Weisheitskonzept von Paul B. Baltes geben:

Ausgehend von den außerordentlich umfangreichen Untersuchungen und Forschungen zum Thema Weisheit sowohl in Alltagskonzepten und Alltagstheorien als auch wissenschaftlich - methodischen Erfassungen (P. B. Baltes 1989, 1994, Baltes/Smith 1990, Staudinger 1996, Staudinger/Baltes 1992, 1996, Sowarka 1989) definiert P.B. Baltes nach fünf Kategorien die Weisheit „als ein Expertensystem in der fundamentalen Pragmatik des Lebens“. Das Konstrukt Weisheit als Expertenwissen stellt sich dar als ganzheitlicher „Wissenskörper von hoher Komplexität und Offenheit gegenüber inhaltlichen und situativen Variationen“ (Baltes 1994: 179) und spricht damit für ein integrierendes System von lebensgeschichtlich gewachsenen Fähigkeiten und Leistungen der Intelligenz und der Persönlichkeit. Ontogenetisch und ontolo-

gisch zugleich verdeutlichen die enthaltenen einzelnen Bereiche das ganzheitliche Zusammenspiel zur Entstehung und zum Erscheinungsbild „Weisheit“. Während an anderer Stelle (1996) das Fakten- und Strategiewissen als Basiskriterien beschrieben werden (generelles und spezifische Wissen um Lebensprobleme und die menschliche Grundsituation, Breite und Tiefe der Problembearbeitung, Strategien der Entscheidungsfindung, der Lebensdeutung und –planung), sind die Metakriterien Lifespan-Kontextualisierung (ontogenetische, historische, biografische Einbettung), Wert-Relativismus (Toleranz und gemäßigter Pluralismus) und das Erkennen und Umgehen mit den dem Leben inhärenten Ungewissheiten spezifisch für ein Expertentum in der fundamentalen Pragmatik des Lebens (vgl. Staudinger/ Baltes 1996: 61).



**Fünf Kriterien definieren Weisheit als ein Expertensystem in der fundamentalen Pragmatik des Lebens**

Quelle: P.B. Baltes (1994: 179): Die zwei Gesichter des Alterns der Intelligenz

Mit diesem Weisheitskonstrukt löst sich die Frage nach gleichen oder unterschiedlichen Wertigkeiten derjenigen Alterskompetenzen, wie sie bei Schmitz-Scherzer (s.o.) angeführt werden: Sind die „Bildung komplexer Urteile“ und „kontextuelles Denken“ in die Metakriterien für Expertentum in der fundamentalen Pragmatik des Lebens bei Baltes einzuordnen, so sind die Fähigkeiten zur Auseinandersetzung mit Belastungen sowie die Annahme von Grenzen in Baltes' Basiskriterien für Expertentum wiederzufinden. **Sämtliche kulturelevanten Alterskompetenzen erscheinen damit als mitbestimmende Elemente bzw. als konstituierende Merkmale des Konstruktes Weisheit.**

Sowohl die Basis- als auch die Metakriterien sind Ergebnis lebensgeschichtlicher Verarbeitung von Wissens- und Erfahrungsansammlungen. P.B. Baltes nimmt deshalb an, dass es sich mit dem Phänomen der Weisheit um „den Prototyp einer Altersintelligenz“ handelt (Hervorhebung durch Autor) und weist schließlich nach, „dass bestimmte Facetten von Weisheit messbar sind und dass **Weisheit Bestandteil des latenten Potentials einer Altersintelligenz sein könnte**“ (P.B. Baltes 1989: 49, 50). Zwar garantiere hohes Alter allein noch keine Weisheit, doch ist die Weisheit zunächst dem Alter vorbehalten: „... Untersuchungen subjektiver oder impliziter Weisheitstheorien stützen die in der Literatur oft geäußerte Vermutung, Weisheit sei ein mit hohem Alter verknüpft positives Phänomen“.

Aus entwicklungspsychologischer Sicht, auf die die Gerontologie sich in weiten Teilen begründend bezieht, stellt sich eine Verknüpfung von Weisheitsentwicklung mit dem Prozess des Alterns als nahezu zwingend abhängig dar: „Aufgrund einer durchgeführten Persönlichkeitsanalyse von einigen tausend Geschäftsleuten“ bestätigt Peck (1968) seine Vermutung,

dass „sich in der zweiten Lebenshälfte ein echter Entwicklungsprozess vollzieht“ (S.531) und die Annahme, dass die meisten Menschen erst in der zweiten Lebenshälfte die notwendige Erfahrung gewonnen haben, um voll und ganz das entfalten zu können, was wir Weisheit nennen“ (a.a.O.). Der Begriff der Weisheit wird bei ihm definiert als „Urteilkraft und soziale Weisheit“ und weiter beschrieben als „Fähigkeit, Wahrgenommenes mit Weitsicht zu interpretieren, komplexe Folgen vorherzusehen und weise Entscheidungen zu treffen“ (a.a.O.). Diese Aspekte hält Peck für „*entwicklungsbedingt* im vollen Sinne des Wortes“ (S.532, Hervorhebung durch Autor), begründet dies damit, dass sie „mehr an durchlebten Erfahrungen (erfordern), als sie in den Jahren der Jugend zur Verfügung stehen“. Ein solches Konzept der Kompetenzentwicklung von Urteilkraft und sozialer Weisheit ist Grundlage auch für entwicklungspsychologisch orientierte Stufentheorien, z.B. die der Entwicklungsaufgaben von Havighurst oder die des Phasenschemas von Bühler (vgl. auch 8.4.3).

Aber auch Modelle der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit wie bei Piaget oder Kohlberg beschreiben (wie bei der Entwicklung von Weisheitskompetenzen in Abhängigkeit von sozio-kulturellen Bedingungen) einen aufeinander aufbauenden Stufenprozess von Qualitäten des Urteilsvermögens, die mit zunehmendem Altern einen zunehmenden Anspruch und hierarchische Integration aufweisen: „Denken auf einer höheren Stufe schließt das Denken auf einer niederen Stufe ein“ (Kohlberg 1987: 28). Wie bei Piaget ist auch bei Kohlberg das Durchlaufen der Stufen zwangsläufig: „Individuen überspringen nie eine Stufe“ (a.a.O.). Die höchste Ebene moralischen Denk- und Urteilsvermögens (das nicht dem Handeln entsprechen muss) ist nach Kohlberg die „postkonventionelle, autonome oder prinzipiengeleitete Ebene“, die der gesellschaftskritischen Distanz als Element des Weisheitskonstruktes entspricht. Auf dieser Ebene sind die zwei höchsten Stufen, das Bewusstsein von „der Relativität persönlicher Werthaltungen und Meinungen“ und die „Orientierung an allgemeingültigen ethischen Prinzipien“ angesiedelt, über die das Recht definiert wird als „eine bewusste Entscheidung in Übereinstimmung mit selbstgewählten ethischen Prinzipien unter Berufung auf umfassende logische Extension, Universalität und Konsistenz. Diese Prinzipien sind abstrakt und ethischer Natur“ (a.a.O. S.27). Wie die Weisheitsfaktoren der subjektiven Lebensdeutung und selbstbestimmten Strategien der Entscheidungsfindung sind diese Qualitäten nur als Zielpunkte des Durchschreitens aller unteren Stufen zu verwirklichen, sind somit die höchste Stufe zu erreichender Urteilsqualität. Sie benötigt den Faktor Zeit als Voraussetzung: Das zeit-bedürftige, zeit-aufwändige Durchlaufen der einzelnen Entwicklungsstufen ist so unmittelbar gekoppelt an einen Alternsprozess. Das Erreichen höchster kognitiver Entwicklungsstufen wird (abhängig von soziokulturellen Voraussetzungen) mit zunehmendem Alter wahrscheinlicher, ist in jungen Jahren eher unwahrscheinlich.

**Zwar hat das kalendarisch höhere Alter an sich so wenig einen Erklärungswert für zunehmende philosophische Urteilskompetenz i.w.S. wie umgekehrt eine solche hohe Urteilskompetenz noch kein alleiniger Indikator für kalendarisch hohes Alter darstellt. Jedoch kann ein durchlaufener Entwicklungsprozess zu einem abstrakten (differenzierten und integrierten) Wertsystem (und damit zu einem umfassenden Urteilsvermögen) als ein Korrelat des Alternsprozesses gesehen werden: Die diese Entwicklung begünstigende subjektive historische Erfahrung ist als abhängig von höherem Alter zu bezeichnen.**

## 8.2 Zusammenfassung

Im Konstrukt „Weisheit als Expertensystem“ (vgl. Baltes & Smith 1990, Baltes & Staudinger 1993, Staudinger & Baltes 1992) lassen sich offensichtlich sämtliche Beiträge der Wissenschaften zu möglichen Potentialen des Alters fassen und zu einer Art „Konglomerat Alterskompetenz“ von hoher Komplexität bündeln.

Die Voraussetzungen zur Weisheitsentwicklung sind bereits im vorwissenschaftlichen Raum als Allgemeinwissen fundiert in einer breiten Akzeptanz der Erkenntnis, dass Expertentum

sich nur aufgrund eines breiten und hohen Wissensstandes entwickeln kann – dies wird z.B. deutlich in der Tradierung des Bibelwortes „Weisheit gibt das Leben dem, der sie hat“ (Prediger 7, 12). Durch die Bildungsforschung bestätigt (vgl. Abschnitt 4.3), dient diese Erkenntnis sowohl der pädagogischen als auch der gerontologischen und entwicklungspsychologischen Argumentation des Lifespan-Konzeptes: Es können sich im Alter keine Fähigkeiten entwickeln, zu denen nicht grundlegende Strukturen und Qualitäten bereits vorhanden sind. Der Alternsprozess als (Weiter-) Entwicklungsprozess beginnt damit bereits in frühen Jahren – diese These gilt insbesondere für die Weisheitsentwicklung.

Ergänzend wird zudem auf ein Faktum hingewiesen, das sich im weiteren Verlauf der Untersuchung von Bedeutung erweisen soll: „Eine wesentlich hemmende Bedingung wäre, wenn Erfahrungen immer direkt selbst gemacht werden müssten und nicht auch stellvertretend erworben werden könnten“ (Baltes/ Smith 1990: 117). Lerntheoretisch ermöglichen und erleichtern Erziehung, strukturiertes Lernen und eine gute Mentorenbetreuung den frühzeitigen Erwerb von weisheitsbezogenem Wissen, das nach Kohlberg zwar nicht lehr-, aber unter Anleitung (selbst-) entwickelbar ist. Dies weist hin auf die an späterer Stelle thematisierte gesellschaftliche Aufgabe und Verantwortung der Älteren, ihren „Besitz“ zu teilen, ihre Kompetenz - wenn sie denn vorhanden ist - als Faktor frühzeitigen Weisheitserwerbs Wissenschaft und Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Die Beiträge der Soziologie und die der Philosophie und Theologie zur Entwicklung von Alterskompetenzen lassen sich als Korrelate oder Konsequenzen weisheitsbezogener Fähigkeiten in der Systematik des Gesamtkonstruktes Weisheit wiederfinden:

Als sog. organisierende Prozesse werden bei Staudinger/Baltes der Lebensrückblick oder die Lebensdeutung, die Lebensplanung und die Lebensgestaltung und –bewältigung genannt. Es wird „davon ausgegangen, daß diese Prozesse einerseits vermittelt über Lernprozesse Erlebnisse und Eindrücke ordnen, miteinander verbinden und bewerten, und daß sie andererseits mit Hilfe von Gedächtnisprozessen den Zugang zu dem weisheitsbezogenen Wissenssystem einer Person ermöglichen“ (Staudinger/Baltes 1996:66). Was hier als noch prozessual für die Weisheitsentwicklung verstanden wird, besitzt in der psychologischen Argumentation bereits den Status einer Kompetenz: Thematisierungs- und Beurteilungsfähigkeit, Diagnose- und Bilanzierungsfähigkeit und damit verbundene Widerstandskraft, Risikobereitschaft und Abschiedsfähigkeit resultierend aus der Endlichkeitseinsicht. Bleibt die Soziologie in ihrer Kompetenz-Argumentation also noch im pragmatischen Bereich der Lebensorganisation, finden sich die Beiträge der Philosophie und Theologie bereits in den letzten Konsequenzen des Weisheitskonzeptes Staudinger/Baltes wieder: Das Erstellen eines Sinnzusammenhangs, eine Neuinterpretation, Neudeutung von Werten, eine Offenheit und Bereitschaft für neue, existenzielle Fragen – das sind Altersfähigkeiten, die sich im Weisheitskonzept aus den Basiskriterien von Fakten und Strategiewissen in grundlegenden Fragen des Lebens als Meta-Kriterien ausweisen: Dazu gehört der Lifespan-Kontextualismus, als ein Wissen und Denken, das die vielfältigen, thematischen und lebenszeitlichen Bezüge einschließt, dazu gehört weiter der Wertrelativismus als Fähigkeit einer differenzierenden und relativierenden Haltung gegenüber individuellen und gesellschaftlichen Werten. Und es gehört dazu die Fähigkeit des Erkennens und der Bewältigung von Ungewissheit über die letzte Erklärbarkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Diese drei weisheitsbezogenen Meta-Kriterien nach Staudinger/Baltes zeigen eine hohe Entsprechung zu den Alterskompetenzen, die in der philosophisch-theologischen Argumentation deutlich werden. Sie weisen über eine zweckgerichtete Ebene hinaus und stellen eine letzte Sublimierung von operationalisierbaren Weisheitsqualitäten dar. Als „Weisheitsparadigma“ sind hierin Ansätze und Ergebnisse aller anderen, mit diesem Thema befassten, wissenschaftlichen Disziplinen integriert: „Weisheit als höchstes Wissen und höchste Urteilsfähigkeit in der fundamentalen Pragmatik des Lebens“ (Staudinger/ Baltes 1996: 59).

**Als Schlussfolgerungen ergeben sich hieraus folgende Forschungs-Desiderat-Bereiche:**

- **Die Qualitäten der einzelnen entwickelten Weisheitskompetenzen lassen nicht nur ein mögliches individuell zufriedenstellendes, erfolgreiches Altern vermuten, sondern bieten einen interindividuell und gesellschaftlich bedeutsamen Diskursbeitrag. Sie sind damit von hoher kultureller Relevanz.**
- **Kulturell relevante Weisheitskompetenzen werden bevorzugt im Alter entwickelt.**
- **Ältere und alte Menschen sind so Kompetenzträger zu wesentlichen, zukunftsfähigen Beiträgen an einem gesellschaftlichen Diskurs.**
- **Die kulturellen Kompetenzen älterer Menschen wurden gesellschaftlich bisher nicht wirksam.**
- **Die kulturellen Kompetenzen älterer Menschen können nur in der Wahrnehmung generativer Verantwortung (Kompetenzvermittlung) und im intergenerativen Diskurs (Kompetenzentwicklung) genutzt werden.**

**Diese spezifischen Kerngedanken werden im Folgenden untersucht.**

### **8.3 Empirische Annäherung**

Der Begriff Empirie wird in einer weit gefassten Bedeutung verwendet. Er umfasst unterschiedliche Formen der Erkenntnisgewinnung, so u.a. schriftliche Interviews und die Auswertungen schriftlicher Diskussionsbeiträge zur ersten Ergebnispräsentation. Der Zugang zum Untersuchungsfeld erfolgt also nicht nur über die Registrierung von Daten, die in einem engeren, überkommenen und problematischen Verständnis naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden als „objektiv messbar“ gelten, sondern „es wird ein sozialer Prozess induziert, in dem Daten (Informationen) unter bestimmten gesellschaftlich-historischen Bedingungen produziert werden“ (Windolf 1991:137).

#### **8.3.1 Sampling**

**Da in der vorliegenden Arbeit eine quantitative Datenauswertung nicht geplant und Repräsentativität nicht beansprucht wird, wurde auf eine Zufallsauswahl der Probanden verzichtet. Das theoretical sampling einer vermuteten entwickelten Alterskompetenz (entsprechend dem Begriff Weisheit) beschränkte eine Nominierung des Personenkreises nach den Kriterien Alter (ab dem 5. Lebensjahrzehnt, vgl. 1.2), Bildung (hoch bis überdurchschnittlich strukturiert, vgl. 3.3), kultureller bzw. kulturpolitischer Aktivität (vgl. 2.2) und aktivem, selektivem Medienverhalten (vgl. 3.3). Durch diese Auswahlkriterien entstand eine Gruppe von älteren Menschen, die durch ein hohes kulturelles Anspruchsniveau gekennzeichnet sind und denen eine Perspektive weiterer hoch differenzierter Entwicklungsmöglichkeiten prognostiziert werden kann.** Eine Abfrage der üblichen soziodemografischen Daten hätte sich möglicherweise erübrigt, erfolgte dennoch im Gespräch bei der ersten Kontaktaufnahme (vgl. Abschnitt 7.4.1.2): Wie der Bildungsgrad ist in dieser Gruppe auch die finanziellen Ausstattung, die Wohnqualität und der Grad sozialer Integration als überdurchschnittlich zu bezeichnen. Diese Gruppe entspricht in hohem Maße den von P.B. Baltes beschriebenen Personen, die „neben ihrem Alter über Erfahrungen verfügen, von denen wir annehmen, dass sie die Entwicklung und Bildung von weisheitsrelevanten Fähigkeiten und Wissensbeständen begünstigen“ (Baltes 1993: 181). Diese Eigenschaften waren notwendige Auswahlkriterien, da besonders mit der Frage nach kulturell relevanten Entwicklungspotentialen im fortschreitenden Alter ein hohes Maß an Reflexionsfähigkeit über die eigene und die gesellschaftliche Situation vorausgesetzt wird.

Gleichmaßen kritisch erfolgte die Auswahl der Probanden einer als wünschenswert erachteten Kontrollgruppe. Um der möglichen Gefahr einer ‚selffulfilling prophecy‘ zu entgehen – den tendenziell positiven Aussagen über Alterskompetenzen könnten sich Betroffene nur allzu bereitwillig anschließen –, wurde die Kontrolle über eine der Thematik entfernter definierter Gruppe ins Auge gefasst. Der naheliegende Gedanke, hierfür eine Gruppe kulturfernerer Älterer auszusuchen, die die Voraussetzung zur Entwicklung von Alterskompetenzen nicht vorweisen, wurde verworfen, da die zu erwartenden Ergebnisse offensichtlich und prognostizierbar und damit eher dem vorwissenschaftlichen Bereich zuzuordnen wären. Die Kontrollgruppe musste folglich von den Kompetenz-Entwicklungsmöglichkeiten her ähnlich strukturiert sein wie die Probanden, sich dennoch in einem Kriterium von der Untersuchungsgruppe unterscheiden, um eine kritische Funktion zu übernehmen. Dieses Kriterium war das Alter: **Es wurde eine Kontrollgruppe von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zusammengestellt, die die Voraussetzung zu Entwicklung von Alterspotentialen erfüllten, also von der Bildungs-, Sozial- und Lebensstilstruktur der Untersuchungsgruppe vergleichbar war. Diese so gleichermaßen privilegierte Kontrollgruppe, die „weisen Alten der Zukunft“, könnte aufgrund der generativen Distanz als Kontrollinstanz die kritische Reflexion der vorgegebenen Altersaussagen wahrnehmen.**

**Sowohl bei der Untersuchungsgruppe als auch bei der Kontrollgruppe wurde somit bewusst ein „bias“ zugunsten zweier hoch elaborierter Gruppen getroffen aus der Einsicht, dass in deren definierenden Qualitäten mögliche antezedente Bedingungen einer neuen Erkenntnisgewinnung liegen können: Die Deutungsmuster der Befragten und ihre Bedeutungszuschreibungen sind Grundlage einer neuen Konstruktbildung zur Alterskultur.**

Die Empfehlungen zur Auswahl des Personenkreises der Untersuchungsgruppe kamen über Journalisten einer regionalen Tageszeitung, über Dozenten der Volkshochschule und Vorsitzende von kulturvermittelnden Vereinen; Empfehlungen zur Kontrollgruppe von einer weiterführenden Schule, einer Jugendtheatergruppe und von einem Jugendkulturcafé; Erst- und weitere Kontakte erfolgten durch die Verfasserin.

### 8.3.2 Methode

Die Erhebung erfolgte über den wohl noch sehr ungewöhnlichen Weg einer E-Mail-Abfrage, und dies gleich aus mehreren Gründen. Zunächst wurde damit bereits ein Kriterium der Auswahl getroffen – der selbstverständliche Medienumgang und die souveräne Mediennutzung. Für die „rasant wachsende Nutzergruppe“ der „reiferen Mitmenschen“ und „Cyber-Omas“, die sich mit „Gelassenheit“ das „Internet erobert“ haben (Zitate aus: Frankfurter Rundschau, 29.7.2000: „Oma geht online“) bedeuten E-Mail-Kontakte bereits eine alltagsnahe Kommunikationssituation.

Zum Anderen vereint das qualitative Interview in elektronischer Form die Vorteile der üblicherweise mündlichen offenen Interviews (eigene Antwortformulierungen, Verwendung persönlicher Sprachstile, Anwendung individueller Deutungsmöglichkeiten, Setzen eigener Schwerpunkte, Einbringen selbstgewählter Standpunkte und Überzeugungen) mit denen eines schriftlichen Fragebogens: Es entfallen Stressbedingungen wie Formulieren unter Zeitdruck, Formulieren unter Aufzeichnungsdruck (schriftliches Protokoll, Audio- oder Videoaufzeichnung). Die in einem E-Mail-Interview dem Befragten zugemutete höhere Aktivität der Eigensteuerung der Beantwortung (Wahl der Reihenfolge, Entscheidung über Ausführlichkeit oder Kürze) jenseits von „Leitfadenbürokratie“ (Hopf 1978: 101) lässt ihn eher zum Gesprächspartner denn zum „Interviewten“ werden. Die Befürchtung, die Befragten stünden durch die Anforderung einer schriftlichen Formulierung unter höherem Druck, wird durch das „Sample“ widerlegt – es sind Personen, denen schriftliche Mitteilungen übliche Berufs- und Alltagsgewohnheiten sind. Sie wird auch widerlegt durch eine neue „Kultur“ der elektronischen Kom-



munikation: E-Mails werden üblicherweise in Alltagssprache, frei und „locker“ formuliert, sogar eine Nonchalance gegenüber Rechtschreib- und Zeichensetzungsnormen hat sich durchgesetzt, so dass Mails oft unüberprüft durch kontrollierendes Durchlesen versandt werden. Außerdem begünstigt das Medium „Maschine“ und der Akt des Maschineschreibens eine intensivere Formulierung, eine größere Formulierungsaktivität als das freie Sprechen. Die neue E-Mail-Kommunikationskultur hat eine Funktion zwischen sorgsam ausformuliertem Brief und freiem Sprechen übernommen: Nachdenklichkeit bindet sich in der Suche nach schriftlichen Formulierungen, ohne dem Zwang des „Endgültigen“, des „Aus-Formulierten“ ausgesetzt zu sein.

Die empirische Methode der „Protokolle lauten Nachdenkens über schwierige Lebensprobleme“ bei P.B. Baltes (1989: 49) wird hier zur Methode der Verschriftung leisen Nachdenkens über das eigene individuelle Potential.

Der elektronische Interviewbogen bezieht sich auf die in Abschnitt 8.2 aus der wissenschaftlichen Literatur erarbeiteten Kompetenzen des Alters und ihrer Pragmatik. Die Beantwortung der einzelnen Items sollen Hinweise geben auf die Frage: Inwieweit lassen die befragten Personen Basis- und Metakriterien des Weisheitskonzeptes erkennen und wie sind diese als wirksam oder unwirksam im alltagskulturellen gesellschaftlichen, familiären, persönlichen Leben erkennbar? Verwendet wurden als Impulse des leisen Nachdenkens Zitate aus dem psychologischen Forschungsbericht „Lebenserfahrung und Lebenssinn“ von U. Staudinger und F. Dittmann-Kohli (in: Baltes/ Mittelstraß (Hrsg.), Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung, 1992), aus der Expertise „Ressourcen älterer und alter Menschen“ von Schmitz-Scherzer, Backes, Friedrich, Karl und Kruse (1993), aus der Recherche „Mythos Alter“ von Betty Friedan (1995), aus der Studie „Philosophische Anthropologie und Ethik der späten Lebenszeit“ von Th. Rentsch (in: Baltes/ Mittelstraß a.a.O.) sowie aus der Marktstudie ‘Die Kölner „Alter-Native“ des „rheingold“-Institutes für qualitative Markt- und Medienanalyse (1999). Für die Entscheidung, Zitate aus den erwähnten Studien zu verwenden, war die Überlegung maßgebend, dass sie das am besten gesicherte Wissen über Alterskompetenz enthalten und zweierlei gleichsam wechselseitig leisten: Sie leiten meine eigene deskriptive Recherche an; sie werden durch meine eigene Erhebung einer Überprüfung unterzogen.

Die Zitate beziehen sich inhaltlich auf die in der sozialwissenschaftlichen Argumentation entwickelten Alterskompetenzen (vgl. Abschnitt 8.1.1), wie sie in schlichterer Form dem psychologischen Weisheitskonzept (vgl. Abschnitt 8.1.3) entsprechen: Wertrelativismus mit der Konsequenz differenzierenden und problematisierenden Urteilens, mehrdimensionales, zieloffenes Reflektieren, sowie mehrdeutende, mehrschichtige Betrachtungs- und Anschauungsweisen und eine sinnerkennende, integrierende Zusammenschau scheinbar unabhängiger Faktoren und Elemente gelebten Lebens. Ergänzt werden diese Aspekte durch den neuen, wertschätzenderen Umgangs mit Zeit, wie sie in der theologisch-philosophischen Argumentation besonders gewichtet wird (vgl. Abschnitt 8.1.2). Die Möglichkeit einer Entwicklung von Beraterkompetenzen im Alter im gesellschaftlichen und individuellen Bereich ist eine These, die aus der vorangegangenen Kompetenz-Argumentation abgeleitet wird und über das letzte Zitat von Staudacher und Dittmann-Kohli empirisch überprüft werden soll.

Da eine zwar richtige, aber häufig sehr „positive“ Formulierung der Zitate eine selbstwertdienliche Zustimmung durch die Probanden begünstigen könnte, wurden diese gekürzt, schwärmerischer Spitzen beraubt und (unwesentlich) ergänzt wiedergegeben, so dass sie als vorsichtige, eher vermutende Aussagen stehen blieben und so die Chance zur Reflexion förderten und das Risiko der „Suggestion“ verminderten (Originalzitate im Anhang).

Nach einer Aufforderung, die beruflichen und nebenberuflichen kulturellen Interessen und Aktivitäten sowie deren möglichen Wandel im Alternsprozess zu schildern, wurden die älteren Probanden abschließend um eine kurze Reflexion gebeten, ob die Lebensentwicklung dem einstigen, jugendlichen Entwurf entspräche. Eine entsprechende Frage zielte bei den jüngeren

Probanden auf eine Auseinandersetzung mit dem Gedanken, ob eine Verwirklichung möglicher eigener Lebenspläne von ihnen sicher erwartet wird. Die Ergebnisse sollen zur Klärung der Frage beitragen, ob und wie weit ein ständiger Individualisierungszwang und ein instabiler Lebenslauf als förderlich oder hinderlich für die Entwicklung von Alterskompetenzen angesehen werden kann. Während die vorletzte Frage auf Lebenszusammenhänge zielt, eher also soziologischer Natur ist, zeichnet sich die letzte Frage eher durch psychologische Charakteristik einer personalen Entwicklung aus. Da auch die Zitate sowohl dem psychologischen, als auch der soziologischen Forschung entnommen wurden, ergibt sich möglicherweise interpretationsfähig das Ergebnis in einem interdisziplinären Schnittbereich.

Das System der Reihenfolge und des Aufbaus des Interviews, das „Interview-Design“, ergab sich inhaltlich aus den fähigkeits- und fertigkeitenorientierten Aspekten der Potential-Thematik: Zielen die Zitate zunächst auf den individuell-biografischen Aspekt des Kompetenzbereiches und bedienen sie sich hierbei der psychologisch/ philosophisch/ theologischen Argumentation, so liegt in den abschließenden drei (zitungebundenen, freien) Fragen der Schwerpunkt auf dem Performanz-Aspekt, der Frage nach der Umsetzung, der Auswirkung der zunächst kognitiven und psychischen Alterspotentiale im „aktiven“, gesellschaftlichen, kulturellen Leben.

Fordern schwerpunktmäßig die ersten fünf Zitate zunächst bei den Probanden die Kompetenz zu einer kritisch-reflexiven Fähigkeit zur Auseinandersetzung mit der eigenen Situation und – retrospektiv und prospektiv – der eigenen Biografie, so fordert der performante Aspekt der letzten drei Fragen Aussagen ab über die Möglichkeiten der Realisierung von vorhandenen (kulturell „nur“ relevanten) Kompetenzen.

Damit wird die Perspektive der „Vergesellschaftung“ (Kohli et al. 1993) hier deutlich: Insbesondere die Fähigkeit zur Konstruktion biografischer Identität und Kontinuität und die Fähigkeit zur sozialen Interaktion stehen im Hintergrund der Fragen. Einem gemeinsamen Schnittbereich zwischen Kompetenz und Performanz sind allerdings die letzten drei Zitate (Staudacher & Dittmann-Kohli, Fried) zuzuordnen, neben kulturell relevanten Kompetenzen beinhalten sie bereits die performanten Potentiale zur zeitlichen Strukturierung, zur gesellschaftlichen Veränderung und zur sozialen Selbstverortung in der Gesellschaft.

### **8.3.3 Auswertungsprobleme**

Die Daten der vorliegenden Untersuchung bestehen aus (sehr unterschiedlichen) Interpretationen seitens der Probanden. Diese Interpretationen bedürfen ihrerseits der wissenschaftlichen Interpretation nach hermeneutischem Verfahren.

Festgelegte Kodierungsregeln sind dazu nicht vorhanden, „eine verlässliche Kunstlehre liegt noch nicht vor“ (Baacke 1991: 27). Tatsächlich kann ein tentatives hermeneutisches Erschließen von Sinngehalten nur eine Annäherung über einen differenzierten Umgang mit Sprache, nachspürende Empathie im Themenzugang und reflexiven Umgang mit nicht standardisierten und nicht bestimmbar Interferenzen bedeuten. Pädagogische und kulturpädagogische Erfahrungen waren hierbei nützlich, die durch das Sample vorgegebenen Ähnlichkeiten in Sprach- und Kommunikationsstrukturen waren wesentlich.

Um Unsicherheiten zu klären, Standpunkte zu überprüfen, Schlüsse zu ermöglichen und weitere Stellungnahmen einzubeziehen, wurden die ersten Ergebnisse der Befragung (vgl. Abschnitt 8.4.) in einer E-Mail-Präsentation den Beteiligten vorgestellt und zur Diskussion gestellt (Februar 2001).

### **8.3.4 Zusammenfassung der Voraussetzungen für die Planung und Durchführung der empirischen Untersuchung**

- 1. Den Ausgangspunkt bilden aktuelle Befunde der Altersforschung, und zwar solche, die das psychologische Alterspotential - unter optimalen Entwicklungsbedingungen - zum Gegenstand und Inhalt haben.**
- 2. Die erwähnten, pointierten Ergebnisse sollen einer empirischen Überprüfung unterzogen werden, und zwar an einer nicht repräsentativen, sondern gezielt ausgewählten Stichprobe und einer ebensolchen Kontrollgruppe. Auswahlgesichtspunkt war die Vermutung günstiger Entwicklungsbedingungen des Alterns im Sinne optimaler Potentialentwicklung.**
- 3. Es wird davon ausgegangen, dass die Probanden als relevante und authentische Instanzen der eigenen „Selbst-Beurteilung“ ihrer gegenwärtigen oder künftigen Situation in der Lage sind, die Aussagen einer kritischen und selbstreflexiven Beurteilung zu unterziehen.**
- 4. Um der Gefahr einer Beeinflussung durch allzu negative oder positive Aussagen über Alterspotentiale zu entgehen, wurde auf rein wissenschaftliche Zitate zurückgegriffen (so wurde nach einem Pretest im zweiten Anlauf auf eine Zitatauswahl aus dem populärwissenschaftlichen Werk von Betty Friedan „Mythos Alter“ verzichtet).**
- 5. Nach dem bisher Gesagten sind Missverständnisse über den Geltungsanspruch dieser Studie nicht möglich. Die Ergebnisse meiner Studie sind nicht repräsentativ. Da es sich bei meiner Arbeit aber nicht um eine Studie der Altersforschung, sondern um die Untersuchung von Alters- und Alterspotentialen hinsichtlich ihrer kulturellen Relevanz handelt, erscheint mir auch das nicht-repräsentative Ergebnis meiner Befragung wichtig. Denn es ist geeignet, zumindest einen begrenzten Beitrag zur Klärung internaler Voraussetzungen der Entwicklung kultureller Kompetenzen zu leisten. Es gilt der generelle Vorbehalt, dass Aussagen in Befragungen ebenso wenig wie Beobachtungen als eine „unerschütterliche Basis empirisch wahrer Sätze angesehen werden können“ (Opp 1976: 385).**
- 6. Mit der empirischen Untersuchung sollen die Grundlagen zur Beantwortung der Frage gelegt werden, ob und wie weit sich entwickelnde Alternskompetenzen als Potentiale von kultureller Relevanz erweisen können.**

### **8.4 Ergebnisse und Auswertung**

Die vorliegende Untersuchung, so sei noch einmal erinnert, baut auf dem Weisheitskonzept der gerontologischen Forschung als einer interdisziplinären Wissenschaft auf. Die wissenschaftlichen Zitate, die Impulse zur Reflexion der Befragten darstellen, sind also bereits „Interaktionsprodukt“ verschiedener interpretativer Forschungsverfahren gerontologischer Untersuchungen. Sie sollen die Grundlage darstellen zu einem innovationserzeugenden Erkenntniszugewinn. Der erste subjektiv-interpretative Akt liegt somit bei den hier Befragten selbst: Sie stellen die primäre Interpretengruppe dar, die zu den gegebenen Zitaten Stellung bezieht. Die darauf folgende hermeneutische Aufgabe ist die Diskussion der einzelnen Qualitäten des Interpretationsprozesses, um daraus neue „Produkte“ zu etablieren (vgl. Terhart 1981).

Grundlage der Analyse der Argumentationsqualitäten sind 33 Interview-Bögen voller vorsichtiger, nachdenklicher, selbstzweiflerischer, infrage-stellender Aussagen: Nur zwei Personen (eine der Untersuchungsgruppe, eine der Kontrollgruppe) kommentierten die gegebenen Zitate mit einem eindeutigen und vorbehaltlosem „Ja!“. Die Aussagen lassen eine Standardisierung oder Skalierung nur in aller Vorsicht zu: Es käme sonst einer Vergewaltigung sensibel differenzierender Aussagen zu Übergeneralisierungen von plumper und unwahrer Eindeutigkeit nahe.

Tatsächlich kann als Ergebnis einer solchen „Befragung“ zwar nicht ein definitives Wissen über Personen oder Sachverhalte stehen, dennoch sollen Erkenntnisse gewonnen werden, ob und wie mögliche, in den Aussagen sich offenbarende kognitive Potentiale gesamtgesellschaftlich kulturell bedeutsam werden können. **Fragen nach der Objektivität und Verallgemeinerbarkeit sind also keineswegs irrelevant, sondern begleiten die Interpretationen in den folgenden Kapitel: Durchaus lassen sich quantitativ und qualitativ Schwerpunkte setzen und Tendenzen in der Umsetzung und Verwirklichung von Alternspotentialen beschreiben. Orientiert sich der Zugang zu den Aussagen im Interview also zunächst über ein „narratives Vernunftverständnis“, so soll eine Systematisierung und darauf aufbauende Konzeptionalisierung auf hermeneutisch objektivierender Basis erfolgen und in einem dialogischen Prozess der Validierung immer wieder durch die einzelnen Aussagen der Probanden belegt oder korrigiert werden.**

#### 8.4.1 Reaktionen und Resonanzen

Die E-Mail-Interview-Bögen bestanden neben einem einleitenden, persönlichen Hinweis auf die Empfehlung zur Nominierung und eine Erinnerung an den persönlichen oder telefonischen Erstkontakt in einem standardisierten Anschreiben, das Erklärungen und Begründungen zur Untersuchung und im Folgenden die zu kommentierenden Zitate enthielt. Im ersten Kontaktgespräch wurden die wichtigsten soziodemografischen Daten - Alter, Beruf und eine freiwillige grobe finanzielle Situationsangabe – abgefragt und die Email-Adresse erbeten.

Der hundertprozentige Rücklauf der Interview-Bögen mag zunächst erstaunen – die zeitliche Beanspruchung war groß, die Bearbeitungszeit betrug selbst bei den „Kurzantwortern“ nach deren Aussagen über eine Stunde. Aber auch der inhaltliche Anspruch wurde allgemein als „hoch“ bezeichnet, besonders von den jüngeren Personen aus der Kontrollgruppe: Die Zitate seien „schwer zu verstehen“, man hätte sie „langsam lesen“ müssen, es sei „relativ starke Reflexion zur sinnvollen Beantwortung notwendig“ gewesen. Eine junge Frau gar bedankte sich: „ganz herzlich, meine Gehirnzellen mal wieder angestrengt benutzt haben zu dürfen“. Auch die Älteren gaben - meist als entschuldigende Zwischennachricht mit der Bitte um Zeitaufschub - einen hohen sprachlichen Anspruch als Grund einer längeren Bearbeitungszeit an.

Alle jedoch, die sich spontan oder nach einiger Zeit telefonisch oder elektronisch meldeten, bestätigten ihr Interesse und ihren Willen zur Mitarbeit. Keiner der Probanden lehnte eine Bearbeitung ab, obwohl dies bei dem ersten mündlichen Kontaktgespräch durch die Verfasserin ausdrücklich angeboten wurde. Zwölf Personen der Untersuchungsgruppe gaben vorab kurz nach Erhalt unaufgefordert eine positive Rückmeldung, ebenso vier Personen der Kontrollgruppe.

Das Interesse am Thema war sowohl in der Untersuchungsgruppe als auch, was überraschte, in der Kontrollgruppe außerordentlich hoch. Als „hochinteressant“ wurde die Untersuchung bezeichnet, und die persönliche Einstellung häufig beschrieben mit den Worten „hat mich schon immer/ oft/ ständig beschäftigt“ oder „fasziniert“. Es sind „Aspekte, über die ich mir tatsächlich schon oft Gedanken gemacht habe“, schreibt ein 29-Jähriger. Das engagierte Interesse am Sujet kam auch in vielen kontakt- und dialogsuchenden Mitteilungen zum Ausdruck: Zwei Personen baten eindringlich um ein mündliches Interview und bequerten sich erst nach konsequenter Ablehnung zur schriftlichen Form. „Gerne für Rückfragen zur Verfügung zu stehen“, erklärten gleich mehrere Befragte bei der Rücksendung, die Bitte um ein späteres ausführliches Gespräch wurde viermal ausgesprochen, der Vorschlag, sich „bald weiter auszutauschen“, kam von einem 28-Jährigen, die Bitte um eine Kopie der fertigen Untersuchung insgesamt neunmal. Das Thema betreffende Literaturhinweise wurden von vier Personen gegeben, ein Hinweis auf einen aktuellen Artikel in einer Wochenzeitung erfolgte durch einen jungen Befragten am Erscheinungstag per Mail.

Noch 1970 schrieb Simone de Beauvoir in ihrem damals gesellschaftspolitisch aufregenden, ja schockierenden Werk „Das Alter“: „Für die Gesellschaft ist das Alter eine Art Geheimnis, dessen man sich schämt und über das zu sprechen sich nicht schickt“ (S.5). In dieser Hinsicht hat sich in den letzten dreißig Jahren aus vielerlei Gründen (vgl. Abschnitt 5, 6 und 7) offensichtlich ein grundlegender Wandel vollzogen: Die Ergebnisse in der Untersuchungsgruppe der Älteren, vor allem aber die der Kontrollgruppe der Jüngeren beweisen deutlich: Das Alter, sowohl in seiner individuell-biografischen als auch in seiner soziologischen Qualität, übt einen geradezu faszinierenden Anreiz zur Auseinandersetzung aus: „Optimistisch“ sieht eine 23-Jährige dem Zustand des Alters entgegen, betrachtet die Auseinandersetzung mit ihm als „eine Lebensaufgabe“.

**Tatsächlich scheinen existenzielle Lebensfragen und Fragen der eigenen Identität eng verknüpft mit der Reflexion über die Implikationen und Konsequenzen des Alterns und besonders des Umgangs mit dem Alter:** Bei der Kontrollgruppe der Jüngeren wird ausschließlich in „Ich-Form“ geschrieben, in der Untersuchungsgruppe sind es nur 2 von 19, die das distanzierte „man“ durchgehend als grammatikalisches, sachlich objektivierendes Subjekt benutzen, alle anderen schreiben in der ersten Person.

#### 8.4.1.1 Zur Methodenkritik

Die schriftliche Interview-Methode über E-Mail wurde nach gelegentlich zunächst erstaunten Fragen einiger Teilnehmer nach der Repräsentativität (vgl. 8.3.2) einer solchen Umfrage sehr freundlich und zum Teil erleichtert angenommen: Manchem, dem die Items an die Grenze des Persönlichen zu gehen schienen, und der sich **bei einer Direktbefragung dieser „Intimität“ vermutlich entzogen hätte** („Ob ich das verraten hätte?“ – so ein 64-jähriger Teilnehmer), **äußerte sich freimütig durch den Distanz-Puffer des elektronischen Mediums**. Gelobt wurde darüber hinaus vor allem die **Möglichkeit der Selbstbestimmung in Reihenfolge, Zeitpunkt und Intensität der Beantwortung** (bezeichnende Zwischennachrichten: „Bin dran, warten Sie aber bitte bis zum nächsten Wochenende.“ „Ist noch nicht fertig, mache demnächst weiter.“ „Verspreche Ihnen, es kommt nach Weihnachten!“).

Die zunächst befürchteten Schwierigkeiten im Umgang mit dem Medium haben sich also erübrigt: Als beinahe souverän und professionell kann die Beantwortung per E-Mail durch die Älteren bezeichnet werden. Viele verzichteten auf den sicheren Rückweg über die einfache Rückantwort, speicherten lieber den Zitatenkatalog ab und schickten ihn in Form gesetzt als Anlage zurück. Manche übernahmen Teile (Aspekte der Beurteilung) aus dem Anschreiben, kopierten sie in den Text hinein, um Stellung dazu zu nehmen. Einer speicherte die jeweils (durcheinander) beantworteten Zitate und sandte so einen völlig veränderten Katalog zurück. Viele verschoben die Reihenfolge der Zitate nach ihren eigenen Schwerpunktsetzungen, oder sprangen innerhalb der Zitate ergänzend, rückbeziehend hin und her („Habe ich bei eins nachgetragen“, „Ergänze ich dann bei ‚Erfahrung‘.“). Nur zwei Personen (eine der Untersuchungs- eine der Kontrollgruppe) behandelten den Zitatenkatalog orthodox als üblichen Fragebogen und beantworteten ihn überwiegend schlicht mit ‚ja‘ oder ‚nein‘.

Der in der Literatur und den Medien in regelmäßigen Abständen immer wieder auftauchenden Befürchtung, dass die telemediale Kommunikation (wozu z.B. auch Telefon und Handy gehören) nur ein schlechter Ersatz für die „richtige“ Kommunikation sei (wie etwa das E-Mail-Interview auch Ersatz für das „richtige“ Interview wäre), kann – abgesehen von der Fraglichkeit einer gültigen Definition des Begriffes „richtig“ – entgegnet werden, dass es sich nicht um die Alternative „echte“ Kommunikation oder Kommunikationsersatz handelt, sondern es können E-Mail-Kontakte und -korrespondenzen vielmehr und viel weiter definiert werden als eine „parasoziale Interaktion, also ein Handeln, das ... soziale und kommunikative Qualitäten enthält“ (Bausinger 98: 35). Diese sozialen und kommunikativen Qualitäten sind deshalb als durchaus hoch zu bezeichnen, weil durch die Besonderheiten des elektronischen Briefes (Ver-

fügbare über Zeit, Art und Ausmaß der Reaktion) der Eigenwilligkeit und der Selbstbestimmung des Kommunikationspartners besonderer Respekt gezollt wird.

Was die 13. Shell Jugendstudie unter der Überschrift „Gesellschaft der Zwischentöne“ für die Gruppe der Jugendlichen feststellt, gilt zunehmend auch für Ältere: Mediale Kommunikation bedeutet „keineswegs zugleich eine ‚soziale Verarmung‘. Im Gegenteil: Gerade Technik und neue Medien (Nutzung von Handy und Internet) sind zumeist Bestandteil eines besonders reichhaltigen und engagierten Soziallebens und Grundlage für aktive Freizeitgestaltung“ (Dt. Shell 2000: 5).

#### **8.4.1.2 Zum Untersuchungskollektiv**

Sowohl die von einer regionalen Tageszeitung und von kulturvermittelnden Vereinen nominierten 19 Personen der Untersuchungsgruppe als auch die von einer weiterführenden Schule, einer Jugendtheatergruppe und einem Jugendcafé nominierten 14 Personen der Kontrollgruppe zeichnen sich in der demografischen Beschreibung durch ähnliche Merkmale aus: Alle sind im öffentlichen Leben durch kulturelles, soziales oder politisches Engagement bekannt, gelten als aktiv, wohlsituiert und gebildet.

Tatsächlich können alle Personen einen Schulabschluss der Hochschulreife nachweisen. Entsprechend entstammen oder entstammten die Personen der Untersuchungsgruppe Berufsgruppen höherer oder höchster Qualifikation und hohen sozialen Ansehens, sind oder waren in führenden Positionen tätig oder selbständig, meistens für mehrere Mitarbeiter verantwortlich und mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Jeweils ein Kunsthistoriker, Kulturdezernent, Personalrat, Mediziner, Sonderschullehrer, Chefredakteur, Unternehmensberater, Kulturjournalist, Consulting-Manager, Künstler, Unternehmer, Diplom-Ingenieur, ein/e Studienrat/rätin, eine Geschäftsführerin, eine Dozentin der Pädagogik, eine der freien Kunst, eine freie Schriftstellerin, eine Malerin.

In der jüngeren Kontrollgruppe befanden sich: sieben Studenten/innen (Medien- und Sozialwissenschaften, internationale Betriebswirtschaftslehre, Publizistik, Theologie, Pädagogik, Sport, Kunst), zwei Diplom-Ingenieure, ein Physiker, vier akademische Künstler (Maler, Fotograf, Grafiker).

Das Altersspektrum streute in der Untersuchungsgruppe von 42 bis 77 Jahren ( $M=60.8$  Jahre), in der Kontrollgruppe von 21 bis 36 Jahren ( $M=22.5$  Jahre). Durch den elektronischen Weg wurde ein regional breiteres Spektrum möglich: 21 der befragten Personen wohnen zur Zeit in Kleinstädten (Horb, Herrenberg, Rottenburg, Freudenstadt), 12 Personen studien- oder weiterbildungsbedingt in Groß- und/oder Universitätsstädten (Mannheim, Stuttgart, Ulm, Tübingen, Köln, Hamburg).

Die (freiwilligen) Angaben zur finanziellen Situation bestätigen die Ergebnisse einschlägiger Untersuchungen der letzten Jahre: Finanzielle Sorgen sind weniger für Ältere denn für Jüngere ein Thema. Die Gesamtheit der Befragten der Untersuchungsgruppe bezeichnete sich als wohlhabend, selbst die emeritierten, pensionierten, berenteten Älteren zeigten sich von der finanziellen Situation her besser gestellt als die Teilnehmer der jungen Kontrollgruppe, die sich aus Studenten, aber auch aus jungen Erwerbstätigen zusammensetzte.

Ist eine solche Untersuchungsgruppe zwar gegenwärtig noch als hoch elitär zu bezeichnen (zur Argumentation vgl. 8.3.1), so zeichnet sich mit ihr doch bereits soziologisch eine Tendenz zukünftiger Entwicklung der gesellschaftlichen Gruppe der „Alten“ ab: „Jede jüngere Kohorte“, konstatiert und prognostiziert der Alters-Survey für die Zukunft, „weist beim Übergang in den Ruhestand ein höheres Ausbildungsniveau, eine bessere Gesundheit, und ... eine bessere materielle Absicherung auf, verfügt also über mehr Ressourcen für eine eigenständige Lebensführung“ (Kohli/ Künemund 2000: 337). Vor allem, was die zunehmend höhere Bildungsstruktur der jetzigen und zukünftigen Alten angeht, scheint dies eine – im Gegensatz zur möglicherweise fraglichen finanziellen Prosperität - unumkehrbare Tatsache zu sein.

Nicht zuletzt (aber auch nicht allein) als Folge der Bildungsexpansion der fünfziger Jahre hat die kontinuierlich zunehmende Höherqualifizierung der Bevölkerung inzwischen „eine Eigendynamik entwickelt“, die sich als „Umschichtung von unten nach oben interpretieren lässt: Untere Bildungsschichten schrumpfen, mittlere und höhere Bildungsschichten dehnen sich aus“ (Geißler 2000: 38).

**Was sich also mit dem vorliegenden Untersuchungskollektiv vorerst noch als anscheinend gesellschaftliche Elektion darstellt, wird sich mit höchster Wahrscheinlichkeit in den kommenden Jahren immer mehr zu einer soziologisch „normalen“, einer nicht mehr ungewöhnlichen Population entwickeln.**

#### **8.4.2 Qualitative Analyse**

War das Ereignis in altersthematischer Hinsicht ein Trendsetter oder beschrieb es bereits einen neuen Zeitgeist? Als Lars Büchelers Film „Jetzt oder nie“ Ende des Jahres 2000 in den deutschen Kinos anlief und innerhalb kürzester Zeit die Film-Charts anführte, galt dies als ein Signal für das Ende, mindestens aber für eine Brüchigkeit der Jugendorientierung der Filmindustrie: „Mit der Seniorenkomödie ‚Jetzt oder nie‘ verabschiedet sich auch das Kino vom Jugendwahn“, schreibt Silke Burmester in einer Filmbesprechung (Die Woche, 15.12.2000, S.51). „Zwischen schwarzem Humor und Melodram“ weisen die „liebenswert kantigen Charaktere“ der drei Hauptdarstellerinnen (86, 84, 80 Jahre) mit geballter Arbeitserfahrung etwas vor, worauf die Jungen „noch lange warten: das Charisma des Alters“. Dieser Begriff „Charisma des Alters“ erscheint nicht völlig ungeeignet, das Konzept der Altersweisheit zu ergänzen bzw. zu bereichern. Es findet im Umgang der Befragten mit den Themen, zu denen sie um Stellungnahme gebeten wurden, durchaus eine Bestätigung, auf die zurückzukommen sein wird. Es könnte aber auch hinweisen auf die dem Alter offensichtlich in besonderem Maße eigenen und doch nicht recht fassbaren und unbestimmten Fähigkeiten. Die auf das Weisheitskonzept abzielenden Zitate, die dem schriftlichen Interview zugrunde gelegt wurden, forderten eben diesen „offenen“, ambivalenten, diffusen, widersprüchlichen Reiz des Infragestellens, der ebenso zögernden wie eindeutigen Akzeptanz, des leisen Zweifels und der heftigen Negation heraus, führten zu gleichermaßen verschlüsselten wie aber auch eindeutigen Thesen, Prognosen und Visionen.

Gleichgültig gelassen haben sie keinen Befragten.

##### **8.4.2.1 Tendenzen und Differenzierungen**

Introvertiert und kontemplativ, skeptisch, beunruhigt, politisch, depressiv, zynisch oder optimistisch – die Reihe ließe sich noch beliebig fortsetzen: Beschreibungen für Wesensarten und Überzeugungen, die in der Betrachtungs- und Reaktionsweise auf die wissenschaftlichen Zitate zum Ausdruck kamen. Obwohl sich das Untersuchungskollektiv sowohl der Älteren als auch das der jüngeren Kontrollgruppe von der soziodemografischen Beschreibung her hinlänglich als homogen bezeichnen ließe, nämlich als eine Gruppe von privilegierten, autonomen, modernen Bildungsbürgern, ist jeder Antwortbogen nur individuell auswertbar und nur in einzelnen Aspekten vergleichbar. Eine 24-jährige Studentin formulierte in Beziehung auf das intellektuelle Sample richtig: „Auch innerhalb dieser Grundmenge gibt es verschiedene Kategorien“ (Pb 9j). Ergänzend könnte man hinzufügen: Nicht nur „auch“, sondern „besonders“ in dieser Grundmenge werden die Individualisierungsprozesse als Folge der Modernisierung deutlich, denn hier bestehen aufgrund erhöhter gesellschaftlicher, ökonomischer und persönlicher Stärken des Einzelnen auch erhöhte Chancen zur Enttraditionalisierung und Pluralisierung der Geisteshaltungen. Tendenzen in Form eindeutiger, möglicherweise prinzipieller übereinstimmender Überzeugungen oder Denkrichtungen wären überraschend, weil nicht zu erwarten gewesen, sie hätten der These der Modernität unserer Gesellschaft widerspro-

chen: „Je ‚moderner‘ eine Gesellschaft verfasst ist, umso eher sind, strukturell gesehen, mehr oder weniger ‚alle‘ Bürger dieser Gesellschaft ‚emanzipiert‘, d.h. frei gesetzt aus verbindlichen Denk-, Deutungs- und Verhaltensnormen“ (Hitzler 1998: 175).

Nicht richtig jedoch wäre es, etwa nach der These des „anything goes“ von Paul Feyerabend ein indifferentes, orientierungsloses, regelfreies Durch- und Nebeneinander beliebiger Überzeugungen, Haltungen und Handlungen zu vermuten.

**Sowohl querschnittlich als Stellungnahmen zu den in den Zitaten angesprochenen Problemen als auch längsschnittlich im Zusammenhang der individuellen Biografie mit den geäußerten Einstellungen und Überzeugungen verdeutlichen sich Haltungen, die auf einen gemeinsamen, in der Folge möglicherweise identitätsstiftenden Boden von kulturellen Alterskompetenzen verweisen könnten.**

Dazu werden die querschnittlichen Ergebnisse unter den thematisch aufgelisteten Einzelaspekten im weiteren aufgeführt (8.4.2.3).

Die biografisch längsschnittlich auffallenden Ergebnisse lassen sich zusammenfassen als eine enge Abhängigkeit von Einstellungen, Überzeugungen, kulturellem Verständnis und Zukunftsentwürfen mit der Biografisierung des Einzelnen. Dazu wird eine Tabelle mit den wesentlichen Tendenzen der Argumentationen erstellt und die Ergebnisse der Längsschnittaspekte im Abschnitt 8.4.2.3 dargestellt.

#### **8.4.2.2 Variablen der Biografisierung und der kulturelevanten Potentiale**

Zwei wesentliche Persönlichkeitsstrukturen lassen sich aus den Reaktionen auf die vorgegebenen Zitate unterscheiden: Es gibt einen geringeren Anteil von 10 Personen, deren inhaltliche Aussagen sich (größtenteils oder alle) durch große Klarheit, Eindeutigkeit, Überzeugtheit und Pragmatismus auszeichnen. In dieser Gruppe befinden sich mehr ältere als jüngere Personen (7 Ältere gegenüber 3 Jüngeren, das sind 36,8 Prozent aller Älteren gegenüber 21,4 Prozent aller Jüngeren). Den größeren Anteil mit 23 Personen bildet die zweite Gruppe, deren inhaltliche Aussagen größtenteils (oder alle) von zweifelnden, vorsichtigen Abwägungen, Ambivalenzen und Unsicherheiten, aber auch durch Sarkasmus und Zynismus gekennzeichnet sind. In dieser Gruppe ist der Anteil der Jüngeren *verhältnismäßig* etwas höher (11 Jüngere gegenüber 12 Älteren, das sind 78,6 Prozent aller Jüngeren gegenüber 63,2 Prozent aller Älteren). Bereits sprachlich sind diese beiden Gruppen voneinander deutlich zu unterscheiden:

Die Kommentare der ersten Gruppe (Pb 1a, 3a, 4a, 6a, 8a, 10a, 11a, 6j, 2j, 11j) stehen in klaren Aussagesätzen, häufig mit nachdrücklichem Ausrufezeichen versehen, sind häufig kurz und bündig durch Worte der Zustimmung oder Ablehnung („ja“, „nein“, „nicht“, „doch“), oder durch Begriffe der Entschiedenheit („sicher“, „unbedingt“, „deutlich“, „natürlich“, „wirklich“, „absolut“) gekennzeichnet. Gelegentlich erfolgen entschiedene Belehrungen („...ist für mich eine Leerformel“, „Sie werden Verständnis dafür haben, dass dieser Satz...“, „Also bitte! Fragen Sie doch mal einen Rentner...“ [Pb 8a, 11a]) oder scheinbar endgültige Beweisführungen („Wenn nicht... dann...“, „... sonst hätte ... versagt“ [Pb 11a]). Definitive Aussagen wie „Macht für mich keinen/ wenig Sinn“ werden dreimal (Pb 4a, 6a, 11a) getroffen, „halte es für überflüssig“ ebenfalls (Pb 4a, 8a, 11a). Begriffe, die scheinbar apodiktisch Gültigkeit ausdrücken („einfach“, „problemlos“, „perfekt“) tauchen mehrfach auf.

Sprachlich ganz anders drückt sich die zweite Gruppe aus: Hier dominieren Sätze in der Möglichkeitsform („könnte“, „sollte“, „wäre“), Adjektive vorsichtigen Vermutens („denkbar“, „vorstellbar“, „anzunehmen“). Einschränkende Konjunktionen („vielleicht“, „...möglicherweise“, „vorausgesetzt“, „unter Umständen“, „nicht unbedingt“, „wenn“, „einerseits ... andererseits...“) und Vermutungen ausdrückende Füllwörter („eher“, „wohl“, „schon“) ziehen sich durchgehend durch diese Interviewbögen. Unzählige Male erscheint das Hilfsverb „kann“ (häufig betont, hervorgehoben durch gesperrte Schreibweise), Nomen werden durch vorsichtige Einschränkungen der Allgemeingültigkeit beraubt („eine Art Resignation“, „sogenannte



Wirklichkeit“, „relative Souveränität“). Häufig wird gleich in Gegenfragen (Pb 1j, 3j, 4j, 14j, 5a, 7a, 12a, 16a) oder Selbstfragen wie „frage mich“ oder „stelle mir selbst die Frage“ (3j, 5j, 7j, 2a, 9a, 17a) geantwortet. In fast allen Bögen dieser zweiten Gruppe werden Begriffe relativierend in Anführungszeichen gesetzt („Kulturbezug“, „Lebenserfahrung“, „Werte“, „Gespür“, „Mode“, „negativ“, „kreativ“, „Rat“ – die Reihe ließe sich fortsetzen) – ein Satzzeichen, das so, als relativierendes Zeichen in der ersten Gruppe nicht vorkommt. Immer wieder wird auch auf die Subjektivität der eigenen Aussage hingewiesen (Pb 13a: „Von meiner Person ausgehend ...“, Pb 12a: „Für mich selber ...“, Pb 14a, 2a: „... habe ich ganz persönlich ...“, Pb 13j: „m.E.“, Pb 5a: „...mir mein subjektives Urteil ganz ungeniert erlaube ...“, Pb 15a: „In meiner ganzen Subjektivität ...“, Pb 16a: „bei mir!“, Pb 17a: „Ich für mich ...“).

**Die sprachliche Entschiedenheit in der ersten Gruppe transportiert und verdeutlicht in gleicher Weise wie die sprachlichen Relativierungen, Einschränkungen, Differenzierungen in der zweiten Gruppe nicht nur inhaltlich unterschiedliche Deutungen, sondern vermittelt bereits auf der Ebene der sprachlichen Formulierung einen Zusammenhang mit unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen. Er lässt sich über die vier persönlichkeitsbezogenen Schilderungen im zweiten Teil des Interviews verfolgen:**

**Während die erste Gruppe auch biografisch schwerpunktmäßig logische, klare Strukturen aufweist, zielstrebig einen eigen- oder außengesetzten Plan verfolgt oder verfolgt hat, sind die Biografien der zweiten Gruppe von Offenheit, Variabilität, Widersprüchen, Umbrüchen und Krisen gekennzeichnet.**

Die Frage nach einer erwarteten oder erfolgten Erfüllung des Lebensplanes wird in der ersten Gruppe zweimal mit einem definitiven „Ja“ beantwortet (Pb 1a, 6a), eine frühere Planfestlegung bestätigt (Pb 8a: „Meine berufliche Entscheidung und Orientierung wurde schon in der Schulzeit getroffen“). Geradezu übererfüllt erscheint der Lebensplan zweier Personen (Pb 3a: „Entwurf weit übertroffen“, Pb 10a: „Ausmaß nicht träumen lassen“). Zwar von Schwierigkeiten, jedoch erfolgreicher Erfüllung sprechen zwei Probanden (Pb 11a: „Es war ein langer und mühevoller Weg“, Pb 6a: „Nach Beseitigung immer wieder neuer Hindernisse“), vom „Kampf“ um die Erfüllung spricht eine Person (Pb 4a). Auch ein Dreißigjähriger der Kontrollgruppe ist sich der künftigen Planerfüllung sicher (Pb 11j) und bei einer Dreiundzwanzigjährigen sind „die Eckpfeiler gesetzt“ (Pb 6j).

In der zweiten Gruppe reagierten die Älteren zum Teil amüsiert auf die Frage, ob sich der einstige Lebensplan rückblickend erfüllt habe: „Da kann doch wohl keiner mit ‚ja‘ antworten“, so eine 62-Jährige (Pb 5a), „natürlich nicht!“ ein 60-Jähriger (Pb 19a). Der Großteil (Pb 2a, 5a, 7a, 9a, 13a, 14a, 16a, 17a) gab an, gar keinen Plan gehabt zu haben („Eigenartigerweise“, wundert sich ein 51-Jähriger (Pb 2a) selbst, „zum Glück“ (Pb 15a) und „zum Glück nicht!“ (Pb 18a) freuen sich zwei Ältere) oder versteht den Lebensplan als ein Dauerprojekt (z.B. Pb 12a). Die Bitte um eine Reflexion des Lebensplanes ließ die höchsten Rückschlüsse auf die Biografisierung dieser Gruppe der Älteren zu: Von der „Undurchschaubarkeit des Lebens“ und „Lebenschaos“ (Pb 7a) ist die Rede, von „radikalem Wandel“ (Pb 12a), von „gewaltigen gesellschaftlichen Veränderungen“, „gewaltigen Umbrüchen“, „Widersprüchen“ (Pb 9a), „Tod“ (Pb 8a), „Krisen“ (Pb 16a), „Rückzug“ (Pb 17a) und von „völlig aus der verheißungsvollen Laufbahn geraten“ (Pb 5a).

Auch bei den Jüngeren der zweiten Gruppe zeichnet sich eine negative Einstellung gegenüber Lebensplan, gar gegenüber Erfüllungshoffnung ab: Es wird eine Nicht-Erfüllung (Pb 5j, 2j), es werden mehrmalige Änderungen (Pb 7j) bereits vermutet, es werden Planfixierungen ganz abgelehnt (Pb 8j, 13j, 14j), höchstens eine Realisierung abgeänderter Pläne für möglich gehalten ((Pb 10j) oder die Veränderung gleich zum Planungsprinzip selbst gemacht (Pb 9j: „kein Alltagstrott“). Zwei der Jüngeren wäre die Vorstellung einer Planverfolgung oder -erfüllung

gar Schreckbild: „Das wäre arg schlimm, wenn ich jetzt schon wüsste, was ich in 20 Jahren mache“ (Pb 12j), „Ich weigere mich ... , mein Leben zu ver-planen“ (Pb 4j).

Der Verdacht einer hohen Korrelation von ungebrochenen, „linearen“ (Pb 6j) Biografien zu klar definierten Zielen und energischer Zielverfolgung auf der einen Seite, von Brüchen in der Biografie zu Unsicherheiten, Infragestellen von Zielvorstellungen und erhöhter Flexibilität in der Zielverfolgung scheint sich zu bestätigen.

Homolog zeichnet sich ein **Zusammenhang zwischen Biografie und kulturellen Vorstellungen, Aktivitäten und Motivationen** ab:

Die Personen der klar strukturierenden, planmäßig lebenszieldefinierenden und eindeutige Aussagen bevorzugenden Gruppe, im Folgenden weiter als Gruppe 1 bezeichnet, weisen eine deutliche Nähe zum „Hochkulturschema“ (Schulze) auf, einem kulturellen Zugang also, der sich eher den Künsten verpflichtet fühlt und einen hierarchisch strukturierten Bildungskanon als zuverlässige Orientierungsbasis vorweisen kann - und zwar sowohl die Älteren (Pb 1a, 3a, 4a, 6a, 8a, 10a, 11a) als auch die Jüngeren (Pb 2j, 6j, 11j) in dieser Gruppe. Dies betrifft zunächst das allgemeine Kulturverständnis, das sich der Hochkulturszene im Erleben, in Vorstellungen und Wünschen verpflichtet fühlt. Es werden vor allem die traditionellen Künste als kulturelle Interessens- und Aktivitätsgebiete angeführt: „Klavierspielen“, „Musik“, „Jazz“, bei den Jüngeren, „Chor“, „Theaterabonnement“, „Musik hören“, „Konzerte“, „Geschichte“, „Architektur“, „Sprachen“, „Kunst“, „Ausstellungen“, „Lesungen“, „Ballett“, „Kultur- und Bildungsreisen“ bei den Älteren).

Zwar tauchen diese Bereiche durchaus auch in der Gruppe 2 der eher abwägend fragenden, mehrperspektivisch reflektierenden Personen auf (Pb 2a, 8a, 9a, 5a, 7a, 12a, 13a, 14a, 15a, 16a, 17a, 18a, 19a, 1j, 3j, 4j, 5j, 7j, 8j, 10j, 12j, 13j, 14j, im Folgenden weiter als Gruppe 2 bezeichnet), doch werden hier sehr viel weitere Bereiche des kulturellen Interesses zusätzlich und eher angesprochen. Bei den Älteren sind dies beispielsweise: „Hinwendung zu nahem und fernen Zeitgeschehen“, „Happenings und Actions“ (Pb 19a), „multikultureller Austausch“ (Pb 18a), „Fremdartigkeit und psychische Anstrengungen ausloten“ (Pb 7a), „berufspolitische und wissenschaftliche Arbeit“, „Stadtentwicklungsaufgaben“ (Pb 17a), „den Lauf der Zeit sowohl verkraften als auch beeinflussen“, „mit Computergrafik experimentieren“ (Pb 5a), „Engagement für gemeinwohlorientierte Arbeit“, „Organisation kultureller Veranstaltungen“ (Pb 9a), „gesellschaftliche Prozesse mitgestalten“ (Pb 12a), die „kulturelle Vielfalt erfahren“ (Pb 14a), „Erleben und Neukennenlernen vielerlei kultureller Aspekte“ (Pb 13j), „Lust am kulturellen Abenteuer“ (Pb 16a). Bei den Jüngeren wird angeführt: „offen zu sein/ zu bleiben“ (Pb 10j, 9j, 4j), „(Literatur-, Kunst-, Medien-) Wissenschaften“ (Pb 3j), „Frauenfragen“ (Pb 1j), „Werte und Ziele anderer Länder mit denen meines Heimatlandes vergleichen“ (Pb 14j), „kulturelle Angebote gestalten und erweitern“ (Pb 4j), „Kinofilm“, „Nachtllokale“ (Pb 5j), „Kommunikation“ (Pb 7j, 5j, 8j, 1j), „gutes Essen mit Freunden“ (Pb 8j), „Kulturpolitik“ (Pb 12j).

Diese sehr viel breiter gestreuten, weiteren kulturellen Präferenzen der Gruppe 2 entsprechen exakt dem von Schulze beschriebenem „Spannungsschema“. Durch die damit in dieser Gruppe feststellbare Gleichzeitigkeit von Hochkulturschema und Spannungsschema läge der Schluss nahe, es könne sich bei Gruppe 2 schlicht um das sog. „Selbstverwirklichungsmilieu“ handeln (Schulze). Dem widerspricht jedoch die Altersstruktur (s.u.: Zusammenfassung).

Ebenfalls sehr eng verknüpft mit einer biografischen Grundstruktur sind Haltungen und Einstellungen in den kulturellen Feldern des Lernens und der Bildung. Sinn und Motivation wird hierzu in der Gruppe 1 vorwiegend zielorientiert und funktionell definiert (z.B. „Ausfeilen“, „Beherrschen von Techniken“ (Pb 2j), „fachgebundenes Weiterarbeiten“ (Pb 6a), „fit bleiben“ (Pb 11a) und die Möglichkeiten zur Erreichung solcher gesetzten Ziele werden gesehen in

„konsequentem Glauben an die eigenen Überzeugungen“ (Pb 11j), „Leistungsbereitschaft“, „Willen, das Ziel unbedingt zu erreichen“, „Strapazen in Kauf zu nehmen“, und der „Bereitschaft, bis an die Leistungsgrenzen zu gehen“ (Pb 11a). Eine andere Sichtweise dominiert in der Gruppe 2. Hier werden Inhalte von Bildung und Lernen eher gesehen in „der Auseinandersetzung mit anderen Kulturen“ (Pb 10j), als „ein anderer Umgang mit Kultur“ (Pb 16a), als „Utopien einordnen“ (Pb 1j), im „globalem Denken“ (9j), der „Erweiterung des kulturellen Horizontes“ (Pb 4j, 13j, 13a), „Weiterentwicklung“ (4j, 5j), „reden und diskutieren mit intelligenten, interessanten Leuten“ (Pb 17a), „input und feedback zu eigenem Schaffen zu bekommen“ (Pb 5j, 12a), „mehr wissen“ (Pb 8j), „Auswahlmöglichkeiten erweitern“ (Pb 13j), darin, „eine Bandbreite weiter an die sog. Wirklichkeit zu kommen“ (Pb 5a). Diesen Zielen näher zukommen dient „Offenheit“ (10j, 9j, 5j), „Empathie“ (Pb 16a), „beobachten, verarbeiten“ (Pb 9j), „Engagement“ (4j), „verändern, dagegenhalten“ (Pb 17a), „Kreativität“ (4j), und „Flexibilität (1j, 4j, 12j), „Kontaktbereitschaft“ (Pb 17a), „Kontakt und Erfahrung mit nicht mehr lebenden Personen durch Bücherlesen“ (Pb 13j) und „Wissbegier“ (Pb 14j).

**Bildhaft gesehen könnte die Haltung gegenüber Bildung und Lernen in der Gruppe 1 als vorwärtsgerichteter Pfeil, der sich linear auf ein bestimmtes Ziel hin bewegt, beschrieben werden, während in der Gruppe 2 sich eher ein Bild von mehrdimensional gerichteten Pfeilen anbietet: Nicht nur nach vorn, auch rückwärts, in die Tiefe und Höhe weisen die Richtungen, sie sind eher durch vielfältige Suchbewegungen als durch eine bestimmte Zielorientierung zu beschreiben.**

### **Zusammenfassung**

Zusammenfassend soll festgehalten werden: Tendenziell entspricht die Neigung zu polyvalentem, reflexivem Urteilen und Argumentieren einer wechselhaften, zieloffenen, flexiblen Lebensplanung und einem eher unruhigen, breitgefächerten, vielfältigen kulturellen Verständnis und Verhalten. Die Neigung zu eindeutigen und sicherem Urteilen und Aussagen entspricht eher klaren, linearen Zielvorstellungen in der Lebensplanung und einem konzentrierten, spezialisierten und konsequenten kulturellen Verständnis und Verhalten.

Zu schlicht und deshalb falsch wäre es jedoch, in diesen jeweiligen Tendenzen reine Typen und einen monokausalen Begründungs- oder Erklärungszusammenhang zu vermuten. Zu fragen wäre eher, ob beiden Faktoren eine gemeinsame Ursache zugrunde läge, die biografische Entwürfe und Haltungen in eben diese abhängige Konstellation bringen könnte. Dies jedoch weiter zu verfolgen, würde hier zu weit führen.

**Festgehalten werden darf allerdings, dass die Art zu Reflektieren und zu Urteilen eher in engem Zusammenhang mit und in Abhängigkeit von gestalteter oder angestrebter Biografie stehen als dass sie eine Bedingung allein „des“ Alters darstellen.** Da von der Bildungs- und Sozialstruktur hier alle Probanden vergleichbar sind, sich soziodemografisch also nur durch das Kriterium Alter unterscheiden, müssten die festzustellenden kulturell unterschiedlichen Tendenzen (Hochkulturschema, Spannungsschema) den beiden unterschiedlichen Altersgruppierungen zuzuordnen sein, d.h. in der Gruppe der Älteren müssten statistisch deutlich mehr Probanden dem Hochkulturschema zugeneigt sein, in der Gruppe der Jüngeren müssten es deutlich mehr Probanden sein, die dem Spannungsschema zuneigen. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Die deutliche Altersgrenze, wie sie Schulze (1992: 279) noch zwischen Niveaumilieu (über 40 Jahre, gebildet und dem Hochkulturschema zugeneigt) und dem Selbstverwirklichungsmilieu (unter 40 Jahre, gebildet und dem Spannungs- sowie Hochkulturschema zugeneigt) in seiner nunmehr auch zehn Jahre alten Untersuchung feststellt, lässt sich weder hinsichtlich der Probanden der Untersuchungsgruppe noch hinsichtlich der Kontrollgruppe für die vorliegende Untersuchung aufrechterhalten.

Zwar finden sich in der Gruppe 1 verhältnismäßig wie absolut mehr Ältere denn jüngere Probanden der Kontrollgruppe und in der Gruppe 2 verhältnismäßig mehr jüngere der Kontroll-

gruppe denn Ältere der Untersuchungsgruppe, doch ist dies eher auf die zunehmenden Möglichkeiten einer selbstgewählten Biografisierung der letzten Jahre zurückzuführen als auf das Lebensalter selbst:

Für die Personen der Altersgruppe der unter Vierzigjährigen bestanden und bestehen in der sogenannten Moderne und Postmoderne unvergleichlich höhere Chancen zu einer „Bastelbiografie“ mit einer unendlichen Breite von Optionsmöglichkeiten. Unter diesem Gesichtspunkt ist der relativ hohe Anteil Jüngerer in der Gruppe 2 folgerichtig als Zeichen moderner Biografisierung und Individualisierung zu sehen. Gleichzeitig kann unter diesem Aspekt der zwar relativ geringere („nur“ 12 Ältere gegenüber 11 Jüngeren bei einer größeren Grundmenge von 19 Älteren gegenüber einer geringeren von 14 Jüngeren), doch absolut gemessen hohe Anteil (12 von insgesamt 19) Älterer in Gruppe 2 als ein Hinweis auf Flexibilität und Stärke des kulturellen Denkens bei diesen Älteren gedeutet werden: Der Modernisierungsprozess als ein Prozess der „Individualisierung und Diversifizierung von Lebenslagen und Lebensstilen“ (Beck 1986: 122) hat reflektierende Ältere nicht nur ergriffen bzw. „erreicht“, sondern wurde ja von ihnen wesentlich mitgestaltet. Er ist also Element ihrer Biografie, obwohl sie nicht wie die Jüngeren damit selbstverständlich aufgewachsen und so im Umgang mit vielfältigen kulturellen Optionsmöglichkeiten geprägt worden sind.

Es erfolgte die Lösung aus den verbindlichen traditionellen kulturellen Denk- und Verhaltensmustern des nach Schulze hier zu vermutenden Niveaumilieus in dieser Gruppe der privilegierten Älteren mit hoher Signifikanz: 12 von 19 Älteren entsprechen nicht mehr den konservativen bildungsbürgerlichen Kategorien, sondern weisen Zeichen eines individualisierten, pluralisierten kulturellen Lebensstiles auf.

Die tendenziellen Aussagemöglichkeiten spiegeln sich in den im Anhang (Abschnitt 14) dargestellten Tabellen zu Haltungen und Neigungen der Probanden, wie sie in den Stellungnahmen zu den einzelnen Items deutlich wurden. Sie lassen die erarbeiteten Differenzierungen und Schwerpunkte in den unterschiedlichen Vorstellungen der beiden Gruppen erkennen und weisen auf den dargestellten Zusammenhang mit der angestrebten oder gestalteten Biografie hin.

#### **8.4.2.3 Potentiale und Ressourcen**

„Noch eine Frage: Ich konnte den Kulturbezug, der in den persönlichen Fragen gestellt wird, in den Zitaten nicht so richtig finden, wieso???“ schreibt eine 24-Jährige gleich mit drei Fragezeichen.

Die Antwort: „Die Gerontologie lehrt uns, was begünstigtes hohes Alter zu erbringen vermag: vertiefte Urteilsqualität, die Widersprüche verbindet, ferner die Fähigkeit, Unsicherheiten sowohl in der Wahrnehmung als auch im eigenen Urteil wenn nicht zu überwinden, so doch zu ertragen. Auch das Vermögen, Irrtümer einzusehen und frühere Urteile zurückzunehmen ... Dies würde auch dazu führen, eigene Lebenserfahrungen in wissenschaftliche oder philosophische Zusammenhänge einfließen zu lassen oder diese zur Deutung der Eigenerfahrung heranzuziehen“ (Rosenmayr 1996: 34). Verallgemeinernd wäre hinzuzufügen: Nicht nur Eigenerfahrung, sondern gesellschaftliche und politische Erfahrungen zu deuten, das heißt, als Wirklichkeit erfahrene Gegebenheiten in neuen Sichtweisen, anderen Zusammenhängen zu erklären, sie nicht als Selbst-Verständlichkeiten anzunehmen, sondern ihre Entstehung und Entstehungsbedingungen, ihre Konstruktion und Konstruktionszusammenhänge zu deuten und zu ver-deutlichen. Es sind dies kulturelle Tätigkeiten im umfassendsten und anspruchsvollsten Sinne: die der Wirklichkeitsdeutung und Wirklichkeitsinterpretation (s. dazu Abschnitt 10 und 11).

Die Zitate des Fragebogens verweisen also auf eben jene Aspekte des gerontologischen Weisheitskonzeptes, die kulturelle Verhaltens- und Handlungsmöglichkeiten **eröffnen**. Sie stellen **Potentiale**, bzw. **Ressourcen** dar, die in hohem Maß kulturell relevant sein können, die in **Beziehung auf kulturelles Handeln, Verhalten und Verstehen wirksam werden können**. Sie sind die (Kompetenz-) Voraussetzung zu einem breiten Spektrum neuer und gesellschaftlich wichtiger kultureller Rollen, wie sie in Abschnitt 11 erarbeitet und angeboten werden sollen.

Wichtig jedoch war zunächst zu erfahren, ob und wie weit sich die Älteren mit den Potentialen, die sich innerhalb des gerontologischen Weisheitskonzeptes verdeutlichen, identifizieren und diese für sich in Anspruch nehmen können und wollen. Wichtig war weiter die Frage, ob und wie weit solche Alternspotentiale von Jüngeren anerkannt oder bezweifelt werden, ob und in welchem Grade sie (bereits oder jemals) für sich selbst erwünscht und beansprucht werden und wie weit sie Jüngeren überhaupt wichtig oder erstrebenswert erscheinen.

Es erfolgt eine inhaltliche Diskussion der Ergebnisse in der Reihenfolge der abgefragten Bereiche „Werte“, „Urteilsvermögen“, „Integration“, „Abstraktion“, „Gesellschaft“, „Zeit“, „Beratung“.

#### **8.4.2.3.1 Fähigkeit des problematisierenden und differenzierenden Urteilens**

Ein Impuls zur Stellungnahme der von Baltes/Smith (1990) und Staudinger/ Baltes (1996) zunächst vermuteten, später diagnostizierten Fähigkeit zu differenzierendem und problematisierendem Urteilen wurde angeregt über das Zitat „Es ist gerade eines der Charakteristika von Lebenserfahrung in höchster Qualität, also von Weisheit, dass die Relativität von Werten und Zielen, sowie deren gesellschaftliche und historische Bedingtheit erkannt werden“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 432). Es wird in diesem Aspekt eines der höchsten kulturrelevanten Alterspotentiale vermutet (vgl. dazu Abschnitt 8).

Sowohl bei der Untersuchungsgruppe der Älteren als auch bei der der Jüngeren erfährt diese Aussage überwiegende Akzeptanz, die durch Selbst- oder Fremderfahrung bestätigt oder belegt wird. Von drei der Jüngeren und von vier der Älteren werden starke Zweifel geäußert. Ein jüngerer und ein älterer Proband lehnten dieses Item ganz entschieden ab. Dieser Jüngere war jedoch der Einzige, so geht hier wie aus den weiteren Stellungnahmen hervor, der die Voraussetzung der gebildeten Alterspopulation nicht erfasst hatte und wiederholt mit „ungebildeten, unflexiblen, verbohrteten Alten“ argumentierte, eben jenen, die (vgl. Abschnitt 8.3.1) begründet ausgeschlossen worden waren. Der Ältere, ein 76-Jähriger, weiß sich „vom Wertewandel... und ... der Freizügigkeit des Individuums nur randständig betroffen ... Für mich als Christ ist das Lebensziel keiner Relativität unterworfen“ (Pb 8a).

Von den Zweiflern wurde nicht grundsätzlich das Vorhandensein dieses Potentials abgelehnt (Pb 2a: „Na ja, das mag wohl so sein“), sondern es wurde bezweifelt, ob die Erkenntnis der Relativität von Werten und Zielen als ein Positivum anzusehen ist. „Vielleicht“, so erwägt ein 50-Jähriger, „ist diese Formulierung auch nur die komisch aufgemotzte Fratze der Resignation. Sobald Ziele im Blick auf die beschränkte Zeit nicht mehr erreicht und liebgewordene Werte im Blick auf eigene Lähmungserscheinungen nicht mehr vor dem Ausverkauf bewahrt werden können, tritt eine tröstliche Relativitätstheorie in Kraft ... Je relativer alles ist, desto gemütlicher ist's halt auf der Welt“ (Pb 2a). Für die Aussage dieses Probanden war offensichtlich die Annahme maßgebend, dass die Relativität von Werten und Zielen mit einer Gleich-Gültigkeit aller Werte gleichzusetzen sei, der Mensch also gar nicht mehr entscheiden müsse, was denn nun „wert“ sei. Nur so kann es zur Schlussfolgerung der „Gemütlichkeit auf der Welt“ kommen – etwa, wenn das persönliche Ringen um Wertmaßstäbe entfällt (dies kann nur bei einer „Gleich-Gültigkeit“ oder einer Akzeptanz von tradierten, selbstverständlichen Wertehierarchien der Fall sein).

Dagegen verweisen auf notwendige Entscheidungs- und Willensprozesse bei Zielfindung und Wertung (die eine Akzeptanz der Relativität zur Voraussetzung haben, sonst wären sie nicht notwendig) zwei der älteren zweifelnden Probanden. Einer argumentiert auf gesellschaftlich-historischem Hintergrund (Pb 17a: „Wertebewusstsein ist auch eine Frage der Vernunft. Und diese [ganzheitliche] Vernunft ist es, die das über die Menschheitsgeschichte gewachsene [dauerhafte] Wertebewusstsein wach hält und zu vertiefen sucht“), der andere auf persönlichem (christlichem) Hintergrund: „Ich habe zum Beispiel heute erst einigermaßen klare Vorstellungen ... welche Ideale ich hochhalte (christliches Menschenbild z.B.) und welche nicht ... Aus all dem Lebenschaos schält sich langsam Substanz von Werten heraus“ (Pb 7a).

Die Probanden der jüngeren Untersuchungsgruppe bescheinigen zwar (bis auf die erwähnte Ausnahme) den älteren Menschen eine problematisierende Werte- und Zielrelativierung (z.B. Pb 13j: „Persönlich habe ich dies immer wieder in Gesprächen mit älteren Menschen erlebt ...“, Pb 8j: „Ältere Menschen neigen sicherlich eher dazu, Werte und Ziele in einem gelassenen Kontext zu sehen ...“), bezweifeln jedoch, dass diese Fähigkeit allein eine des Alters sein soll (Pb 13j: Man entwickelt ... ein für sich selber angemessenes System von Werten und Zielen“, Pb 4j: Ich erlebe mich selbst ... in einem solchen Prozess des Erkennens und Loslösen von solchen gesellschaftlich/ historischen Vorgaben“, Pb 10j: „Wobei ich Lebenserfahrung in diesem Zusammenhang nicht erst ab 40 ansetzen würde, sondern meine, dass auch schon jüngere Menschen ... die Relativität von Werten und Zielen in ihrem soziokulturellen Umfeld erkennen können“). Sie führen die Fähigkeit vielmehr auf eine Vielfalt von Erfahrungen zurück (Pb 7j: „Natürlich kann man mit mehr Erfahrung und Eindrücken viele Zusammenhänge erst erkennen. Manch Gelebtes oder Gesagtes gibt erst im Ganzen einen Sinn oder es bekommt eine neue Bedeutung“) und kommen vereinzelt so – ungeachtet des erforderlichen Verarbeitungsprozesses rein kumulativer Erfahrungen (vgl. Dilthey 1962) – zur Schlussfolgerung, dass die Chance zur Entwicklung dieser Fähigkeit mit zunehmendem Alter ein logischer Fakt ist (Pb 14j: „Je älter man wird, desto mehr Situationen hat man durchlebt. Das bedeutet, dass man ganz automatisch immer mehr Aspekte in sein Urteil einbezieht“), was aber nicht zwingend nur bei Älteren der Fall sein muss – es wird für Jüngere ebenso in Anspruch genommen (Pb 4j: „Ich sammle fortwährend Informationen, Eindrücke und Einsichten, die dazu führen, dass ich Werte und Ziele aus mehreren Perspektiven [also relativer und differenzierter] sehe“, Pb 13j: „... möchte behaupten, dass ich diese Erfahrung schon gemacht habe“). Deutlich wird auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die durch Relativierungen und daraus folgenden Problematisierungen resultieren: „Einerseits führt dieses Erfahrungsmosaik zu einer gewissen Gelassenheit gegenüber Wert- und Zielvorstellungen ... Andererseits bewirkt meine ‚Sammlung‘ von Wert-Vorstellungen für mich auch eine Verunsicherung durch deren Vielfalt“ (Pb 4j).

Bei aller wertschätzenden Zustimmung zur Fähigkeit der problematisierenden und differenzierender Urteilsfähigkeit (Pb 13a: „voll und ganz!“) schleicht sich neben der Befürchtung einer Verunsicherung in den Stellungnahmen der Älteren auch die Sorge nach einer Auswirkung auf die Handlungsfähigkeit ein: „Früher“, so schreibt ein 57-Jähriger, „habe ich schon eher etwas für einzig wichtig und richtig gehalten, und im Laufe des Lebens erfährt man dann, wie für Wert gehaltene Dinge ihren Wert verloren oder gar umkehrten, Ziele ihre Bedeutung verloren. Dazu gehört bei mir vieles aus dem früheren religiösen praktizierten Leben ... Für mich liegt die Gefahr darin – und das halte ich für eine Schwäche im Alter – dass ich dann zu einer ‚Egal‘-Haltung bei Entscheidungen komme, im schlimmsten Fall überhaupt nicht handle“ (Pb 17a). Also erst in pragmatischer Hinsicht, in der Entscheidungsfähigkeit wird hier die Schwäche“ vermutet – nicht zuvorderst in der Reflexion oder der Urteilsfähigkeit. Diese selbst wird als problematisierende Haltung positiv und damit eher als eine Selbstverständlichkeit empfunden (Pb 15a: „Ja sicher, aber muss das erwähnt werden?“) oder aber (realistischer) als schwierig, doch letztlich erwünscht angestrebt (Pb 12a: „... dass ich diesen Dingen auf der Spur bin, sie aber noch nicht unbedingt in meinem eigenen Leben umsetzen kann, und immer noch allzu oft instinktiv den ehemals eingeübten Werten und Zielen nachstrebe“).

## Zusammenfassung

Einen zunächst überraschend und verblüffend erscheinenden Schluss zieht in ihren Überlegungen eine 25-Jährige: „Ich denk, wenn du jung bist, ist dir vieles eh relativ–egal und wenn du entsprechende Erfahrungen gemacht hast, weißt du, dass du damit richtig lagst. Nur weißt du jetzt warum“ (Pb 5j).

Der Begriff „egal“, der zunächst auf die „Gleich-Gültigkeit“ des anfangs zitierten Probanden 2a verweisen könnte, wird durch den vorgebundenen Zusatz „relativ“ bereits wieder eingeschränkt, sogar aufgehoben, könnte als eine Tautologie gelesen werden. Eher jedoch deutet sich hier bereits an, was auch in der Untersuchung der folgenden Items deutlich wird: ein Ringen um Ziel- und Wertdeutungen, letztlich um Urteilskompetenz, die sich nicht zu schlichtem Annehmen oder Ablehnen vereinfachen lässt, sondern aus der Differenzierung und Problematisierung lebt. Die Hoffnung auf das Altern: Es möge sich mit den zunehmenden Erfahrungen diese Einstellung bewahrheiten, sich also nicht als persönliche Schwäche, sondern als Stärke, tatsächlich als Alterspotential erweisen.

Diese Hoffnung der 25-Jährigen auf eine Bewahrheitung der „relativen Egalität“ von Zielen und Werten durch objektivierbare Begründungen wird ermutigt von einem 76-Jährigen. Er schreibt: „Relativität von Werten und Zielen ist mir schon sehr jung an Jahren, als ich gerne nach dem Absoluten gestrebt hätte, aufgegangen. War und ist eine der wichtigsten Erkenntnisse meines Lebens, die Entscheidungen immens beeinflusst ... hat. Deren ‚gesellschaftliche und historische Bedingtheit‘ ist mir erst mit wachsendem Wissen während der Lehr- und Wanderjahre deutlich geworden“ (Pb 4a).

Klingt die Aussage der 25-Jährigen noch ironisch, fast flapsig, gewinnt sie durch die Bestätigung des 76-Jährigen an Seriosität – und ist letztlich nicht weit entfernt von der wissenschaftlichen Feststellung, dass Zeichen eines geglückten Alters auch in der Fähigkeit zu sehen sind, „eigene Lebenserfahrung in wissenschaftliche oder philosophische Zusammenhänge einfließen zu lassen oder diese zur Deutung der Eigenerfahrung heranzuziehen“ (Rosenmayr 1996: 34).

Der Feststellung, „dass ältere Menschen eine stärkere Tendenz zur Uminterpretation und zur Neuordnung von Zielhierarchien zeigen und nicht wie jüngere Erwachsene trotz Risiken und unüberwindlichen Schwierigkeiten an einem Ziel festhalten“ (Staudinger & Dittmann – Kohli 1992: 423), die dem gleichen Beitrag wie das Item entnommen wurde, kann auf der Basis meines Materials also nur im ersten Halbsatz beigespflichtet werden: Die (bereits vorhandene) *Tendenz* zur Uminterpretation und Neuordnung wird im Alter verstärkt – nicht jedoch quantitativ im Sinne einer Zunahme, wie einige Jüngere folgerten, sondern qualitativ im Sinne besserer argumentativer Absicherung. Dass „jüngere Erwachsene“ jedoch „an einem Ziel festhalten“, kann – durch die hier untersuchte Gruppe – nicht bestätigt werden. Eher ist eine hohe Bereitschaft vorhanden, trotz Schwierigkeiten, Verunsicherungen und Zweifel keine feste („falsche“) Sicherheit zu suchen, sondern Werte und Ziele als „relativ-egal“ zu interpretieren und zu reflektieren.

Was bei der 25-Jährigen noch eher Hoffnung war, wird durch den 76-Jährigen zur begründeten Überzeugung, wie sie bereits in 8.4.3.2 angedeutet wurde: **Es liegt dem problematisierenden und relativierenden Urteilsvermögen die Fähigkeit zur Ziel- und Wertrelativierung diffus bereits in der Jugend zugrunde – zu einem begründeten kulturelevanten Potential kann es im Alter werden** (s. Abschnitt 9).

### 8.4.2.3.2 Fähigkeit zu mehrdimensionalem, zieloffenem Reflektieren

Anlass zu einer Auseinandersetzung mit der These einer Altersfähigkeit zu mehrdimensionalem, zieloffenem Reflektieren war das Zitat „Ältere Menschen, gelegentlich bezeichnet als ‚Experten in Bezug auf Fragen des Lebens‘, zeichnen sich durch komplexe Urteile aus, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 52).

Zunächst ist festzustellen, dass das Wort „Experte“ Irritation und Widerspruch ausgelöst hat. Expertentum scheint mit exzeptioneller Kompetenz gleichgesetzt zu werden. Es spricht nicht nur für die realistische Selbsteinschätzung, sondern auch für die sorgfältige bzw. gewissenhafte Bearbeitung der Impulse, wenn die Probanden zögern oder gar ablehnen, sich selbst als Experten zu begreifen und zu bezeichnen. Das mit dem Wort „Experte“ gekennzeichnete Anspruchs- und Kompetenzniveau geht nach Auffassung der Probanden über das hinaus, was sie sich selbst zuschreiben, zutrauen, zumuten. Dafür einige Belege: Pb 7a: „Aber die Aussage, dass sie deshalb automatisch als diesbezügliche Experten angesehen werden, halte ich für problematisch“, Pb 14a: „... lässt sich das Wort Experte auch in Bezug auf das höhere Lebensalter nicht unbedingt anwenden“, Pb 6a: „Hier stellt sich aber die Frage nach der Gültigkeit eines solchen Expertentums...“.

Wenn man berücksichtigt, wie behutsam auch Experten-Forscher mit der Verwendung des Begriffs „Experte“ umgehen, so zeugen die zitierten Reaktionen der Probanden nicht nur von gleichermaßen differenzierten Vorbehalt, sondern fordern hinsichtlich der Reaktionszuverlässigkeit und des Reflexionsniveaus der Reaktion durchaus auch Respekt. So kommen Baltes und Smith (1990: 109) zu dem folgenden Ergebnis: „In den meisten Bereichen ist ein enormer Zeit- und Motivationsaufwand erforderlich, um Experte auf einem Gebiet zu werden ... Nach Ericssons Schätzungen sind dazu mindestens zehn Jahre sowie ein hochdifferenziertes, individuell zugeschnittenes Trainings- und Supervisionsprogramm nötig. In vielen Bereichen werden darüber hinaus Möglichkeiten, Wissen zu erwerben und (eventuell) Anerkennung als Experte zu finden, durch Gesellschaftsstrukturen begrenzt. **Experten sind darum in der Tat als Ausnahmen anzusehen.** Und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass es beim Expertentum im Bereich der fundamentalen Pragmatik des Lebens anders aussieht“ (P.B. Baltes & Smith 1990: 109).

Der Erhebungsbefund begründet den Zweifel, ob der eingeschobene Nebensatz des Zitates („gelegentlich bezeichnet als „Experten in Bezug auf Fragen des Lebens““) nicht doch besser aus dem Statement herausgelassen worden wäre. So sehr die referierten Reaktionen darauf als Indikatoren für die Qualität der Antworten interpretierbar sein mögen, so sehr kann man auf der anderen Seite aber auch zweifeln, ob sie inhaltlich irgendetwas zur Klärung oder Vertiefung der eigentlichen Aussage beigetragen haben, oder man muss sogar befürchten, dass sie von wichtigeren Komponenten der inhaltlichen Stellungnahme abgelenkt haben.

Der Kontext der Probandenreaktion rechtfertigt jedoch andererseits die Vermutung, dass mit der unbeabsichtigten „Provokation“, Alte als Experten mehrdimensionalen Reflektierens zu interpretieren, ein gewisser „Leistungsdruck“ ausgeübt worden ist, besonders gewissenhaft Auskunft darüber zu geben, wie sie ihre eigene Kompetenz und die Kompetenz ihrer Altersgenossen „wirklich“ einschätzen, interpretieren, beispielhaft verdeutlichen.

Fünf der Befragten lehnten die Aussage des Zitates heftigst ab (z.B. Pb 19a: „... sind engstirnig und festgefahren...“, Pb 12a: „Ich habe das Gefühl, dass Urteile von älteren Menschen nicht komplex, sondern eher vereinfacht und verhärtet ausfallen. Die wahrgenommene Realität ist doch meistens von einer ganz persönlichen Sehweise des eigenen Lebens bestimmt, die durch Wunschenken geprägt und bestätigt wird“, Pb 11j: „Nein!“, Pb 6j: „... da ich öfter festgestellt habe, dass ältere Leute durch die Brille ihres Zeitgeistes sehen“), bei drei Probanden erregt es großen Widerspruch (z.B. Pb 1j: „Mit Lebenserfahrung hat das wenig zu tun. Entweder man kann es oder nicht. Oder: Man will es oder nicht“, Pb 7a: „... kann Alter auch Starrsinn bedeuten, Ahnungslosigkeit gegenüber Neuem, Festhalten am Vertrauten“), dreizehn Befragte beurteilen die Aussage als höchst fragwürdig. Einerseits wird grundsätzlich das Vorhandensein der Fähigkeit zu komplexen Urteilen vor allem von den Älteren bestätigt (z.B. Pb 16a: „Ja, aber...“, Pb 7a: „Ja, insgesamt wahrscheinlich schon“), und teilweise von den Jüngeren unterstützt (z.B. Pb 4j: „Definitiv richtig nach meiner Erfahrung“), und wie im ersten Item, durch kumulative Bedingungen anscheinend logisch begründet (z.B. Pb 2a: „Ja klar, die Menge macht's“, Pb 5a: „Komplexe Urteile, da mag was dran sein, weil Alte einfach



mehr Lebensstoff zur Verfügung und zum Vergleichen parat haben“, Pb 7a: „Ja, erfahrungsbeding“).

Immer wieder wird von Befragten auf eine negative Seite der komplexen Urteilsfähigkeit hingewiesen: Mehrdimensionalität und Zieloffenheit der Reflexion scheint vielen Probanden für die ‚Pragmatik des Lebens‘ geradezu hinderlich zu sein.

Bereits 1987 diagnostiziert Thomae in den Materialien zum Vierten Familienbericht „Kompetenz und soziale Beziehung im Alter“ einen Zwiespalt in der Differenzinterpretation geforderter und erbrachter Beurteilungskompetenz in Testreihen, die sich mit Altersdefiziten beschäftigen: „Bei einer Analyse der fehlerhaften Antworten ... wurde erkennbar, daß die Älteren die vorgegebenen Aufgaben in einer von den Versuchsleitern nicht vorgesehenen komplexen Weise sahen. Die ‚Fehlinterpretation‘ der Aufgaben verwies auf einen viel größeren Realitätsbezug als dies für die richtige Antwort erforderlich ist. Der Realitätsbezug führt dazu, daß ältere Personen ‚falsche‘ Erklärungen geben, weil sie das Problem komplizierter sehen und mehr Faktoren in Betracht ziehen, als für die Lösung der Probleme notwendig ist. So beeinflusst das komplexe, aus der Realität gewonnene Wissen die Lösung der einfachen, künstlichen Aufgabe“ (Thomae 1987: 27).

Eben genau diese Komplexität ist es jedoch, in der bei vielen Interview-Partnern häufig nicht der höhere, sondern – im Gegenteil – der geringere Realitätsbezug und (oder) die geringe praktische Verwendbarkeit gesehen wird – die zieloffene Reflexion wird zu einer befürchteten ziellosen Reflexion. So äußert Pb 2a deutlich: „Aber es ist auch schon vorgekommen, dass man vor lauter Bäumen (Aspekten) den Wald nicht mehr sieht“, und wird in dieser Ansicht gestützt von Pb 16a: „Die Komplexität des Urteilens führt bisweilen zur Positionslosigkeit, zu einer Art ‚repressiver Toleranz‘“. Offensichtlich, so ist aus den zweiflerischen Stellungnahmen abzulesen, sei eine weitere pragmatische Qualität erforderlich, wenn die Fähigkeit zu komplexem Urteilen einen auf das Handeln orientierten Sinn haben soll: „Die Fähigkeit auch in eine Verhaltens- und Denkkänderung umzusetzen, ist allerdings noch ein weitergehender Schritt, der genügend geistige Flexibilität und Selbstbewusstsein voraussetzt“, vermutet Pb 4j. Dieses „Selbstbewusstsein“, mit dem schließlich eine Entscheidung getroffen werden soll, scheint tatsächlich ein eigenes Problem darzustellen, besonders bei hoch reflektierenden Älteren, die versuchen, sämtliche verfügbaren Aspekte in Erwägung zu ziehen: „Ich denke schon auch, dass ich die Komplexität vieler Dinge eher sehe als früher“, überlegt ein 56-Jähriger und gerät ins Grübeln: „Man hat vieles schon einmal erlebt, durchlebt, durchdacht, war vor so ähnliche Situationen schon einmal gestellt oder hat sie bei anderen miterlebt. Aber was nützt das schon: Ich sehe die verschiedenen Aspekte, versuche sie zu ordnen, suche mich darin zurechtzufinden, entscheide und handle, und dann stellt sich hinterher heraus, dass es doch besser oder anders hätte sein sollen. Außerdem vergesse ich auch vieles oder viele Aspekte eines Lebensproblems, muss also oft wieder von vorn anfangen, gehe dann vielleicht mit einer umfassenderen Sichtweise neu daran, weil man auch eine andere, versiertere Umgangsweise mit Problemen erlernt hat. Insofern nützt mir mein ‚Expertentum‘, aber auch nur vielleicht“ (Pb 17a). Ganz offen ersichtlich wird in dieser Aussage, dass mit der Zunahme von Kriterien, von Aspekten der Beurteilung, keine Verdeutlichung oder Klärung einhergeht, sondern eine Zunahme, eine Erweiterung eine Ausdifferenzierung der Problematik. Es werden also nicht alte, ehemalige Maßstäbe, Aspekte durch neue, bessere, passendere ersetzt, sondern es kommen weitere zusätzlich zu den vorhandenen hinzu (dies bestätigt sich auch in den Aussagen zur Fähigkeit des schöpferischen Denkens: Der Begriff „Neuanfang“ wird durchgehend abgelehnt und durch „Weiterentwicklung“ ersetzt): Eine „versiertere Umgangsweise“ „nützt“ „nur vielleicht“ bei der Abwägung, eher aber vergisst man „viele Aspekte eines Lebensproblems“ (zu berücksichtigen) und „muss also oft von vorne anfangen“. Im verwirrenden Labyrinth von Aspekten mag ein differenzierendes Urteilsvermögen zwar möglich werden, es sogar zur Voraussetzung haben – eine Handlungsfähigkeit jedoch daraus abzuleiten, „halte ich für problematisch“ (Pb 7a).

Ein 76-Jähriger hat aus dieser offensichtlich teilweise als blockierend empfundenen Orientierungsnot in der Aspektenvielfalt für sich, selbst-bewusst, die (vom jüngeren Pb 4j als notwendig vermutete) Konsequenz gezogen: „Älter werdend, neige ich zu zunehmender Zurückhaltung im Urteilen. Wenn eine Beurteilung ansteht, neige ich zu vereinfachter und klärender Darstellung, nicht zur Komplexität. Eigene Erfahrungen sind zwar komplex, aber gerade deshalb klarstellender Ordnung bedürftig“ (Pb 8a).

### **Zusammenfassung**

Bis auf acht Probanden, die eine deutlich ablehnende Haltung gegenüber einer vermuteten Altersfähigkeit zu mehrdimensionalem, zieloffenem Reflektieren zeigen, anerkennt die Mehrzahl (76,5%) der Befragten diese Fähigkeit als vorhanden. Große Zweifel allerdings bestehen, ob eine Verifizierung im Sinne einer Umsetzbarkeit, einer „Machbarkeit“ möglich ist oder ob sie das Handeln nicht gerade erschwert, ja verhindert. Dies wird zum Teil als negativer Effekt angesehen. Damit wird der „Sinn“, der Wert einer solchen Fähigkeit stark in Zweifel gezogen, entwertet. Die Handlungsrelevanz als Bedeutungskriterium anzusetzen, entspricht vollkommen der philosophischen Richtung des amerikanischen Pragmatismus, wie er als politische Tendenz auch bei uns stark verbreitet ist. Daraus ließe sich – in aller Behutsamkeit – eine Neubewertung des Stellenwertes dieser Fähigkeit folgern. Sie wird von den Betroffenen nicht, oder weniger in ihrer Eigenwertigkeit erlebt und gewürdigt, sondern primär in ihrer instrumentellen Funktion im Kontext der Lebenspragmatik beurteilt. Es ginge damit letztlich nicht nur um eine Verwirklichungsmöglichkeit, sondern um eine Instrumentalisierung der Alternsfähigkeit des problematisierenden Urteils: Nur, wenn diese Fähigkeit eine Funktion übernehmen kann bzw. handlungsrelevant ist, wird sie als Fähigkeit definiert. Hierin genau ist ein kultur-, aber auch ein gesellschaftspolitisches Problem zu erkennen:

Nicht mögliche Handlungen sollen Gegenstand der Reflexion sein, sondern die Reflexion findet ihren Sinn in der Handlung. Dies trifft genau das Gegenteil der Zieloffenheit mehrdimensionaler Reflexion, die ja mögliche Handlungen problematisiert und hinterfragt.

Damit zeigt diese, von den Teilnehmern fast unbestritten als vorhanden akzeptierte Fähigkeit, eine kulturpolitische Brisanz, die von einem Probanden, Kunsthistoriker und Leiter einer Volkshochschule, punktgenau beschrieben wird: „Allerdings bin ich angesichts unserer gesellschaftlichen Entwicklung sehr skeptisch, was die Konjunktur von Lebenserfahrung angeht. Sie bedeutet ja auch historische Erfahrung, transzendiert damit den augenblicklichen Status und ist eine vorzügliche Voraussetzung dafür: in qualitativen Alternativen zu denken. Dies scheint in einem steigenden Umfang nicht gewollt zu werden, da es die Manipulierbarkeit reduziert“ (Pb 6a). Dies wäre das Problem und die Gefahr: **Praktische Brauchbarkeit unter den jeweils vorgefundenen Anwendungsbedingungen ist dabei, zum dominanten Qualitätskriterium menschlichen Wissens und Könnens sowie der Altersweisheit zu werden.** Eine Lösung könnte in der weiteren, sich entwickelnden Altersfähigkeit der integrierenden Zusammenschau gefunden werden.

#### **8.4.2.3.3 Fähigkeit zur sinnbestimmenden integrierenden Zusammenschau**

Diese vermutete kulturell relevante Altersfähigkeit orientiert sich an dem Kriterium des „Life-span Kontextualismus“ (Baltes) zur Bewertung von Urteilsfähigkeit im Bereich der fundamentalen Pragmatik des Lebens. Sie zielt auf „die ontogenetische, historische und biografische Einbettung von Lebensproblemen (...) und die zahlreichen Umstände und Bereiche (...), in die ein Leben eingebunden ist“ (Staudinger/ Baltes 1996: 61). Die Erkenntnis, „dass sich Kontexte verändern und ... in einem existenziellen Spannungs- und Konfliktverhältnis stehen können“, und das Verständnis für die Vernetzung von Lebenszusammenhängen könnte, so wurde vermutet, eine Leistung des Alters deshalb sein, weil eine retrospektive Betrachtungsweise zwingend erforderlich ist. Dies war nicht uneingeschränkt die Meinung der jüngeren

Probanden (hier fand sich nur eine einzige positive Stellungnahme zu diesem Aspekt) und stieß auch bei den älteren Teilnehmern auf eine sehr gemischte Akzeptanz: Fünf positive Stellungnahmen standen sieben ablehnenden (davon drei sehr entschiedenen) und sieben höchst zweifelnden gegenüber.

Anlass zur Auseinandersetzung mit dem Gedanken der integrierenden, in der Folge auch revidierenden Zusammenschau war zunächst ein Zitat aus der Studie „Die Kölner Alter – Native“ des Institutes für qualitative Markt- und Medienanalyse Rheingold: „(Zentrale Erkenntnis unserer Studie ist:) Ältere Menschen absolvieren (in einer ganz bestimmten Phase des Lebens noch einmal) eine ‚Späte Reifeprüfung‘“, d.h., dass sie „... praktisch das ganze Leben (alle Gewohnheiten und Abläufe des Alltags) noch einmal (zu) revidieren und neu (zu) sortieren“ (rheingold 1999: 5, in Klammern die gekürzten Satzteile).

Die Aussage dieses Items war inhaltlich schwer zu trennen von der des siebten Items „Lebenserfahrung beinhaltet auch die Fähigkeit, scheinbare Paradoxien und Widersprüche zusammenzuführen und eigene Irrtümer zu erkennen und einzugestehen“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 412). Zum Teil verwiesen die Befragten selbst darauf („Schon bei drei darauf eingegangen“, „s.o.“), zum Teil differenzierten oder vertieften sie die jeweilige Aussage. Bei den Stellungnahmen zu diesen beiden Items war eine so hohe Korrelation festzustellen, dass sie hier gemeinsam in die Analyse einfließen – zumal sie auch inhaltlich sich beide auf die Erkenntnis von Kontextveränderungen und auf die Erkenntnis von Veränderungsmöglichkeiten beziehen.

Auffallend war zunächst, dass es genau diese Möglichkeiten zur Kontextveränderung waren, die in Zweifel gezogen wurden, nicht jedoch oder weniger die Möglichkeit zur Erkenntnis, zu Interpretation und Revision als eine bestehende Tatsache: Die Kompetenz einer komplexen Vernunft (auch, aber nicht nur) im Alter wird weitgehend bejaht. Als „Klugheit“ bestätigt Pb 11j diese Fähigkeit, als „Reife“ Pb 13a. Durch „Zuwachs an Selbstbewusstsein“ erklärt Pb 7a die souveräne Realisierung der durchweg anerkannten, geschätzten Fähigkeit: „Widersprüche kriegt man relativ locker auf die Reihe. Irrtümer erkennen und vor allem einzugestehen, fällt leichter als früher“.

Allerdings wird die Kompetenz weniger auf den Alternsprozess oder die zunehmende Erfahrung zurückgeführt, als vielmehr auf „Flexibilität“ (Pb 11a), „Großzügigkeit“ (Pb 4j), „persönliche Veranlagung“ (Pb 5a) oder zu einer „Typ- bzw. Mentalitätssache“ (Pb 6j) erklärt. Entsprechend gestehen Ältere auch Jüngeren diese Fähigkeit zu (z.B. Pb 7a: „Sie kann aber auch in jungen Jahren erlernt werden. Sie ist also nicht an einen an das Lebensalter geknüpften Erfahrungsprozess gebunden“), wie sie von Jüngeren auch für sich beansprucht wird (z.B. Pb 13j: „Die Aussage beziehe ich nicht nur allein auf ältere Menschen. Ich finde, dass dies ein fortwährender Prozess ist und bereits im Jugendalter beginnt“).

Und genau in dieser Zeit scheint ein solcher Prozess vielen Befragten auch allein sinnvoll zu sein: in der Jugend, im jungen Erwachsenenalter, im mittleren Erwerbsalter – immer dann, wenn die Reflexionsfähigkeit eingesetzt werden kann für eine Optimierung der „Lebensplanung und Lebensgestaltung“ (Pb 13j). „Diese Aussage“, so schreibt ein jüngerer Befragungsteilnehmer, „trifft auf Menschen jeden Alters zu, die einen neuen Lebensabschnitt beginnen, bzw. gerade einen Lebensabschnitt beendet haben ... bei jungen Menschen ... ist das Revidieren und neu Sortieren ... Bestandteil der sich verändernden Lebenssituation“ (Pb 10j). Und ein älterer Proband fragt provokativ: „Was ist alt? Revidieren und neu Sortieren ab wann? Das Leben prägt täglich, bestimmt unser Verhalten und außer guten Vorsätzen bleibt selten was übrig“ (Pb 19a). Hierin wird, was sich bereits in den Aussagen zu den beiden ersten Items abzeichnete, eine Konzentration auf eine zielorientierte Sinn-Suche deutlich: Was soll die Kompetenz zur komplexen Vernunft, wenn nicht eine Aktivität, ein bestimmtes verändertes Verhalten daraus resultiert? „Nix da!“, beendet ein 49-Jähriger jeden möglichen (Selbst-)Zweifel, „der (revidierende) Blick zurück bringt für heute und morgen gar nichts“

(Pb 16a). „Nichts bringen“ – das bedeutet, keinerlei Nutzen für das „wirkliche“ Leben, das Handeln zu haben.

Die - unbestrittene – Kompetenz wird so (allein) als eine dem Handeln zugrunde liegende Fähigkeit verstanden; die resultierende Fertigkeit, die Performanz wäre damit sinngebender Faktor der Alterskompetenz. Da die Performanz jedoch aus vielerlei (u.a. medizinischen, psychologischen) Gründen im Alter eingeschränkt sein kann, wäre die Kompetenz „an sich“ sinnlos: „Notfalls wird eben alles zu einem Zufriedenheitsbrei zusammengemührt. Ich glaube nicht, dass die verschwindend geringe Chance zum Neubeginn die Tendenz zum klarsichtigen Rückblick, zur unbarmherzigen Bilanz fördert“ (Pb 2a), urteilt ein 53-Jähriger und entscheidet damit: Nur bei einer „realistischen“ Chance zur Umsetzung wäre eine Motivation zur Lebensbilanzierung vorhanden – sonst bleibt nur die Zufriedenheit, die für den Probanden (verdeutlicht durch die Kombination mit „Brei“), einen negativ empfundenen, da handlungshemmenden, mindestens aber handlungsirrelevanten Zustand darstellt.

„Diese Erfahrung habe ich bei älteren Menschen erleben dürfen“, bestätigt auch eine ältere Probandin zwar eine vorhandene Kompetenz zur Bilanzierung, erkennt jedoch darin eine Ausweglosigkeit: „... empfinde es jedoch als traurig und sinnlos“ (Pb 18a). Und ein 76-Jähriger erklärt ebenfalls die Sinnlosigkeit aus der Folgenlosigkeit für das Handeln: „Auch sehe ich keinen Sinn darin, das bisherige Leben zu revidieren ... Versäumtes in der Jugend kann man im Alter schwerlich nachholen“ (Pb 4a). Auf die Zweckgebundenheit der Bilanzierung zielt auch die Frage einer 24-Jährigen: „Zum Beispiel was das Aufziehen von den eigenen Kindern angeht scheinen die Menschen im Alter Irrtümer schnell und ohne Probleme zuzugeben ... warum eigentlich?“ (Pb 3j) – sie können ja doch nichts mehr ändern, wäre die gedankliche Ergänzung. Pb 1j findet: „Es wäre doch schade, alles zu revidieren“ und Pb 13j „warnt“ gar vor den offensichtlich als fatal empfundenen Folgen, wollten Alte ihre Bilanzierung sinnvoll nutzen: „In meinem Bekanntenkreis haben bereits einige dieser ‚Rückblicke‘ zu einschneidenden Veränderungen geführt. Und besonders bei älteren Menschen ... endeten diese Neugestaltungen des Lebens in Scheidungen und großem Krach“.

### **Zusammenfassung**

Mit eingeschränkter Performanz und der dadurch stark eingeschränkten Möglichkeit, es „anders zu machen“ – so sind überwiegend die Aussagen zu diesem Item interpretierbar – erscheint zunächst und zumindest die Bereitschaft zum revidierenden Rückblick beeinträchtigt, vielleicht sogar gelähmt zu werden. Und im Sinne dieser resignativ gefärbten Lähmung bleibt dann wohl auch der „Fähigkeit“ zur revisionsoffenen-interpretierenden Lebensrückschau zu geringe Entfaltungsmöglichkeit, denn das darauf bezogene Wollen ist eine notwendige Bedingung der Entfaltung des Könnens. Hier scheint es also nicht um einen Mangel an Lern- und Leistungspotential, sondern der Lern- und Leistungsbedingungen, nämlich einer resignativen Einschätzung der Umsetzungsmöglichkeiten zu gehen. Der revidierende und interpretierende Lebensrückblick scheint „traurig und sinnlos“ (Pb 18a), scheint „keinen Sinn“ mehr zu haben. Bei hoher Zustimmung zum Vorhandensein einer Altersfähigkeit der komplexen Vernunft, wird diese jedoch mangels möglich erscheinender Umsetzbarkeit als irrelevant abgelehnt: „Besinnung und Selbstprüfung finden im zunehmenden Alter häufiger statt als in jungen Jahren. Wenn diese dazu dienen, die eigene Lebenssituation neu auszurichten, können sie eine Art Reifeprüfung sein, sind es jedoch dann nicht, wenn man nicht konsequent ist“ (Pb 7a). Wie bereits in den Aussagen des zweiten Items wird hier eine Tendenz zum amerikanisch-philosophischen Pragmatismus deutlich: Eine Fähigkeit ist dann relevant, wenn sie sich in der Handlung bewährt – nur in der Performanz beweist sich der Grad der Kompetenz. Auch die Nähe zur europäisch-philosophischen Forderung des Aktionismus wird deutlich, nämlich „nicht in einer bloßen Betrachtung der Welt zu verharren, sondern von der Theorie zur Praxis zu schreiten“ (Weltbild 1992: 12). **Insofern könnte die erhobene Abneigung gegen Revisi-**

**on sogar Indikator komplexer Altersvernunft bzw. –weisheit sein: Man erkennt, welcher Einsatz sich „noch lohnt“.**

Doch diese Überzeugungen zeigen Brüche und Auflösungserscheinungen: „Die zunehmende philosophische Kritik einer auf instrumentelles Denken beschränkten Rationalität verleiht komplexen Vernunftformen mehr Ansehen“ (Rosenmayr 1996: 56). Das moderne, narrative Moment der Lebenslaufgestaltung gewinnt zunehmend an Überzeugungskraft. Statt in seinem Selbstbild sich dem Zwang der „Realisierung“ auszusetzen, scheint es glaubwürdiger geworden, sich erzählend der Wirklichkeit zu nähern. Nicht nur die reflexive Postmoderne ist philosophische Grundlage, auch die, bezeichnenderweise in Westeuropa immer mehr akzeptierte „Fernöstliche Weisheit, die nicht so sehr unter dem Zwang der Ich-Konstituierung und Ich-Realisierung stand als weitgehend die westliche Philosophie des Abendlandes, hat dies vielfach zum Ausdruck bringen können“ (Rosenmayr 1996: 59).

So werden auch von einer jungen Befragten die Begriffe „revidieren“ und „sortieren“ nicht als handlungsorientiert verstanden, sondern als „aussortieren“ und „zurechtlegen“: „... bestimmte Situationen zurechtlegen, was heißt: ihr damaliges Handeln ihrer derzeitigen Situation anzupassen“ und „dass sie auf neue Fragen und Situationen entsprechend ihren Erfahrungen bestimmte Antworten ... aussortieren“ (Pb 5j). „Aussortieren“ entspricht somit einer „Bewertung“, und „Zurechtlegen“ entspricht einem „Ordnen“ – sie legt also den Schwerpunkt in ihrer Aussage auf den konstruktiven Akt der Interpretation und Besinnung. In dieser Tätigkeit erkennt auch ein jüngerer Teilnehmer bereits den Sinn: „... aus der Ferne betrachtet bewerten und einordnen zu können“ (Pb 8j). Er wird darin unterstützt von einem anderen jüngeren Teilnehmer, der ein Primat des Handelns ablehnt zugunsten der Selbstreflexionen: „Wer sich selbst und das eigene Handeln über alles stellt, ist nicht mehr bereit, sich noch einmal von außen zu betrachten und sich selbst und sein Tun zu beurteilen“ (Pb 14j).

**So werden durchaus Ansätze zu einer Orientierung und Erkenntnis sichtbar, dass ein Sinn der Altersfähigkeit zur komplexen Vernunft in sich selbst oder aber auf einer anderen Ebene liegen könnte als in einer (fortgesetzt) effektiven „Lebensgestaltung und Lebensplanung“ (Pb13j).**

#### **8.4.2.3.4 Fähigkeit zu schöpferischem Denken und kreativer Neuentwicklung**

Dieses Item richtet sich auf ein Weisheitskriterium, dessen Thema Baltes mit „Ungewissheit“ umschreibt (Baltes/ Smith 1990, Staudinger/ Baltes 1996). Aus dem Wissen um die relative „Unbestimmtheit und Unvorhersagbarkeit des Lebens“ sind „reife Denker“ in der Lage, alternative Lösungen oder Ersatzlösungen bei scheinbar eindeutigen Lebensproblemen zu erkennen.

Die Erkenntnis von Fragilitäten und Begrenzungen angesichts verrinnender Lebenszeit lässt die Chance erkennen, „das menschlich Wichtige von Unwichtigem zu unterscheiden. Es besagt, auch Negativität als lebenssinn-konstitutiv zu verstehen“ (Rentsch 1992: 303). Dieses philosophisch-anthropologisch gewichtete Zitat wurde zur Verdeutlichung ergänzt durch einen psychologischen Aspekt: Das Alter kann „als besondere Herausforderung für eine kreative Neuentwicklung (positiver Sinndimensionen) aufgefasst werden“ (Dittmann – Kohli 1992: 423). Um die hohe Komplexität zu reduzieren und Möglichkeiten zu offenerer Stellungnahme zu geben, wurde der Klammereinschub gestrichen (Originalzitate und Items im Anhang).

Liegt der Schwerpunkt der kreativen Neuentwicklung aus psychologischer Sicht mehr im konstruktiven Umgang mit der Herausforderung durch die Änderung des bisherigen Lebens – vor allem mit der Aufgabe oder dem Verlust bisheriger Rollen – andere, neue Einstellungen zu verschiedenen Lebensbereichen suchen, entdecken, annehmen zu müssen, so liegt der Schwerpunkt der philosophisch-anthropologischen Sichtweise der verrinnenden Lebenszeit

als einer negativen Perspektive auf einer Umstellung, einer neuen Sichtweise von Lebensplänen.

Beiden Schwerpunkten ist eigen, dass sie die Fähigkeit einer „kreativen Neuentwicklung“ der Lebensplanung, der Zieldefinitionen und der Erkenntnis von Alternativen zu gewohnten Planungs- und Handlungsstrukturen erfordern.

Diese Fähigkeit impliziert einen hohen Anspruch, er erweckt Zweifel ebenso wie höchste Bewunderung bei den Befragten: „... ist doch der benötigte Mut, eine kreative Neuentwicklung vorzunehmen und dadurch aus bestehenden Denk- und Lebensmustern auszubrechen, gewaltig. Und ob viele Menschen so frei über sich entscheiden und die Energie dazu haben, wage ich zu bezweifeln“ (Pb 8j) schreibt ein junger Mann und schildert dazu das von ihm bewunderte Beispiel seines Großvaters, eines ehemaligen Unternehmers, der heute ein völlig anderes Leben führt, völlig andere Einstellungen lebt in der neuen Rolle eines sozial engagierten Vormundes für psychisch Behinderte – und darüber auch ein neues, positiveres, „emotionalisiertes“ Verhältnis zu seinen Enkeln aufgebaut hat. Auch einer Studentin ränge eine solche Fähigkeit Bewunderung ab: „Ich denke wirklich, dass es ganz schön schwer ist, sein Leben zu ändern, das man so lange Jahre sich so schön eingerichtet hat“ (Pb 14j). Aussagen aus der Gruppe der Älteren bestätigen die von den Jüngeren vermutete Kraft, die in einer solchen Fähigkeit stecken muss: „Ich selbst stehe durch meine berufliche Situation ... an einem Neuanfang, tu mich aber noch ziemlich schwer, von meinen gewohnten Denkstrukturen zu loslassen“ (Pb 12a) schreibt eine ältere Künstlerin und ein 60-Jähriger reagiert angesichts der Anforderung geradezu panisch: „Um Gottes Willen nicht an die verbleibende Zeit denken. Wir kommen sonst in einen furchtbaren Stress“ (Pb 19a). Einer der Älteren befürchtet als Folge der Erkenntnis der Kürze des Lebens „ein dekonstruktives Verhalten, und zwar in subjektiver als auch in sozialer Hinsicht“. Obwohl Negativität „einige wenige zu großen Leistungen motiviert (und hat)“, sieht er die Gefahr, dass Haltungen, die aus Negativitäts-Erfahrungen resultieren, „nicht gemeinschaftsbildend und daher egoistisch“ sind (Pb 7a). So scheinen Mut, Energie und Kraft erforderlich, so scheinen Risiken, Gefahr, Angst und Stress zu lauern bei einer kreativen Neuentwicklung von Lebensdimensionen im Alter. Es könnte dies eine Erklärung sein für die häufige Infragestellung dieser offensichtlich als höchst zwiespältig empfundenen Herausforderung sowie der dazu notwendigen Fähigkeit. Das vorliegende Material reicht nicht, dem Alter diese Fähigkeit einfach abzusprechen: Nur fünf aller alten und jungen Befragten glauben nicht an die Kompetenz zur kreativen Neuentwicklung im Alter (z.B. Pb 7a: „... das Alter als besondere Herausforderung? Das Alter ist Murks – was soll man daran beschönigen?“, Pb 2j: „Alte Menschen hören oft auf, sich weiterzuentwickeln. Sie sind in ihren Standpunkten zu festgefahren, um diese noch einmal zu ändern.“). Lieber und häufiger kehrt man den Begriff der Neuentwicklung um in den der „Weiterentwicklung“: Zum Teil geschieht dies kommentarlos - „Neuentwicklung – wenn man mag – besser wäre Weiterentwicklung“ (Pb 18a), zum Teil begründet: „Die Sachen, die dir nicht mehr wichtig sind, waren wichtig – damit du erkennen konntest, was dir wichtig ist. Auch hier gilt: Keine Neu- sondern Weiterentwicklung“ (Pb 16a), „Was soll da ein kreativer Neuanfang? ... Das wäre sinnvoll, wenn man ein zweites Leben zur Verfügung hätte ... mein Alter wird mir erst langsam bewusst ... ich möchte weiterarbeiten ... ich will à la Goethe tätig bleiben...“ (Pb 7a), „... das ist eben eine Entwicklung, die aufbaut auf Jugendzeit ... Keine Neuentwicklung also“ (Pb 16a). Oder die Neuentwicklung wird, in der Tendenz ähnlich wie die Bevorzugung des Begriffes „Weiterentwicklung“, umgedeutet in „Kontinuität“: „Kreative Neuentwicklung – und das im Alter? Muss, wenn ... ein Glücksfall sein ... Kreative Kontinuität, so lange der Kopf noch mitspielt, ist mir lieber“ (Pb 5a). Die in den Aussagen benutzten definitiven, Sicherheit vermittelnden Wendungen („hier gilt“, „was soll da“, „wäre sinnvoll“, „eben“, „also“) machen stutzig – zumal sie alle aus der Gruppe der eher hochreflektierenden, hinterfragenden, wenig eindeutig aussagenden Personen (Gruppe 2, vgl. 8.4.2.2) stammen: Der Gedanke einer Weiterentwicklung im Sinne einer Steigerung, Ausdifferenzierung, Pflege, ja Kontinuität des Geleb-

ten wird als Alternativvorschlag zu einer eher beunruhigend, bedrohlich empfundenen kreativen Neuentwicklung möglicher Sinndimensionen angeboten. Aber auch in der Beschränkung auf Wesentliches sieht ein Älterer eine Möglichkeit zur Kreativität: „In der Beschränkung liegt wohl auch eine Möglichkeit zur Kreativität. Das merkt man ganz deutlich im gesellschaftlichen Leben, seitdem überall Geld fehlt. Man beschränkt sich auf das, was man noch für wesentlich hält. Man beschränkt sich auf das, was man noch machen kann, verzettelt sich weniger und gestaltet das Wenige genauer aus, betreibt es mit mehr Muße“ (Pb 17a).

Der Aufwand, die Souveränität, die Kraft, evtl. auch der Mut, die erforderlich sind, sich im Alter schöpferisch zu verhalten, ist möglicherweise ein Anspruch an das Alter, den die Alten nicht unbedingt zu erfüllen fähig oder gewillt sind: „Wenn ich mir meine Großeltern so anschau“, schreibt eine junge Studentin, „haben die sich auf die Fahne geschrieben, das Leben, das wohl sehr kurz ist, vor allem im Alter sehr zu genießen ... viele Urlaube usw., ich kann aber nicht beurteilen, in wie weit diese Einstellung erst mit dem Alter gekommen ist ... hier stelle ich mir selbst die Frage, ob kreative Neuentwicklung eigentlich was mit ‚in Urlaub gehen‘ zu tun hat ...“ (Pb 3j). In ihrer Kritik wird bereits angedeutet, womit diese Untersuchung sich schlussendlich auseinanderzusetzen hat: Ob mit der Erkenntnis und damit der Akzeptanz vorhandener und entwicklungsfähiger Potentiale und Kompetenzen im Alter nicht neue Ansprüche gestellt werden, die nicht unbedingt auf Erfüllungsbereitschaft stoßen. Diese Problemstellung ist Ausgangspunkt und Hintergrund einer Analyse erwarteter und neuer kultureller Rollen des Alters in der Gesellschaft (Abschnitt 10).

### **Zusammenfassung**

„Im späten Leben werden Potentiale der Entwicklung und Chancen der Kreativität sichtbar“, stellt Rosenmayr (1996:20) fest. So sehr ein solches Potential von der Mehrzahl aller Befragten bestätigt wird, so vorsichtig und defensiv argumentiert man doch bei einer Aktualisierung: Ängste, Vorsicht und Sicherheitsbedürfnis entsprechen in den Aussagen der Älteren den tendenziell gleich ausgerichteten Mutmaßungen der Jungen, dass für „neue“, kreative, schöpferische Möglichkeiten Mut und Energie notwendig ist. **Dass angesichts der „Kürze des Lebens“ das Alter allerdings die ideale Zeit für Mut und Risikobereitschaft wäre – dies ist eine Einsicht nicht des Alters, sondern eher der Jüngeren**, und wird pointiert formuliert von einer jungen Studentin:

„Wie im Kino: Manchem soliden Hauptfilm folgt ein krasser, mutiger Kurzfilm. Aber was hat man zu verlieren...“ (Pb 5j).

#### **8.4.2.3.5 Fähigkeit zur Neubewertung von Zeit und Zeitverwendung**

„Wenn du Glück hast, heißt Älterwerden, du wirst all die Sachen los, die nicht wichtig sind, du machst die Arbeit, die dich wirklich interessiert, und du verbringst deine Zeit mit den Freunden, die dir wirklich wichtig sind“ (Friedan 1997: 780).

Dieses Zitat des Fragebogens, das wie kein anderes auf ein Resultat der psychisch-emotionalen, aber auch kognitiven Weiter- oder Neuentwicklung und auf eine Verhaltensänderung im Alter abzielt, erreichte die höchste Zustimmungsrate sowohl in der Gruppe der älteren als auch in der der jüngeren Probanden: Elf klaren Bejahungen der Älteren stehen nur drei Verneinungen gegenüber und drei differenzierenden, zweifelnden Aussagen. Noch eindeutiger scheint das Ergebnis bei den Jüngeren: zehn Zustimmungen gegenüber einer Ablehnung und drei differenzierenden, zweifelnden Aussagen. Neben Bestätigungen, die aus den Erfahrungen mit den Eltern begründet werden (Pb 3j: „weniger Kompromisse“ als früher, Pb 11j: „interessante Freundschaften statt ‚Nummernsammeln‘“), schimmert in den Aussagen der Jüngeren zum Teil auch so etwas wie Neid durch: „Wenn das so ist, freu ich mich auf’s Älterwerden! ... halte (es jedoch) für Wunschdenken, wobei es natürlich immer ein Ziel sein sollte“ (Pb 10j), „Ich wünsche mir ... nicht erst ‚alt‘ werden zu müssen, um gemäß dieser

Aussage leben zu können!“ (Pb 4j), „Wenn das ‚Alter‘ bedeutet, will ich sofort alt sein!!!!“ (Pb 7j). Eigene Begegnungen mit „radikalisierter Zeiterfahrung“ (Rentsch 1992: 301) sind dafür oft ausschlaggebend, dass man die Möglichkeit von Prioritätensetzung im Alter als Zielzustand hoch schätzt: „Ich denke schon, dass man, je älter man wird, seine Zeit sinnvoller nutzen möchte und dass man auch oft das Gefühl hat, die Zeit rennt einem davon“, schreibt eine erst 25-Jährige, „... alles was mich nicht interessiert, ignoriere ich ... oder versuche es zumindest. Ich denke nicht, das ich das wirklich von mir behaupten kann, aber ich arbeite an mir, und ärgere mich auch, wenn ich Zeit mit etwas verschwendet habe, das mir nichts bringt, oder das mich nicht wirklich interessiert hat. So richtig ‚los‘ werde ich allerdings echt nicht alles. Es gibt auch immer noch Menschen, mit denen ich Zeit verbringe und mich, wie gesagt, danach über die verlorene Zeit ärgere“ (Pb 14j). Was zunächst wie rein ökonomische Gesichtspunkte klingt, sind bei näherem Hinsehen inhaltliche Wert-Begründungen: Selbst gewählte Schwerpunkte und Ziele verlangen eine ausschließliche Konzentration darauf, die „Sache“ lässt keine „Verzettelung“ zu. Diese Vermutung bestätigt sich in den Aussagen einer 27-Jährigen: „So, wie ich das beurteile, musst du schlau sein und jede Gelegenheit nutzen, die sich dir bietet, Sachen loszuwerden, die dir nicht wichtig sind, Arbeit machen zu können, die dich wirklich interessiert, und deine Zeit mit wirklich guten Freunden zu verbringen (du sparst damit auch eine Menge Zeit, wenn du nicht mit allen Idioten reden musst und kannst deine Arbeit tun)“ (Pb 5j). Der Aspekt des „Zeit sparen“ (Pb 14j „Zeit rennt ... davon“ oder „verlorene Zeit“) wird inhaltlich als Kampf für persönliche Wertehierarchien gesehen, so auch das Eingeständnis von Pb 14j: „Ich denke nicht, dass ich das von mir behaupten kann, ... arbeite an mir, ... ärgere mich, ... wenn ich Zeit mit etwas verschwendet habe, das mir nichts bringt, ... mich nicht wirklich interessiert“. Es geht also nicht um die Zeit, sondern um die „Sache“, die Bedeutung, den Rang der Ziele. Es geht nicht um die Effektivität der Zielverfolgung im betriebswirtschaftlichen Sinne, sondern es geht um eine persönliche, individuell befriedigende Zielfindung, um die Frage, welchem Zweck und welcher Handlung zur Verwirklichung dieses Zweckes man seine (begrenzte Lebens-) Zeit widmet. Auch hierin findet man die Bestätigung bei Pb 5j, die ihre Aussage „du musst schlau sein“ vertieft als: „Schlau sein heißt: Du setzt deine Prioritäten ständig neu“ und später hinzufügt: „Ich versuche mich jetzt, soweit es geht, zu verwirklichen, und werde auch immer dafür kämpfen, dafür verzichte ich auch auf ein sorgloses Leben, das finanziell toll verläuft“. Weit weg von einem rein bzw. abstrakt zeitökonomischen Denken also, sehr nahe dafür an der Idee einer individuellen Entwicklung und Biografisierung – mit der Wunschvorstellung, dies frei und unbehelligt von Unnötigem, Lästigem, weil „Zeit-Raubendem“ tun zu können:

„Sicherlich werden die sozialen Netzwerke kleiner, ... die Verkleinerung scheint ... aktiv mitgesteuert zu werden ...“: Das Forschungsprogramm von Laura Carstensen (1992) über die sozio – emotionale Selektivitätstheorie zeigt sehr deutlich, dass der Abbau im Umfang des sozialen Netzwerkes nicht erst im Alter, sondern „bereits viel früher, meist mit der Familiengründung einsetzt ... (es wird) der Kontext zu Personen gewählt, die emotional wichtig sind. Das Erleben einer Begrenzung in der verbleibenden Zeit ist es dann auch, warum gerade alte Menschen sich auf wenige, emotional bedeutsame Kontakte zurückziehen und diese pflegen“ (M.M. Baltes 1996: 398).

„Das sind für mich zentrale Aspekte“, bestätigt Pb 4j, „wie ich mein persönliches Leben JETZT – oder zumindest NACH und NACH verwirklicht sehen möchte“. Und was bei Pb 5j „Prioritäten setzen“ genannt wird, wird von Pb 10j als „Fokussierung auf die tatsächlichen Dinge“ beschrieben und auch hier wird die Hoffnung ausgesprochen, es mögen „Zeiten (kommen), in denen es möglich ist, sich stärker auf das Wesentliche zu fokussieren“.

Die „Radikalisierung der Kostbarkeit von Zeit“ (Rentsch 1992: 100), wie sie offensichtlich hier bei den jungen Probanden empfunden wird und zum Ausdruck kommt, ist bei jüngeren Menschen nicht immer als vorhanden anzusehen: Es scheint die (nicht unbedingt selbst „gemachte“) Erfahrung von Brüchen und Verlusten dazu zu gehören: Vier jüngere Probanden



sprechen ausdrücklich von Todesbegegnungen (Pb 10j, 9j, 5j, 4j), drei deuten sie an (14j, 8j, 12j). Das in diesem Item besonders zutage tretende hohe Problembewusstsein solcherart „elitärer“ junger Erwachsener spiegelt sich verstärkt in der Gruppe der Älteren:

Was bei den Jüngeren bereits mit Prioritätensetzung oder Fokussierungen beschrieben wird, deuten Ältere als „Selektion“, „Chronisierung“, „Entkrampfung“ und „Privileg“ – die Selbstbestimmung über interessant definierte Zeit und Sozialkontakte: „Chronisieren und Selektieren, die Tendenz ist, wenn nicht mehr soviel Pflichtarbeit anfällt, und wenn nicht mehr so viele Menschen an einem hängen, tatsächlich drin. Und weil man einsamer wird, entwickelt man auch den notwendigen Egoismus, zu sagen: DAS will ich nicht mehr! Das setze ich jetzt durch – vor allem, wenn man niemandem damit schadet“ (Pb 5a).

Zwei wesentliche Aspekte des Eingangszitates zu behutsamem und würdigendem Umgang mit Zeit werden in dieser Aussage deutlich. Das ist einmal das Motiv des Nichtmehr-Wollens, des Anspruchsvoll-Geworden-Seins, Aus-Zwängen-Lösens, das in den Aussagen der Älteren vermehrt auftritt (Pb 12a: „Mein Freundeskreis hat sich ... damit auch ziemlich entkrampft“, Pb 4a: „Es gibt Dinge, die will ich nicht mehr“, Pb 10a: „Ich bin in diesem Bereich wählerischer geworden. Ich möchte meine Zeit nicht mehr mit oberflächlichem Gerede vergeuden“, Pb 14a: „Ein Privileg des Alters ist es, sich frei zu machen von Zwängen...“). Die Begriffe „anspruchsvoll“, „wählerisch“ und „Privileg“ weisen auf die Entsprechung zum Selektions-Aspekt der Jüngeren hin: Nicht auf eine Auswahl gleichwertiger Angebote wird verwiesen, sondern im Vordergrund steht eher eine Abwahl des als nicht so wertvoll erachteten („vergeuden“, „freimachen“, „entkrampft“). Es sind also Wertungen, die zur Einschränkung geführt haben, eine Hierarchisierung von Freunden und Arbeiten hat stattgefunden.

Das zweite Moment allerdings beweist, dass diese Hierarchisierung in aller Behutsamkeit vorgenommen wird, die Abwahl der weniger wichtigen Kontakte verläuft rücksichtsvoll: Trotz allem persönlichen, individuellen Eigensinn wird die Einschränkung getroffen, „wenn nicht mehr so viele Menschen an einem hängen“, „wenn man niemandem damit schadet“.

Dies trifft die einschränkende Sorge, die zwei ältere Probanden bewegt hatte, dieses Item als gesellschaftlich bedenklich einzuschätzen. Es dürfe nur gelten, „soweit Selbstverwirklichung in sozialem Kontext verfolgt wird“, mahnt Pb 7a, dann „ist sie natürlich für den Einzelnen eine bereichernde Erfahrung“. Allerdings befürchtet er: „Die Selbstverwirklichung im heute zu-meist verstandenen Sinne ist ein Merkmal des Lifestyle und keine eigentliche Lebenshaltung für verantwortliche Menschen“. Auch Pb 3a erkennt im Fragebogen-Zitat die „Folge: Entwicklung zum Egoisten, Gesamtverantwortung schwindet Richtung Gleichgültigkeit“. Pb 5a hatte wohl gleichermaßen diese Gefahr im Sinne, als er die angestrebte Chronisierung und Selektion einschränkte mit den Worten: „wenn nicht mehr so viele Menschen an einem hängen ... vor allem, wenn man niemandem damit schadet“. Pb 4a, die die Zitat-Aussage des Fragebogens mit den Worten unterschreibt: „Mit zunehmendem Alter habe ich Kompromisse nur ungern akzeptiert“, schränkt ebenfalls ein: „Schwerpunkte setzen, wo es ... niemandem wehtut“.

Neben dieser vermuteten und befürchteten gesellschaftlichen Gefahr einer Vernachlässigung sozialer Belange kam eine weitere kritische Würdigung zum Ausdruck: Mit einer individuell befriedigenden Zeitwürdigung könnte die Gefahr der Vereinseitigung und Beschränkung eintreten, dies wurde von einigen Probanden deutlich angesprochen. Die Formulierungen des Fragebogenzitates („Sachen, die nicht wichtig“, „Freunde, die wirklich wichtig“ sind), waren ihnen der Anlass zu einer kritischen Reflexion:

„Was ist wichtig?“ fragt Pb 19a, „Was ist unwichtig?“ fragt Pb 18a. Und ein 76-Jähriger stellt fest: „Wie viel ‚Unwichtiges‘ wird manchmal jetzt erst wichtig“ (Pb 8a). „Gerade im Alter werden viele Kleinigkeiten wichtig, um mit seinem Leben klarzukommen“, ergänzt Pb 18a und beschließt: „Oftmals sind es doch die Banalitäten, die das Zusammensein mit Freunden erst richtig schön machen“. Ein 56-Jähriger sieht in der Auswahl nach Wichtigkeitsbewertungen eine Restriktion seiner Erfahrungsbreite: „Es ist nicht mehr das breite Leben, ich denke,

es schränkt mein Denken und Erleben auch ein. Was mir wirklich wichtig ist, ergibt sich oft hinterher“ (Pb 17a). In weiteren Stellungnahmen bestätigt sich: Nicht in der Konzentration auf Gewähltes (Selektion) besteht die Tendenz, sondern es wird eine einschränkende Abwahl (Reduktion) darin befürchtet. „Nach dieser Version schläft man langsam ein, nachdem sich alles reduziert, auch die Freunde“ (Pb 19a) kritisiert ein 60-Jähriger die Zitat-Aussage und wird darin unterstützt von einer jungen Frau, die in einem ausschließlichen Leben der „wirklichen Interessen“ mit „interessanten Freunden“ eine Gefahr des „spießig und unflexibel werdens“ (Pb 6j) erkennt. Fast altersweise klingt dazu die Stellungnahme einer 27-Jährigen, die konklusiv die diskrepanten Gedanken der Teilnehmer zu vereinen vermag: „Nach H’s Unfall habe ich nur noch mit meinen guten Freunden Sachen unternommen. Aber nach einiger Zeit hat mir einfach der Input gefehlt. Wie überall ist es wichtig, hier auch das richtige Maß zu finden. Sonst wirst du irgendwie übersensibilisiert und reagierst extrem auf gewöhnliche Situationen oder Eigenschaften in deinem Freundeskreis. Natürlich spreche ich hier von meinen Erfahrungen, aber ich hab gemerkt, dass es mir gut tut, mich auch hin und wieder meinen guten Freunden zu entziehen und mich dem restlichen Volk zu stellen, allein um zu kommunizieren, Smalltalk, Schlagfertigkeit zu demonstrieren, mich ganz sicher auch zu präsentieren und Feedback zu bekommen. Ja, auf das richtige Maß kommt’s an“ (Pb 5j). Ganz deutlich in diesen Worten die Erkenntnis ungewollter Nebenerscheinungen bei einer Konzentration auf bereits im Vornherein als „interessant“ bewertete Kontakte und Tätigkeiten: Es fehlen wesentliche Momente im Selbstfindungs- und Entwicklungsprozess (Input und Feedback durch Kommunikation und Präsentation).

### **Zusammenfassung**

„Zwischendurch, so mit 50 hatte ich wirklich mehr das Gefühl, so handeln zu müssen, wie es in dem Zitat steht. Inzwischen lasse ich mich wieder mehr treiben und gewinne vielen, auch scheinbar unwichtigen Dingen für die ich mich zu entscheiden die Freiheit habe, mehr ab ... Diese Beschränkung auf das, was einem wichtig erscheint, hat so etwas wie Nützlichkeits-, Zweckbezogenes, die Zeit mit den wichtigsten Freunden so etwas Zweckgeplantes, Eingeschränktes ... Ich glaube, ich habe eigentlich nichts und niemanden, von dem ich sagen möchte: ‚So, das mache ich jetzt nicht mehr, damit beschäftige ich mich nicht mehr, mit dem treffe ich mich nicht mehr, das bringt nichts‘. Solche Entscheidungen sind eher von Sympathie, Neigung, Bequemlichkeit und Situation bestimmt als von Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Wichtigkeit“ (Pb 17a).

Es liegt in dieser Darstellung der Schlüssel zur Lösung der Spannungen zwischen den verschiedenen Beiträgen der Probanden: **Die Auswahlvorstellung, der Selektionsgedanke in Bezug auf Freunde und Tätigkeiten, wie er im Fragebogen-Zitat zum Ausdruck kommt, hat als Hintergrund nicht einen Profit- oder Rentabilitätsaspekt – genau auf den zu verzichten ist das „Privileg des Alters“ – , sondern ausschlaggebendes Kriterium ist der Zuwendungsgedanke, dem man sich, vielbenedet von den Jüngeren, hingeben kann („für die zu entscheiden ich die Freiheit habe“).**

#### **8.4.2.3.6 Fähigkeit zu Gesellschaftskritik und –distanz**

„Zu Lebenserfahrung gehört die Kenntnis von den in unserem Gemeinwesen herrschenden sozialen Regeln sowie deren Grenzen, d.h. Kenntnis, wann diese Regeln überschritten werden können oder sogar müssen“ (Staudinger & Dittmann – Kohli 1992: 412).

Obwohl in diesem Zitat aus dem Interviewbogen durch die zweimalige Verwendung des Begriffes „Kenntnis“ ausschließlich auf das „Weisheitskriterium reiches Faktenwissen“ (Baltes/Smith 1990) gezielt wird, ordneten alle Teilnehmer diese Fähigkeit dem Kriterium „Reiches Strategiewissen“ zu. Sie interpretierten die angesprochene „Kenntnis“ als ein „pragmatisches Denkschema“, das besteht „aus generalisierten kontext-sensitiven Regeln, die als Zielkatego-

rie (z.B. erwünschte Handlungen ausführen oder mögliche zukünftige Ereignisse vorhersagen) und als Mittel – Ziel – Relationen (z.B. Ursache und Wirkung oder Vorbedingung und zulässige Handlung) definiert sind“ (Baltes/ Smith 1990: 111).

Auf die Formulierung „Kenntnis“ ging kein Teilnehmer ein oder brachte sie gar (wie es bei den Items zur Urteils- oder Reflektionsfähigkeit intensiv geschah) in Verbindung mit der „Erkenntnis“ des Herrschens sozialer Regeln und deren Grenzen, sondern man verlegte sich ausschließlich auf Aussagen zur Fähigkeit von Regelüberschreitungen:

Diese wird von nur einem der jüngeren Teilnehmer heftig bezweifelt (Pb 10j: „... sollte bei allen reiferen Menschen vorhanden sein, ... ist es aber leider nicht!“) und ebenso eindeutig von einem der Älteren (Pb 19a: „Aufmüpfig sind nur die Jungen, außer es geht den Alten um ihre persönlichen Belange“). In den Verdacht eines negativ beurteilten Altersstarrsinns gerät diese Fähigkeit bei Pb 2a: „Schön, wenn’s der Zuwachs an Zivilcourage ist, dumm, wenn’s nur der Altersstarrsinn ist“. Sturheit, Unflexibilität, Uneinsichtigkeit sind nach Ansicht dieser Probanden hinderlich oder aber ursächlich für Regelüberschreitungen.

Mit diesen Überzeugungen schließen die drei Probanden gedanklich an Eierdanz an (1997: 219), der konstatiert: „... ausgeprägte Selbstzwangmechanismen, tradiertes Rollenverhalten, materielle Sicherheitsbedürfnisse, politischer Konformismus ... sind Werte und Normen, die die heute Alten lebenslänglich geprägt haben, die ihre Identität konstituieren ...“.

Die „materiellen Sicherheitsbedürfnisse“ bei Eierdanz entsprechen annähernd und in etwa den „persönlichen Belangen“ von Pb 19a, der „Altersstarrsinn“ bei Pb 2a den „Selbstzwangmechanismen und dem „tradiertem Rollenverhalten“ bei Eierdanz. Die undifferenzierte Verallgemeinerung „die Alten“ des Befragten 19a entspricht wörtlich der des Wissenschaftlers Eierdanz. Dieser zieht zwar – allerdings nur als Möglichkeit angedacht – eine Änderung bei den „zukünftigen“ Alten, den ehemaligen 68ern, in Betracht (s.u.), zeichnet sich jedoch in seinem Beitrag durchgehend durch ähnlich globale und verallgemeinernde Äußerungen aus wie die drei erwähnten Befragten, die innerhalb der Gesamtmenge der Probanden allerdings und bezeichnenderweise einen geringen Anteil solcher Meinungsträger darstellen.

Zur Fähigkeit und zum Willen der sozialen Grenzüberschreitungen äußert sich die Mehrheit überzeugt und (im Gegensatz zu Eierdanz’ Vermutung, dies geschähe „wenn sie überhaupt Veranlassung dazu sehen, nur in einem komplizierten, mitunter widerspruchsvollen Prozess“ (a.a.O.)) in der Tendenz, dass sie es eindeutig, problemlos und gern tun (Pb 10a: „Es macht direkt Spaß, bislang vorhandene ... Grenzen gelassen überschreiten zu können“, Pb 16a: „Love it, change it, or leave it“). Das „Muss“ (Zitat Fragebogen), die Notwendigkeit einer Grenzüberschreitung wird gesehen aus christlicher Verantwortung (Pb 7a: „Ich würde allerdings ein an christlichen Maßstäben gemessenes Verhalten von mir erwarten“, Pb 8a: „Über den Umgang mit Grenzen entscheidet das höherwertige Gebot ‚Man soll Gott mehr lieben als den Menschen‘“), aus gesellschaftlicher Verantwortung (Pb 9a: „Wenn Grundüberzeugungen gefährdet sind, ... müssen notfalls auch soziale Grenzen strapaziert oder gar überschritten werden“, Pb 18a: „Wer setzt die Regeln? Eltern, Schule, Polizei, Staat und Politik. Unsere Vergangenheit zeigt auf, dass ohne das Eingreifen von Einzelnen Veränderungen nicht stattgefunden hätten“), und aus persönlich-individueller Überzeugung (Pb 12a: „Die Bereitschaft, diese herrschenden Regeln zu überschreiten, habe ich relativ häufig erfahren, auch in einem eher konservativen Kreis, wohl, weil die selbstständigen Entscheidungen über die ‚von höherer Stelle‘ vorgegebenen Regeln gestellt werden“).

Bezweifelt wird also nicht die Tatsache, die Berechtigung oder gar die Notwendigkeit von Grenzüberschreitungen im Alter, bezweifelt wird jedoch häufig, dass Kenntnis und Überzeugung der Notwendigkeit von Grenzüberschreitungen allein eine Sache des Alters sein soll (z.B. Pb 3j: „Blöde Gegenfrage: Erwartet man das von einer oder einem 24-Jährigen nicht ebenfalls?“). Es wird eher vermutet, dass diese Überzeugung zu einem bereits früh initiierten Lernprozess gehört (Pb 15a: „In meiner ganzen Subjektivität meine ich, schon früher gewusst (geahnt) zu haben, wann es Regelverletzungen geben muss“, Pb 5j: „Vielleicht gehört das

nicht zur Lebenserfahrung, sondern zu einem Lernprozess“). Daraus folgernd werden Ansprüche an die eigene Lernbereitschaft abgeleitet (Pb 5j: „... ein Prozess, der so früh wie möglich beginnt, falls diejenige Person diesen Prozess zulässt, ‚fortwähndlernbereit‘ ist und ihn durch Eigeninitiative eventuell noch fördert. Ich hab mir mal eine Zeitlang zur Aufgabe gemacht, mich mit Situationen zu konfrontieren, vor denen sich andere drücken“), aber es werden auch Forderungen nach einer hierzu förderlichen Erziehung gestellt: „Die Jugend soll ihre Meinung äußern dürfen wie die Erwachsenen. Dies gilt als altklug, vorlaut oder einfach ungezogen. Aber genau dies muss man sein, um die ‚Regeln‘ zu durchbrechen. Ein Kind, das sinnloserweise zur Strafe in die Ecke gestellt wurde, wird hoffentlich einmal den Schritt zur Seite wagen und seinem ‚Erzieher‘ fürchterlich auf die Füße treten“ (Pb 18a).

In diesen Worten einer 54-Jährigen verdeutlicht sich nicht ganz zufällig die Meinung einer „68erin“, die sich bereits mit Stolz zur heutigen und nicht zur „künftigen Altengeneration (etwa die 68er)“ (Eierdanz 1997: 226) zählt. Der Jugend soll der „aktive“ Bereich des „Überschreitens“ in Form des „Auf-die-Füße-Tretens“ obliegen, nicht den Alten. Deren Aufgabe darf es heute sein, Unterstützung und Bestätigung zu geben, Ermutigung und Ansporn. Eine solche Tendenz ist unter einem Großteil der älteren Befragten auszumachen – lässt die erhoffte Zukunftsperspektive Eierdanz‘ zur bereits aktuellen Sachlage werden: „Bereits in etwa zehn Jahren wird die 68er-Generation zu den ‚Alten‘ gehören, sie wird wahrscheinlich ihr Alter in manchen Bereichen anders gestalten und erleben als die heute alten Menschen“ (1997: 218). Doch sehen diese „Alt-68er“ ihre Aufgaben und Fähigkeiten zur sozialen Grenzüberschreitung nicht mehr wie einst auf dem aktiven, kämpferischen, revolutionären, außerparlamentarischen Felde, dies wird, quasi als Reprise der eigenen Vergangenheit, weitgehend der Jugend zugesprochen: „Als junger Mensch habe ich die sozialen Regeln erkannt ... aber doch gelegentlich überschritten. Als alter Mensch ist man da eher vorsichtig. Bei den 68-ern waren keine Alten“ (Pb 4a) - wobei hier die „aktiven Kämpfer“, nicht unbedingt die rein intellektuell Wirkenden gemeint sind - und: „Mit den Grenzen ist man oft genug in Konflikt gekommen, um abschätzen zu können, wann sich das noch lohnt. Aber das Überschreiten – war das nicht immer eher Sache der Jungen? ... ein glaubhafter Rebell wird man nur im Junker-Jörg- und Don-Carlos-Alter, und Jesus ist auch nur 32 geworden“. Und auch einer der Jüngeren bestätigt: „Der Hang zum Rebellentum ist den Alten weitgehend abzusprechen“ (Pb 8j). Die Fähigkeit und Überzeugung zur notwendigen Grenzüberschreitung jedoch wird grundsätzlich, wie bereits erwähnt, nicht abgelehnt oder aberkannt. Eher ist es so, wie ein Student vermutet: Es wird „der Ältere diese Grenzen anders wahrnehmen als der Jüngere und somit vielleicht mit dem Jüngeren bei der Umsetzung nicht übereinkommen“ (Pb 9j). Damit trifft dieser junge Mann genau den Punkt, in dem der Wandel der Grenzüberschreitungen im Laufe des Alternsprozesses stattgefunden hat:

Es ist der Aktionsboden, der sich verändert hat, vom jugendadäquaten Terrain z.B. der außerparlamentarischen, oppositionellen Aktionen hat eine „Prozession“ stattgefunden auf das Gebiet der institutionellen, konstitutiven, gesellschaftlichen Regelkritik. Es entspricht dies der „Überlegenheit“ von „älteren Erwachsene(n)“, bei Aufgaben, „die soziale und praktische Intelligenz sowie die Integration von Affekten in kognitive Systeme erfordern“ (P.B.Baltes/Smith 1990: 101).

„Es kommt mir heute“, schreibt ein ehemalig überzeugter sozialer und politischer Grenz- und Regelüberschreiter und heute aktiver Kommunalpolitiker, „Regelverletzung manchmal etwas albern (und in der Regel seeeehr wirkungslos) vor“ (Pb 15a).

„Albern“ erscheint ihm diese Tätigkeit nicht „an sich“, „albern“ erscheint sie ihm bezogen auf sich selbst, auf sein heutiges Alter: Es entspricht nicht mehr seinen, während des Alternsprozesses hoffentlich erworbenen, neuen Fähigkeiten und Möglichkeiten, „albern“ wäre in diesem Fall ein Synonym für regressiv. In dem von Pb 5j geforderten „Lernprozess“, der „fortwähndlernbereit“ zu sein voraussetzt (s.o.), sind Fähigkeiten entwickelt worden, die jetzt im

Alter neue, andere Möglichkeiten zur Grenzkritik ermöglichen. „Je älter man wird“, mutmaßt ein junger Proband, „desto genauer kennt man die Regulierungen, weiß, wie man sie einzusetzen hat und wie man sie umgehen kann, bzw. muss“ (Pb 14j).

### **Zusammenfassung**

„Das betrachte ich als sehr großen Vorteil im Alter: Es ist nicht nur die Kenntnis der Regeln, sondern auch die abnehmende Furcht, die Regeln oder Grenzen zu verletzen oder zu übertreten, das sichere Bewusstsein über die Beschaffenheit und die Entstehungsgeschichte der Regeln und Grenzen, über ihren Bezug zu den Systemen“ (Pb 17a), fasst ein 56-Jähriger seine neuen Fähigkeiten zusammen.

In diesen Worten wird deutlich, wie sich „die prozeduralen und faktischen Kenntnisse über grundlegende Fragen der Lebensbewältigung und Lebensdeutung zu Expertenwissen verdichtet haben“ (P.B. Baltes/ Smith 1990: 103). Es liegt in diesem **neuen Expertenwissen eine besondere Altersadäquanz, die – fern der Sturm- und Drang-Aktionen der Jugendzeit – erlaubt, gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken ohne sich der „Albernheit“ jugendlichen Rebellentums bezichtigen zu müssen**: „Das Gute ist, dass man dabei nicht mehr Sturm gegen ein Bollwerk laufen muss“, erkennt Pb 17a, „sondern es oft von innen heraus verändern kann. Insofern ist das Grenzen- und Regelüberschreiten mit viel weniger Risiko verbunden“. Dazu kommt, dass man mit zunehmendem Alter „so sprachversiert geworden ist“, heute „nicht mein Selbstvertrauen mehr auf dem Spiel steht“, wenn man „Hierarchiekeulen .. durch entsprechend deutliche Stellungnahmen abzuwehren“ in der Lage ist (Pb 17a).

Dass **aus dieser neuen Altersfähigkeit („Hierarchiekeulenabwehr“), diesen neuen Altersmitteln („Sprachversiertheit“, „Furchtlosigkeit“, „sicheres Bewusstsein“ – s.o.) möglicherweise zugleich eine neue gesellschaftliche, soziale Verantwortlichkeit resultieren** könne, dem wird im Folgenden (vgl. Abschnitt 8 und 9) nachzugehen sein. Pb 17a hat dies bereits für sich erkannt: „Eigentlich, denke ich, halte ich noch zu viele Grenzen und Regeln dort ein, wo es nicht sinnvoll oder notwendig ist. Ich müsste noch offensiver und souveräner damit umgehen“.

#### **8.4.2.3.7 Fähigkeit zum Beraten**

„Nicht zuletzt gehören kommunikative und empathische Fähigkeiten des Urteilens und Ratgebens zur Lebenserfahrung. Man sollte wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992:412).

Der Grundgedanke dieses Zitates, dass die Fähigkeit des Ratgebens zur Lebenserfahrung gehöre, war deutlich weniger Anlass zur Reflexion der Teilnehmer, als der zweite Teil, in dem die Altersforscherinnen Staudinger und Dittmann-Kohli auf das bedingende Strategiewissen des „Wenn, wann und wie“ hinweisen. Die drängende Frage bei den Älteren war dabei jedoch weniger die angesprochene Zielrichtung, sondern eher die des „ob überhaupt“, bei den Jüngeren zusätzlich des „was und in welchem Bereich“.

Wie in allen anderen Items zu Altersfähigkeiten zeigte sich auch in diesem zunächst deutlich, dass die Entwicklung einer solchen Kompetenz im Alter kaum bezweifelt wird. Allein einer der Älteren bestreitet zunächst das Vorhandensein einer überlegenen Fähigkeit bei den Alten: „Mit der Lebenserfahrung der Väter können die Kinder nichts mehr anfangen. Sie werden mit Techniken konfrontiert, mit denen Ältere kaum Schritt halten können. Hier ist es gerade umgekehrt: Die Alten müssen von den Jungen lernen ...“ Anschließend jedoch fährt er einschränkend und sich selbst widerlegend fort: „In meinem Beruf als Redakteur ist Erfahrung sicher nützlich und hilft, Situationen besser zu beurteilen und zu bewältigen“ (Pb 11a). Höchst gegensätzlicher Meinung allerdings äußert sich die Gruppe der Älteren gegenüber der Kontrollgruppe der Jungen hinsichtlich der Nutzbarkeit einer solchen, durchgehend als vorhanden

anerkannten Fähigkeit – und hier zeichnet sich ein höchst überraschendes, unerwartetes Bild ab:

In der gesamten Kontrollgruppe der Jüngeren ist es nur ein Proband, der am „Sinn“ einer Beratung durch Ältere zweifelt. Für eine Notwendigkeit hingegen plädieren alle anderen, fünf sogar sehr eindringlich und ausdrücklich. In Zahlen: 93% aller Jungen in dieser Untersuchung sehen eine Notwendigkeit von alterskompetenter Beratung.

Dagegen vermuten einen Beratungsbedarf Jüngerer nur fünf von den alten Probanden, für fünf bestehen höchste Zweifel, acht Ältere lehnen den „Sinn“ einer Berater Tätigkeit eindeutig, ja zum Teil heftig, ab. In Zahlen: Nur 26% aller Älteren halten die Realisierung einer – als vorhanden bejahten – Beraterkompetenz für notwendig im Sinne einer Bedarfsbefriedigung.

Dieses, rein quantitative Ergebnis widerspricht allen vorwissenschaftlichen Überzeugungen: Nicht die Älteren sind es, die den Jungen ihre Kompetenz beweisen wollen, es sind die Jungen, die einen Beratungsbedarf äußern, dessen Erfordernis die Alten bezweifeln.

Obwohl in Abschnitt 4.1 der sog. Kohortenaspekt zunächst als zu vernachlässigend ausgeschlossen wurde, scheint sich jetzt dieser, entsprechend der bereits in 4.1 angedeuteten Relativierung, nun doch als aufschlussreich zu zeigen, es kann durch ihn eine Erklärung für das zunächst unverständlich erscheinende Ergebnis gegeben werden:

„Warum spricht man über alle möglichen Probleme mit der Mama oder sogar mit der Oma am effektivsten?“ (3j) schreibt eine 25-jährige Studentin und gibt mit dem kleinen Einschub „sogar“ den entscheidenden Hinweis: Dass von den sehr alten Bezugspersonen eine effektive Beratung ausgeht, ist nicht selbstverständlich, eher erstaunlich („sogar mit der Oma“). Nicht Gründe mangelnder Nähe sind dabei ausschlaggebend (dies kann gerade in diesem Fall ausgeschlossen werden), sondern tatsächlich Gründe einer unzureichenden Kompetenz: Sehr „alte Alte“ haben nicht in gleichem Maße Beraterfähigkeiten, werden in Beratungstätigkeiten entsprechend eher abgelehnt als „junge Alte“. Bestätigende Hinweise zu dieser Annahme sind bei älteren Befragten zu finden: „Von den Besserwissereltern/ Älteren haben wir doch die Nase voll“ (Pb 16a), schreibt ein 50-Jähriger und meint damit seine Vorgänger-Generation. „Alle möglichen Trotteln geben mir Ratschläge“ (15a) tadelt ein 51-Jähriger die Beratung durch Ältere.

Es haben die jüngeren Probanden der Kontrollgruppe eine Eltern/Älteren- Erfahrung von bereits „modernen“, hoch individualisierten, differenziert denkenden und urteilenden Personen gemacht; sie können sich deshalb eine Beratung durch sie auch vorstellen und sogar wünschen, da sie den eigenen Denk- und Deutungsstrukturen nicht fremd sind. Hingegen hat ihre Eltern generation (also die meisten der hier befragten Alten) eine andere Altenerfahrung gemacht, nämlich eine solche, die Eierdanz (1997: 219) folgendermaßen beschreibt: „Durch den umfassenden Zugriff des Faschismus auf Kinder und Jugendliche und weitgehend normierte Erziehungsstile im Elternhaus und ebensolche Lebensentwürfe nach 1945, ist die Generation der heute 60 – 75-Jährigen hinsichtlich ihrer Denk- und Verhaltensweisen relativ homogen“.

In dieser „Homogenität“ kann diese Generation nicht mehr den notwendigen Ansprüchen individualisierter, enttraditionalisierter Lebensgestaltung und Lebensentwürfe der reflexiven Moderne entsprechen. Die Furcht der „neuen Alten“ (das ist eben die Eltern generation der hier befragten jungen Kontrollgruppe), Jüngere zu beraten, resultiert aus deren eigener negativer Altenerfahrung – deshalb die Sorge, „Altersweisheiten zu quaken“ (Pb 5a), die Angst als „Besserwisser“ (Pb 19a) eingeschätzt zu werden. Nicht bedenkend, dass die eigenen Denk- und Verhaltensstrukturen sich durch die gesellschaftlichen Umbrüche (Modernisierung) anders entwickelt haben als die der faschistisch geprägten Kohorten, befürchtet man nun, ebenso in den Ruch überholter Denk- und Deutungsmuster zu geraten.

Nunner-Winkler sieht in den 68er Jahren den entscheidenden Schnitt, der die Kohorten in zwei grundsätzlich sich in Haltungen, Überzeugungen und Lebensstil unterscheidende Gruppen teilt: in die der in NS-Zeiten geprägten und in die der in den 68er-Jahren und danach geprägten. In diesen Jahren vollzog sich „ein radikaler Wertewandel in der BRD... es vollzog sich ein deutlicher Liberalisierungsschub ... postmaterielle Werte und Ansprüche stiegen; individuelle Interessen gewannen vor kollektiven Vorrang ... In dieser Zeit tat sich die Kluft zwischen den Generationen auf“ (Nunner-Winkler 2000: 307). In ihrer Untersuchung zur Gleichheits-/Differenzdebatte stellt sie eine höhere Übereinstimmung der Positionen der mittleren und jüngsten Kohorten (sozialisationsgeprägt in den 68er Jahren und danach), hingegen eine hohe Diskrepanz dieser Positionen zu den Aussagen der ältesten Kohorte (sozialisationsgeprägt in NS-Zeiten). Hinsichtlich Einstellungen und Haltungen zeigt sich dieser duale Kohorten aspekt gewichtiger als alle anderen (z.B. Genderaspekt).

Mit diesem Kohorten aspekt ist eng verbunden der Aspekt der Bildung:

Die Generation der in NS-Zeiten sozialisierten Eltern der hier befragten „neuen Alten“ hatten, zeit- und gesellschaftsbedingt, nicht die gleichen Bildungsvoraussetzungen, sie hatten zur Ausbildung von Reflexions- und Urteilsvermögen weniger Gelegenheit und weniger Möglichkeit als die heutigen Älteren. Sehr deutlich werden diese Zusammenhänge in den Worten einer 64-Jährigen, die durch die Pflege einer 86-Jährigen Mutter, nach ihren Worten „direkt von der Brut- zur Altenpflege gekommen“ war: „Meiner Ansicht nach nimmt die in der Adoleszenz ... sicher geringe Fähigkeit zur Selbstkritik, die im Erwachsenenalter doch bei vielen Exemplaren des homo sapiens erfreulich und konzilient gestaltet werden kann, mit zunehmendem Alter rapide ab... Ich versuche, mich selber darauf hin zu kontrollieren, stelle dabei fest, dass ich immer überzeugter weiß, dass ich nichts weiß“ (Pb 5a).

Die geringere Fähigkeit zur Selbstkritik, die die Probandin an den sehr Alten, besonders an ihrer Mutter, wahrnimmt, wird hier als abhängig vom Lebensalter vermutet – wäre demnach altersbedingt. Bereits die Eigeneinschätzung der Probandin („weiß dass ich nichts weiß“) widerlegt dies: Auch mit 64 Jahren hätte ihre Mutter sich so wahrscheinlich nicht beurteilt. Es ist die Generationszugehörigkeit in Verbindung mit den Bildungsvoraussetzungen, nicht aber das Lebensalter, die die Voraussetzungen schafft für die Entwicklung von beratungsnotwendigen Eigenschaften wie Selbstkritik, Reflexionsfähigkeit und Differenzierungsvermögen. Sie sind es, die die „kommunikative und empathische Fähigkeiten“ (Eingangszitat) beeinflussen. Die von den befragten Alten erfahrene unreflektierte „Besserwisserei“ kennen die befragten Jüngeren eher vom Hörensagen als von der Konfrontation: „Es soll ja alte Menschen geben, die mit ihrer ‚Besserwisserei getarnt als Lebenserfahrung‘ nerven, und diese immer wieder zum falschen Zeitpunkt äußern – ich habe wohl sehr viel Glück gehabt, denn die ‚Alten‘ in meinem Umfeld gehen meiner Meinung nach recht weise mit dem ‚Alterswissen‘ ...um“ (Pb 3j).

Es steht also die Nachfrage nach Beratung bei den Jüngeren in deutlichem Gegensatz zur Beratungsbereitschaft und -willigkeit der Älteren. Der oben zitierte Aspekt eines Älteren, dass die Alten den Jungen nichts zu raten hätten, weil die Jungen an technischem Wissen überlegen seien, ist den Jungen bekannt – sie erwarten auch keine technische oder berufliche Beratung, sondern eher eine Beratung auf dem Gebiet individueller, persönlicher und zwischenmenschlicher Lebensdeutung und -systematisierung. „Ältere“, so schreibt ein 21-Jähriger, „kennen die Lebensbedingungen, Werte und Schwierigkeiten der Jungen oftmals nicht ... dennoch sind sie sicherlich in Bezug auf das Erkennen von Charakteren und Eigenheiten von Menschen geschult und ... kompetent“ (Pb 8j). Es scheint genau dies das Gebiet zu sein, auf dem die Jüngeren sich unsicher fühlen: Der Bereich der „Ungewissheiten und Unsicherheiten des Lebens“ (P.B. Baltes), mit denen umzugehen eben die Erfahrung fehlt. „Durch die Medien und die geballte Aufnahme von Erlebtem von anderen Menschen können und müssen wir

uns früher Lebensfragen stellen“ (Pb 4j), schildert eine junge Frau die verwirrenden Eindrücke ihrer Lebenssituation und hofft wie eine andere auf Unterstützung bei der eigenen Antwortsuche: „Klar ist die Freundin auch ein wichtiger Gesprächspartner, aber ihr fehlt manchmal, nennen wir es das ‚Gespür‘, besser die Erfahrung für eine Situation, in der die ‚Alten‘ durch ‚umfassenden Weit- und Rückblick‘ weiterhelfen könnten“ (Pb 3j).

Die Beratung wird nicht etwa - wie eine professionelle Beratung z.B. im medizinischen oder finanziellen Bereich - passiv als Handlungsanweisung angenommen, die dann umzusetzen ist. Im Beratungsakt sehen die Jüngeren sich durchaus als aktiver Partner, die die gebotene Erfahrung als zusätzliche neue Perspektive in ihre eigene persönliche Urteilsbildung und Entscheidungssuche einbeziehen: „Der Erfahrungsschatz der älteren Menschen ist ... sehr wichtig, man versucht, herauszufinden, bzw. zu erfragen, ob sie sich selber bereits in einer vergleichbaren Situation befunden haben und wie sie sich dann verhalten haben. Dies benutze ich dann als Entscheidungshilfe, um evt. neue Sichtweisen der Situation zu erhalten bzw. weitere Möglichkeiten in Betracht ziehen zu können“ schreibt Pb 14j, und ein anderer berichtet: Oft „suche ich Rat/ Hilfe bei älteren Menschen – häufig meinen Eltern – die ich einfach in manchen Situationen für kompetent halte, um meine eigenen Überlegungen noch einmal zu bereichern und zu überdenken“. Der hier noch bescheiden umschriebene Akt des „Bereicherns und Überdenkens“ wird bei dem Probanden 13j verdeutlicht, zugespitzt und durch die Betonung der Eigentätigkeit (eigenes Beurteilen und Selektieren) vertieft: „Ich bin sicher, dass ein jeder von der Erfahrung älterer Menschen profitieren kann. Dazu gehört natürlich die eigene Beurteilungs- und Selektionsfähigkeit ..., um konstruktiv mit der Erfahrung und den daraus für sich selber gezogenen Schlüssen umzugehen“, schließt der junge Mann seine Überlegungen und gibt selbst den Rat, niemals „Lebenserfahrung als ultimativ anzusehen, sondern ... kritisch zu hinterfragen“. Beider Aussagen vermitteln deutlich, dass die Ratsuchenden sich ganz bewusst als Subjekt der Ratsuche und der Ratverarbeitung begreifen und betätigen.

Die Notwendigkeit eines solchen Eigenaktes in einem Beratungsvorgang verdeutlicht auch eine Studentin: „Wenn ältere Menschen einen ‚Rat‘ geben, so lässt er doch genügend Platz für die eigene Interpretation. Gottseidank, oder ist das nur eine Masche, damit die Jungen nachdenken ...?... Dies sind so was wie Parallelen, man hat den Eindruck, nicht gleich zu verstehen, in der Bibel nannte man das Gleichnisse, glaub ich. Na ja, die sind auch irgendwie zu lösen ...“ (Pb 5j). Tatsächlich wird hier ‚Rat‘ im eigentlichen Sinne definiert: Er kann nicht eindeutig sein, entspräche er doch dann nur einer Handlungsanweisung, einer Vorschrift, einer Maßregel. Der ‚Rat‘ ist offen, d.h. er benötigt zur Verwirklichung, zur „Anwendung“, den aktiven Reflektionsakt des ‚Be-ratenen‘, bietet allein ein Angebot, perspektivenreicher und zugleich vernetzter zu sehen: „Ist es nicht auch ein einfacher Weg, die Erfahrung anderer, älterer Menschen zu nutzen...? Zusammenhänge werden schneller erkannt ... und damit in Betracht gezogen“ (Pb 14j).

Die Erwartungen an eine Beraterkompetenz sind hoch, sie gelten nicht nur dem Akt oder den Umständen der Beratung. An die Kompetenz selbst werden hohe Maßstäbe angelegt, sie wird nicht als etwas selbstverständlich sich Entwickelndes, sondern nur als Prozess einer reflektierten Verarbeitung verstanden: „Wenn man das Erlebte analysiert und sammelt, kommt man bestimmt schneller an einen Punkt, bei dem man nicht mehr so oft in Fettnäpfchen tritt und Erfahrungen im richtigen Moment, am richtigen Ort und der richtigen Person weitergibt“ (Pb 7j), schreibt ein junger Teilnehmer, bei dem solcherlei unglückliche Fettnäpfchen-Erfahrungen durchzuklingen scheinen. Und sehr deutlich äußert sich in seinen Erwartungen ein Student: „Je größer der eigene Erfahrungsschatz – bedingt sowohl durch das eigene Umfeld als auch durch die Bereitschaft, über das eigene Umfeld hinausgehende Erfahrungen mit einzubeziehen und aufzunehmen – umso besser die Handhabung und Beurteilungsfähigkeit von Situationen, mit denen man selber oder nahestehende Personen konfrontiert werden“ (Pb 13j).

Diesen hohen Erwartungen, aber auch großen Hoffnungen an die Beraterkompetenz der Älteren steht ein fast geschlossener Block ablehnender und zweifelnder Stellungnahmen der älte-



ren Interviewten gegenüber: Allein fünf Probanden sind gewillt, die von allen bejahte Beratungskompetenz auszuüben (Pb 1a: „Ja!“, Pb 12a: „Situationen, die es erfordern, mich als älteren Menschen einzubringen, ... dazu bin ich bereit“, Pb 10a: „Also, was können wir tun? Ziele zeigen, Richtungen weisen ...“, Pb 3a: „Erfahrungen weitergeben – im praktischen Leben ja“, Pb 6a: „... es auch dann versuchen, wenn man es selbst für angemessen hält“). Dagegen lehnen acht Personen eine Beratungsfunktion ab, zum Teil geradezu heftig: „Im privaten Bereich werde ich mich hüten, andere zu belehren ... keinen Sinn macht (es), Ratschläge zu geben, oder sogar die eigene Lebenserfahrung anderen als Maßstab vorzusetzen“ (Pb 11a). Mit dem Begriff des „Maßstabs“ weist dieser Ältere deutlich auf sein – so in seiner Jugend erfahrenes – Verständnis von doktrinärer, belehrender Beratung hin und muss den Beratungsakt – so verstanden – dann auch als autoritär ablehnen. Ebenso tun dies weitere Ältere: „Ich habe kein Bedürfnis, meine sogenannten Erfahrungen anderen aufzubinden“ (5a), „Als Besserwisser kommt man gerade im Alter nicht weit“ (Pb 19a). Ganz deutlich wird ein 56-Jähriger: „Eigentlich habe ich gar keine Lust mehr, meine Sicht der Dinge, meinen ‚Senf‘ zum einen oder anderen zu geben, auch wenn ich zu erkennen meine, ich hätte was beizutragen. Es ist mir ehrlich zu anstrengend“ (Pb 17a). Dass jüngere Menschen jedoch Beratung definitiv ablehnten, wird nur zweimal vermutet bzw. behauptet – so mahnt ein 76-Jähriger sich und andere Alte: „Vorsicht vor Empfehlungen an die Jungen. Sie wollen und müssen ihren Weg selber finden“, ein anderer älterer Proband postuliert: „Junge Menschen lehnen Ratschläge von Lebenserfahrenen oftmals ab. Sie müssen ihr Urteilsvermögen... aus anderen Quellen lernen“ (Pb 7a). Solcherlei Ablehnung wird von fünf höchst zweifelnden Älteren nicht so deutlich ausgedrückt, wohl aber ein vermutetes Desinteresse bei den Jüngeren: „Ungefragt Rat zu geben, empfinde ich eh mehr als Einmischung, und wer fragt denn schon nach einem Rat?“ formuliert gleich als Frage Pb 17a und 7a schließt gleichfalls mit einer Gegenfrage an: „Kennen Sie Leute, die an Ihren Lebenserfahrungen interessiert sind?“. Die ganze Reaktion eines 50-Jährigen auf die Herausforderung des Fragebogenzitates („wem, wann und wie“) lautet: „Ja, das wär schön, wenn man das wüsste“. Und eine 56-Jährige beschließt den Reigen gleich prinzipiell: „Nicht wem, wann und wie ist wichtig, sondern Wissen weitergeben, wenn man gefragt wird“ (Pb 18a).

## **Zusammenfassung**

**Dass eine Beratungskompetenz mit zunehmendem Alter sich bei reflektierenden Personen entwickelt, war für die jüngeren wie älteren Teilnehmer keine Frage, von den 33 Befragten wurde dies nur von einem einzigen verneint.**

Fragen nach dem Sinn (ob Alterswissen überhaupt vermittelt werden solle) und Fragen nach dem Inhalt (was vermittelt werden solle) waren die zentralen Aspekte der Stellungnahmen.

Der inhaltlichen Frage näherte man sich tendenziell in der Gruppe der Älteren durch Abschluss (nicht rasch veraltendes Informationswissen, in dem Jüngere vermutlich bereits besser und schneller auf dem Laufenden sind, solle vermittelt werden), in der Gruppe der Jüngeren durch konkrete Bedarfsäußerungen: **Verdeutlichung und Klärung von Zusammenhängen und Vernetzungen im sozialen-gesellschaftlichen, Lebenshilfe im zwischenmenschlichen Bereich, Vermittlung von Komplexität und Vielschichtigkeit bei Entscheidungen und Handlungen, zugleich auch Vermittlung von Deutungs- und Wertungskompetenzen bei unübersichtlicher Aspektenvielfalt im individuell-kognitiven Bereich.**

Damit haben die Jüngeren bereits auch ihren Anteil zur Beantwortung der Frage geleistet, ob überhaupt die Beratungskompetenz von Älteren benötigt wird – und die Notwendigkeit erklärt.

Dass dieser Bedarf nicht unbedingt auf das nötige Angebot stößt, wird in den Aussagen der Älteren quantitativ wie qualitativ deutlich: Nur fünf von 19 äußern sich überhaupt beratungsbereit. Alle anderen zögern, leugnen eine Nachfrage oder wimmeln schlicht ab („keine Lust“, „sollen ihre Erfahrungen selber machen“ etc.).

Aus diesen widersprüchlichen Stellungnahmen von Jüngeren und Älteren zur Beratungskompetenz im Alter muss eine Diskussion von Aspekten gesellschaftlicher Verantwortung folgen: **Kann eine gesellschaftliche Gruppe (noch dazu in zahlenmäßiger Überlegenheit, in naher Zukunft mit deutlicher Mehrheit, vgl. Abschnitt 6.1.1) einer anderen eine für die gesellschaftliche und individuelle Zukunftsbewältigung wesentliche Ressource vorenthalten? Darf eine gesellschaftsbedeutende Kompetenz allein oder überhaupt unter dem Gesichtspunkt der (vermuteten oder tatsächlichen) „Nachfrage“ definiert werden? Diesen Fragen, nicht nur von politischer, sondern auch und vor allem von kultureller Bedeutung, ist zentraler Aspekt der folgenden Abschnitte.** Die deutliche Meinung von zwei junger Probanden geben hierzu bereits klare Hinweise: **Nicht in der Nachfrage beweist sich die Kompetenz des Beratungswissens, sondern im „Willen, Wissen weiterzugeben“ (Pb 1j).** Als eine gesellschaftliche Pflicht sieht ein 27-Jähriger die Realisierung und Umsetzung von Beratungskompetenz, eine **Pflicht, der „man sich als privilegierte Gruppe nicht entziehen kann“ (Pb 13j).**

#### **8.4.3 Schlussfolgerungen und Aufriss: Alterspotentiale und ihre mögliche kulturelle Relevanz**

„Ich weiß nicht, ob das jetzt so dazu passt, aber irgendwie scheint es mir angebracht. Es überschneiden sich hier eh einige meiner Gedanken bei vielen dieser Fragen und ich muss da ganz schön differenzieren, was ich jetzt wo richtig anbringe...“ (5j) fasst eine junge Frau ihre Unsicherheit in der Zuordnung ihrer Gedanken zu den einzelnen abgefragten Weisheitskriterien in Worte. Damit formuliert sie nicht allein ihr – so empfundenen – gedankliches Durcheinander, sondern die – richtig erkannten – sachlichen Vernetzungen der Einzelaspekte des Gesamtthemas „Weisheitskomplex“. Korrekte Zuordnungen, spezifische Abgrenzungen der Aspekte fallen offensichtlich auch den Forschern nicht ganz leicht, kommen in der Ergebnisdarstellung und –diskussion keineswegs trennscharf heraus und sie fielen deshalb auch bei der Zitatauswahl schwer. Sie konnten nur Richtungen angeben, fielen den Probanden entsprechend auf und wurden gelegentlich als verwirrend empfunden, sie waren so auch in den Stellungnahmen keineswegs immer deutlich abzutrennen.

Wie bereits ausgeführt, handelt es sich bei den ersten fünf Bereichen um eine Annäherung an die einzelnen Aspekte von Weisheit als Expertensystem (Baltes & Smith 1990, Baltes & Staudinger 1993, Dittmann-Kohli und Baltes 1990, Staudinger & Baltes 1996): Faktisches und prozedurales Lebenswissen; Wissen, das die Kontexte des Lebens berücksichtigt; Wissen, das die Ungewissheiten des Lebens berücksichtigt und relativierendes Denken im Hinblick auf Wertvorstellungen und Lebensziele. Diese Bereiche des Weisheitskomplexes sind so wenig isoliert zu betrachten und voneinander zu lösen, wie sich das gesamte System als „sicherlich nicht fest begrenzt und definitiv umschreibbar, sondern als ein Wissensträger von hoher Komplexität und Offenheit gegenüber inhaltlichen und situativen Variationen darstellt“ (Baltes 1993: 176).

Dies geht auch aus den einzelnen Interviews hervor: Nicht immer konnte inhaltlich zwischen den Zitaten sauber getrennt werden, die Aussagen zu den Weisheitsbereichen ergänzen sich, bedingen sich teilweise oder gehen ineinander über. Ebenso gingen die zwei zusätzlich zum Weisheitskomplex gesetzten Bereiche der Beratungskompetenz und der Relativierung bzw. Bedeutungsänderung der Zeit teilweise aus den Weisheitsaspekten hervor oder stellen Voraussetzungen für sie dar.

Damit stellen die Interview-Zitate als Anregung zur Auseinandersetzung mit einem hoch komplexen, vernetzten Konzept, nämlich der Altersweisheit bzw. der Alterskompetenz, höchste Anforderungen an das Reflexionsvermögen: Es wird sowohl relativierendes wie dialektisches Denken, distanziertes und pluralistisches wie kontextuelles Urteilsvermögen ange-

sprochen, um im Gesamtkomplex den „Problemraum besser redefinieren und inhärente Unsicherheiten akzeptieren“ zu können (Staudinger/ Baltes 1996: 62).

Mit der „Kritik und Erosion traditioneller Weltbilder und Denkformen“ (Hitzler 1998: 175) in der Moderne sind diese Fähigkeiten zu einer grundlegenden, elementaren Bedingung der Daseinsvergewisserung und –orientierung geworden: **Die Erkenntnis und die Akzeptanz des Verschwindens biografie-determinierter Deutungs- und Verhaltensnormen stellt Alte wie Junge vor einen individuellen Gestaltungszwang, der eine ständige zugleich relativierende und wertende Orientierung verlangt.**

Sicher kein Zufall ist es, dass nur zwei ältere Probanden mit „christlichen Maßstäben“ argumentieren – damit lassen sich gerade noch 6% aller Befragten ausmachen, die vorhandene feste Orientierungs-Richtlinien in aller Deutlichkeit ausweisen können – als Absolutum (Pb 8a: „Für mich als Christen ist das Lebensziel keiner Relativität unterworfen“) und als Ideal (Pb 7a: „...welche Ideale ich hochhalte [christliches Menschenbild]“). Ist die Werteordnung des Christentums zwar bei dem 50-jährigen Pb 7a im Gegensatz zu dem „damit groß gewordenen“ 76-jährigen Pb 8a als „frei gewählt und dafür entschieden“ zu bezeichnen, so ist sie bei ihm gleichermaßen als unantastbar und nicht relativierbar zum (allein) gültigen Menschen-Bild geworden. Eine solche feste Vorstellung ist bei keinem anderen Probanden angedeutet worden – eher wird immer wieder bewusst auf die Optionsmöglichkeiten von Lebenssinn und -gestaltungsangeboten hingewiesen – ob bei der erst 24-jährigen Pb 3j: „Bin noch dran, mir einen Plan zu basteln“, oder bereits sarkastisch überspitzt bei der 63-jährigen Pb 5a: „Ob das Basteln am eigenen Denkmal auch das alte Ich erträglicher macht?“

**Erfordert die Akzeptanz eines solchen Systemes prinzipiell gleichwertiger Deutungsstrukturen noch in hohem Maße die Fähigkeit des relativierenden und kontextuellen Denkens, so fordern Orientierungen und schließlich Entscheidungen in einem solchen Labyrinth gleichwertiger Sinnangebote gleichermaßen das abwägende wie das entscheidene und entscheidungsbegründende Denken.**

Während bei den Älteren hin und wieder die Tendenz, fast eine leise Sehnsucht nach „gültigen“ Richtlinien – und seien es auch sehr offene wie bei Pb 9a - spürbar wird: „Es gibt Grundeinstellungen, die bleibend sind, z.B. Humanismus“, scheinen die Jüngeren gewillt und auch geübt, Wertvorstellungen, Lebensziele und Sinndeutungen selbstbestimmt zu wählen (Pb 1j: „... Veränderungen mit kalkulieren und Ziele neu definieren ... Alles bleibt in Bewegung“, Pb 13j: „Selbstreflektion, Rückblick und gleichzeitiger Vorausblick – essentiell, um sich weiter zu entwickeln, nicht still zu stehen und weiter hinzuzulernen“, Pb 4j: „... zu permanenter geistiger Aufnahmefähigkeit und Weiterentwicklung fähig zu sein“, Pb 8j: „... strebe danach, mein Leben so zu gestalten, dass eine Befreiung nicht nötig sein wird“, Pb 5j: „... erwarte von mir, dass ich mich auseinandersetze und nicht in eine passive Betrachterrolle zurückziehe...“, Pb 9j: „... versuche, mich weiterhin zu bewegen...“). „Generation flex“ nennen sich die Jüngeren in Anlehnung an den von Douglas Coupland geprägten Begriff der „Generation X“. Der Duden gibt zu diesem Begriff folgende Erklärung: „Das wachsende Medienangebot und das Nebeneinander der unterschiedlichsten Stilwelten haben innerhalb der Jugendszenen eine Vielzahl parallel existierender Lebensentwürfe geschaffen. (Sie) ... erfordern ein neues Maß an Flexibilität und Wachheit, die die Generation flex trainiert, um das Chaos zu ordnen“ (Duden 2000: 196).

Das erforderliche „Trainingsprogramm“ wird gleich massenmedial geboten, „auf ein Faulbett legen“ (Goethe: Faust) ist nicht einmal den Jüngsten erlaubt. Über eine neue Fernsehzeitung für junge Leser mit dem bezeichnenden Titel „TV Total“ schreibt Christian Staas in „Die Woche“: „Die Zeitschrift soll für ganz junge Leser sein, setzt eigentlich aber geschultes Differenzierungsvermögen voraus... es ist das meiste frei erfunden, direkt daneben redaktionelle Service-Seiten ... streng durchformatiert, schnell und bunt. Die Meinungsforscher haben ... gesagt, damit käme die Zielgruppe schon zurecht“ („Die Woche“ vom 19.1.2001, S. 21).

Deutlich wird damit: Es werden Jüngere bereits mit Erwartungen und Ansprüchen konfrontiert, die Aspekte des Weisheitskomplexes aufzeigen: Besonders im Bereich des relativierenden, des vernetzten und des urteilenden Denkens wird die „Generation flex“ früher gefordert, als es in den voraus gegangenen Generationen notwendig und der Fall war.

Hieraus wird die hohe Affinität und Identifikation in den Reflexionen der Jüngeren mit den Weisheitsaspekten erklärbar: Was in vielen Interviews durch zustimmende Aussagen nur angedeutet wird, beschreibt eine 24-Jährige ausdrücklich: „Ich habe schon jetzt das Gefühl, mich mit einigen dieser Aussagen identifizieren zu können“ (Pb 14j), und eine 23-Jährige äußert fast verwundert: „Interessanterweise komme ich mir schon in meinem jungen Leben so erfahren vor... wie soll das noch weitergehen“ (Pb 3j), und Pb 10j stellt ohne Zögern fest, dass „man auch bei jungen Menschen von einem oben beschriebenen Zustand ausgehen“ kann. Es wäre jedoch ein Fehlschluss, aus der Identifikation der Jüngeren mit den Aussagen über Alterskompetenzen abzuleiten, sie würden den Zustand einer Altersweisheit für sich beanspruchen – es besteht deutlich eine Kluft zwischen persönlicher Akzeptanz von weisheitsentsprechenden Fähigkeiten und der Einsicht einer mangelnden Umsetzungsfähigkeit. Sie wird im – überraschenderweise – einhellig geäußerten Beratungsbedürfnis deutlich. Sie wird aber auch ausgesprochen von einer 25-Jährigen: „In vielen dieser Aussagen erkenne ich mehr meine Auffassung zu handeln als mein konkretes Handeln wieder“ (Pb 5j). Diese Beschreibung entspricht der Einsicht und zugleich der Hilflosigkeit: Zu wissen was richtig sein könnte, aber „nicht wirklich“ (Szenejargon). Es ist dies die Einsicht, gezwungenermaßen frühe Kompetenzen ohne performante Sicherheiten entwickelt zu haben.

**Wohl ist es so, dass „die Erkenntnisse nicht allein altersspezifisch bedingt sind“, wie Pb 6a und viele der jungen Probanden vermuten, dass jedoch bestimmte Weisheitsmerkmale und –kompetenzen sich eher im zunehmendem Alter als in jungen Jahren entwickeln. Nach Auswertung der Aussagen in der Untersuchungsgruppe der Älteren wie in der Kontrollgruppe der Jüngeren gehören dazu nicht so sehr die erkennenden Fähigkeiten des „Lifespan - Kontextualismus“ (ontogenetische, historische und biografische Einbettung von Lebensproblemen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft)“ (Staudinger/ Baltes 1996: 61) und deren kulturgebundene altersgebundene, personenspezifische Bereiche. Es gehört auch nicht so sehr dazu das wert-relativierende Denken, das sogar und eher in besonderem Maße dem jüngeren Lebensalter zu entsprechen scheint und von den Jüngeren entsprechend für sich beansprucht wird. Es gehört vielmehr, vor allem den Aussagen der Jüngeren nach, die Entwicklung der Fähigkeit dazu, das „Bewältigen von Ungewissheit..., als Bewältigungsstrategien und Interpretationsheuristiken, die es erlauben mit den Ungewissheiten des Lebens umzugehen“ (a.a.O., S. 62). Wie weit es möglich ist, diese offenbar erst mit der Erfahrung über Lebenszeit entwickelten „Lebensfertigkeiten“ (Baltes) weiterzugeben, bei anderen in ihrer Entwicklung zu unterstützen, d.h. wie und wie weit diese Fähigkeiten vermittelbar sind, damit beschäftigten sich die folgenden Abschnitte. Die Frage ist die nach der *Generativität*; das Feld ist das der *Kultur* als ein Bereich der Auseinandersetzung mit dem Thema, wie man sich und seinen Standpunkt in der Gesellschaft sichern und gestalten kann und will, und nach welchen Maßgabe gestaltet werden könnte und sollte (vgl. Abschnitt 3.2 und 3.3 und im Folgenden 10 und 11).**

Eine dafür vermutete Relevanz von weisheitsbegründeten Alterskompetenzen soll im folgenden Abschnitt 9 anhand der einzelnen Weisheitsqualitäten erarbeitet und begründet werden. Zuvor und überleitend soll an dieser Stelle auf die wichtigsten Grundlagen der Entwicklungspsychologie verwiesen werden, auf die die gerontologischen Forschung sich bezieht, denn sie unterstützen die Argumentation des folgenden Kapitels.

Die Vermutung neuer oder sich ausdifferenzierender Fähigkeiten, die sich in zunehmendem und späterem Alter entwickeln, beruht (s.o.) u.a. auf dem Konzept des Life-span-developments. Die entwicklungspsychologische Forschung erarbeitete damit bereits sehr früh Entwicklungsmöglichkeiten von Fähigkeiten im Alter, die sozio-kulturelle Relevanz aufweisen oder aufweisen könnten. So beschreibt Charlotte Bühler schon 1928 in einem Phasenschema über das gesamte Lebensalter die Phase drei (dreißigstes bis fünfzigstes Lebensjahr) als die Zeit der Spezifikation von *eigentlichen* Bindungen und Entscheidungen (die im Gegensatz zu früheren Jahren nicht mehr unspezifisch oder provisorisch, sondern differenziert und begründet werden), die Phase vier (fünfzigstes bis sechzigstes Lebensjahr) als Zeit der Einordnung des eigenen Lebens in einen *höheren* Sinnzusammenhang und die Phase fünf (ab dem sechzigsten Lebensjahr) als Zeit der *Ablösung* vom Leben, der *Rückschau* und der *Vorbereitung auf das Ende* (aufgeführt nach Hofstätter 1964: 96). Unabhängig von den heute fragwürdigen, da gesellschaftlich-kulturell abhängig zu definierenden Altersgrenzen, zeigen die letzten Entwicklungsstufen bei Bühler deutliche Hinweise auf Fähigkeiten von kultureller Relevanz, die offenbar erst mit dem Durchlaufen der anderen Stufen in besonderer Ausprägung als spezifisch entwickelt werden: Die lebensphilosophische Einbettung des eigenen Lebens, das hieße, eine kulturelle Bedingtheit des eigenen Lebens herzustellen, werden bei ihr als Einordnung in den *höheren* Sinnzusammenhang bezeichnet (d.h. über den Sinn der alltäglichen Lebensbewältigung hinausgehend), ebenso müssen die Elemente der Lebensreflektion (Rückschau), der Alltagsdistanz (Ablösung) und der Beschäftigung mit dem Tode (Vorbereitung auf das Ende) als kontemplative, nicht mehr auf reine Alltagsbewältigung gerichtete, kulturelle Tätigkeiten bezeichnet werden.

Auch das Konzept der Entwicklungsaufgaben von Havighurst (1956) sieht, in Anlehnung an Erikson, für das höhere Alter („middle age from about thirty to about fifty-five“ und „later maturity at age sixty-five“) explizit solche Aufgaben der Kulturrelevanz vor, diese definieren sich geradezu darüber:

Die Erfüllung solcher späten Entwicklungsaufgaben bildet und bezeugt die Kompetenz des Alters (wie die früheren Entwicklungsaufgaben entsprechend die Kompetenz der früheren Altersstufen), ist Voraussetzung eines erfolgreichen Alterns (successful aging) und ist verantwortlich für die Lebenszufriedenheit (satisfactory of life). Havighurst nennt drei Quellen bei der Entwicklung von Lebensaufgaben im Alter (biologische Entwicklung, gesellschaftliche Anforderungen und psychische Faktoren): „The developmental tasks of the middle years arise from changes within the organism, from environmental pressures, and above all from demands or obligations laid upon the individual by his own values and aspirations“ (S. 268). Verzeichnet er vor allem negative Veränderungen im biologischen Bereich (sensorische Einschränkungen und ansteigende Morbidität) und im Bereich der gesellschaftlichen Anforderungen (Aufgabe ehemaliger Rollen), die in diesen Bereichen eher kompensatorische Entwicklungsaufgaben und solche zur Aufrechterhaltung eines selbstverantwortlichen Lebens erfordern, so sieht er im Bereich der psychischen Faktoren den positiven Aspekt *veränderter* Fähigkeiten und Neigungen. Er wertet diesen dritten Bereich als dominant („above all“, s.o.). Die veränderten individuellen, persönlichkeitspezifischen Erwartungen und Wertvorstellungen führen zu neuen, gesellschaftlich kulturellen Sinnbestimmungen und fordern so Entwicklungsaufgaben zur Bewältigung heraus, die sich auf die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit und der Erfüllung generativer Aufgaben richten. Diese, als kulturell und sozio-kulturell zu bestimmenden Entwicklungsaufgaben lassen sich fassen unter sozialpolitischen Aufgaben (Übernahme öffentlicher und sozialer Verantwortungsaufgaben [Achieving adult civic and social responsibility“, S. 269], unter Aufgaben der Wahrnehmung sozialer und öffentlicher Verpflichtungen [„Meeting social and civic obligations“, S.281]), unter generativen Aufgaben (Unterstützung der Kinder bei der Entwicklung zu verantwortlichen und glücklichen Erwachsenen [Assisting teen-age Children to become responsible and happy adults“, S.

271]) und unter Aufgaben individual-psychologischer Natur (sich selbst als gesellschaftlicher Teil des Alters anzunehmen [„Establishing an explicit affiliation with one's age group“, S. 279], Aufbau neuer Freizeit-Tätigkeiten [„Developing adult leisure-time activities“, S.271]).

Es wäre das Lifecycle-Konzept jedoch fehlinterpretiert, wollte man die (bei allen Entwicklungspsychologen hinsichtlich der Vielfalt und der Altersgrenzen unterschiedlich angesetzten) Entwicklungsstufen - als unabhängig voneinander ansehen. Es werden nicht in den einzelnen Entwicklungsstufen unterschiedliche Fähigkeiten entwickelt – die kulturelevanten Kompetenzen gar erst im Alter. Das Lifecycle-Konzept zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass es eine Entwicklungsfähigkeit auch bis ins hohe Alter annimmt und nicht eine Entwicklung im frühem Erwachsenenalter als beendet betrachtet, auf das nur noch eine Stagnation bzw. ein Abbau erfolgt: „Personen verändern ihre Einstellungen im Verlaufe ihrer individuellen biographischen Entwicklung als Folge kumulierender Lebenserfahrung“ (Nunner-Winkler 2001: 20). Die einzelnen Stufen der Gesamtentwicklung nach dem Lifecycle-Konzept sind voneinander abhängig und bauen aufeinander auf. Kulturelevante Kompetenzen sind also sehr wohl auch in frühem Alter angelegt und können dort entwickelt werden, es ist die Anlage und Erfüllung jeweiliger Entwicklungsaufgaben sogar Voraussetzung zu einer Weiterentwicklung im Alter. Durch die Voraussetzung der Erfüllung aller früheren Lebensaufgaben ist jedoch zu vermuten, dass die **späteren Kompetenzen, die schwerpunktmäßig kulturell definiert werden, sich erst in späteren Lebensjahren, aufbauend auf den Erfahrungen der früheren Bewältigungen, entwickeln. Es sind die einzelnen Stufen also nicht als jeweilige Neuentwicklungen bestimmter Fähigkeiten anzusehen, sondern als Weiterentwicklungen, von denen die der letzten Altersstufen als von potentiell besonderer kultureller Relevanz definiert werden können.**

## 9 Bestimmung der kulturellen Relevanz von Alterspotentialen

„... weil es, vielleicht mit Ausnahme der Kunst, nichts Allgemeingültiges mehr gibt“ (Pb 11a).

Kühle Erkenntnis und ein Ansatz von Hoffnung zugleich scheint sich zu spiegeln in dieser Aussage eines leitenden Lokalredakteurs im Interview. Einerseits als Kind der reflexiven Moderne die Orientierungsfreiheit bereits als Faktum anerkennend, vermutet er, zwiespältig und unsicher, in einem eingeschobenen Nebensatz nur angelegentlich angedeutet, „vielleicht“ doch noch die Möglichkeit von etwas für alle „Gültigem“, etwas, das über dem ständigen notwendigen Dauerdiskurs der Moderne erhaben sein könnte – wenn schon nichts Priesterliches mehr, so doch etwas „Kulturpriesterliches“ (Herzinger), nämlich die Kunst. Doch „macht die Säkularisierung vor keinem sozialen Teilbereich und folglich auch vor der Kunst nicht halt“ (Strasser 1995: 88). Gab es noch - und gerade - bis in die Zeiten der Klassischen Moderne nicht nur im politischen, sondern auch – und gerade – im kulturellen, vor allem im künstlerischen Bereich „Verkünder“, die „Botschaften“ zu vermitteln hatten, so ist die Zeit des fundamentalistischen „Kulturpriestertums“ unter den Bedingungen der Moderne endgültig vorbei: „Wir wissen heute ..., dass uns in der Welt nichts Werthafte erwartet, sofern wir sie mit der Nüchternheit studieren, die typisch ist für den modernen Menschen. Die Welt an sich, wie sie von den Wissenschaften erforscht wird, hat weder Sinn noch Bedeutung. Und aller Wert entstammt einzig unserer eigenen Subjektivität“ (Strasser 1995: 90).

Ununterbrochen den ständigen Sinn- und Bedeutungsfragen, den „Gültigkeitsfragen“ ausgesetzt, haben sich die Menschen der reflexiven Moderne ihnen zu stellen – es gibt keine Deutungsinstitution mehr, die dies für sie übernimmt. Die Moderne wird sich selbst zur Frage, wird reflexiv, der Fragende muss die Antworten selber geben, ist (selbst-)verantwortlich geworden. Dies wird durchaus nicht nur als Chance empfunden, sondern auch als Zwang und als Belastung: Die Notwendigkeit der Dauerreflexion und Dauerbilanzierung von Lebenslauf und

Lebensentwurf ist anstrengend. Die Verunsicherung des einst stabilen Bodens allgemein gültiger Vorgaben im früher zuverlässigen Bereich der Kultur erfordert die ständig neue, eigene Fundamentierung.

„Die düstere Pointe dieser Geschichte ist freilich, dass wir uns immer weniger als Herren unserer Subjektivität fühlen, sondern als deren Unterworfenen und Opfer. Wir haben keinen objektiven Maßstab mehr, an dem wir ihre Evidenz messen könnten; sie selber ist der Maßstab und sie wird daher nicht vernünftiger, sondern eher zu einer blinden Macht über uns“ (Strasser a.a.O.).

Doch ist der oben zitierte Proband nicht der Einzige, den eine kleine geheime Sehnsucht nach einem normativen, einem widerspruchsfreien, „allgemein gültigen“ Kulturbegriff bewegt („Offenbar hat Kunst und Kultur für viele eine kompensatorische Funktion, das festzuhalten, was uns zu entgleiten droht“ [Röbke 2000: 27]). Die jüngste, heftige Diskussion um den Begriff der „Leitkultur“ verleiht der Tatsache nur allzu deutlich Ausdruck, dass auf dem Gebiet der kulturellen Orientierung, der „allgemein gültigen“, gesellschaftlich unzweifelhaften Offenbarungen noch sehr widerspruchsvolle fundamentalistischen Überzeugungsdebatten geführt werden, die in allen Lagern eine tiefe Unsicherheit erkennen lassen – zum Teil in Form von Misstrauen gegenüber kulturellen Werten, zum Teil in Form von Wunsch- und Bedürfniserklärungen nach kulturellen Werten. Wagner erkennt die Notwendigkeit des anstrengenden individuellen wie gesellschaftlichen Ringens und diagnostiziert gleichzeitig fehlende Voraussetzungen dazu. Dies spiegelt sich in seiner Stellungnahme zur Leitkultur-Debatte:

„Wenn ein solcher geringfügiger Anlass wie ein in einer Pressekonferenz geäußertes Wort eines Fraktionsvorsitzenden eine solche Debatte auslöst, in der es um grundlegende Fragen gesellschaftlichen Zusammenlebens, kulturelle Werte und individuelle Subjektkonstitution geht, dann zeigt das, wie notwendig die Diskussion darüber ist und wie wenig wir gegenwärtig über ein theoretisches Verständnis verfügen, die uns umgebende Wirklichkeit erfassen, geschweige denn sie gestalten zu können“ (Wagner 2000: 43).

**Eine solche grundsätzliche Unsicherheit in individueller Lebensentwurfsplanung und damit verbundener Wirklichkeits- und Zukunftsgestaltung wurde deutlich in der untersuchten Kontrollgruppe der Jüngeren – ein Beratungsbedarf durch Erfahrene zu Diskussions- und Entscheidungshilfen wurde geäußert. Die Vermutung wurde damit angedeutet, dass Ältere eine länger entwickelte, mehrfach erprobte Sicherheit und höhere Souveränität in den Bereichen reflexiver und bilanzierender Wirklichkeits- und Lebensdeutung und –gestaltung aufweisen könnten. Dies wäre ein neuer, ein generativer und damit in höchstem Maße demokratischer Aspekt in der Entwicklung und Mitbestimmung kultureller Prozesse der Selbstvergewisserung von Individuen, aber auch von gesellschaftlichen Gruppen und Institutionen.**

In den folgenden Abschnitten wird untersucht, welche Möglichkeiten von kultureller Wirksamkeit und Bedeutung bestehen, die aus den bevorzugt im Alter entwickelten und sich entwickelnden Weisheitspotentialen hervorgehen.

## **9.1 Die Möglichkeit des Auslotens**

Die Möglichkeit, Sachverhalte und Probleme „auszuloten“, ihnen auf den Grund zu gehen, ist ein Produkt der Fähigkeit zur differenzierenden und problematisierenden Reflexion (vgl. Abschnitt 8.4.3.2.1). Der Begriff des Auslotens entstammt ursprünglich der Nautik, in der es die früher manuelle, heute elektronische Tätigkeit bezeichnet, die Tiefe des jeweiligen Standpunktes zu erkennen, den Grund festzustellen. Eine Bestimmung der „Tiefgründigkeit“ ist notwendig zur Verhinderung des „Auflaufens“, ein aufgelaufenes Schiff ist navigationsunfähig, dem Stillstand, der Funktionslosigkeit anheim gegeben.

Das Bild des Auslotens wird übertragen auf die kulturelle (vor allem literarische), psychologische, theologische aber auch soziologische Vorstellung des individuellen und kollektiven

menschlichen Lebens als „Strom des Lebens“ entlang einer linearen Zeitachse: Es verweist auf die notwendige Fähigkeit, über der Linearität der zweidimensionalen Achse die dritte Dimension (s.u.) der Tiefe absichernd zu ergründen, im aktivitäts- und handlungsbestimmten „Strom des Lebens“ eine weitere Ebene zu erkennen und zu nutzen und den Dingen „auf den Grund“ zu gehen

Den „Strom des Lebens“ als eine gesellschaftlich-kollektive Bewegung beschreibt Glaser als „biologischen und sozialen Prozess“, sieht ihn als ein oberflächliches, angenehm-bequemes Regulierungssystem: „Lebenszeit als Getriebensein: Neuzeitlich-faustisch bedeutet dies Lust! Die Menschen werden bewegt von einem libidinösen Arbeits- und Zeitdruck, die auch die Sinnfragen beantworten (beziehungsweise diese gar nicht aufkommen lassen). Beschleunigung wird zum Selbstzweck. ‚Man verspeist im nächsten Augenblick den vorhergehenden...‘, meinte Goethe 1825“ (Glaser 2000: 643).

Das zeitlineare Getriebensein wird zum Selbstzweck, hält sich durch Selbstverspeisung scheinbar selbst am Leben. Erst mit dem Ausstieg, einem In-die-Tiefe-gehen, einer Grund-Suche ist eine Sinn-Konstituierung, eine Begründung des Handelns möglich: „Realität an sich vermittelt noch keine Sinnhaftigkeit. Sie wird erst durch das Subjekt konstruiert“ (Teising 1998: 11). Die Sinn-Konstitution des Handelns erfolgt durch Interpretation, Reflexion und Deutung, nicht aber durch das Handeln selbst.

Die Möglichkeit, im „Strom“ anzuhalten, unter der Oberfläche „profunde“ Erkenntnisse zu gewinnen, diese Möglichkeit ist subjektiv und objektiv in den späteren Lebensjahren eher gegeben denn in jungen: Objektiv, weil es im Allgemeinen erst im Alter begünstigt ist, sich aus dem Strom der (beruflichen, familiären) Aktivitätsrollen und –verpflichtungen zu lösen, subjektiv, weil mit der Erkenntnis des näheren und nahen Endes der persönlichen Zeitperspektive ein Bewusstsein geschaffen wird, das die Ablösefähigkeit, die Bereitschaft eines „abschiedlichen Daseins“ (Rosenmayr 1998b: 64), zur Freiheit von einem gesellschaftlich-kollektiven Triebverhalten begünstigt (vgl. Thomae 1983, Schmitz-Scherzer et al. 1993).

In diesen besonderen – subjektiven wie objektiven – Möglichkeiten des Alters könnte **eine ergänzende Rolle der kulturellen Konstituierung der Gesellschaft liegen**. Die Fähigkeiten, die in jungen Jahren noch nicht oder noch nicht in dem Maße vorhanden oder stabil sein können, ermöglichen eine begründete Sinn-Konstitution des „Lebensstromes“:

„Indem der junge Mensch aber die Rollen seines nach außen gerichteten Lebens lebt, und ... sich auf das Funktionieren in seiner Umwelt ausrichtet, umso mehr schließt er den anderen Teil seiner Existenz aus, jenen inneren Teil, der nicht auf Selbstbehauptung und bewußtes Interagieren mit der Umwelt gerichtet ist. Eine der Aufgaben der zweiten Lebenshälfte ist also ‚der Weg nach innen‘. Er ergänzt das zuvor überwiegende Agieren mit der Außenwelt“ (Olbrich/ Gunzelmann 1992: 56).

Zeichnet sich das Bild von Lebensentwürfen im „Fluss des Lebens“ entweder eindimensional, geradlinig, zielorientiert (vgl. Abschnitt 8.4.2.2: Interviewgruppe 1) oder bereits zweidimensional als moderne Wahlbiografie durch vielfältige Entwicklungs-, Entfaltungs- und Erweiterungsoptionen (vgl. Schroots im Folgenden und Abschnitt 8.4.2.2: Interviewgruppe 2), so zeigt sich mit einem Ausstieg aus der reinen Lebensplanverfolgung in eine „vertiefende“, begründende, sinnkonstituierende Dimension die Lebenswirklichkeit nunmehr als dreidimensionales Objekt: Ein „Objekt Lebenswirklichkeit“ in zweifachem Sinne - einmal als ein über die Zweidimensionalität des Bildes hinausgehendes, nun in allen Dimensionen Erfahrbares, zum anderen aber auch im Sinne eines durch das gestaltende Subjekt Geschaffenen.

Auch bei Baltes eröffnet sich die dritte Dimension der Lebenswirklichkeit als Objekt erst mit dem weisen Blick von oben: Erst der Schritt aus der „Pragmatik des Lebens“ hinaus ermöglicht die Einsicht und Urteilsfähigkeit in die „sogenannten ‚fundamentalen Fragen der Pragmatik des Lebens‘“ (Baltes 1989: 49). **Erst im Ausloten, in der Betrachtung, der Reflexion der conditio humana eröffnet sich die neue Dimension, nicht in der Pragmatik selbst.**



Der „Fluss des Lebens“ im Volksmund bezeichnet wie die „Pragmatik des Lebens“ bei Baltes, den Aspekt des aktiven, handlungsorientierten Lebens. Der historische Begriff der Vita activa setzt diesen tätigen Lebensweg gegen den Begriff der Vita contemplativa als betrachtende, begründende, fundamentalisierende Sinngebung.

In ihrer großen Auseinandersetzung mit der Abwertung der „Vita activa“ gegenüber der philosophisch-intellektuell höheren Anerkennung der „Vita contemplativa“ schreibt Hannah Ahrendt: „Wenn daher meine Aneignung des Begriffes Vita activa in offenkundigem Widerspruch zur Tradition steht, so nicht, weil ich die Gültigkeit der Erfahrungen, die zu der Unterscheidung zwischen einer Vita activa und Vita contemplativa führten, bezweifle; woran ich zweifle, ist vielmehr lediglich die hierarchische Ordnung, die dieser Unterscheidung von Anfang an anhaftete“ (Ahrendt 1999:26). Tatsächlich kann es keine Hierarchie von Handeln oder Begründen geben, die Frage, welcher Bereich „wichtiger“ oder „unwichtiger“ sei, ist sinnlos: Beide Bereiche können nur aufeinander rückbeziehend sinnvoll erscheinen.

**Es ist die notwendige Gleichzeitigkeit von Aktivität und Kontemplation, die die Multidimensionalität der Lebensgestaltung bestimmt: Wäre das eine (die Vita activa) zu flach, zu „oberflächlich“ gegenüber dem anderen (der Vita contemplativa), so wäre die „Tiefgründigkeit“ zu verloren, zu abgetrieben von der Direktivität der menschlichen Zeitachse. Komplexität und Mehrdimensionalität kann nur durch die Gleichzeitigkeit von dynamischer Teleologie und reflektierender Tiefenerfahrung gewährleistet werden.**

**Dass beide Bereiche unterschiedlich bevorzugt an Lebensalter gebunden sein können, widerspricht nicht ihrer ergänzenden Funktion. Die gegenseitige interindividuelle Ergänzung ist beidseitig stabilisierendes Moment.** Die innerpersönliche, intrapersonelle Ergänzung durch die Entwicklung der kontemplativen, reflektierenden Fähigkeit des Auslotens, des begründenden Denkens, ist zugleich stabilisierendes Moment der alternden Persönlichkeit:

Als Notwendigkeit eines generellen Paradigmen-Wechsels wird die individuell wichtige Verlagerung in den Bereich der Vita contemplativa aus psychologischer Sicht bei Bau beschrieben: „Die Krise des alten Menschen besteht darin, dass er spürt, dass wesentliche Teile seiner individuellen Persönlichkeit in der Vergangenheit nicht gelebt wurden, und er sich jetzt vor die Notwendigkeit gestellt sieht, diese innere Persönlichkeit, die er auch ist, zu entwickeln. Es setzt aber einen Paradigmawechsel des Wertsystems des früheren Erwachsenenalters voraus. Dies bedeutet einen schmerzhaften Bruch mit den bisherigen Werten ... (richtet) ... sich meist auch gegen die fortbestehenden Wertvorstellungen des Kollektivs“ (Bau 1995: 131). In diesen Worten kommt die Sorge zum Ausdruck, der Wechsel von der Seite des Dynamisch-Aktiven auf die Seite des Reflektierenden-Auslotenden könnte persönliche und auch gesellschaftliche Schwierigkeiten zur Folge haben. Es entspricht ziemlich genau dem „Skeptizismus“ des Probanden 6a im Interview (vgl. 8.4.2.3) gegenüber der schlechten „Konjunktur“ reflektierender und beurteilender Lebensbetrachtung „angesichts unserer gesellschaftlichen Entwicklung“: Diese neue, andere Fähigkeit zur Erkenntnisgewinnung „bedeutet ja auch historische Erfahrung, transzendiert damit den augenblicklichen Status und ist eine vorzügliche Voraussetzung dafür: in qualitativen Alternativen zu denken. Dies scheint in einem steigenden Umfang nicht gewollt zu werden, da es die Manipulierbarkeit reduziert“ (Pb 6a).

Nicht einer befürchteten Abwertung (vgl. Hannah Ahrendt) der Vita activa durch das intellektuell-wissenschaftlich orientierte Gesellschaftssegment eines Niveaumilieus redet dieser Proband das Wort. Vielmehr ahnt und befürchtet er umgekehrt die Ablehnung durch die beherrschende Ideologie einer wirtschaftlich-politisch außenweltfixierten Leistungsgesellschaft, der sich der Ältere bisher zugehörig gefühlt hatte und zu der er jetzt Alternativen erkennt. Der „schmerzhafteste Bruch mit den bisherigen Werten“ (Bau) tritt „desto reiner, ungebrochener auf, je ausschließlicher man gesellschaftliches Akzeptiertsein und die große Gemeinsamkeit in der sichtbaren Gemeinschaft der Produktion von außenweltrelevanten Gütern (seien es Sachen, Sachverhalte oder Vorgänge) erfahren hat und je weniger man hinreichend bewusste Erfah-

rung gemacht hat mit der unsichtbaren Gemeinsamkeit der ständigen Entwicklung von Sichtweisen, Bewertungen und Beziehungsweisen mit einem tieferliegenden existenziellen Akzeptiertsein“ (Kinsler 1999:14). Doch: „Der alte Mensch muss ... aber einen Weg finden, den er nur aus seiner individuellen Einmaligkeit heraus zu gehen fähig ist. Die Realisierung der Erkenntnis ... ist die eigentliche Aufgabe des älteren Menschen“ (Bau 1995:132).

Die teleologisch-pragmatischen Lebensentwürfe aus jungen, dynamischen Jahren weichen den nachdenklichen, den tief-schürfenden, den auf-den-Grund-gehenden Kontemplationen der späteren Jahre, die neue Möglichkeit des Auslotens eröffnet andere Perspektiven, findet neue Orientierungen abseits der Fließdynamik der *Vita activa*: „Nicht mehr Seins-Strukturen, sondern Sinn-Strukturen sollten ... gesetzt werden“ (Bau 1995:150). Dieses eine, ganz besonders und weitgehend dem Alter vorbehaltene Potential bedeutet, nicht nur dem „Ereignis im physikalischen Raum-Zeitkontinuum zu begegnen, sondern ein aus der Subjektivität heraus geborenes Sinn-Erleben“ (a.a.O. S. 152).

## 9.2 Die Möglichkeit zur Synoptik

Möglichkeiten der synoptischen Wirklichkeitsbetrachtung und -gestaltung ergeben sich aus der Weisheitskompetenz der sinnerkennenden und integrierenden Zusammenschau. Diese Kompetenz wird in der Forschung nicht bezweifelt, aber auch nicht genau definiert.

„Reife wird von uns verstanden als ‚Überblick‘ über ein bestimmtes Gebiet, und die Ergebnisse der Gerontologie machen deutlich, dass es gerade dieser Überblick ist, der zu den Stärken des Alters gehört“ (DIFF 1997:16), äußert der Entwicklungspsychologe und Alternsforscher Andreas Kruse in einem Interview der Funkkolleg-Werkstatt des DIFF an der Universität Tübingen. Was bei dem Wissenschaftler zwar nicht sehr konkret, aber einsichtig und seriös klingt, hat bei der amerikanischen Psychologin und Sozialwissenschaftlerin Betty Friedan bereits recht mystische Anklänge: „Ein Wachsen, Vertiefen, Verknüpfen – das Bewußtsein, daß es wichtig ist, unser Leben, so wie wir es gelebt haben, zu einem Gesamtbild zusammenzufügen ... Die Energie strömt jetzt in ... ein tieferes Verstehen des bisher Gelebten: Alle Teile werden zusammengetragen, um sie bewußt miteinander zu verknüpfen“ (Friedan 1997: 775).

Was steckt hinter diesen geheimnisvollen, vorsichtig einkreisend wie bei Kruse beschriebenen oder schwärmerisch allumfassend wie bei Friedan geschilderten, Phänomen synoptisch-integrativer Fähigkeiten des Alters? Worin bestehen sie und wie werden sie wirksam?

Es zeigt sich sowohl in den vorsichtigen Annäherungen als auch in den betont irrationalen Zugängen zunächst einmal die Schwierigkeit aller wissenschaftlichen Disziplinen: die Skepsis, in einem synthetisierenden, ganzheitlichen Denken gleichermaßen mögliche und legitime Zugangsmöglichkeiten zu Problembestimmungen und Problemlösung zu sehen, wie in einem analytischen Denken. Sind nämlich die analytischen Prozesse relativ gut logisch begründbar, nachprüfbar und eindeutig zu bestätigen oder zu falsifizieren, so hätte man dies mit sythetisierenden Prozessen erheblich schwerer: Die Mühsal der Forschung interdisziplinär orientierter oder kooperierender Wissenschaften (wie z.B. der Gerontologie, aber auch der Kulturwissenschaften) mögen dies bezeugen – Ergebnisse sind nicht rasch und kaum eindeutig „evaluierbar“, dienen immer nur der Hypothesengenerierung und als Diskussionsgrundlage. Zudem wird die kumulative Wissensentwicklung, d.h. die Überprüfung, Transformation und Anreicherung des Wissens wichtig: Die Fähigkeit zu synthetisierendem Denken ist hochgradig wissensgebunden. Nur wo Wissen als verfügbare Ressource gesichert vorhanden ist, kann diese „transzendiert“ werden – in dem Sinne, dass eine Vernetzung und Synoptik zu anderen vorhandenen Wissensbereichen stattfindet, damit gemeinsame Probleme überhaupt erkannt und mit von allen Beteiligten verfügbaren Mitteln gemeinsam an einer Lösung gearbeitet werden kann. „Transzendierend“ wäre dann der Schritt über die verschiedenen bereits vorhandenen, gesicherten, bearbeiteten Bereiche hinaus auf eine neue Stufe der Erkenntnismöglichkeit – Querverbindungen zu schaffen zwischen den unterschiedlichen „Transzendenz“-Schritten in

den Einzelwissensbereichen wäre die Aufgabe des Synthetisierungsprozesses. Erst über sie ist die Möglichkeit zur Gewinnung neuer Erkenntnisse aus dem Vorhandenen gegeben.

Kann weder die Fähigkeit des analysierenden noch die des synthetisierenden Denkens als „höhere“ oder „niedrigere“ bewertet werden, so sind doch jeweils unterschiedliche Voraussetzungen erforderlich: Das zergliedernde, zerlegende, logisch abwickelnde und beweisende, das sezierende Denken auf der Seite der analytischen Prozesse, das verknüpfende, verbindende (relativierende), beziehungserkennende, systematisierende Denken auf der Seite der synthetischen Prozesse. Die Fähigkeiten zum synthetisierenden Denken sind so zwar nicht als „höhere“ zu bewerten, wohl aber als umfassendere: Die zu überschreitenden Wissensressourcen müssen nicht nur vorhanden und verfügbar, sondern auch bereits verarbeitet (Arbeitsvoraussetzung) sein. Die Synthese funktioniert also in einer anderen Qualität: Das Vorhandene wird nicht mehr nur bearbeitet, sondern es wird das (bereits bearbeitete) Vorhandene auch überschritten. Es wird aus dem Vorhandenen heraus Neues entwickelt.

„Mein Leben hat dann auf diesem Erkenntnis-Hintergrund den Sinn“, hofft ein junger Teilnehmer der empirischen Untersuchung, „aus einem Reservoir von Erlebtem und Erlerntem zu schöpfen, ... und ... deshalb immer wieder neu kreativ tätig zu sein“ (Pb 4j). Aus Vorhandenem Neues zu gestalten bedeutet für diesen jungen Mann „Kreativität“, ist schöpferische Leistung. Dem entspricht der Begriff der „Neukomposition“ von Rosenmayr: Nicht auf einem komplexen Wissensreservoir unbeweglich zu verharren, als Besitzstand zu wahren, darf als Leistung des Alters gesehen werden, sondern es „preiszugeben“, hinter sich zu lassen, zu überschreiten, zu ordnen und zu gestalten, neue Prinzipien und Strukturen zu schaffen (vgl. Rosenmayr 1997: 72).

Dass dies nicht unbedingt „rein“ zu evaluieren ist, könnte die (wissenschaftliche) Schwierigkeit erklären, die gelegentlich mit dem synthetisierenden Denken auftauchen – es könnte die Skepsis analytisch argumentierender „reiner“ Wissenschaften gegenüber den gelegentlich schwärmerischen, manchmal fast abgehobenen Argumentationen der „interdisziplinär“ orientierten Wissenschaften erklären: „Zu lange hatte man, was den Verlauf der Dialektik der Aufklärung bestimmte, geglaubt, daß das, was gut funktioniere, auch gut sei. Hybride Rationalität mißachtete den Mythos. Das hypothetische Bewußtsein der Wissenschaft, daß die ganze Welt in Wenn-Dann-Beziehungen aufzulösen sei, reduzierte die Erfahrung ganzheitlicher Sinnhaftigkeit und Sinnfälligkeit“ (Glaser 1990: 207).

So hat die Gerontologie, bei aller Seriosität, es schwerer, die eindeutig sich als Altersstärke erweisende Fähigkeit des synthetisierenden Denkens (vgl. Baltes, s.u.) wissenschaftlich „rein“ darzustellen. „Kosmische Geborgenheit als schöpferische Leistung des Alters“ ist denn auch eine doch sehr streitbare Überschreibung eines schließlich doch „analytischen“ Kapitels des Psychotherapeuten Heinz Bau in einem Beitrag zur Biografieforschung. Nach guter alter wissenschaftskritischer Analyse aufbauend, leitet er die – ihm allerdings letztlich unerklärliche – Fähigkeit des Älteren zur (überlegenen) Fähigkeit des integrativen Denkens ab:

„Erkenntnis wird hier nicht mehr durch ein fortwährend analytisches Zergliedern einzelner Objekte gesucht, sondern durch das Aufsuchen eines Bleibenden im Wechsel der Erscheinungen. Das Problem des Paradigmawechsels in der Phase des Alters besteht darin, daß das sezierende, diskursive Denken als nicht mehr ausreichend erkannt werden muß, da es nie die wirkliche Bestimmung eines konkreten Ganzen bringen kann“ (Bau 1995: 151). Soweit ist Bau wissenschaftlich zweifellos zu folgen, soweit wird er durch die Weisheitsforschung (s.u.) auch bestätigt. Doch die Unsicherheit in der Vermutung dessen, was aus der vorangegangenen analysierenden Begründung schließlich folgen könnte, welche Konsequenzen auf kognitiver Ebene zu ziehen wären, verliert sich bei Bau in einer fast andachtsvoll wiederbelebten Devotio moderna: „In der Phase des Alters reicht es nicht aus, bei den Vorstellungen, die dem Menschen unmittelbar gegeben sind, zu bleiben, sondern diese müssen überschritten werden zugunsten einer intuitiven Erfassung eines ganzheitlichen Zusammenhanges, einer aus dem Inneren sich entwickelnden Offenbarung, in deren Realisierung der ältere Mensch sein eigent-

liches Sein, sein Wesen erkennt und lebendig werden lässt“ (a.a.O.). Angesichts der Vermutung nicht mehr fassbarer, belegbarer, begründbarer Fähigkeiten werden Begriffe von gleichsam divinatorischer Ehrfurcht und Demut gewählt, die das Misstrauen des „reinen“ Wissenschaftlers wecken müssen: Was wäre denn gemeint mit einer „intuitiven Erfassung“, mit einer „aus dem Innern sich entwickelnden Offenbarung“, was mit einem „eigentlichen Sein“? Der Versuch, den Informationsgehalt dieser Aussage zu identifizieren und allgemeinverständlich zu formulieren, könnte ergeben, dass angesichts verlegener Ratlosigkeit vor einer derart schwer fassbaren Fähigkeit die Flucht in die Übersinnlichkeit angetreten wurde.

Auch die Weisheitsforschung bietet keine eindeutigen Untersuchungsergebnisse zur Fähigkeit des synthetisierenden Denkens, doch zur Vermutung von Übersinnlichkeit wird entschlossen Abstand bewahrt. Zwar zeigen Baltes & Smith die notwendigen Voraussetzungen für eine Fähigkeit zu übergreifendem Wissen und Denken auf, das mit dem Begriff des Expertentums umrissen wird. Diese Voraussetzungen sind jedoch noch eher wissenschaftlich deut- und beschreibbar als die Fähigkeit selbst: Aus den Kriterien des reinen Faktenwissens und den prozeduralen Kenntnissen von Strategien zur Lebensgestaltung manifestiert sich auf einem Meta-Niveau eine neue Qualität, die schwer und nur näherungsweise zu beschreiben ist, handelt es sich doch um „die Manifestation eines nur global strukturierten, offenen Wissenssystems, weil es sich dabei um Wissen in Grenzbereichen und nicht so sehr um standardisiertes Lehrbuchwissen handelt“ (Baltes/ Smith 1990:109).

Das Ziel, soweit es sich bei Bau interpretieren und bei Baltes und Smith deutlicher ablesen lässt, wäre demnach eine Vernetzung der – als vorhanden vorauszusetzenden – einzelnen Bereiche des reichen Faktenwissens und der Strategiekennntnisse, um so über eine Wissensquantität zu einer neuen Qualität eines „Metawissens“ zu gelangen.

Die Ansprüche und Leistungen des übergreifenden, synthetisierenden Denkens werden in den verschiedenen Disziplinen unter unterschiedlichen Aspekten gesehen und gewichtet:

Die Integration der Persönlichkeit als Moment der ganzheitlichen Persönlichkeit dominiert in der psychoanalytischen Literatur wie bei C.G. Jung: „Aber auch die psychischen Funktionen ... sind zu integrieren ... ungelebte(n) Schatten anzunehmen... Nicht das Über-Bord-Werfen bisheriger Werte und Lebensformen macht eine Akzeptierung des Schattens aus, sondern deren Integration mit ihrem Gegenteil. ... Die zweite Aufgabe... ist die Integration von Animus und Anima...“ (zitiert nach Olbrich/ Gunzelmann 1992: 57).

Das Erkennen bzw. Stiften von Sinnzusammenhängen ist es, das unter psychologischen Gesichtspunkten im Vordergrund steht: „Die Vorstellungen des persönlichen Sinnsystems sind nicht eine beliebige Sammlung von Einzelheiten, sondern haben eine bestimmte Ordnung. Sie bilden eine Gestalt mit einer zeitlichen Gliederung und einem subjektiven ‚Lebensraum‘, in dem das körperliche und psychische Selbst im Zentrum der persönlichen Umwelt mit ihren verschiedenen Handlungs- und Lebensbereichen liegen“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 417). Aus der Religionsphilosophie erfährt die psychologische Gewichtung der Sinn-Synopse Unterstützung durch den Theologen Romano Guardini, der nur in dieser Fähigkeit des Alters überhaupt eine „richtige“ Alternsweise zu erkennen vermag: „Der in der richtigen Weise Altwerdende wird fähig, das Ganze des Lebens zu verstehen. Er hat keine eigentliche Zukunft mehr, so wendet sein Blick sich auf das Vergangene zurück. Er sieht die Zusammenhänge, erkennt, wie darin die verschiedenen Anlagen, Leistungen, Gewinne und Verzicht, Freuden und Nöte durcheinander bestimmt werden und so jenes wunderbare Gefüge entsteht, das wir ‚ein Menschenleben‘ nennen.... Ein Gesamtbewußtsein, in welchem das Alter den ihm eigenen Sinn und die Möglichkeit für die Verwirklichung dieses Sinnes nicht hat, ist falsch gebaut“ (Guardini 1953).

Der zeitliche Überblick, die Zusammenschau als Synopse von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist Kennzeichen, Besonderheit des Alters und bevorzugter Forschungsschwerpunkt in der Gerontologie: „Die Beantwortung fundamentaler Fragen der Lebensbewältigung erfordert

...das Wissen um ... das Eingebettetsein der individuellen Lebensgeschichte in den Strom der Generationen und Zeitläufe ... und ... die erfolgreiche Integration der Zeitbezüge in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehört dazu. Die Relativierung der Gegenwart ist also ebenfalls ein wichtiges Kennzeichen dieses Wissenskörpers“ (Baltes 1994: 180).

**Es ist vermutlich weniger der erste Aspekt, der kulturell von höchstem Interesse sein könnte, als vielmehr der zweite und dritte Aspekt: Nicht nur die wissenschaftlichen Ansätze interdisziplinärer Forschung könnten hierin Impulse, Motivationen, Begründungen und Bestätigungen erhalten, sondern es könnten kulturelle Bereiche aus strenger „Einzeldisziplinierung“ zu übergeordneten Arbeits- und Themenbereichen auf neue und erkenntnisträchtige Wege gelangen. Dies könnte seinen Platz haben sowohl im „Cross-Over“ der Künste oder aber im kulturpolitischen Bereich als Umsetzung und Verwirklichung integrativer Konzepte - über Weltanschauungen und Ideologien „reiner“ Fortschrittsgläubigkeit oder puren Historizismus‘ hinweg. Dieser Aspekt erweist sich zunehmend auch wirtschaftspolitisch von höchster Brisanz: „Zu Ende geht eine Ära des einseitigen Denkens“, diagnostiziert Mutius die gegenwärtige Situation der Gesellschaft angesichts folgenreicher Globalisierungstendenzen, „Zu Ende geht ein einseitiges lineares Verständnis ... der Welt. Die Alternative ... heißt: Nicht mehr in Entweder-Oder-Kategorien verharren, sondern eine grenzüberschreitende Sicht entwickeln ... Nicht nur die eine Seite, sondern auch die andere – ihr möglicherweise widersprechende – wahrnehmen. Nicht nur einen oder zwei mögliche Wege gedanklich verfolgen, sondern eine Vielzahl von Möglichkeiten“ (Mutius 2001:1).**

Es könnte die unter guten Bedingungen entwickelte Fähigkeit älterer Menschen zu synoptischem Denken eine Chance sein, die notwendigen übergreifenden Aspekte als notwendigen kulturellen Beitrag in den Diskurs einzubringen.

„Unsere Gesellschaft bedarf, je mehr sie entdeckt, daß rationale Einlinigkeit und Eindeutigkeit in den komplexen Fragen unserer hochentwickelten Welt für Problemlösungen nicht mehr ausreichen, integrativer Fähigkeiten. Man muß Divergierendes, ja Widersprüchliches miteinander verbinden und sogar versöhnen. Alte Menschen könnten unter bestimmten Voraussetzungen eine solche Verbindung und Versöhnung eher als junge zustande bringen...“ (Rosenmayr 1996:60/61).

### **9.3 Die Möglichkeit zu wertrelativierendem Denken**

Die Kompetenz des wertrelativierenden Denkens und Urteilens birgt eine der in der Altersforschung vermuteten kulturell wichtigsten Möglichkeiten.

Zehn Jahre nach dem Mauerfall eröffnete sich der gesamte Problemaufriss einer engen Verknüpfung kultureller gesellschaftlicher Selbstdefinition und der möglichen und notwendigen Kompetenzen zur Selbstreflexion in Form wertrelativierenden (und das heißt auch: autonome moralische Urteilskraft freisetzenden) Denkens – dies soll an einem aktuellen Beispiel sozial- und kulturpolitischer Problematik verdeutlicht werden:

In der öffentlichen, medienumfassenden Diskussion über die zunehmende Radikalität rechts-extremer Jugendlicher im Osten spiegelte sich deutlich die kulturelle gesellschaftliche Relevanz der Fähigkeit zu wertrelativierendem Denken als Mangel und Bedarf: „Generation Totschlag“ titelte „Die Woche“ aufrüttelnd und damit eine besorgte Beruhigungsstrategie der Bundesregierung kritisierend. „Es ist gewiss eine Minderheit der ostdeutschen Jugend“, schreibt die Wochenzeitung, „doch ihre emotionale Verwahrlosung verweist dramatisch auf die Defizite eines ehemals autoritären Erziehungssystems“ („Die Woche“ 2001 Nr.7:1). Nicht ganz klar, ob die Defizite im jetzigen System als Resultat aus dem „ehemals autoritären“ oder im „ehemals autoritären Erziehungssystem“ selbst liegen, wird diese – beliebige – Schuldzu-

weisung untermauert durch die Bestärkung der scheinbar moderaten Äußerung des Bundesinnenministers Otto Schily in einem Interview wenige Seiten weiter: „Es stellt sich in der Tat die Frage, woran sich diese jungen Leute orientieren, welche Werte ihnen vermittelt worden sind“ (a.a.O. S.5). Was diese Aussage impliziert: Hätte das (jetzige oder ehemals autoritäre) Erziehungssystem keine Defizite aufgewiesen, d.h. hätte man „diesen jungen Leuten“ nur die richtige Orientierung, die richtigen Werte vermittelt, dann gäbe es das Problem der zunehmenden fremdenfeindlichen Gewaltdelikte nicht. So funktionalistisch simpel das erscheinen mag, wird damit eine pädagogische Überzeugung bestätigt, die von vielen Erziehern getragen und (s.o.) als akzeptiertes Allgemeingut von durchaus verantwortungsvoll sich verstehenden Journalist\*innen publiziert wird: „Der ... Mensch braucht eine Struktur in seinem Leben. Er braucht eine Orientierung, eine Ordnung“ (Oberste-Lehn 1992: 42).

In einem solchen sicheren, scheinbar unanzweifelbaren („der Mensch braucht“) Statement sind gleich drei Problemfelder der Form, des Inhalts und der Richtung zu erkennen und voneinander abzugrenzen:

Zuerst wäre zu nennen die Unachtsamkeit oder auch strategische Absicht des Umgangs mit Begriffen wie „Struktur“, „Orientierung“, „Ordnung“, die leicht und schnell eine allgemeine Zustimmung hervorrufen, da sie in ihrer Offenheit, ihrer Leere je nach politischen, gesellschaftlichen, religiösen Einstellungen, sogar abhängig von momentanen Gefühlslagen, jederzeit mit beliebigen Inhalten zu füllen, auf vielerlei Ideologien übertragbar und auf eine unendliche Breite von unterschiedlichen Sachverhalten anwendbar sind. Es gibt keine Ansatzpunkte zur Auseinandersetzung, zum Widerspruch. Das scheint die allein verbleibende Akzeptanz zu entwerfen. Aber leer heißt nicht auch schon funktionslos (vgl. Topitsch). Leerformeln bezwecken und verdecken die Legitimation dessen, was die jeweils Definitionsmächtigen für wünschenswert und (im eigenen Interesse) für nützlich halten.

Inhaltlich wird mit einer solchen Aussage, in gleicher Weise wie mit den Thesen von einer defizitären Erziehung, einer emotionalen Verwahrlosung und der Frage, welche Werte vermittelt worden seien, unterstellt, dass man den ostdeutschen Jugendlichen eben nicht gegeben habe, was „der Mensch braucht“: Man hat ihnen keine oder die falschen Werte vermittelt, und so den Rechtsextremismus hervorgerufen. Aus seiner Untersuchung über Lebenssituation und Delinquenz bei ostdeutschen Jugendlichen schreibt Sturzbecher hingegen zusammenfassend über die Wertvorstellungen besagter Jugendlicher: „Ausländerfeindliche Jugendliche sind hedonistisch eingestellt, und träumen von einem geruhreichen, materiell abgesicherten Leben, in dem sich wenig Neues ereignet, gleichzeitig sind sie mit sich selbst zufrieden, fatalistisch und risikoscheu“ (Sturzbecher 2001: 32). Haltungen also, die durchaus nicht als radikalitätsgenerierend verdächtigt werden können, eher dürften sie der Entwicklungsförderung einer beschaulich-bürgerlichen Lebenslaufbahn verdächtigt werden. Zumindest dürfen sie einer gemäßigten bis unpolitischen Einstellung eher zuzuordnen sein als einer radikalisierten. Auch die Ergebnisse der 13. Shell-Studie „Jugend 2000“ lassen aufgrund der Wertvorstellung „Orientierung an der Familie ... als Ort von Verlässlichkeit, Treue, Häuslichkeit und Partnerschaft“ (Dt. Shell 2000: 11) eine gutbürgerliche wohlsituierte Jugend vermuten, denn diese Begriffe bezeichnen traditionelle Werte, deren Vermittlung „Erfolg versprechend“ im Sinne eines zu erwartenden Ergebnisses von demokratiefähigen, aggressionsarmen Jugendlichen sein dürfte. Eine Annahme, die den Wissenschaftler veranlassen mag zur skeptischen „Frage, aus welchen Theorien welche Annahmen über ‚Wirkungen‘ welcher Werterziehung prognostiziert werden können?“ (Heid 1994: 8). Tatsächlich sind die „Theorien“ solche des sog. „gesunden Menschenverstandes“: Man müsse dem jungen Menschen Orientierung in Form von „richtigen“ Werten vermitteln, dann wird er in der Folge „wert-voll“.

Junge Rechtsradikale sind allerdings oft nicht nur „voll“ der o.g. „richtigen“ (d.h. gesellschaftlich akzeptierten) Werte, sondern sie sind auch „voll“ der „falschen“ Werte, aufgrund derer sie von anderen als „Rechtsradikale“ definiert und bewertet werden. Sie selbst allerdings kämpfen mit größtem enthemmten Engagement für die Anerkennung und Durchsetzung ihrer

„richtigen“ Werte. In ihrer Gruppe, auch in ihrem Denksystem sind diese Werte die wahren und nicht die falschen. Es handelt sich also um die gleichen Wertbegriffe und vielleicht auch die gleichen Werte, die für richtig und nicht richtig, für wahr und falsch gehalten werden (können). Denn es gibt eben auch die Ordnung, die Disziplin, die Perfektion der Praxis „des Bösen“: „Und auch für kriminelles und deviantes Handeln gibt es ein ‚Null-Fehler-Ideal‘“ (Heid 2000: 45).

Damit eröffnet sich ein weiteres Problemfeld der Richtung, der Dienlichkeit von Wertschätzungen: Denn die „Erkenntnis“ allein, dass gleiche Werte „richtig“ oder „falsch“, „wahr“ oder „unwahr“ sein können, ist noch nicht bereits ein Akt wert-relativierenden Denkens. So sind oder waren rassistische Werte und Wertungen, unabhängig davon, ob und von wem sie als „richtig“ oder „falsch“ bewertet werden, in rechtsradikalen Klein- oder Großsystemen immer absolut gültig. Sie gelten aber nicht, wieder unabhängig von ihrer Wahr- oder Falschheit, in verfassungsrechtlich abgesicherten demokratischen Systemen. „Wertungen und Werte können nicht wahr oder falsch sein, sie können nur gelten oder nicht gelten“ (Heid 1994:15). Hieraus folgernd kann es also eine Werte-Relativierung gar nicht geben, sondern nur eine Relativierung der Wertsetzung oder entsprechend der Wertgeltung: Die Rahmenbedingungen (Zeit, Ort, Situation, Akteure) von Wertsetzungen und Wertgeltungen werden entsprechend der beiden Komponenten einer Wertung, nämlich der deskriptiven und präskriptiven Funktion, je nach Urteilskraft und Interesse des Subjektes jeweils anders interpretiert und gewichtet. So definieren Staudinger/ Baltes auch den Begriff des Werterelativismus deutlich nicht als eine Relativierung der Werte „an sich“, sondern als Relativierung von *Haltungen* gegenüber Werten: „Der Wertrelativismus ... bezieht sich auf das Anerkennen der Relativität von individuellen und gesellschaftlichen Werthaltungen. Wertrelativierendes Denken beinhaltet eine differenzierte und distanzierte Haltung zu Werten...“ (Staudinger/ Baltes 1996: 62).

Diese Fähigkeit zu wertrelativierendem Denken ist nach Staudinger/ Baltes ein Ergebnis der Weisheitsentwicklung im Alternsprozess – sie bedarf der Erfahrung der Abhängigkeit und Pluralität von Werten, um entwickelt bzw. bei Heid „konsolidiert“ zu werden. Dies entspricht dem Begriff der „Kontextsensitivität“ bei Nunner-Winkler als einem „Produkt soziokultureller Veränderungen“ (2001: 14). Dabei geht es um Lern- bzw. Erfahrungsprozesse, die um so differenzierter verlaufen, je vielfältiger der „Input“ an zu verarbeitender Werte-Information ausfällt. Nur über eine solche Vielfalt – Pluralität – kann eine Haltung entwickelt werden, der es gelingt, eine „Vielzahl von Werten und Lebenszielen zu berücksichtigen und jede Person innerhalb ihres Wertesystems zu betrachten, ohne eine kleine Anzahl universeller Werte wie etwa die Orientierung auf das eigene Wohl und das Wohl anderer aus dem Auge zu verlieren“ (Staudinger/ Baltes 1996: 61). Gerade in dieser letzten Grundvoraussetzung der „Goldenen Regel“ könnten aber die neuen „subjektiven“ Werthaltungs-Irritationen der eingangs zitierten jungen und jung demokratisierten Ostdeutschen liegen. Untrainiert in kontroverser persönlicher und gesellschaftlicher Wertediskussion, mit einer auferlegten, nicht mit-verfassten Gesellschaftsordnung konfrontiert, einem eher fremdbestimmten Individualisierungszwang denn einem eigenen, gewachsenen Individualisierungswunsch verpflichtet, entwickelt sich die Abkehr von traditioneller „Werte-Erziehung“ in den neuen Ländern zu einem offensichtlich kontraproduktiven Prozess: Sturzbecher stellt in seinem Forschungsbericht verblüffenderweise fest, dass bei den jungen Erwachsenen in den neuen Ländern „das Gefühl der Fremdbestimmung zugenommen hat“ (Sturzbecher 2001: 32). Eher als bei „erfahrenen“ Älteren führt der „Prozeß der Subjektivierung“ (Dt. Shell 2000: 5) bei ihnen zu heftigen, teilweise kriminellen Reaktionen, die ausgerechnet bei besorgten Älteren einen „machtpolitischen Ruf nach Tugend“ (Gutierrez 2000:20) auslösen. Dies entspricht nun gerade nicht dem Anspruch des Weisheitskriteriums wertrelativierenden Denkens, „jede Person innerhalb ihres Wertesystems zu betrachten“ und zu würdigen. In diesem Fall wäre es Sache kompetenter Älter, an der Schaffung von Voraussetzungen mitzuwirken, die es jungen Menschen ermöglichen, „sich

selbst und wirklich verantwortlich an jenen Diskursen und politischen Auseinandersetzungen zu beteiligen, in denen begründet und bestimmt werden muß, was als eine wünschenswerte gesellschaftliche Praxis allgemeine Anerkennung verdient“ (Heid 1994: 22). Eine solche Ermöglichung als Verwirklichung und Umsetzung einer generativen Vermittlung der Alterskompetenz wertrelativierenden Denkens wäre vonnöten, denn „die zuweilen fehlende Diskussionsbereitschaft und –erfahrung der ‚Autoritäten‘ zu Hause und in der Schule spüren auch die Jugendlichen“ (Sturzbecher 2001: 33). Auf dieser (vermutlich) durch das gesellschaftliche System verhinderten Ausbildung alterskompetenter, wertrelativierender Diskussionsbereitschaft und Diskursfreudigkeit könnte ein erheblicher Anteil der angeführten gesellschaftspolitischen Schwierigkeiten und Unruhen in den neuen Ländern beruhen: „Es drängt sich der Verdacht auf, dass wir es weniger mit einer problematischen Jugend zu tun haben, sondern mit einer problematischen Elterngeneration“ (Sturzbecher) - die Hilflosigkeit vieler Alter im nicht erlernten Umgang mit Individualisierung und Biografisierung spiegelt sich in der Unfähigkeit zu verhandelndem Diskurs zwischen den Generationen. Der „machtpolitische Ruf nach Tugend“ wäre fatal: So verführerisch der Gedanke an eine klare, Orientierung gebende, verbindliche Werteautorität wäre, würde diese – abgesehen von der Unmöglichkeit einer Verwirklichung – jegliche Nachdenklichkeit und Reflexion verhindern. Sie würde im Zirkelschluss also genau jene antidemokratischen Züge der Gesellschaft wieder fundamentalisieren, die ad absurdum die reflexive Moderne mit dem Gedanken des kulturellen gesellschaftlichen Pluralismus bereits geführt hat.

**In keinem anderen Kompetenz-Bereich als in diesem des wertrelativierenden Denkens wird eine kulturelle gesellschaftliche Relevanz derartig deutlich und brisant: „Toleranz und (gemäßigter) Pluralismus“ (Baltes) sind Ergebnis und zugleich Forderung eines kulturellen Designs der Gesellschaft: Abseits jeglicher „Leit“-Kultur wird durch „Konsolidierung“ (Heid) oder „Entwicklungsförderung“ (Sturzbecher) dieser (Alterns-) Kompetenz die subjektive Bereitschaft des Einzelnen gefordert, aktiv und identifizierend an einem „kleinen Kanon eher universeller Werte“ (Staudinger/ Baltes) mitzuwirken. Nur in kritischer Distanz und kühlem Misstrauen gegenüber scheinbar „objektiven“ Werten jeglicher politischen Couleur und in stetem diskursiven Ringen um gesellschaftliche Konsensfähigkeit von Wertdefinitionen und –funktionen ist diese Konsolidierung möglich.**

Einen sicheren Weg der gesellschaftlichen Konsensfähigkeit kann es nicht geben – auch nicht mit einer Institutionalisierung subjektiver Werthaltungen, wie sie in der reflexiven Moderne als ultimativ vorstellbar wäre. „Die Werthaltungen in den hochentwickelten Gesellschaften der Gegenwart sind, was Schutz oder Integration anlangt, sicherlich zwiespältig. Der Rechtsradikalismus unserer Tage, der Fremdenhaß und die Fremdenangst tendieren zur Ausgrenzung und Zurückweisung ... Andererseits treten aber Momente in der gesellschaftlichen Entwicklung auf, die stärker auf das Schützen und auf das Ernstnehmen des Schutzbedürfnisses hinielen“ (Rosenmayr 1996: 61). Hierin findet man nicht nur die Zwiespältigkeit der Werthaltungen junger Ostdeutscher zwischen Biedermeierlichkeit und Radikalität wieder (vgl. Forschungsergebnisse Shell und Sturzbecher), einmal mehr wird hier auch deutlich die widersprüchliche Konstituierung von gesellschaftlich-politischer Kultur. **Im Gegensatz zur (diktatorischen) „Kultur des Ja oder Nein“ (Beck) jedoch könnte so mit Hilfe der Alternskompetenz des wertrelativierenden Denkens eine Kultur „der Toleranz von Vielfalt und der Überbrückung von ... Gegensätzen, eine Annäherung von Altersleistung und Politikerfordernissen erfolgen“ (Rosenmayr 1996: 35).**



## 9.4 Die Möglichkeit zu Mehrfachdeutungen

Die Möglichkeit zu Mehrfachdeutungen als eine Kompetenz, die sich als Produkt des Alternsprozesses entwickelt, wird abgeleitet aus dem Metakriterium „Erkennen und Umgehen mit Ungewissheit“ – eines der Kriterien, die für das (Alters-)Expertentum als kennzeichnend angesehen werden. Es bezieht sich bei Staudinger/ Baltes auf „die dem Leben inhärente Ungewissheit (in Bezug auf die Deutung der Vergangenheit, die Bestimmung der Gegenwart, die Vorhersagbarkeit der Zukunft) und läßt effektive Strategien im Umgehen mit dieser Ungewissheit (z.B. Alternativlösungen ...) deutlich werden“ (Staudinger/ Baltes 1996: 61). Bereits 1990 schreiben Baltes/ Smith über die mögliche Funktion der Weisheitskriterien: Sie „liefern uns den Bezugsrahmen für die Konzeptualisierung von Inhalt und Aufbau des Expertenwissens im Bereich grundlegender Fragen von Lebensgestaltung und Lebensdeutung“ und beschreiben als Manifestation: „Keine absolute oder perfekte Lösung, ..., keine sicher vorhersagbare Zukunft, Hilfslösungen bzw. andere Optionen“ (Baltes/ Smith 1990: 114,115). Obwohl Staudinger/ Baltes & Baltes/ Smith das Metakriterium „Erkennen und Bewältigen von Ungewissheit“ zunächst ausschließlich auf prozessuale Kategorien wie Zeitverläufe (Erklären von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) übertragen, wird es hier erweitert und auch an einzelnen strategischen Punkten innerhalb von Prozessverläufen festgemacht. Hierunter sollen Begriffe, Vorstellungen, Erklärungen verstanden werden, die sich der Wirklichkeit in verschiedener (wissenschaftlicher, künstlerischer) Weise nähern und sie zu fassen versuchen. Für sie gilt in gleicher Weise, was Staudinger/ Baltes als Leistung der Weisheitskompetenz „Umgang mit Ungewissheit“ beschreiben: „Erkennen und Bewältigen von Ungewissheit beschäftigt sich damit, daß die Zukunft nicht völlig vorhersehbar und weder die Vergangenheit noch die Zukunft umfassend bekannt und erklärbar sind“ (a.a.O. S.62). Denn nicht nur auf das Verhältnis zur Zeit kann Gewissheit, endgültige Erklärbarkeit nicht angenommen werden, sondern jeder Bereich, jedes Phänomen der Wirklichkeit kann letztlich nur unter Erkenntnisvorbehalten, unter einschränkenden Erkenntnisbedingungen erklärt und erfasst werden. Von „ontologischem Relativismus“ spricht Döring in einem Nachruf auf den Philosophen Willard Quine, für den es keine neutralen Fakten gibt, die dem „Relationsgeflecht von Empirie, Sprache und Theorie entzogen wären“: „Was immer uns erscheint, erscheint uns bereits interpretiert als etwas, das sich unserer eigenen Zurüstung und Einteilung durch zweckmäßige Auswahl, Abgrenzung und Isolation verdankt. Die Suche nach ewigen Wahrheiten, nach einer gesicherten Erkenntnisbasis oder nach letzten Begründungen außerhalb unserer eigenen Welterzeugung ist fruchtlos“ (Döring 2001: 40). Es gibt keine Sicherheit, keine „Wahrheit“ in irgendeinem Bereich der Wirklichkeit – diese Erkenntnis könnte bei Staudinger/ Baltes und Baltes/ Smith untergeordnet sein unter die „dem Leben inhärente Ungewissheit“, es wird jedoch – außer auf beschriebene zeitliche Prozesse – nicht ausdrücklich darauf eingegangen. Deshalb soll noch einmal nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass die Fähigkeiten zu Vielfachdeutungen hier umfassender verstanden werden, als sie sich bei Baltes et al. darstellen: Die bei älteren Menschen festgestellten „(Bewältigungsstrategien und) Interpretationsheuristiken, die es erlauben, mit den Ungewissheiten des Lebens umzugehen“ werden weitgreifendst verstanden als Kompetenz zu Vielfachdeutungen in Bezug auf *alle* Phänomene der Wirklichkeit.

Obwohl diese Kompetenz bei Baltes/ Smith und Staudinger/ Baltes sehr eng mit den integrierenden, zusammenschauenden Fähigkeiten zusammenhängen, d.h. ihr Wesen als ‚transzendierende‘ Fähigkeit eher betont wird, steht diese Anschauung neben und nicht im Widerspruch zu wissenschaftlichen bzw. erkenntniskritischen Aspekten der Manifestation wie etwa u.a. in der Philosophie Quines (s.o.) oder in der Auffassung Poppers, dass Wissenschaft und Kritik ein und dasselbe sind. Sie stimmt durchaus auch überein mit den neurobiologischen Forschungen, deren Ergebnisse sowohl die ‚transzendierenden‘, synoptischen wie die wirklichkeitsdeutenden Kompetenzen als wissenschaftliche Kriterien unterstreichen:

Bereits die Erklärung eines vordergründig doch so objektiven, weil durchlebten Sachverhaltes wie die Vergangenheit entzieht sich dem „ein-deutigen“ Zugriff, ist subjektive Kreation: „Die Geschichte sei eine ‚soziale Konstruktion‘, deren Beschaffenheit sich aus den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart her ergibt. Vergangenheit steht nicht naturwüchsig an, sie ist eine kulturelle Schöpfung“ (Jan Assmann, zitiert nach Feeser 2001: 17). Dies gilt für scheinbar objektive Sachverhalte wie Geschichte, es gilt auch für die sogenannte bzw. vermeintliche Realität „an sich“, oder die sog. Wirklichkeit – auch sie entsteht durch neuronale Bedingungen und existiert nicht „an sich“. Dies ist die biologische Bestätigung kantianischen Erkenntnisvermögens des Verstandes: „Das Gehirn kann zwar über seine Sinnesorgane durch die Umwelt erregt werden, diese Erregungen enthalten jedoch keine bedeutungshaften und verlässlichen Informationen über die Umwelt. Vielmehr muß das Gehirn über den Vergleich und die Kombination von sensorischen Elementarereignissen Bedeutungen erzeugen und diese Bedeutungen anhand interner Kriterien und des Vorwissens überprüfen. Dies sind die Bausteine der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit, in der ich lebe, ist ein Konstrukt des Gehirns“ (Roth 1996: 21).

Wenn überhaupt Aussagen getroffen, Mitteilungen gemacht werden sollen oder zu Erkenntnissen gelangt werden kann, so ist notwendiger vorangehender Akt, der „Realität“, der „Wirklichkeit“, der „Welt an sich“, Be-Deutung zu verleihen: Das Gehirn muss aktiv werden, einen Deutungsakt (einen bedeutungsgebenden Akt) in Gang setzen, „Gehirne ... müssen konstruktiv sein“ (Roth 1996:23). Das heißt, Gehirne müssen die Fähigkeit entwickeln, zu deuten - auf vielerlei kreativen, schöpferischen Wegen, denn es gibt „immer ‚mehr als nur eine Möglichkeit, sich die Welt zu denken‘. Die Welt besteht eben aus verschiedenen Kontexten, und auch in diesen artikuliert sich eine Plausibilität, die sich ‚unterwegs zur Wahrheit‘ befindet“ (Döring 2001: 40).

Ausgehend von dieser Erkenntnis, dass es noch nicht einmal „so etwas wie eine neutrale Beschreibung gibt“, sondern „... bei allen Aussagen ... Inhaltszuerkennungen beteiligt sind“, listet der amerikanische Kulturphilosoph McEvelley unter dem Thema „Dreizehn Möglichkeiten, eine Amsel anzuschauen“ allein dreizehn Zugangswege zu Betrachtungsweisen (resultierend aus Bedingungen der „Situation“, „Zeit“, „Person“, „Inhalt“, „Geschichte“, „Zusammenhang“, usw.) auf, innerhalb derer sich jeweils wiederum eine unendliche Breite von Deutungsmöglichkeiten auffächert (McEvelley 1993: 58 – 73). „Dabei geht es nicht um ein ‚endgültiges Richtig oder Falsch‘, sondern ‚eher um ein Besser oder Schlechter‘, womit sich das Wahrheitskriterium in ein Meliorationskriterium verschiebt“ (Döring 2001: 40).

Hieraus ergibt sich die Kritik, die Widerlegung einer häufig missbräuchlichen Verwendung des Begriffes der „Deutungskompetenz“. Teilweise üblicher Sprachgebrauch versteht unter dieser Fähigkeit die Verknüpfung mit einem Herrschaftsanspruch, wie z.B. Heß: „...diese Debatten verliefen leidenschaftlich und polarisierend, was darauf hindeutet, daß sie einen Kampf um Hegemonie implizierten – um Deutungskompetenz, um Meinungsführerschaft...“ (1992: 157). Ausgerechnet in einem Handbuch über Kulturjournalismus wird ein falscher Sprachgebrauch kolportiert – Deutungskompetenz wird missverstanden als Deutungsautorität. Es wird damit eine Überzeugung vermittelt, dass bestimmte Menschen aufgrund ihrer Kompetenz dafür prädestiniert wären, die „richtige“, die „wahre“, die „beste“ Deutung zu haben, zu geben. Eben darin kann die weise Altersleistung genau nicht bestehen, da dies nur die rückschrittliche Annahme einer einzig möglichen, weil einzig richtigen Deutung, es also eine ein-deutige Sichtweise gäbe (was den Sinn von Deutung aufheben würde).

Über die Definition von Deutung gelangt man eher und zuverlässig an eine Kompetenzbeschreibung von Deutenden: „Als Voraussetzung einer Deutung bedarf es nur eines Werkes und einer Person, nämlich der Person des Interpreten, die eine ähnlich offene Einheit repräsentiert wie das Werk selbst“ (zitiert nach Albus 1995: 137). Die Offenheit des „Werkes“ (Sachverhaltes, Begriffes) lässt vielerlei, gleichberechtigte Deutungen zu, der Deutende (In-

terpret) beweist seine Kompetenz, indem er dies erkennt und seinen Zugang als eine Möglichkeit praktiziert, dies ist seine „Offenheit“.

Neben der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Relevanz einer solchen Deutungskompetenz wird hierin die kulturelle deutlich: Das Ausüben, das Zulassen und Anerkennen von Vielfachdeutungen oder Multiperspektivismus ist Bestimmung und Notwendigkeit der Kulturpolitik seit Jahrhunderten. „Der kulturelle Beitrag ... – von Sextus Empiricus im zweiten Jahrhundert bis zu Jacques Derrida im zwanzigsten Jahrhundert – bestand immer darin, darauf zu achten, daß kein Modell der Realität eine solche Macht über unseren Geist gewinnt, daß es ausschließlich wahr erscheint und zu einem Dogma wird“ (McEvelley 1993: 14). Die Kompetenz zu Vielfachdeutungen wahrzunehmen als eine Form, in Alternativen zu denken und gedachte Alternativen zu respektieren, führte und führt „unabdingbar in ein zutiefst antagonistisches Verhältnis zur Autorität, ... stellt als Störenfried des Dogmas eine unablässige Herausforderung der Autorität dar“ (a.a.O.). Sehr nah an der Analyse des Kulturphilosophen ist der bereits zitierte Verdacht eines im Interview (vgl. 8.4.2.3) befragten Probanden, der befürchtet, „in qualitativen Alternativen zu denken ... scheint in einem steigendem Umfang nicht gewollt zu werden, da es die Manipulierbarkeit reduziert“ (Pb 6a).

**Eine Verwirklichung der Kompetenz zu Vielfachdeutungen ist antihierarchisch und antiautoritär, sie reflektiert und würdigt neue, fremde Erkenntnisse (Wirklichkeitsdeutungen) und Sichtweisen, sie ist Grundbedingung für eine freie Wissenschaft ebenso wie für freiheitliche Gesellschaftsbedingungen. Sie ist relevant für die Kultur in übergeordneter gesellschaftspolitischer Querschnittsfunktion.**

„Die kulturphilosophische Perspektive gestattet es, die lapidare Eindeutigkeitssuggestion und ‚Evidenz‘ des Vorgegebenen auszusetzen, weitere Aspekte hinzuzuziehen und das ganze Spektrum der Alternativen durchzuspielen. Kultur – das wäre schon fast eine Kontinuitätsformel – ist die Bewahrung des Möglichen. Die Weite ihres Horizontes ist der Lohn der Kontingenz“ (Konersmann 1996: 354).

## 9.5 Die Möglichkeit zum „precise cut“

Notwendig zur Beantwortung der „fundamentalen Fragen der Pragmatik des Lebens“ sind Kompetenzen im Bereich des strategischen Wissens, als Hilfe zur Herbeiführung einer eigenen Entscheidung, als Befähigung zur Ausführung eines „precise cut“. Eben dieses notwendige strategische Wissen stellt den ergänzenden, bisher noch fehlenden Bereich zu den philosophisch-reflektierenden Weisheits-(Alters-)Kompetenzen: „Strategisches Wissen stellt als solches ein Repertoire von ‚prozeduralen‘ Denkabläufen (oder Heuristiken) dar, nach denen Informationen aus der Datenbasis ausgewählt und so geordnet werden, daß sich Entscheidungen treffen und Handlungen planen lassen“ (Baltes/ Smith 1990:111).

Der „precise cut“, der genau gesetzte, im richtigen Moment und an der richtigen Stelle exakt ausgeführte Schnitt, ist ein Begriff aus dem Arbeitsfeld der visuellen Medientechnik: Nach vielen Betrachtungen, Erörterungen, Vergleichen, nach unzähligen Vorläufen und Rückläufen kilometerlanger Film- oder Videoschleifen muss der Cutter – im deutschen nicht umsonst der „Schneidemeister“, letztlich und endgültig den Schnitt setzen. Die Entscheidung für eine von vielen Möglichkeiten muss getroffen werden, die riesige Restmenge wird ausgeschieden: „Müll“. Vergegenwärtigt man sich die Menge der winzigen Einzelbilder, aus denen selbst die kürzeste Szene besteht, die sich auch als Standbildvergrößerungen nur in allergeringsten Spuren unterscheiden, wird deutlich, welche Entscheidungskompetenzen gefordert sind, soll der Schnitt präzise, zeitlich und gedanklich genau „sitzen“.

Die Fähigkeit zum entscheidenden „precise cut“ wird in beinahe allen Lebensbereichen, vor allem jedoch in vielen verantwortungsvollen Berufen verlangt – beispielsweise eindrucksvoll und folgenreich in der Medizin und in der Rechtsprechung: Durch Abwägung, Verknüpfung

fung und Verdichtung aller bekannten Fakten und Faktoren wird die sinnvollste Schnittstelle herausgefunden und der entscheidende Schnitt gezogen. Aus der Erkenntnis, der Bearbeitung und der Interpretation der Realität (vgl. Abschnitt 9.4) muss (meist sogar unter Zeitdruck) eine Entscheidungsfindung resultieren.

Wenn in den vorangegangenen Abschnitten 9.1 – 9.4 von den reflektierenden und kognitiven Weisheitspotentialen als Basis „reifer“ Handlungsmöglichkeiten die Rede war (Fähigkeiten des differenzierenden Urteilens, der integrierenden Zusammenschau, des schöpferischen Denkens, des wertrelativierenden Denkens), so beruhen die Möglichkeiten zum „precise cut“ eher auf einem pragmatisch bestimmten Bereich der Lebenserfahrung: „Lebenserfahrung besteht nicht nur aus Erkenntnissen über Zusammenhänge und Sachverhalte, sondern darüber hinaus auch aus bestimmten Denkweisen, Strategien und Heuristiken“ (Staudinger/ Dittmann - Kohli 1992: 412). Nach Kants „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“ (1798) bestätigen die beiden Autorinnen diese „zwei Facetten von Lebenserfahrung, nämlich einerseits die Inhalte und andererseits die Mittel oder Strategien zur Verwirklichung dieser Inhalte“ (a.a.O.) das eine als „Welterkenntnis und Klugheit“, das andere als „pragmatisches Wissen“.

Handlungsorientiert stellt sich die strategische Fähigkeit der Entscheidung, der Ausführung des genauen, richtigen Schnittes jedoch nicht (zwingend) als Ziel und Zweck (wie etwa in der amerikanischen philosophischen Richtung des Pragmatismus) des erkenntnissuchenden Weisheitsbereiches dar, auch lässt es sich nicht zwangsläufig als sein Produkt definieren. So erwägen Baltes/ Smith auch die Möglichkeit, dass eher umgekehrt das Denken über fundamentale Fragen der Lebensdeutung als Kern des Weisheitswissens die pragmatischen Weisheitsbereiche „voraussetzt, ja, sich sogar erst darauf aufbaut“. Wahrscheinlich jedoch und einleuchtend ist, dass man mit diesen, in ihrer Zielbestimmung unterschiedlich gerichteten Kompetenzen zwei sich überlappende Teilmengen der Weisheit unterscheiden kann, der praktischen und der philosophischen, die sich beide ergänzen und gegenseitig konstituieren (vgl. Abschnitt 8.1.3, vgl. Baltes 1989, Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992, Dittmann-Kohli/ Baltes 1993, Staudinger/ Baltes 1996).

Die Begründung einer Entwicklung von kognitiv orientierten Weisheits-(Alters-) Kompetenzen des Reflektierens, des Auslotens, der Synoptik und des wertrelativierenden Denkens erfolgte in den vorangehenden Abschnitten.

Zur Begründung einer Entwicklung des handlungsgerichteten Weisheitsproduktes des „precise cut“, des „auf den Punkt bringen“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 412) sei noch einmal an das Beispiel des Kulturphilosophen McEvilley (vgl. 9.4) erinnert: Mit seinen aufgelisteten „13 Möglichkeiten, eine Amsel anzuschauen“, innerhalb derer sich wiederum eine unendliche Breite von Deutungen eröffnet, errechnen sich die n-fachen Möglichkeiten von 13, Phänomene der Wirklichkeit individuell und gesellschaftlich zu deuten. Hinzu kämen die vielfältigen subjektiven Bewertungs- und Beurteilungsmöglichkeiten durch den Mensch: Vom absoluten „Null-Wert“, Unwert, bis zum potenzierten „hohepriesterlichen Leitwert“ (vgl. Abschnitt 10) spannt sich über eine Breite von überhaupt nur möglichen „Wert-Arten“ eine Intensität von „Wertskalen“ auf, die so ein enggewebtes Netz von Wertmöglichkeiten ergibt „Die Menge macht’s“, spottet in der empirischen Befragung ein 50-Jähriger, „aber es ist auch schon vorgekommen, dass man vor lauter Bäumen (Aspekten) den Wald nicht mehr sieht“ (Pb 2a). Die Gefahr des „Verirrens“, der „Desorientierung“ wird hier deutlich angesprochen: Die Bäume (Aspekte), die sich zwar in der (philosophischen) Einzelbetrachtung unterscheiden wie die Einzelbilder einer Filmszene, bieten dem Unerfahrenen bei einer notwendigen und gewünschten Richtungsfindung keine Anhaltspunkte, verhindern, dass man das Gesamte, den Komplex (Wald) noch erkennt.

Als kurze Zwischenbilanz sei zusammengefasst: Sind mit den Fähigkeiten des wertrelativierenden, synoptischen und mehrfachdeutenden Denkens wichtige Grundlagen zur subjektiven Deutung und Wertung der sog. Lebenswirklichkeit gegeben, so stellen sie noch keine Voraussetzung zur Fähigkeit der gleichfalls notwendigen Lebensplanung. Der tagtägliche Zwang zur

Biografisierung in der persönlichen Selbstbestimmung und Richtungsfindung fordert eine zusätzliche, auf das Handeln hin orientierte Fähigkeit. Mit der Möglichkeit zum „precise cut“ – nämlich aus der erkennenden differenzierenden, abwägenden Haltung heraus eine Entscheidung zu treffen – zeigt sich die weitere erforderliche Kompetenz, „Strategien für eine Entscheidungsfindung“ zu entwickeln (Baltes/ Smith 1990: 95). Sie stellt die im pragmatischen Bereich notwendige Ergänzung zum philosophisch begründeten, kontemplativen Erkenntnisbereich dar: Es sollte „die Fähigkeit des Erkennens von funktional äquivalenten Lösungswegen ergänzt werden“ (Rosenmayr 1997: 67). Erster Schritt auf dem Weg der Entscheidungsfindung ist der, das unübersichtliche Feld der Realitätsdeutungen zu klären mit dem Ziel einer Reduktion der Komplexität. Das kann geschehen durch Verknüpfen, Verdichten und Konzentrieren, durch Filtern und Selektieren. Als „Sondieren“ fasst Rosenmayr diese „Klärungsaktivitäten“ zusammen: „Zu Zwecken der Komplexitätsreduktion muß man sondieren können. Sondieren bedeutet aber nicht nur Auffinden, sondern auch Ausscheiden von untauglichen Erklärungen und Handlungsalternativen“ (a.a.O.).

Aufgrund ihrer höheren Lebens- und Biografisierungserfahrung (z.B. in Form eigener und fremder Misserfolgsreflexionen) sind die Fähigkeiten zur Komplexitätsreduktion im Alter vermutlich eher ausgebildet als in der Jugend. Die Aussagen des ältesten Teilnehmers (77 Jahre): „Wenn eine Beurteilung ansteht, neige ich zu vereinfachter und klärender Darstellung, nicht zur Komplexität. Eigene Erfahrungen sind zwar komplex, aber gerade deshalb klarstellender Ordnung bedürftig“ (Pb 8a) entsprechen der Feststellung Rosenmayrs „Eine solche Kapazität beruht auf Erfahrungswerten, die ältere Menschen unter bestimmten Bedingungen gewonnen haben mögen“ (a.a.O.), werden auch bestätigt bei Staudinger/ Dittmann – Kohli: So würde man ... von einer lebenserfahrenen Person erwarten, daß sie komplexe Lebensprobleme vereinfacht darstellen und auf den Punkt bringen kann; oder daß sie weiß, auf welche Aspekte man bei Lebensproblemen besonders zu achten hat und welche eher zu vernachlässigen sind“ (1992: 412).

Beide wissenschaftlichen Aussagen werden durch einen Konjunktiv relativiert, eingeschränkt („gewonnen haben mögen“, „würde man erwarten“). Zwar nicht ausgeführt, dennoch deutlich gemacht wird damit: Die Entwicklung einer Kompetenz zur Komplexitätsreduktion ist ebenso wie die Kompetenzen auf dem philosophisch-kontemplativen Gebiet eine konjunktive Fähigkeit, gebunden an Voraussetzungen wie z.B. Bildungsstruktur (vgl. Abschnitt 4.3). Hinzu kommt m. E. eine weitere Einschränkung, die in der gerontologischen Literatur jedoch nur bei Peck (1968) und hier leider nur in einem Satz und ohne weitere Begründung zu finden ist. Sie wird deshalb hier als These vorgestellt und durch die empirische Befragung (vgl. Abschnitt 8.4.2.2) begründet:

Die unterschiedlichen Kompetenzen im philosophisch-reflektierenden und im pragmatischen Bereich sind abhängig auch von den unterschiedlichen Persönlichkeitsstrukturen der Individuen: Stärken im polyvalenten, komplexen Umgang mit der Wirklichkeitsdeutung und –reflektion entsprechen eher auch der Tendenz zu flexiblen, zieloffenen, aber auch gebrochenen Biografisierungen (vgl. Abschnitt 8.4.2.2: Gruppe 2); Stärken im pragmatischen, zielgerichteten entscheidungsorientierten Bereich entsprechen eher der Tendenz zu klarer, eindeutig definierter Lebensplanung (vgl. 8.4.2.2: Gruppe 1). Bei gleicher Privilegierung von kulturellen, sozialen und bildungsmäßigen Voraussetzungen können sich dennoch unterschiedliche Stärken und Neigungen in den Bereichen pragmatischer oder kontemplativer Fähigkeiten entwickeln aufgrund individuell unterschiedlicher Strukturen:

„Diese Fähigkeit ist von der emotionalen Stabilität des betreffenden Menschen und seiner konfliktfreien oder konfliktgeladenen Motivationslage ... abhängig“ (Peck 1968: 335). Im Laufe des Alternsprozesses werden sich die vorhandenen unterschiedlichen Anlagen durch „Selbsterfüllung“ vermutlich verstärken: Durch einen ungehemmteren, offensiveren Zugang auf Entscheidungssituationen und eine höhere Akzeptanz des Umgangs mit ihnen steigt und festigt sich die Fähigkeit zum „precise cut“ eher bei Personen der „Gruppe 1“ als bei Personen

der „Gruppe 2“, die aufgrund ihrer Stärken und Neigungen auf dem Gebiet der kontemplativen Fähigkeiten eher geneigt sind, den pragmatischen Entscheidungszwängen auszuweichen, und so hier geringeren Erfahrungszuwachs und geringere Bestätigung zu verzeichnen haben. Notwendig sind Fähigkeiten auf beiden Gebieten – eine Vorrang- oder Minderrangstellung dürfte es nicht geben; ausgeprägt werden sie vermutlich eher der stärkeren Vorgaben entsprechend. Die Bedeutung der Fähigkeit zum „precise cut“ wird sehr eindrucksvoll von einem älteren Probanden formuliert, der mit dieser Fähigkeit zu kämpfen hat – bei sich und bei anderen. Engagiert und heftig, doch voll Respekt schreibt er: „Ich hasse Leute, für die alles klar ist. Und ich liebe sie manchmal. Weil wir ohne Leute, die Position beziehen (auch wenn sie dabei manchmal im Unrecht sind) nicht weiter kommen“ (Pb 16a).

**Wenn eine individuelle und wenn eine gesellschaftliche Gestaltung und Planung möglich sein soll, muss auf die reflektierende Fähigkeit ebenso zurückgegriffen werden wie auf die Fähigkeit zur Komplexitätsreduktion – es müssen „precise cuts“ gesetzt werden können. Ob diese „precise cuts“ gut oder schlecht, richtig oder falsch sind, ist zunächst nicht unbedingt die Frage, in beiden Fällen beweisen sie eine kultureller Relevanz allein dadurch, dass sie „entscheidend“ die Wirklichkeit beeinflussen, sie gestalten.** Dass es dabei vor allem die Älteren sind, die eine solche Kompetenz entwickelt haben könnten, erwartet ein junger Student: „Aufgrund der gemachten Lebenserfahrung wissen ältere Menschen sicherlich wesentlich besser und gezielter zu selektieren, um die ... richtigen Entscheidungen zu treffen“ (Pb 13j).

## 9.6 Die Möglichkeit zur Beratung

„Wir brauchen aber auch den Rat der Älteren“. So schlicht konstatierte 1998 auf dem 1. Forum der Generationen eine der Pionierinnen der Gerontologie, Ursula Lehr, die Notwendigkeit der Beratung durch Ältere. Sie glaubt Gründe zu haben, dies aus den Kompetenzen der Älteren ableiten zu können und postuliert: „Eine Seniorenpolitik darf heute nicht primär von der Frage geleitet sein ‚Was können wir für die Alten tun‘, sondern von der Frage ‚Was können Senioren für die Gesellschaft tun?‘“. Die Antwort gibt Lehr gleich selbst: „... engagiert an der Lösung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, familiärer und politischer Fragen mitzuwirken“, sei deren Aufgabe und die Folgerung für die Gesellschaft: „Kompetente Senioren sind aber auch eine Aufforderung an die Gesellschaft, ... den Rat der Alten einzuholen“ (Lehr 1998: 43).

Dass mit der Entwicklung von Weisheitspotentialen (vgl. Abschnitt 8.4.2.3) gleichermaßen auch eine Fähigkeit zur Beratung einhergeht, steht für sie außer Frage, ist so selbstverständlich, wie sie auch in der weiteren gerontologischen Literatur als (aus dem Weisheitskonzept resultierende) Tatsache dargestellt und hier in der empirischen Untersuchung durch die – alten wie jungen – Probanden bestätigt wird:

„Nicht zuletzt gehören kommunikative und empathische Fähigkeiten des Verstehens und Ratgebens zur Lebenserfahrung. Man sollte wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 412) lautete das Zitat, das im schriftlichen Interview den Probanden zur Stellungnahme vorgelegt worden war.

Bezeichnenderweise äußerten sich nur sehr wenige Teilnehmer zu den hierin angesprochenen methodischen Aspekten („wem, wann, wie“). Diese verwahrten sich gegen die Möglichkeit der „Besserwisserei“ oder „Belehrung“, hoben eher die Erfahrung des Beratens in Form von „Gleichnissen“ (PB 5j) oder des Erzählens“ (Pb 5a, Pb 6a) hervor, die den Adressaten Platz und Möglichkeit zur eigenen Deutung und Interpretation ließen, und erfahren darin kultursoziologische Unterstützung: Schulze sieht in der Kultur des „Erzählens“ als Beratungsform „eine soziale Ur-Idee: gemeinsam aus dem Fluß des Alltagsgeschehens herauszutreten“ (vgl. hierzu: Abschnitt 8.1). In einem Akt kultureller Vergewisserung beantworten Erzählungen „grundlegende existenzielle Fragen: Was ist das Wesen der Dinge, mit denen wir tagtäglich

umgehen? Wo kommen wir her und welchen Sinn hat unser Leben? Was muß man tun, um wichtige Ziele zu erreichen und um Bedrohungen abzuwenden?“ (Schulze 1999: 23, 24). Damit geht Schulze bereits über die Form („wie“) der Erzählung als Beratung hinaus in die inhaltlichen Aspekte („was“), die sich deutlich am Weisheitskonzept orientieren.

Diese inhaltlichen Aspekte interessierte auch die Mehrzahl der Probanden weitaus mehr als die nur dem Impuls dienenden Aspekte der Methodik. Die Inhalte, wie sie Schulze als wesentlich für eine beratende Erzählung darstellt, entsprechen weitgehend den Überzeugungen der Älteren, was sie vermitteln können, und den Äußerungen der jüngeren aus der Kontrollgruppe, was sie an Beratung erwarten und erhoffen. Keinesfalls wird unter „Beratungskompetenz“ eine Fähigkeit zu reiner Wissensvermittlung verstanden – die Kenntnis über einen raschen Informationsverfall ist groß „... angesichts der bekannten Explosion unseres Wissens und der entsprechenden Halbwertszeiten“ (Pb 6a), verbunden mit der Tatsache, dass „die Kinder ... mit Techniken konfrontiert (werden), mit denen Ältere kaum Schritt halten können“. Obwohl das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung an der Universität Hannover (IES) im Forschungsbereich hohe ungenutzte Wissens- und Informationspotentiale ausgemacht hat und entsprechende Projekte zu Wissenstransfermöglichkeiten im Alter entwickelt, steht man dem „Expertentum“ als „Spezialistenwissen“ in der Befragung sehr skeptisch gegenüber. Vielmehr sieht man – wie Schulze (s.o.) – eine soziokulturelle Relevanz der Beratungsfähigkeit auf dem Gebiet des menschlichen Zusammenlebens, der Konfliktlösungen, des „Erkennens von Charakteren“ und der „Eigenheiten von Menschen“ (Pb 8j), erwartet häufig und vor allem „Entscheidungshilfe“ (z.B. Pb 13j) oder „den Blick fürs Wesentliche“ (Pb 18a), weil „Zusammenhänge schneller erkannt“ (z.B. Pb 14j) werden.

Nicht also der fachspezifische Wissenstransfer wird als relevant erachtet von den Jüngeren, wird als relevante Kompetenz von Älteren angeboten, sondern als relevant zeigt sich die Beratung im Sinne eines Erfahrungstransfers.

Erfahrungstransfer – darunter verstehen Schmitz-Scherzer et al. die Weitergabe von Lebenserfahrung und Lebenswissen: „In den Beziehungen zu jüngeren Menschen können Lebenserfahrung und Lebenswissen, ... ausgebildete Strategien, sowie die eigenen Formen der Auseinandersetzung mit Aufgaben und Belastungen weitergegeben werden“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 56). Noch entschiedener abgesetzt gegen fachspezifischen Wissenstransfer definieren auch Staudinger/ Dittmann-Kohli den Erfahrungstransfer: Er bezieht sich „nicht nur auf die Üblichkeiten und Regelmäßigkeiten des Lebens, sondern auch auf die Unverständlichkeiten des Lebens, die Lebensrätsel ... (er besteht) nicht nur aus Erkenntnissen über Zusammenhänge und Sachverhalte, sondern darüber hinaus auch aus bestimmten Denkweisen, Strategien und Heuristiken“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 412).

Beide Erklärungen von Erfahrungstransfer verdeutlichen, dass eine Kompetenz vorausgesetzt und vermittelt wird, die ein tieferes und weiteres „Expertentum“ (Baltes) als das rein berufliche darstellt: Es ist das erst mit dem Alternsprozess gewonnene Wissen „über das Leben, über existenzielle Aspekte der *Conditio humana*, das sich durch ungewöhnliche Kenntnisse und Einsichten, ausgewogene Urteile sowie *fundierte Ratschläge zu komplexen, unklaren und ungewissen Problemen der menschlichen Grundsituation und Lebensführung* auszeichnet“ (Baltes 1996: 47, Hervorhebung durch M.K.). Diese Aussage kommt einer Rundum-Beantwortung der inhaltlichen Kompetenz („was“) gleich – als einer deutenden Zusammenschau der Aspekte Schmitz-Scherzers und Staudinger/Dittmann-Kohlis – die die methodische Ausgangsfrage („wem, wann, wie“) bereits hinter sich gelassen hat. Sie kann nur noch unwesentlich ergänzt werden durch den Hinweis auf die notwendige Voraussetzung zu dieser Kompetenz, nämlich „welch entscheidende Rolle dabei Erfahrungswelten in der Auseinandersetzung mit Lebensproblemen spielen“ (Staudinger/ Baltes 1996:73).

**Die Frage nach dem Zweck, der Relevanz, gar der kulturellen Relevanz einer (auch noch methodisch guten) Beraterkompetenz begründet sich folglich vornehmlich aus ei-**

**ner generativen Verpflichtung, nämlich aus dem Bedarf der Jüngeren nach Erfahrungstransfer, nach Beratung auf Gebieten, in denen die Älteren qua Erfahrung kompetent sind: Kulturrelevanz der Beraterkompetenz besteht zunächst in einer Erfüllung der Nachfrage Jüngerer nach Hilfen zur (eigenen) Entscheidungsfindung bei komplexen Problemen.**

**Daneben und keinesfalls weniger wichtig zeigt sich eine kulturelle und kulturpolitische Relevanz der Beraterfähigkeiten in einem individuell sich rascher entwickelnden und damit gesellschaftlich sich verbreiternden höheren Weisheitsstandard: In der Weisheitsforschung wird die Beratungskompetenz als individuell und gesellschaftlich weisheitsbegünstigender Faktor aus den Ergebnissen der Weisheitsforschung abgeleitet.** „Zu allgemein weisheitsbegünstigenden Faktoren zählen wir auch Erfahrungen mit guten Mentoren, die in der Lage sind, den einzelnen in die Komplexität des Lebens und angemessene Bewältigungsstrategien einzuführen“ (Baltes 1994: 181). Der Erwerb von Weisheitskompetenzen stellt sich also nicht ausschließlich und allein als Folge des Alternsprozesses dar: Zwar kann erwartet werden, „daß ‚Weltrekorde‘ in Weisheit von *älteren* Erwachsenen gehalten werden“, doch haben Baltes /Smith bereits 1990 „verdeutlicht, daß sich Expertentum in der fundamentalen Pragmatik des Lebens nicht notwendigerweise erst im hohen Alter einstellen muß... und daß die Betreuung durch gute Mentoren ebenfalls von erheblicher Bedeutung ist“ (Baltes/Smith 1990: 117). Dies bestätigt den Verdacht eines älteren Probanden der Untersuchung, „dass Erkenntnisse nicht allein altersspezifisch bedingt sind“ (Pb 6a), sondern „daß diese Einsichten ... kommunizierbar ... sind“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 413). Wenn die Antwort auf die Frage nach gesellschaftlicher und kultureller Relevanz der Beratungskompetenz den Aspekt der Vermittelbarkeit beinhaltet, so folgt daraus zugleich eine Verantwortung: Es ginge nicht an, dass eine gesellschaftliche Gruppe der anderen eine wichtige, in manchen Belangen sogar notwendige und zumindest erwünschte Kompetenz vorenthält, obwohl diese mitteilbar ist.

Damit böte die Wahrnehmung der kulturellen und gesellschaftlichen Verantwortung in der Konsequenz - sozusagen als soziokulturelle Nebenwirkung – den Beitrag zu einer Aufwertung des Altersstatus und damit zu einer eigenen, neuen Alterskultur- vorausgesetzt, die Älteren zeigen sich engagiert und diskussionsbereit und nicht wie Pb 17a ablehnend gegenüber einer Erfüllung dieser Aufgabe: „Eigentlich habe ich gar keine Lust mehr, meine Sicht der Dinge, meinen 'Senf' zum einen oder anderen zu geben, auch wenn ich zu erkennen meine, ich hätte was beizutragen.“

„Besonders die ... älteren Menschen, die ihre Verantwortung nicht gleichgültig verkommen lassen, sich aber auch der Strenge und der Tendenz zur Selbstbestrafung durch neurotische Über-Ich-Strukturen (Selbstschädigungsmoral‘) verweigern, tragen zur Aufwertung des Altersstatus bei“ (Rosenmayr 1996: 60). Hierzu darf als ein geradezu vorbildliches, gleichermaßen von Selbstbewusstsein und Frustrationstoleranz zeugendes Gegenbeispiel zu Pb 17a die Aussage des älteren Probanden Pb 6a angeführt werden: „Und? Was soll man nicht alles wissen? Man muss nicht wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann, sondern die Offenheit konservieren: es auch dann zu versuchen, wenn man es selbst für angemessen hält und bereit sein, dass diese Angemessenheit nicht geteilt wird“.

Einen Beitrag zur Konstitution einer eigenen Alterskultur über die Kompetenz der Beratung vermutet auch die IES Hannover: „Aus der Sicht derjenigen, die entsprechende Interessen und Fähigkeiten haben, werden ihnen ... die verdiente gesellschaftliche Anerkennung zuteil. Für die übrige Gesellschaft werden als durchaus geplanter Nebeneffekt der Wert und die Bedeutung der Gruppe der Älteren für die Gesamtgesellschaft ... bewußt gemacht. Dies bedeutet insofern auch eine Abkehr vom Defizitmodell, das bisher die Gruppe der Älteren als in ihrer Leistung gegenüber den Jüngeren defizient auffaßt. Hier geht es nicht um Menschen, denen



man – wie auch immer – bei ihrer Lebensbewältigung helfen muß, sondern um Menschen, die für andere ... etwas zu geben haben“ (IES 1996: 5, 6).

## **9.7 Zusammenfassung: Kulturrelevante Alterskompetenzen und Generativität**

„Man kann nur dann Lebenserfahrung gewinnen, wenn man aus dem Zusammenhang des ‚unmittelbaren Lebens‘ heraustritt und über Erlebtes reflektiert“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 410). Dieses „Heraustreten“ kennzeichnet die oben beschriebenen kulturrelevanten Möglichkeiten als Produkt des Alternsprozesses: Ob es sich um das Verlassen des linearen Zeitstromes („Ausloten“) handelt, um ein Überschreiten der nur analytischen Strukturen des Denkens („Synoptik“), um die kritische Distanz zu scheinbar objektiven Werten („Relativierung“), oder um den zur Beratung und Entscheidungsfindung notwendigen Überblick, die Supervision - allesamt erfordern diese Fähigkeiten die psychisch-emotionale Kraft und geistige Souveränität des Abstandnehmens, des Sich-Entfernens, des Loslassens.

Diese Akte der Überschreitung werden bei Rosenmayr als Momente des Reifungsprozesses im Alter beschrieben und abgeleitet aus der Erkenntnis der immer näheren Abschiedssituation des Todes: „Das abschiedliche Dasein des Alters erleichtert die Offenheit für ‚Überschreitungen‘. Diese können ... Reifungsprozesse im Alter bedeuten. Eine solche Matureszenz beinhaltet die Erweiterung des eigenen Handlungsspielraumes als Realisierung der ‚späten Freiheit‘“ (Rosenmayr 1996: 108). Die Gefahr, aus dieser Alternsfähigkeit zu Überschreitungen könnte gelegentlich auch eine Selbst-Überschreitung in Form einer Selbst-Überschätzung resultieren, liegt nahe und ist nicht unrealistisch: Sich selbst gelegentlich die Eigenschaften des „Weisen“ zuschreibend und zubilligend, gerät der ältere Mensch durchaus in die Versuchung, eine narzißtisch orientierte Wegweiserfunktion einzunehmen. Eine darüber verbitterte Empörung von jungen Leuten spiegelt sich stellvertretend in einer der jüngsten Veröffentlichungen, die in der Tendenz die „an der Macht klebenden alten Männer“ (Podszun) angreift. So mahnt Rosenmayr auch als wesentliches Moment der „Altersmatureszenz“ an: „Sie erfordert aber auch Selbsttransformation zur Erhöhung von Wahrheitsfähigkeit und damit auch die Entblockierung von Wahrnehmung, von Denk- und Handlungsmöglichkeiten, innere Revision“ (Rosenmayr 1996: 109).

Auf der anderen Seite ist immer mehr auch eine gegenteilige Gefahr zu beobachten: Mit der Distanzierung, dem Sich-Entfernen aus dem „Strom des Lebens“ erfolgt ein Rückzug aus den alten gesellschaftlichen Rollen, ohne die Bereitschaft, hierfür neue, dem möglichen Weisheitszuwachs entsprechende Rollen zu übernehmen (vgl. dazu ausführlich: Abschnitt 11.3). Der Zustand zeigt sich als Stagnation, zeigt sich in selbst-gefälligen, fast kokettierenden Unfähigkeitserklärungen, einer „Form des repressiven Widerstandes, ... sich mit Konflikten ... auseinanderzusetzen: ‚Da ich viel zu blöd im Kopf bin, bin ich von einer Auseinandersetzung mit den anliegenden Fragen entbunden!‘“ (Heuft 1992: 219). Resultierte als Folge der Distanzierung zum „Strom des Lebens“ einmal das Gefühl der Überlegenheit, der Omnipotenz, so wird dies im zweiten Fall zum Gefühl des Nicht-mehr-dazu-Gehörens, der Ohnmacht und der Gleichgültigkeit. Auch für diesen zweiten Fall gilt Rosenmayrs Forderung nach „Selbsttransformation“ und „Entblockierung von Wahrnehmung“, soll den Alterskompetenzen eine gesellschaftskulturelle, kulturpolitische Relevanz zugeschrieben werden.

Was Rosenmayr mit „Selbsttransformation“ und „Entblockierung“ bezeichnet, stellt auch bei Staudinger/Baltes das bestimmende Merkmal einer funktionstragenden Alterskompetenz dar. In der Transzendierung persönlicher Interessen, in solidarischer Mit-Teilung der mit dem Alter erworbenen Fähigkeiten zeigt sich die tatsächlich erreichte Weisheit einer reifen, integrierten Persönlichkeit: „Generativität, das heißt die Intention, eigene Erfahrungen und Lebensfertigkeiten an die nachfolgende Generation weiterzugeben, entwickelt sich in der Überwindung von Selbstabsorption und Stagnation“ (Staudinger/ Baltes 1996: 65). Zu dieser Überwindung gehört ebenso wie zur Rosenmayr’schen Selbsttransformation und Entblockierung die Offen-

heit für und die Neugier auf Neues sowie deren Verarbeitung als Voraussetzung einer Integration, einer Einschätzung der eigenen Erfahrungswelten: „Solange ein alternder Mensch sich die Offenheit und Kritikfähigkeit bewahrt, neue Werte und Umgangsformen aufzunehmen, könnten diese dann vor dem Erfahrungshintergrund des alten Menschen im Idealfall zu umfassenderen und weitreichenderen Einsichten führen als bei dem ... jungen Menschen selbst, dem dieser Schatz an Lebenserfahrung fehlt“ (Staudinger 1996: 359).

Die gesellschaftlich-kulturellen Komponenten der Generativität als selbst-verpflichtender solidarischer Akt werden in der Literatur unter zwei nicht immer deutlich voneinander zu trennenden, aber doch unterschiedlich gewichteten Aspekten gesehen.

So wird die Verpflichtung zur Generativität einmal auf der Grundlage gesamtgesellschaftlicher ökonomischer Rationalität der inner- und außerfamiliären Austauschbeziehungen (Tews) gesehen, zum anderen aus einer persönlich-individuellen Verantwortung (i.S. einer Selbstverpflichtung) zu moralisch-ethischem Handeln abgeleitet.

Nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt des „Generationenvertrages“ erweisen sich beide Gesichtspunkte von aktueller Bedeutung: „Generell wird unterstellt, die alternde Gesellschaft werde unproduktiver, weil ein kleiner werdender Teil ‚Produktiver‘ für eine zunehmende Zahl ‚Unproduktiver‘ mit zu sorgen habe, ausgedrückt üblicherweise in Alterslast-Quotienten“ (Tews 1996:192). Produktivität wird hierbei immer als Erwerbstätigkeit insbesondere Jüngerer verstanden. Tews erweitert den Begriff auf „gesellschaftliche Produktivität“ und stellt die Forderung auf, diese durch eine besser entwickelte Selbstorganisation des Alters zu erhöhen: „Eine entwickelte Selbstorganisation des Alters könnte durchaus einen produktiven Beitrag zur Lösung gesamtgesellschaftlicher Probleme leisten... Gemessen an ihren prinzipiellen Möglichkeiten ist die gesellschaftliche Produktivität des Alters unterentwickelt. Unter der Annahme, daß zukünftige Ältere noch kompetentere Ältere als die heutigen sein werden, ist deren Kompetenz dann nicht auch gesellschaftlich besser zu nutzen?“ (a.a.O. S.193). Tews sieht allerdings Möglichkeiten dazu in erster Linie in einer intra-generativen Stabilisierung der Autonomie Älterer, die in der Folge sich in ökonomischen und zeitlichen Entlastungsfunktionen für die jüngere, erwerbstätige Generation auswirkt (Ehrenamt, Seniorengenossenschaften, Seniorenbüros etc.). Er bleibt damit aber im Bereich der – trotz zunehmenden Alters – noch vorhandenen, noch erhaltenen Kapazitäten und berücksichtigt nicht die sich neu entwickelnden Alterskompetenzen. Damit schließt er sich gesellschafts- und kulturpolitisch Kruse an, der ebenfalls als Alterkompetenz drei Relikte, aber keine Neuentwicklungen benennt: Mit den Faktoren der „Aufrechterhaltung eines selbstständigen Lebens“, der „Aufrechterhaltung eines selbstverantwortlichen Lebens“ und der „Aufrechterhaltung eines persönlich zufriedenstellenden Lebens“ beschreibt er die Kompetenzleistung im Alter als „die Fähigkeiten und Fertigkeiten des Menschen zu Aufrechterhaltung (oder Wiedererlangung) eines möglichst selbstständigen, selbstverantwortlichen und persönlich zufriedenstellenden Lebens in seiner Umwelt“ (Kruse 1996: 293). Diese als „sozioemotionale Kompetenz“ bezeichnete Leistung ist rein individualistisch definiert und hätte eine gesellschaftliche Funktion nur in der Weise, dass ein derart kompetenter alter Mensch der Gesellschaft nicht zur Last fiele. Der Aspekt des gesellschaftsverantwortlichen Lebens fehlt sowohl bei Tews als auch bei Kruse, es entspricht dies also eher der oben ausgeführten Stagnation denn ihrer Überwindung.

Anders ist es ausgeführt bei Staudinger, die in der Neuentwicklung von Alterskompetenzen, wie sie unter 9.1 – 9.6 aufgeführt wurden, eine Möglichkeit, ja ein Gebot zu gesellschaftlichen Austauschprozessen sieht, unabhängig sogar von einem Verlust, einem Abbau jugendgebundener Leistungsfähigkeiten: „Was auf den ersten Blick als unproduktiv erscheint, also z.B. Pflegebedürftigkeit, birgt auf den zweiten Blick psychologische Produktivität. Ähnlich gibt es in der Soziobiologie Überlegungen, daß die altersabhängigen Veränderungen im intellektuellen Fähigkeitsprofil nicht zufällig und dysfunktional, sondern adaptiv für das Gemeinwesen sein können... So entwirft Brent (1978) ein Szenario, in dem die Jungen einer Spezies die

Funktion haben, Neues zu entdecken und sich flexibel an eine sich verändernde, aber auch zu verändernde Umwelt anzupassen. Andererseits schreibt er den Älteren die Aufgabe zu, aufgrund ihrer reichen Kenntnis und Erfahrung mit dem Gewesenen und Bestehenden eine stabile Basis für diese Explorationen der Jungen bereitzustellen. In einer Kombination dieser beiden Fähigkeiten, also in der Kooperation der Generationen, liegt dabei die Chance für eine Gesellschaft“ (Staudinger 1996: 357).

Dieser Aspekt einer intergenerativen Zusammenarbeit wird auch als vorrangig in der Expertise „Ressourcen älterer und alter Menschen“ angesehen und damit der Appell Kruses und Tews an die Alten erweitert in einen Appell an Alte *und* Junge: „Für die Verwirklichung der Potentiale des Alters ist von Bedeutung, ob jüngere Menschen bereit sind, die Hilfen und den Rat Älterer anzunehmen... Intergenerationelle Solidarität kann sich nur verwirklichen, wenn ein fruchtbarer Dialog zwischen Jung und Alt stattfindet“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 56).

Das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung (IES) in Hannover sieht in diesem „kooperativen“ Austauschprozess nicht nur eine Chance, sondern einen gesellschafts- und kulturpolitischen Anspruch zur Zukunftsbewältigung: „In Zukunft müssen auch die Älterwerdenden mehr als bisher die notwendigen Erneuerungen mittragen. Die Gesellschaft, die vom Wandel der Altersstruktur geprägt ist, gewinnt ihre Zukunft nur durch Junge und Älterwerdende gemeinsam. Eine neuartige Interpretation von Neuwissen und Erfahrungswissen ist zu leisten“ (IES 1996:5).

**In allen hier angeführten Stellungnahmen wird eine Antwort auf die kulturpolitischen Relevanzfrage von Alterskompetenzen als generative Verpflichtung gegeben – zwar in der einen Richtung mehr als intra-generatives Entlastungspotential, in der anderen als produktives „Humankapital“ (IES) der engagierten, offensiven Verwirklichung einer Alterskompetenz, doch einheitlich als notwendiges Element einer gemeinsamen gesellschaftlichen Zukunftsgestaltung.** Die Art und Weise der Umsetzung jedoch wird deutlich unterschiedlich gesehen: Als individueller Rückzug des Nicht-Forderns, des Nicht-zur-Belastung-Werdens sehen es Tews und Knopf, als intergenerativer Austauschprozess wird es bei Staudinger und in den Gutachten Schmitz-Scherzers et al. und der IES gefordert. Doch sind diese beiden Richtungen zwar als unterschiedlich, nicht unbedingt jedoch als widersprüchlich anzusehen: Eher ist zu vermuten, dass die selbstverantwortliche, individuell erfolgreiche Altersbewältigung eine Voraussetzung zur Generativität darstellt, weil sie es besser ermöglicht, „daran zu denken, was man an die nachfolgenden Generationen oder vielleicht sogar die Gesellschaft weiterzugeben hat“, sie bietet so „dem alten Menschen die Grundlage zur Entfaltung seiner Generativität“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 428).

Die Distanz zu den oben angeführten Fehlhaltungen gegenüber einer Altersweisheit wird hierin deutlich: **Weder überhebliche Omnipotenz- noch kleinmütige Ohnmachtsgefühle im Alter helfen der Gesellschaft bei einer Bewältigung von Zukunftsproblemen, sondern nur die Wahrnehmung der Verpflichtung, Alterskompetenzen generativ wirksam einzubringen.** In einem solchen Akt sieht die alternde Wissenschaftlerin Friedan die Möglichkeit der Entwicklung einer eigenen Alterskultur. „Nur wenn wir an den Problemen arbeiten, vor denen unsere Gesellschaft steht, und dabei unsere im Lauf des Lebens erworbene Weisheit und Generativität einsetzen, hinterlassen wir unseren Enkeln ein Vermächtnis, das darin besteht, daß wir bei der Gestaltung der Zukunft helfen und die Generativität des menschlichen Gemeinwesens entfalten und bewahren. Wir müssen unser eigenes Alter leben, generativ und als Teil der Gemeinschaft“ (1997: 860).

## 10 Alterspotentiale als Bedingung und Begründung zur Entwicklung spezifischer Alterskulturen

### 10.1 Zum Begriff der Alterskultur

Der Begriff „Alterskultur“ findet sich – ebenso wie der der Jugendkultur – weder in Wörterbüchern (z.B. Duden) noch in Lexika (z.B. Brockhaus). Mit Selbstverständlichkeit allerdings wird er verwendet in der Gerontologie, der Soziologie und der Kulturarbeit – jedoch unter unterschiedlichem Verständnis.

#### 10.1.1 Alterskultur als Begriff der Kulturarbeit

„Frage: Was kann ich mir unter ‚Alterskultur‘ konkret vorstellen?“ fragt ein interviewter junger Mann der Kontrollgruppe, tätig in der alternativen Kulturszene, und spottet: „Singen, Malen, Musizieren, Gestalten... im Alter...?“ (Pb 4j).

Tatsächlich ist es gerade die **Kulturarbeit, die eine enge strukturelle und inhaltliche Beschränkung des Begriffes Alterskultur vornimmt**: „Alters- oder Altenkultur“, häufig ergänzt durch den (wenig lustvollen) Begriff „Arbeit“, gelegentlich schönfärberisch auch „Seniorenkultur“ (ebenfalls gern durch „Arbeit“ ergänzt) wird im kulturellen Bildungs- und Veranstaltungsbereich weitgehend mit der „Zielgruppe“ der über Fünfzigjährigen (z.B. in Volkshochschulen) oder der Rentner und Pensionäre verknüpft. Als **rein über das Alter abgegrenztes Teilnehmer- oder Publikumssegment bietet man ihnen ermäßigte Eintrittspreise und ein leider auch meist ermäßigtes Anspruchsniveau der Angebote**: Leichtere „kulturelle Tätigkeiten“, wie sie der Interviewpartner oben beschreibt, oder Veranstaltungen der leichten Muse (vgl. Abschnitt 3.1: Die Alten als Zielgruppe). Eine Defizit-Annahme gegenüber der Alten-Population wird offenkundig, sie stellt den Hintergrund dar von Erwartungen und nicht mehr der Realität entsprechender Zuschreibung von verringertem geistigem (vgl. Abschnitt 6.1.4), körperlichem (vgl. Abschnitt 6.1.2) und finanziellem (vgl. Abschnitte 6.1.3 und 8.4.1.2) Leistungsvermögen. Neben einer u.a. durch die gesellschaftliche Modernisierung längst überholten Altersvorstellung wird mit den Angeboten von eingeschränkten und zugleich verflachten „Kultur-Häppchen“ für Senioren (vgl. Begründung und Analyse Abschnitt 3 und 3.1) ein in mehrfacher Hinsicht enges inhaltliches Kulturverständnis deutlich: Bescheidenes „Werkeln“ und einfache Tänze werden als aktive künstlerische Betätigung angeboten, unterhaltsame Klassik, dekorative Malerei und klassisches Ballett sind ausgewählte, für Alte als angemessen erachtete Inhalte kultureller Angebote.

Mit unzeitgemäßen, überholten (strukturellen) Zuschreibungen an die Altenpopulation, wie auch mit einem inhaltlich seit Jahrzehnten viel zu engen und darüber hinaus noch trivialisierten Kunst-Kulturbegriff, setzt sich der Begriff der „Altenkultur“ (auch: „Seniorenkultur“) in der Kulturarbeit so aus gleich zwei fragwürdigen Elementen zusammen und sollte schon deshalb einer strengen Diskussion unterzogen werden. Dies gilt gleichermaßen für die sich hinter diesem Begriffsverständnis versteckende Haltung „sozial“ orientierter Kulturarbeiter: Vor denen im Alter sich entwickelnden Potentialen und Kompetenzen (vgl. Abschnitte 8 – 8.2 und 8.4.2.3 – 9.7) erweist sich eine mitleidsvoll-betreuende „Kultur-Arbeit“ als abwertend, als ver-messen. Unangemessen ist auch die Qualitätsreduktion gegenüber einer wissenschaftlich nachgewiesenermaßen möglichen Kompetenzprogression, unangemessen die überlegene Haltung des „Anbieters“ gegenüber einer nicht wahrgenommenen, höher differenzierten Kognitionsfähigkeit.

(Zur grundlegenden Kritik des Begriffes Altenkultur/ Seniorenkultur als zielgruppenorientierter Begriff der Kulturarbeit vgl. Abschnitt 3.1 – 3.3).

**Es wird deshalb im Folgenden der Begriff der „Alterskulturen“ keinesfalls im Sinne der „Seniorenkultur“ im verengten Sinne der Kulturarbeit verstanden, sondern in einem**

**weiteren, die gesamte Lebensart betreffenden, Sinne, wie ihn die Gerontosoziologie und neuerdings die Kulturgerontologie verwendet.**

### **10.1.2 Alterskultur als gerontosoziologischer und kulturgerontologischer Begriff**

Wie die Kulturarbeit verwendet auch die Soziogerontologie den Begriff der Alterskultur als quasi „selbst-verständlich“, ohne vorhandene ausdrückliche Definition. Auch die Kulturgerontologie als „die Wissenschaft, die sich mit der Geschichte des Alters und seinen kulturellen Codierungen befasst“ (Bachmaier 2001: 1) gibt eine Näherung an den Begriff nur über eine wenig informative Zweckvorstellung: eine immanente und wünschenswerte Möglichkeit wäre heute eine positive Belegung des Begriffes. In seiner „kulturellen Perspektive kommen besonders die Vorzüge und Chancen des Alters zum Vorschein“ (a.a.O.). Geschichtlich wird in der Kultursoziologie die Alterskultur unter extrem differierenden Sichtweisen (von der ehrfürchtigen Hochachtung bis zur tiefsten Verachtung; vgl. dazu auch Abschnitt 5) dargestellt – ist also ein zeit- und gesellschaftsbezogener, ein kontextabhängiger Wertungsbegriff. Über die Rekonstruktion kultureller Codierungen (vor allem solcher der Literatur) versucht die Kulturgerontologie unter den Aspekten der Selbst- und Fremdwahrnehmung des Alters und der differierten Handlungsweisen im Alter die jeweiligen, zum Teil höchst unterschiedlichen und gegensätzlichen geschichtlichen Alterskultur-Vorstellungen aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang abzuleiten. Bachmaier gibt in seiner Homepage-Darstellung der Universität Konstanz in einem Statement „Kulturgerontologie: Das Alter im Vergleich“ den entscheidenden Hinweis zu einem Verständnis des Begriffes Alterskultur: „... die großen Altersfiguren wie Don Quichotte, Nathan der Weise, Faust, Peer Gynt, Stechlin oder die ‚unwürdige Greisin‘ von Brecht: Aus solchen Darstellungen gewinnen wir vertiefte Einsichten in das Alter und *positive Ansätze für eine neue Alterskultur*“ (Bachmaier 2001: 2, Hervorhebung durch M.K.). Aus dem letzten Teil der Aussage wird ersichtlich, dass die Vorstellung einer Alterskultur überholt, und so keine oder keine moderne (sondern nur historische) vorhanden, damit eine neue erforderlich sei. Es muss also – nach Aussage der Kulturgerontologie – eine moderne Alterskultur erst einmal konstituiert werden, und zwar unter der kulturellen Perspektive, dass „die Vorzüge und Chancen des Alters zum Vorschein kommen“ (a.a.O.).

Das altenpolitisch ausgerichtete Schweizer Zentrum für Persönlichkeitsentwicklung und Generationsfragen „Tertianum“ schließt an diese Überlegung mit ihrem Programm ihre Philosophie geradezu nahtlos an: „Die Entwicklung einer neuen Alterskultur ist für unsere Gesellschaft dringend erforderlich. Daran sollen alle kreativen Kräfte mitwirken“ (Tertianum 2000: 1).

Die Argumentation einer erst noch zu entwickelnden Alterskultur findet von der soziogerontologischen Seite volle Unterstützung – so spricht Baltes zwar etwas vorsichtiger, dennoch unmissverständlich von einer „fehlenden Reife einer Kultur des Alters“ (Baltes 1989: 59). Dies wird drei Jahre später bestätigt bei Baltes & Baltes mit der Feststellung, „dass es noch keine differenzierte, hochentwickelte ‚Kultur‘ des Alters geben kann; eine Alterskultur, die so angelegt wäre, daß sie das qualitativ Bestmögliche aus dieser Lebensphase macht“ (Baltes/Baltes 1992: 3). In diesem Optimierungsgedanke von Situation, Status und Funktion des Alters als Sinn und Zweck einer zu konstituierenden Alterskultur findet sich der gemeinsame Ansatz mit der Kulturgerontologie. Ebenso werden in beiden Wissenschaften die Gründe zur mangelhaft entwickelten Alterskultur nicht in den Alten selbst gesehen, sondern hauptsächlich von Außen erwartet und vermisst: Eine der wesentlichen Fragen der Gerontologie ist, „inwieweit die Gesellschaft eine angemessene Kultur des Alters anbietet“ (a.a.O. S.2). Damit bestätigt das Forscherpaar die ehemalige Überzeugung P.B. Baltes einer von außen entwickelten und gesteuerten Alterskultur: „Es bedarf eines langen Marsches im Sinn eines gesellschaftlichen Kultivierungs- und Bildungsprozesses, bevor man von einer differenzierten Kultur des Alters ... sprechen kann“ (Baltes 1989: 59). Erst als Folge wird sich dann abzeichnen

können, was bei anderen Autoren (s.u.) als wesentliche Voraussetzung zur Entwicklung einer Alterskultur angesehen wird: Die „Entwicklungsreserven älterer Menschen“, die „Optimierung latenter Potentiale“ können nach Baltes und Baltes/Baltes nur dann wirksam werden, wenn die Kultur der Umgebung des Alters so weit entwickelt ist, eine solche beim Alter auch zu erkennen, anzunehmen und zu würdigen. Wenn Baltes in seinem Aufsatz wenige Seiten zuvor vermutet: „Eine Kultur des Alters kann also ... darauf beruhen, daß bestimmte Wissensbereiche dem Alter vorbehalten sind – wie etwa die Weisheit“ (Baltes 1989: 54), so ist dies kein Widerspruch (etwa in der Hinsicht, dass aufgrund ihrer Potentiale die Alten nun auch ihre eigene Alterskultur entwickeln könnten), sondern eine Bestätigung: Die Voraussetzungen einer Alterskultur könnten – bei den Alten – wohl gegeben sein, ob sich allerdings eine Alterskultur tatsächlich entwickelt, ist zum anderen ebenso sehr abhängig von der Wahrnehmung (dieser Alterskompetenz) durch die Gesellschaft (vgl. dazu Abschnitt 5.4). Die festgestellte „fehlende Alterskultur“ beruht also nicht auf einer Fehlhaltung der Alten (ihnen fehle eine eigene Kultur), sondern auf einer Fehlhaltung der Umgebung. Mit solch einem Verständnis von Alterskultur entsprechen Baltes, entsprechen Baltes/Baltes dem eingangs angeführten Verständnis der Kulturgerontologie und der Philosophie des Schweizer Altenzentrums „Tertianum“: Es sei, nach Baltes, wesentlich die Umgebung, die eine Alterskultur entwickelt und zu entwickeln habe, damit die Alterspotentiale wirksam werden können.

Diese so als einheitlich zu bezeichnende Einstellung setzt sich deutlich ab gegenüber einer Position, wie sie etwa von Kolland, Rosenmayr und auch Borscheid eingenommen wird. Hier wird vertreten, dass es die Gruppe der Alten selbst ist, die in der Lage sein muss, ihre eigene Kultur, die Alterskultur, zu prägen und offensiv in die Gesellschaft hineinzutragen. „Alterskultur ... zielt auf selbstbestimmtes Verhalten der älteren Generation und ihre verstärkte Anerkennung in der Gesellschaft“ beschreiben Kolland/ Rosenmayr im Seniorenbericht 1999 (Österreich) die Forderung an eine Altenkultur unter dem Titel: „Wo bleibt die Altenkultur?“. Bei ihnen zeigt sich die Relation von Altenkultur zur Gesellschaft anders akzentuiert als bei Baltes und Bachmaier beschrieben: Die Alten selber konstituieren ihre Alterskultur und festigen damit ihren Platz in der Gesellschaft. Noch eindringlicher beschreibt Rosenmayr den Einfluss einer selbstbewussten Kultur der Alten, die er als „kulturelle Selbstrepräsentation“ bezeichnet, auf die Situation der Alten in der Gesellschaft: „Ich halte diese kulturelle Selbstrepräsentation ... für eine Schlüssel-Voraussetzung im Prozeß des einsetzenden bzw. prinzipiell möglichen Bewertungswandels des Alters in den hochentwickelten wie auch in den Entwicklungsgesellschaften“ (Rosenmayr 1997: 15). Auch Borscheid tritt einer Auffassung heftig entgegen, dass eine „altersspezifische Kultur“ abhängig von der Umgebung sei – seiner Ansicht nach könne sich der alte Mensch heute frei und selbstbestimmt, unbehelligt von gesellschaftlichen Zwängen, selbst verwirklichen und eine spezifische Alterskultur entwickeln: „Es existieren heute ausgesprochen generationsspezifische Kulturen ... Mit ihnen können die alten Menschen weitgehend das alte Zwangskorsett der Normen und Sitten abstreifen... Wie sich der alte Mensch heute kleidet, mit wem er zusammenlebt und was er mit seinem Vermögen anstellt, kümmert kaum noch jemanden“ (Borscheid 1998:19).

In der vorliegenden Arbeit wird nicht die These vertreten der Existenz einer Potenz des alten Menschen, seine eigene Kultur unabhängig von zu- und vorschreibenden Zwängen der Umgebung zu entwickeln. Es wird aber auch nicht die These vertreten, allein die Gesellschaft, die Umgebung habe die Möglichkeit, eine Kultur für bestimmte Gesellschaftssegmente (hier: die Alten) zu konstituieren. Es wird hier eine These vertreten, die konsequenterweise aus der bereits beschriebenen Konstituierung des Altersbildes (Abschnitt 5.5) abgeleitet wird: **Wie sich mögliche Alterspotentiale kulturell repräsentieren, letztlich so als Alterskultur darstellen, ist - unabhängig von ihrer graduellen individuellen Ausprägung - in enger Abhängigkeit von einer gesellschaftlichen Bewertung zu sehen: Abhängig davon, welche Alterskultur-Vorstellung, welche Wertschätzungen bestimmter Alterspotentiale zu einer**

bestimmten Zeit gesellschaftlich als „relevant“, als wichtig und erwünscht bzw. unwichtig oder unerwünscht gelten, entwickeln sich Elemente kultureller Selbstrepräsentation zu einem Gesamtbild Alterskultur. Nur in dieser dialektischen Perspektive scheint m.E. eine Konstituierung von Alterskultur sinnvoll denkbar und sind die im Laufe der Geschichte sich widersprüchlich entwickelten Alterskulturen erklärbar. Was jeweils historisch-gesellschaftlich unter Alterskultur verstanden wird, wird nicht nur von den Alten allein diktiert (diese müssten sonst über die verschiedenen Epochen eine solidarisch positive Struktur aufweisen), sondern entsteht in einer gesamtgesellschaftlichen Diskussion. Nur so ist auch erklärbar, wieso gerade in den letzten Jahren der Ruf nach einer „positiven“ Alterskultur, die „die Vorzüge und Chancen des Alters zum Vorschein kommen lassen“ (s.o.), unüberhörbar laut geworden ist: Gesellschaftliche Macht- und Verteilungskämpfe zwischen (zahlreichen) Alten und (wenigen) Jungen um knapper werdende Ressourcen stellen deutliche kulturelle Entwicklungsfragen, erfordern die Entwicklung einer „neuen Alterskultur“ von der Gesellschaft, und finden Ausdruck in einer „sorgenvollen Diskussion um eine neue Kultur des Dritten Lebensalters“ (Backes 1998: 32).

Obwohl die wissenschaftlichen Positionen um die Ontogenese einer Alterskultur sich gegenwärtig widersprüchlich darstellen (s.o.), wird einer Definition oder wenigstens einer Erläuterung des Sprachgebrauchs ausgewichen: Es erfolgt eine Klärung nur über Näherung - so wird in der gerontologischen Literatur auf die Parallele zur Jugendkultur Bezug genommen, beklagend, dass es etwas Vergleichbares für das Alter (noch) nicht gäbe.

„Es gibt eine Jugendkultur ... – aber wo bleibt die Alterskultur?“ lautet eine herausfordernde Frage (Kolland/Rosenmayr 2001:1) und Mader stellt fest: „Diese Bedingungen des Alters werden verschärft dadurch, daß es keinen etwa der Jugendkultur vergleichbaren kulturellen Kontext für alte Menschen gibt, der ihnen im Alter Orientierung und Struktur bieten könnte“ (Mader 1994: 95, 96). Wie eingangs zu diesem Kapitel bereits erwähnt, existiert weder der Begriff der Alters- noch der der Jugendkultur im lexikalischen Sinne. Es wird also stets ein Begriff über einen anderen, ebenso wenig definierten, gespiegelt. Zwar könnte man, wie in der zitierten Literatur unausgesprochen vorausgesetzt, einfach akzeptieren, als „Einigung“, als sprachliche Regelung oder Konvention annehmen, dass der Begriff einer bestimmten Generationen-„Kultur“ spezifiziert und angewendet wird auf bestimmte Alterssegmente der Gesellschaft, die offensichtlich eine eigene (spezifische) Kultur entwickeln (sollen), und zwar in ihrer bestimmten Altersgruppe eine jeweils einheitliche, gemeinsame, solidarische. Tatsächlich wird (s.o.) in aller Selbstverständlichkeit von „der“ Jugendkultur gesprochen wie von „der“ (zu entwickelnden) Kultur der Alten. Doch wurde bereits in Abschnitt 3.3 einführend auf die unendliche Breite unterschiedlicher und sich gegeneinander abgrenzender Jugendkulturen hingewiesen, zwischen denen z.T. „Galaxien“ (Farin) liegen. Inzwischen wurden „allein in Deutschland über vierhundert existierende Jugendkulturen aufgespürt“, stellt das Berliner Archiv der Jugendkulturen e.V. fest (Farin 1998: 10). **Umso mehr wird die Erwartung, ja Forderung zur Entwicklung einer neuen Alterskultur – gleichgültig, ob sie sich an die betreffende Gruppe der Alten selbst oder an die Umgebung richtet – suspekt und zweifelhaft, wenn sie als Argument „die“ (angeblich existierende, eine) Jugendkultur bemüht.** Differenziert durchdacht und engagiert spiegelt sich das Unbehagen einer solch simplifizierenden und unzulässig verallgemeinernden Kategorisierung in der Stellungnahme eines zweiundzwanzigjährigen Interview-Teilnehmers:

„Der Begriff einer Alterskultur scheint mir im übrigen recht schwammig zu sein. Kulturelle Merkmale vom Alter abhängig zu machen bedeutet, Menschen nur aufgrund einer Eigenschaft, nämlich der ihres Alters zu kategorisieren. Das schwächt im Ansatz meiner Ansicht nach genauso, wie eine Jugendkultur ausmachen zu wollen, Stichwort „Generation X“ oder

„Generation Golf“. Natürlich sind die Menschen einer Altersgruppe durch bestimmte äußere Gegebenheiten in gewisser Weise gemeinsam sozialisiert. Doch nur, weil in meiner Generation die meisten mit MTV und H&M aufgewachsen sind, vereint uns das noch lange nicht zu einer gemeinsamen Kultur. Was hab ich mit denen zu tun, die auf Loveparaden und ähnlichen Veranstaltungen rumhopsen, die ja sicher in der allgemeinen Meinung bezeichnend sein sollen für die Jugendkultur? Oder man faßt den Begriff einer gemeinsamen Kultur so weit, daß er nichts mehr sagt und einem auch nicht weiterhilft“ (Pb 8j).

Der 22-Jährige erkennt, dass es einen allgemein verbindlichen, gar noch altersgebundenen Kulturbegriff in einer pluralistischen Gesellschaft der Moderne nicht mehr geben kann, weder für ein Gesellschaftssegment der Jugendlichen, noch für eines der Alten. Es existieren vielmehr in jeder Altersgruppierung unterschiedliche, differenzierte, widersprüchliche „Kulturverständnisse“ (Kulturpolitische Gesellschaft 1996/ IV). So wie inzwischen (s.o.) über vierhundert Jugendkulturen bekannt sind, gibt es oder entwickelt sich nicht eine Einheits-Alterskultur, sondern viele unterschiedliche Alterskulturen. Die Erkenntnis und Akzeptanz einer Existenz vieler nebeneinander bestehenden Alterskulturen könnten Kolland/Rosenmayr u.a. einer Sorge entheben, die sie im bereits zitierten Altenbericht darstellen: „Das Entstehen einer Alterskultur wird durch Schwierigkeiten gebremst: Mit Ausnahmen kleiner Gruppen und Verbände kann von einer Altenbewegung ... nicht die Rede sein.“ Der Grund für diese „Schwierigkeit“: „Die Gruppe der älteren Menschen ist sehr inhomogen. Individuelle Unterschiede nehmen mit dem Alter zu und verfestigen sich“ (Kolland/Rosenmayr 1999: 2). Diese als „Schwierigkeiten“ bezeichneten Inhomogenitäten und individuellen Unterschiede wären keine solchen, wenn man als erstrebenswerte Konstituierung nicht eine allgemeine, für alle geltende Alterskultur postuliert, sondern eine Vielfalt von Alterskulturen. Dann wäre die fortschreitende Individualisierung kein beklagenswerter Bremsfaktor, sondern wäre akzeptierte oder erwünschte Voraussetzung zur Entwicklung einer breiten Landschaft von Alterskulturen voller Options- und Entscheidungsmöglichkeiten.

Um sich allerdings für eine solche positive Sicht einer Vielfalt von Alterskulturen zu öffnen, „ist es wesentlich, den historischen Stand gesellschaftlicher Individualisierung erstens zu erkennen und zweitens anzuerkennen“ (Beck 1998: 392). Entgegen einem von kulturgerontologischer und gerontosoziologischer Seite erwünschten und als notwendig erachteten gesellschaftlichen Harmoniegedankens gilt es zu akzeptieren, „daß Demokratien in ihrer Tiefenstruktur Gesellschaften des Konfliktes sind, des ‚gehegten Konfliktes‘ ...; nicht Konsens ist ihre Grundlage, sondern die Inszenierung von Dissens“ (a.a.O.).

Damit wäre ein Ende der häufig erträumten solidarischen Gemeinsamkeit angesagt, die sich durch äußerliche Attribute wie die der Geburtsjahrgänge begründet, dies gilt für Alte ebenso wie für Junge. „Was habe ich mit denen zu tun, die auf Loveparaden herumhopsen?“ distanzierte sich der junge Proband 8j (s.o.) von seinen Alters-„Genossen“ und weist ganz entschieden darauf hin, dass ein gemeinsames Aufwachsen in einer bestimmten Zeit „noch lange nicht zu einer gemeinsamen Kultur“ vereint. Und Kolland stellt in einer Untersuchung über die Kulturstile älterer Menschen genau diesen Distanzierungsprozess auch bei älteren Menschen fest (wenngleich er die – oben kritisierte – „Folgerung“ daraus zieht, dass solche Distanzierungen abzubauen und Solidarisierungen zugunsten einer gemeinsamen Alterskultur zu fördern seien): „Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß die Älteren zwar ein eigenes Selbstbild entwickeln, und Haltungen aufweisen,..., aber es sind keine Haltungen, die auf eine Subkulturbildung hindeuten. Die Aussagen deuten eher auf ein defensives Selbstbild hin..., auf Einstellungen, die stärker auf Privatismus schließen lassen als auf eine Altenkultur im Sinne einer gruppenmäßig getragenen Gegenkultur“ (Kolland 1996:199).

**Doch: Eine Integration der Individualität (bei Kolland noch „Privatismus“) in ein homogenes Alterskollektiv scheint sowohl für die Jungen wie für die „neuen“ Alten der Mo-**



**derne nicht mehr erstrebenswert. Nicht die Konstituierung einer einheitlichen (gemeinsamen, integrativen) (Jugend- und) Alterskultur, sondern vieler nebeneinander bestehender unterschiedlicher (Jugend- und) Alterskulturen wäre das Ziel: Ablehnungen, Abgrenzungen, Kritik, „Dissens und Konflikt“ sind nach Beck die besten Voraussetzungen, dass eine Gesellschaft kulturell von „Vielstimmigkeit durchzogen“ (1998: 398) wird.**

So ist die Pluralität der Alterskulturen wie die Pluralität der Jugendkulturen, wie die Pluralität der Gesellschaft insgesamt, nicht nur eine Tatsache, sondern auch Gegenstand der (kritischen) Würdigung und sogar Ziel kultur- und bildungspolitischen wie –praktischen Handelns. Daraus leitet sich Ziel und Aufgabe ab, Alte mögen ihre eigenwilligen, neuen, anderen Schwerpunkte und Sichtweisen gegeneinander setzen, um mit dem spezifischen, dem Alter eigenen und besonderen Potential zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Vielstimmigkeit beizutragen. Eine solche Aufgabe des Alters akzeptieren die Jüngeren offensichtlich aufgrund ihres eigenen modernen Selbstverständnisses eher und selbstverständlicher als die Älteren. Nicht nur in den erstaunlich diskrepanten Sichtweisen zwischen der älteren und der jüngeren Interviewgruppe hinsichtlich einer Beratungsfähigkeit (vgl. Abschnitt 8.4.2.3) kommt dies zum Ausdruck, sondern auch in einer klaren Formulierung des jungen Probanden 4j: „Es braucht ‚Alterskultur‘ als ... Gegenpol zur ... ‚Jugendkultur‘ – auch als Spannungsfeld, in dem gesellschaftliche Weiterentwicklung stattfinden kann“. Anführungszeichen („Alterskultur“, „Jugendkultur“) signalisieren eine Distanz zu Vorstellungen von Einheitskulturen und entsprechen konsequenterweise der geäußerten Überzeugung, dass positive gesellschaftliche Entwicklung nur im Diskurs, im Disput, in der Kontroverse, in „Spannungsfeldern“ stattfinden kann. Als „Kinder der Moderne“ (Beck) haben die Jüngeren offensichtlich bereits eher die Demokratie als Konfliktkultur angenommen, haben als selbstverständlich verinnerlicht, was in der (vorwiegend von älteren Forschern getragenen) Gerontologie noch der Überzeugungsarbeit bedarf – die Erfahrung, dass „viele Konzepte und Rezepte der ersten Moderne untauglich geworden sind“ (Beck 1998: 11). Denn es ist eben nicht so, wie im Altenbericht beschrieben: „Alterskultur besteht dabei aus verhaltensrelevanten Vorgaben von Werten, Normen und Symbolen“ (Kolland/ Rosenmayr 1999: 2). Ein noch so verständlicher Wunsch nach gesellschaftlicher Integration und Anerkennung des Alters kann in der demokratischen Moderne nicht mehr durch „Vorgaben“ und schon gar nicht durch vorgegebene Werte und Normen erfüllt werden (vgl. Abschnitt 8.4.2.3), stünde auch im – eigenen – Widerspruch zur anschließend geäußerten Zielvorstellung eines „selbstbestimmten Verhaltens der älteren Generation“ (a.a.O.). Hinter der Wunschvorstellung einer einheitlichen Gemeinsamkeit steht sicherlich die Furcht vor „Atomisierung“ (Beck) in lauter Individuen, so dass letztlich gar nicht mehr von einer „Gesellschaft“ die Rede sein kann. Dass jedoch außerhalb einer oktroyierten, von außen bestimmten „Gemeinsamkeit“ auch eine über Individuen selbst gewählte, organisierte und konkretisierte Gemeinsamkeit möglich ist, dass Sinnstiftung und Vernetzung gesellschaftlicher Zusammenhänge durch den Einzelnen erfolgen, scheint für Ältere, auch ältere Wissenschaftler (s.o.: Rosenmayr/Kolland), gelegentlich noch nicht ganz realisiert (bzw. akzeptiert) worden zu sein. „Viele können sich gar nicht vorstellen, daß jenseits von Religion, Blutopfer und Erwerbsarbeit noch realistische Quellen zu finden und zu erschließen sind, aus denen Netze sozialer Wahlgemeinschaften geknüpft werden können“ (Beck 1998: 391).

Dennoch scheinen, gerade im Alter eher als in der Jugend, verhaltensrelevante Gemeinsamkeiten zu bestehen, die zwar gesellschaftlich mitgedacht werden, die dennoch nicht allein mit dem möglichen Hinweis auf „Konvention“ zu erklären sind: So wäre es zwar nicht gerade unvorstellbar, aber doch überraschend und befremdend, wenn etwa eine Gruppe von Senioren sich auf Dr. Mottes Loveparade in Berlin durch gleiche Zeichenäußerungen wie die Jungen darstellen würde – man würde sich also die Hemden vom Leibe reißen, es würden ältere ent-

blöbte Damen jubelnd auf den Schultern älterer Männer reiten, man würde sich erfrischen, indem man sich Dosen-Cola und Bier über den Kopf gösse... usw..

Es gibt also, und dies bestätigt sich in den Ergebnissen der Forschung um Alterspotentiale, sehr wohl **spezifische, dem Erfahrungszuwachs oder –mangel entsprechende eigene Verhaltensdispositionen**, die einerseits zu ähnlichen altersentsprechenden *Verhaltensäußerungen* führen können, andererseits sich aber auch (und dies ist im Rahmen dieser Arbeit interessant) in besonderen *Haltungen* äußern. Diese Haltungen lassen sich festmachen an einer Breite unterschiedlicher, nicht ein-deutiger, nicht gebundener, interpretationsfähiger Zeichen, die individuell und selbstbestimmt gewählt, gewichtet und verwendet werden. In diesen äußerlichen und somit wahrnehmbaren Symbolen können sich subjektiv „verwirklichte“, individuelle Überzeugungen und Haltungen verdeutlichen.

**Über sie können durch Identifikationen eine Solidarisation und Integration von Einzelnen erfolgen in Gruppen, in denen über ähnliche oder gleiche Symbole verwandte Einstellungen und Haltungen signalisiert werden.**

Kulturelle Symbole können (folgernd aus Abschnitt 8), allerdings jenseits eines „Objektivitätsanspruches“ wie etwa bei Kolland/Rosenmayr, als kulturelle Selbstäußerungen - subjektiv gewählte und beanspruchte Äußerungen verstanden werden. Sie zeigen sich als umso differenzierter und distinktiver, je stärker sie aufgrund hoch entwickelter Alterskompetenzen selektiert und bestimmt wurden. Ihre gesellschaftliche Relevanz ist umso höher, je differenzierter und distinktiver sie sich entwickelt zeigen.

Was bei Kolland als „Symbole“ kultureller Selbstdarstellung bezeichnet wird, entspricht der „kulturellen Selbstrepräsentation“ bei Bachmaier, den „kulturellen Zeichen“ oder „Mustern“ bei Schulze, den „strukturellen Stil- und Stilisierungselementen“ bei Heinrichs/Klein. Es sind dies allesamt Bezeichnungen kultureller Kodierungen einer individuellen, kulturellen Haltung, die durch Spezifität, Originalität und mögliche, erhoffte Eigensinnigkeit einen eigenen kulturellen Standpunkt gegen eine homogene Anpassung setzt. So könnte die Aufgabe von Alterskulturen sein, zu einer gesellschaftlichen Dynamik beizutragen, Alterspotentiale einzusetzen zu einer Kritik und Diskussion von scheinbar kulturellen Gegebenheiten und Selbstverständlichkeiten.

Wenn eine allgemeine, formale Definition von Alterskulturen überhaupt möglich ist, so sei sie hier versucht über im Alter mögliche, d.h. durch Alterskompetenzen begründete kulturelle Haltungen und Symbole:

**Es wären dann Alterskulturen besondere, altersspezifische Arten des subjektiven Erkennens, Interpretierens und Umgangs mit aktuellen und vermuteten zukünftigen gesellschaftlichen Wirklichkeiten, aufgrund besonderer, durch reflektierte Erfahrung entwickelter Alterspotentiale. Die dadurch unterschiedlich entwickelten und sich entwickelnden Haltungen verdeutlichen sich in der Inszenierung kultureller Symbole, in ihnen werden individuelle und gruppenspezifische Präferenzen von Interpretation und die Konstitution kultureller und gesellschaftlicher Realität signalisiert.**

## **10.2 Erfahrung, Notwendigkeit und Reflexion von Individualisierung und Biografisierung**

Es sei die These vorangestellt, die im Folgenden begründet wird:

**Die Möglichkeiten zur Individualisierung und Biografisierung die durch die gesellschaftliche Modernisierung eröffnet wurde, sind die entscheidenden Faktoren zur Konstituierung einer Vielfalt von Alterskulturen. Ohne die demokratisch fundierte, reflexive Modernisierung könnten Alterskulturen als selbstbestimmte Formen von Haltungen und deren Symbole nicht entstehen.**

Der bereits im vorangehenden Abschnitt dargestellte Zusammenhang zwischen einem weitreichenden gesellschaftlichen Modernisierungsprozess und erhöhten Individualisierungsmöglichkeiten gilt bei verschiedenen Forschern (Naegele, Backes, Clemens, Tokarski) als nicht allein ausschlaggebend für eine Ausdifferenzierung von Lebensstilen und – kulturen. Auch im Wandel der Altersstruktur, wie in Abschnitt 5 beschrieben (Hochaltrigkeit, Singularisierung, Entberuflichung, zunehmender Wohlstand, zunehmender Gesundheitsstatus und Bildungsstand), werden wachsende Möglichkeiten der individuellen Lebensgestaltung im Alter vermutet. Im Allgemeinen wird – im wissenschaftlichen wie im politisch-sozialen Bereich – dieser (zweite) Aspekt der Pluralisierung des Alterns als der dominante Aspekt für differenzielles Altern genannt, zugleich auch als Ursache für „ökonomische, sozialpolitische und sogar normative Probleme der Gesellschaft“ (Backes 1998:10) beschrieben. Clemens/ Backes gehen „im Sinne einer differenzierten Analyse“ jedoch von der Überlegung aus, dass der Altersstrukturwandel als ein Bestandteil der allgemeinen Modernisierung der Gesellschaft verstanden werden muss, also ein begrenzter Segmentwandel in der Gesellschaft als logische Folge der allgemeinen gesellschaftlichen Modernisierung anzusehen ist. Auch Tokarski sieht dies als Folgeerscheinung: „Allgemeiner Wandel ist Auslöser für den Alterswandel. Neue oder veränderte Lebensstile der älteren und alten Menschen sind das Resultat“ (Tokarski 1993: 130). Aufgrund der Modernisierung also erfolge ein Altersstrukturwandel. Der wiederum ermöglicht die Ausdifferenzierung verschiedener Alterkulturen.

In der Gegenüberstellung beobachteter und prognostizierter gegensätzlicher kultureller Entwicklungen in den alten und neuen Ländern Deutschlands erkennt Göschel einen anderen bedingenden Zusammenhang: Er unterscheidet zwischen einer „objektiven Modernisierung“, unter die auch die Erscheinungen des sog. Altersstrukturwandels fallen, und einer „subjektiven Modernisierung“, die eine Umsetzung bedeutet der objektiven strukturellen Bedingungen in freie Wahl, Selbstbestimmung und –beurteilung von Werten, Normen und Mentalitäten, wie es für die gesellschaftliche demokratische Moderne kennzeichnend ist. Da die „objektive Modernisierung“ im Osten wie im Westen vergleichbar ähnlich, z.T. parallel verlief (Entberuflichung, Singularisierung, Hochaltrigkeit, gestiegenes Bildungsniveau, gestiegener Gesundheitszustand und Wohlstand), hätte eine subjektiv bestimmte Entwicklung von Alterskulturen in beiden Teilen Deutschlands auch gleichermaßen oder ähnlich verlaufen müssen. Dies ist jedoch, außer in „Ansätzen“ in wenigen Einzelfällen, nicht der Fall: „Eine Generationsanalyse der DDR zeigt, daß die objektive Modernisierung der DDR, die der im Westen entsprach, in Ansätzen die gleichen kulturellen Wandlungen erkennen läßt wie in der alten Bundesrepublik. Aber sie bleiben Ansätze. Sie entfalten und breiten sich nicht zu sozialen Bewegungen und dem daraus resultierenden Wertewandel aus. Durch Repression erstickt, „... bleiben (sie) isoliert und führen nicht zu einem Wertewandel nach westlichem Muster, sondern zu rückwärtsgewandten, vormodernen, historischen Symbolisierungen“ (Göschel 1999: 11). Wie nach Backes/ Clemens könnten sich (Alters-)Kulturen bei Göschel also ebenfalls über eine „objektive Modernisierung“, über einen (Alters-)Strukturwandel entwickeln. Ob sie dies jedoch tatsächlich und wirksam, auf einer breiten gesellschaftlichen Basis tun, ist nach Göschel abhängig vom Vorhandensein einer demokratischen Modernisierung. Diese Modernisierung stellt die wesentliche Bedingung einer Möglichkeit zur Entwicklung von differenzierten (Alters-) Kulturen aus dem (Alters-) Strukturwandel dar. Ohne diese Bedingung, also unter diktatorischen, repressiven Gesellschaftsverhältnissen, können keine „handlungs- und artikulationsfähigen Teilautonomien“ entstehen, die zu einer Ausdifferenzierung pluraler und innovativer Kulturen notwendig sind.

Folgern lässt sich aus den Ergebnissen der vergleichenden Ost-West-Untersuchungen Göschels: Allein aus einem Altersstrukturwandel („objektive Modernisierung“) folgt noch nicht zwangsläufig auch eine „subjektive Modernisierung“ im Sinne einer selbst gewählten und bestimmten Differenzierung von Einstellungsmustern, Lebensformen und –äußerungen. Aus den „objektiven Modernisierungen“, dem Altersstrukturwandel, sind, wie Göschel nachweist, so-

wohl autonom distinktive wie auch, z.B. im Osten Deutschlands, konform affirmative kulturelle Identitätskonstruktionen möglich.

Einen Zusammenhang herzustellen zwischen dem Altersstrukturwandel und einer daraus folgenden einzigen, einheitlichen Alterskultur gelingt also nur unter repressiven, kollektivistisch orientierten Bedingungen, die eine Aufhebung von Unterschieden in einer homogenen Gesellschaft verlangt. Unter den demokratisch orientierten und fundierten Bedingungen der Moderne ist die Folgerung einer bestimmten Alterskultur aus einer bestimmten Altersstruktur nicht möglich, da die Moderne gerade durch die Aufhebung einer kollektiven Einheit zugunsten einer individualisierten und differenzierten Pluralität definiert ist. Damit ist festzuhalten: **Eine aus dem Altersstrukturwandel resultierende homogene Alterskultur ist in einer demokratischen Gesellschaft der Moderne nicht (mehr) möglich. Wie bereits die widersprüchliche Konstituierung moderner Altersbilder (vgl. Abschnitt 6) auf die vielfältigen und widersprüchlichen Konstituierungsbedingungen zurückgeführt wurden, lassen sich aus eben diesen Bedingungen vielfältige und widersprüchliche Alterskulturen konstituieren.** Diese Konstitutionen erfolgen, wie im Abschnitt 5.5 und im vorangehenden Abschnitt 10.1 dargestellt, nicht allein durch die Betroffenen, die Alten selbst, aber auch nicht allein durch die Umwelt, sondern in gegenseitiger Bezüglichkeit, in einem dauernden reflexiven Prozess gegenseitiger Bestätigung und Verunsicherung. In dieser modernen Reflexivität werden so die konstituierende Entscheidungen des Individuums ständig, retrospektiv wie prospektiv, in Frage gestellt, überarbeitet und geändert. Dieser Individualisierungsprozess, der in einer ständigen Erarbeitung und Überarbeitung von Lebensentwürfen, von Haltungen und deren symbolischen Äußerungen besteht, kann niemals abgeschlossen, kann auch mit dem „Alter“ nicht beendet sein.

Im Gegenteil scheint es eher so zu sein, dass „mit zunehmendem Lebensalter ... die interindividuellen Unterschiede sogar weiter zunehmen, Alter wird aus diesem Grunde als Prozeß weiterer Differenzierung ... beschrieben“ (Schmitz-Scherzer u.a. 1993: 9). Denn es ist eben nicht so, wie es politisch-ideologisch möglicherweise bequemer wäre, dass mit dem zunehmendem Alter die gelebte Geschichte Kanten und Ecken der Persönlichkeit abgeschliffen hätte, die Alten so gleitfähiger, angepasster, brauchbarer geworden wären für den „Fluss des Lebens“. Mehr noch als bei Jüngeren haben erlebte Brüche, Diskontinuitäten, Erfahrung von Unberechenbarkeiten, Reflexionen von Planungsfehlern und Revisionszwänge von Lebensentwürfen in die alternde Persönlichkeit Kanten und Ecken hineingehauen. Sie stellen Reibungspunkte dar, bieten Widerstände und schaffen Distanzen zu scheinbar selbstverständlichen Werthaltungen und Überzeugungen. So ist die Biografie der Älteren mehr noch als die von Jüngeren „zu einem labilen Gleichgewicht geworden, ... reagiert zunehmend sensibler auf situationspezifische Einflüsse und ist daher häufiger als früher Schwankungen unterworfen“ (Tokarski 1998: 111). Ein ständig ausgleichendes, stabilisierendes, aber auch verwerfendes Austarieren, ein ständiges Reflektieren und Entscheiden ist Notwendigkeit, ist Zwang geworden: Die Wunschvorstellung von Planung und Realisierung einer bruchlosen, risikofreien „Normalbiografie“ ist bei den älteren Interviewpartnern der empirischen Befragung nur noch in der Minderzahl festzustellen (7 von 19). Die Zwänge zur Gestaltung individueller Wahlbiografien ist zum überwiegenden Teil bereits zur Selbstverständlichkeit geworden (z.B. Pb 19a: „Natürlich!“).

Die Individualisierungszwänge der Moderne stellen auch und besonders im Alter zugleich einen gesellschaftlichen Zwang und eine soziale Notwendigkeit dar: Kade erkennt in ihnen sowohl Chancen bei Erfüllung wie Gefahren bei Nichterfüllung für Ältere. So bewertet sie positiv, dass die Individualisierung im Alter einstige Alterszuschreibungen durch Jüngere (z.B. Beharrungstendenzen, Dogmatismus, Unflexibilität) aufheben, entkräften und damit zu einer Minderung von Generationendifferenzen führen. Im anderen Falle aber besteht die Gefahr sozialer Desintegration für diejenigen Älteren, die dem Individualisierungszwang nicht nachkommen können oder wollen, wo „Hindernisse“ (Bildungsmangel, Rollenfixierung) bestehen:

„Das Festhalten an überholten Wissensbeständen und Rollenzwängen wird ... heute zu einem Hindernis, den Individualisierungsanforderungen, die sich Älteren stellen, zu genügen. Gerade traditionelle Orientierungen von Älteren treiben deren Desintegration voran, denn die ihnen zugehörige Realität zerfällt zusehends“ (Kade 1994: 31).

Es fehlt also in solchen Fällen von Individualisierungsferne das (s.o.) bereits beschriebene wesentliche Moment einer modernen Identitätskonstruktion – es fehlt die Auseinandersetzung, der Diskurs mit der Umgebung, über den reflexiv, rückbezüglich eine individuelle soziale, kulturelle Selbstbestimmung erfolgen kann. Mit einer Abwehr der Individualisierungsanforderungen wird zugleich die Chance einer subjektiv gestaltenden, individuellen Alterskultur vergeben.

Tokarski, der gegenüber dem Begriff der „Alterskulturen“ den kultursoziologischen Begriff der „Lebensstile im Alter“ bevorzugt, jedoch damit die im letzten Abschnitt festgelegte Definition punktgenau umreißt (altersspezifische Arten der individuellen Interpretation gesellschaftlicher Wirklichkeit aufgrund entwickelter Alterspotentiale sowie deren Inszenierung mittels kultureller Symbole), erkennt als Folge der ungeahnten Breite individueller Handlungsmöglichkeiten im Alter zugleich die Entwicklungsbedingungen einer Vielzahl von Alterslebensstilen. Dies entspricht der Eingangsthese einer Entwicklung einer Vielzahl von Alterskulturen aus den Individualisierungschancen und –zwängen der Moderne:

„Dies gilt heute auch für das Leben im Alter... Neben möglichen individuellen Veränderungen im Lebensverlauf und damit verbundenen Inkonsistenzen, Krisen und Kontinuitätseinbrüchen, wie sie die Altersforschung von Beginn an in ihren vielfältigen Formen und Erscheinungen beschrieben hat, führt auch die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, die Veränderung der Lebensformen, die Auflösung traditioneller Bindungen und Orientierungen etc. zum Aufkommen einer Vielzahl von Lebensstilen, die... nicht nur nebeneinander, sondern auch in ihrer Folge nacheinander existieren. Nimmt man darüber hinaus die Erkenntnisse der Allgemeinen Altersforschung in Bezug auf die Prozeßhaftigkeit der Altersentwicklung sowie die Bedeutung der persönlichen Lebensgeschichte hinzu, dann wird deutlich, daß die Annahme der Existenz vielfältiger Lebensstile notwendig ist, wenn man dem Alter gerecht werden will“ (Tokarski 1998: 118).

**Wenn die Existenz vielfältiger Lebensstile, entsprechend vielfältiger Alterskulturen, als Notwendigkeit nicht nur angenommen, sondern anerkannt ist – und dies soll aus allem bisher Erarbeiteten so unterstrichen werden – dann wäre es, im Sinne einer sozialpolitischen, gesellschafts-politischen, kulturellen Gestaltung von Zukunftsentwürfen, im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Zukunftsplanung, von höchstem Interesse zu erfahren, wie sich die vielfältigen Möglichkeiten von Alterskulturen verwirklichen und wie sie Elemente der Zukunftsdeutung und -planung sein können.** Doch ist erst in jüngster Zeit überhaupt der Gedanke an einen möglicherweise bestehenden Individualisierungs- und Biografisierungsprozess im Alter wach geworden: „Das Individualisierungstheorem ist nicht neu, doch wurde es bisher nicht auf das Alter angewandt“ (Kade 1994: 10). Bezeichnend ist darüber hinaus, dass an alterskulturellen Symbolen bisher vorwiegend die Marktforschung interessiert war: „Die Beschäftigung damit wird allerdings immer dringlicher, da sowohl der allgemeine gesellschaftliche Wandel als auch der Alterswandel mittlerweile dazu geführt haben, dass Angebote für Ältere und ihre Nachfrage immer deutlicher auseinander klaffen“ (Tokarski 1998: 109) (vgl. auch: Abschnitte 3.1 und 3.2).

Der Anlass dieser erst jungen Beschäftigung mit dem Alter war ganz offensichtlich die beunruhigend zunehmende sog. „Überalterung“ der Gesellschaft (vgl. Abschnitt 6.1.1), das ein bis vor Jahren nur am Rande wahrgenommenes und eher gleichmütig hingenommenes soziales Epiphänomen schien. Verbunden mit einem zunehmend selbstbewussten Individualisierungsverhalten der „neuen“ Alten bildete sie die Triebfeder zu einer nun als notwendig erachteten sozial- und kulturpolitischen Auseinandersetzung mit dem Alter:

„Gerade aufgrund der Masse, der Dauer, der Individualität und der Heterogenität der Altersprozesse sind die Entscheidungen, die diese individuell agierenden und altwerdenden Menschen selbst in Bezug auf ihr je eigenes Altsein in Zukunft treffen, von einer kaum zu überschätzenden Bedeutung für die sog. ‚alternde Gesellschaft‘“ (Mader 1995:25).

Gesellschaftliche Zukunftsplanungen erfahren nach Mader eine Veränderung durch die Subjektivität der großen Gruppe der Alten, die als eine neue politische und kulturelle Macht erkannt und anerkannt werden muss. Obwohl die kulturellen Einzelentscheidungen der alternenden Menschen nicht eindeutig prognostizierbar sind, können sie „durchaus strukturell wirksam werdende Potenz“ gewinnen, wenn mögliche allgemeine Strukturdynamiken auf politisch-kommunikativem Wege ausgehandelt werden könnten: Zukunftsplanungen als gesellschaftliche Regulierungs- und Institutionalisierungsprozesse müssen die Individualitätsstrukturen alternder Menschen ebenso beinhalten wie sie auch Teil der subjektiven Wirklichkeitsgestaltung der Alten selbst sein müssen. In einem komplexen Interaktionsgefüge wird kulturelle Zukunftsplanung zu einem Akt des Diskurses, der Vereinbarungen, der Verhandlungen: „Planungen verlieren präskriptive Potenz und gewinnen kommunikative Kompetenz gerade durch die Individualisierungsdynamiken der altwerdenden Menschen“ (a.a.O., S. 26).

Wie bei Tokarski wird auch bei Mader die Annahme vielfältiger Alterskulturen aufgrund von Individualisierungs- und Biografisierungsprozessen als notwendig begründet. Mader geht jedoch über den Aspekt Tokarskis einer daraus folgenden zielgruppengerechten Abgebotsbefriedigung hinaus und erkennt in Alterskulturen die kulturpolitische Notwendigkeit einer gemeinsamen Zukunftsgestaltung: „Individualisierung von Lebensstilen und Pluralisierung sozialer Milieus führen aber zu sozialen Gebilden unter den Alternenden, die durchaus wie ‚Kulturen‘ strukturiert sind und funktionieren: mit eigenen Zeichen- und Bedeutungssystemen (‚Sprachen‘), mit eigenen Wissensbeständen und Traditionen. Alle in der Gesellschaft werden lernen müssen, mit solchen sehr unterschiedlichen Kulturen auch des Alters und der Alternenden nebeneinander und miteinander leben zu müssen“ (a.a.O., S. 34).

**Sowohl bei Tokarski wie bei Mader werden also die verschiedenen Alterskulturen aufgrund von modernen Individualisierungs- und Biografisierungsbedingungen begründet, und die daraus folgenden Konsequenzen (unterschiedlich) beschrieben. Es bleibt bei beiden aber unberücksichtigt der Zusammenhang von spezifischen Alterskulturen mit den in der Altersforschung nachgewiesenen, sich entwickelnden Alterspotentialen. Bleiben diese jedoch unberücksichtigt, so kann zwar von *verschiedenen* (pluralen) Alterskulturen gesprochen werden (wie sie in jeder anderen Altersgruppe, z.B. der Jugendlichen, auch vorhanden sind), jedoch kann nicht von *spezifischen* Alterskulturen gesprochen werden – also solchen, die sich vorwiegend und besonders im Alter entwickeln aufgrund der meist erst im Alter vorhandenen besonderen Kompetenzen (vgl. Abschnitt 8.4.3). Nur diese können als spezifisch bezeichnet werden und auf sie zielt das Konzept dieser Untersuchung. Es muss also unterschieden werden: *Vielfältige Alterskulturen* aufgrund von Individualisierungs- und Biografisierungsprozessen, wie sie bei einigen Autoren bestätigt werden (Backes/ Clemens, Göschel, Kade, Kolland, Mader, Tokarski), und *spezifische Alterskulturen*, deren Ontogenese vorwiegend auf Alterspotentialen gründet und (über die Möglichkeit der Individualisierung und Biografisierung verwirklicht) neue, bisher nicht vorhandene Perspektiven für eine kulturelle Gesellschaftskonstitution eröffnen können.**

### **10.3 Plurale und spezifische Alterskulturen: Versuch einer begrifflichen und konzeptionellen Trennung und deutenden Darstellung**

Zur Verdeutlichung und Abgrenzung pluraler (vielfältiger) Alterskulturen einerseits und spezifischer (besonderer) Alterskulturen aufgrund entwickelter Alterspotentiale andererseits werden im Folgenden die Forschungsergebnisse Kollands über Kulturstile älterer Menschen als

Beispiel einer individualisierten Vielfalt von Alterskultur dargestellt. Anschließend wird anhand von zwei Einzelbiografien der empirischen Untersuchung (Abschnitt 8.4) der tendenzielle Unterschied einer möglichen pluralen zu einer möglichen spezifischen Alterskultur individuell verdeutlicht und abschließend die besonderen Qualitäten von spezifischen Alterskulturen dargestellt.

### **10.3.1 Die Darstellung pluraler Alterskulturen: Kulturstile älterer Menschen in der empirischen Forschung**

Bereits seit zwei Jahrzehnten untersucht der österreichische Sozialwissenschaftler Kolland intensiv das kulturelle Aktivitäts- und Stilisierungsverhalten älterer Menschen im Generationenvergleich. Gebündelt, gerafft und auch vereinfacht fasst er die Ergebnisse einer Wiener Untersuchung zu generationellen Kulturstilen in einem Beitrag zu einem Sammelband sozialwissenschaftlicher Forschungen aus Österreich (Kolland 1997b) zusammen.

Nach dem Prinzip der Nutzerforschung als subjektorientierte Marktforschung ist der Untersuchungsgegenstand die Häufigkeit von Veranstaltungsbesuchen sowie die Bedürfnisbefriedigung, die aus diesen Veranstaltungsbesuchen resultiert. Untersuchungsmerkmal ist zunächst das Alter, das in vier Generationen eingeteilt und später durch Zugehörigkeit zu einer von drei sozialen Schichten erweitert und kombiniert wird: Erforscht wird der „singuläre Einfluss der Altersvariable auf Kulturverhalten und Einstellungen ... Danach ... das Kulturverhalten in Abhängigkeit von Alter und Schicht, um der multifaktoriellen Betrachtungsweise gerecht zu werden“ (Kolland 1997b:156). Es wird hier auf die Problematik einer sehr engen Anwendung des Kulturbegriffes bei scheinbar sehr weiten Vorgaben in dieser Untersuchung hingewiesen: Als Kulturaktivität wird nur der kulturelle Veranstaltungsbereich vorgegeben und beforscht. Dieser verwendete Definitionsansatz von Kultur erweckt den nicht ganz auszuschließenden Verdacht der Selbstzweckdienlichkeit. So lässt Kolland in einem ersten Befragungsitem den Begriff Kultur durch die Befragten selbst definieren, um dann anschließend festzustellen, dass die Nutzungsfavorisierung der jeweiligen Probanden genau in diesen Bereichen liegt. Personen, die sich dem Kulturbegriff über den Kunstbereich nähern, geben hieraus auch ihre Nutzungsbevorzugung an, Personen, die dem erweiterten Kulturbegriff verbunden sind, nutzen in diesem erweiterten Bereich auch entsprechende Angebote.

So ergeben sich für eine Analyse nicht unbedingt neue Erkenntnisse, ausgeführt werden die erwarteten, bislang bekannten: Unabhängig vom Alter sind Angehörige der Oberschicht generell interessierter und teilnahmemotivierter an Theater- und Ausstellungsbesuchen. Das Interesse an Bereichen des erweiterten Kulturverständnisses (z.B. Kino) ist bei Jüngeren höher entwickelt als bei Älteren.

Interessanter scheinen die Ergebnisse einer Analyse der Daten im intragenerationellen Vergleich. Es soll an dieser Stelle, der Anlage dieser Arbeit entsprechend, nur auf die Ergebnisse der zwei älteren Generationen eingegangen werden („Kriegsgeneration“, „konkretistische Generation“).

Generell stellt Kolland fest: „Im Kulturverhalten sind bis zur ältesten Generation intragenerationelle Unterschiede primär aus dem sozio-ökonomischen Status zu erklären – das Alter ... hat keinen Einfluß“ (a.a.O. S. 168) und konstatiert entsprechend für die 45-60-Jährigen als auch für die über 60-Jährigen hinsichtlich musikalischer Vorlieben „vorwiegend Schichteffekte“. „In der konkretistischen Generation (45-60-Jährige) ... gewinnt die Schichtvariable an Einfluss. Sowohl in Bezug auf klassische Musik als auch Volksmusik, neue Musik [z.B. Ligeti, Penderecki] und Jazz finden wir Unterschiede nach dem sozio-ökonomischen Status“. Im Gegensatz zur Untersuchungsgruppe der „Jungen“, die ein sehr viel weiteres Spektrum kultureller Aktivitäten vorweisen (bis hin zu „Bodystyling“, „Computervergnügungen“), aus denen Kolland ein entsprechend breiteres Feld differenzierter Kulturstile ableitet, erarbeitet Kolland vergleichsweise eher lustlos („Hier wollen wir uns noch der spezifischen Situation der älteren

Generation zuwenden, da neuerdings das Vorhanden sein verschiedener Teilgruppen betont wird...“) in einem Zwischenkapitel „Junge und alte Alte“ dann doch noch an einer Differenzierung der über 60-Jährigen in jeweils zwei Gruppen hinsichtlich des Musikgeschmacks und des Kulturverhaltens:

Für den Bereich des Musikgeschmacks stellt er fest: „Der soziale Status differenziert die Befragten in Bezug auf das Interesse an klassischer Musik, Schlager, Volksmusik und Chanson. Alterseffekte sind dahin gegeben, daß sich die jungen Alten durch einen breiteren Musikgeschmack von den alten Alten unterscheiden. Letztere haben an allen ‚neuen‘ Kulturformen ein signifikant geringes Interesse“ (a.a.O., S. 170). Hinsichtlich des Kulturverhaltens zeigt die Datenanalyse (leider nur in Bezug auf Theater- und Ausstellungsbesuche), dass „die über 60-74-Jährigen eine ‚homogene‘ Gruppe bilden, sie unterscheiden sich kaum voneinander“, jedoch deutlich von jener der 75-Jährigen und älteren. Im Musikgeschmack gibt es Unterschiede in der Weise, dass sich die jungen Alten eher für Jazz- und Rockmusik interessieren, für Chanson, Kabarett und Musical, während die alten Alten eher klassische Musik, Schlager und Volksmusik vorziehen. Abgesehen davon, dass das letzte Ergebnis keinesfalls als altersbedingt interpretiert werden kann, sondern eher mit den in der älteren Generation nachweislich vorhandenen geringeren Bildungsvoraussetzungen zusammenhängen, scheint die Feststellung Kollands etwas übertrieben, dass sich mit diesen gerade mal zwei unterschiedlichen Geschmacksrichtungen gleich „verschiedene Teilkulturen auszdifferenzieren beginnen“, selbst dann, wenn er darüber hinaus auch noch zwei Arten von Publikum ausmacht: „...hier das Publikum der Kaffee- und Ausflugsfahrten bzw. der Pensionistenklubs, das eher Unterhaltung und Zerstreuung bei volkstümlicher und Schlagermusik sucht, und dort, um einen zweiten Typus zu charakterisieren, Kursbesucher von Volkshochschulen oder Universitätskursen, die klassische Musik hören, ins Theater gehen und dabei ‚gehobene‘ Unterhaltung ... suchen“ (a.a.O. S.172).

Gerade also zweimal zwei alterskulturelle Gruppen (zwei des Geschmacks, zwei des Publikums) differenziert Kolland in zwei Altengenerationen ( der 45-60-Jährigen und 60-75-Jährigen und älteren) seiner Untersuchung. Vier alterskulturelle Gruppen bei allen über 45-Jährigen: Das wäre zu wenig, um die These vielfältiger Alterskulturen zu unterstützen. Und es würde ein dürftiges Bild auf eine riesige gesellschaftliche Gruppe, deren kulturelles Interesse sich in gerade einmal vier Richtungen differenzieren ließe.

Dieses bescheidene Ergebnis liegt begründet einmal an der Konzeption der Untersuchung, die schwerpunktmäßig den Bereich der kulturellen Rezeption unter sehr engem Verständnis untersucht, alle weiteren Möglichkeiten, sich kulturell zu verhalten und kulturell darzustellen, aber eher vernachlässigt. Zum anderen liegt es an der sich selbst bestätigenden kulturellen Begriffsbestimmung, die Kolland zunächst bei den Beforschten abfragt, und dann für die Untersuchung jeweils entsprechend so gelten lässt. Es sind dies, entsprechend der konsumorientierten Ausrichtung der Befragung, reine Veranstaltungsbereiche in den Sparten Bildender Kunst und Medienkunst, Musik und Geschichte. Dies schränkt eine Differenzierung in mehrfacher Hinsicht ein: Objektbezogen entfallen von den Beforschten nicht genannte oder von Kolland als konzeptabseitig nicht berücksichtigte Veranstaltungsarten und andere Zugangsmöglichkeiten zu Kultur als die der Rezeption, und es entfallen subjektbezogen andere Untersuchungskriterien wie Geschlecht, Beruf, Einstellungen, Motive und Wünsche. Damit zeigt sich die Untersuchung Kollands interessenorientiert und als konzeptionsgefiltert zwar eingeschränkt sinnvoll – etwa als Grundlage für das Kulturkonzept einer Stadt oder für ein nutzerorientiertes Konzept eines kommerziellen Kulturanbieters. Es ist aber entgegen seiner thematischen Vorgabe „Kulturwelten der Generationen“ nicht geeignet, den Ansatz pluraler (vielfältiger) Alterskulturen (und schon gar nicht die Vermutung spezifischer Alterskulturen) zu fundieren.

Tatsächlich und erstaunlicherweise ist dieser Untersuchungsbericht sehr viel schmaler, einseitiger und vereinfachter gehalten, als der im Jahr zuvor veröffentlichte Forschungsbericht „Kulturstile älterer Menschen“, in dem Kolland soziologisch differenzierter, zudem kultur-



soziologisch begründet argumentiert. Konzeptionell und prinzipiell jedoch entsprechen sich beide Darstellungen. Beide beruhen paradigmatisch auf der Annahme, dass plurale Alterskulturen sich aufgrund (bereits) vorhandener Ressourcen im Alter entwickeln – nicht aber, dies sei voraus verweisend auf Abschnitt 10.4 ergänzt, auf dem Paradigma einer möglichen Neuentwicklung von Alterskompetenzen.

Auch in seiner breiter und tiefer angelegten Untersuchung „Kulturstile älterer Menschen“ (1996) verweist Kolland im Vorwort ausdrücklich auf die gleiche konzeptionelle Ausgangsbasis wie in oben dargestellter Untersuchung: Es bestehe zwar das Postulat der Pluralität kultureller Handlungsweisen im Alter als Idealtypus, doch besitzen diese nach Kolland offensichtlich eine eingeschränkte Qualität, da diese Pluralität von Aktivitätsformen allein „auf einer Erweiterung von Handlungsspielräumen ... beruht“ (1996: 10). Es gibt demnach für Kolland keine andere Erklärung für das Vorhandensein pluraler Aktivitätsformen als (nur) die der Erweiterung von Handlungsspielräumen. In dieser – quantitäts-, aber nicht qualitätsorientierten – Begründung sind bereits deutliche Hinweise auf eine unterschiedliche Tendenz von „pluralen“ (vielfältigen) und „spezifischen“ (besonderen) Alterskulturen zu erkennen:

Wenn die „Pluralität von Aktivitätsformen“ (gemeint sind: Pluralität kultureller Handlungsformen im Alter), (nur) auf einer „Erweiterung von Handlungsspielräumen beruhen“, dann waren sie – latent – bereits vorhanden, können jedoch erst jetzt, im Alter, durch den Wegfall zeitlicher, beruflicher, familiärer Verpflichtungen (hierdurch entstehen die erweiterten Handlungsspielräume) ausgelebt, „verwirklicht“ werden. Es sind also keineswegs neue Darstellungen kultureller Haltungen, die nach Kolland im Alter pluralisierend erkennbar werden, sondern solche, die immer schon vorhanden, die in früheren Jahren gebildet worden sind, aber jetzt erst „ausgelebt“ werden können: „Die Einstellung, die wir gegenüber Kunst und Kultur einnehmen, ist auch nicht das Resultat irgendeiner genuin-ästhetischen Empfindung, sondern das Produkt eines lebenslangen Sozialisationsprozesses“ (a.a.O. S.9). Abgesehen von der zweifelhaften Behauptung Kollands, dass zu der von ihm angenommenen einzigen Möglichkeit der Genese von kulturellen Einstellungen (Produkt lebenslanger Sozialisationsprozesses) eine „genuin-ästhetische Empfindung“ die einzige Alternative wäre – dies eben ist nicht der Fall bei einer Genese von spezifischen Alterskulturen aufgrund sich entwickelnder Weisheitspotentiale –, wird mit dieser Aussage schlicht unterstellt, dass im Alter eine kulturelle Neuentwicklung, eine neue, alternative Sichtweise nicht möglich ist, sondern dass nur eine „Verwirklichung“, ein Ausleben von bereits Vorhandenem möglich sein kann: Im Gegensatz zu Jugendkulturen (die nach Kolland Neues entwickeln) wären Alterskulturen nur „Produkt“, nur Ergebnis, nur ein (endlich) „Zu-Tage-Treten“ des bereits Vorhandenen.

Entsprechend spricht Kolland auch von „Ressourcen“, also (noch) vorhandenen Depots von Kapazitäten, die jetzt, im Alter, aktiviert werden, um plurale Alterskulturen (Altersstile) auszubilden.

Die Untersuchung und der Nachweis pluraler Alterskulturen erfolgt in Kollands älterer Untersuchung aufgrund der soziodemografischer Faktoren, Geschlecht, Berufstätigkeit Bildungsvoraussetzungen, Wohnort und Alter, wobei das Alter in drei Gruppen klassifiziert wird: 50-59-Jährige, 60-69-Jährige und über 70-Jährige. Untersuchungsfelder bilden die Bereiche Hochkultur, Kultur im Alltag, sowie Muße und Geselligkeitsaktivitäten. Die Ergebnisse der Abhängigkeiten pluraler Alterskulturen in diesen Bereichen von soziodemografischen Variablen **entsprechen denen über Kulturstile jüngerer Generationen: Plurale kulturelle Verhaltensweisen, Haltungen und Darstellungen sind vorrangig abhängig von den Bildungsvoraussetzungen (Schulbildung), von Schichtzugehörigkeit und von der ökonomischen Stabilität, nicht aber vom Alter einer bestimmten Untersuchungsgruppe.** Kolland hat nachgewiesen, „daß Unterschiede nach dem Alter an Bedeutung verlieren, wenn das Schulbildungsniveau in die Analyse einbezogen wird“ (a.a.O. S. 136). Die aufgrund unter-

schiedlicher Bildungsvoraussetzungen divergierenden kulturell-kognitiven Ressourcen sind maßgebend für die Ausbildung pluraler (vielfältiger) Alterskulturen: „Besonders die kulturell-kognitiven Ressourcen verstärken die Ausbildung unterschiedlicher Alternsstile. Je differenzierter die kulturell-kognitiven Ressourcen, desto wahrscheinlicher sind Alternsstile in Richtung auf eine bewußte Stilisierung des Lebens, die Mobilität, außerhäuslichen Kulturkonsum und Bildungsbeteiligung einschließt“ (a.a.O. S. 50).

**Kollands Untersuchung ist – vergleichbar mit der deutschen Untersuchung von Schulze (1993), deren kultureller Rahmen allerdings weiter gefasst ist – ein Beleg für eine bestehende Vielfalt von Alterskulturen,** wenngleich dieser Beleg nicht ursprünglich der Zweck der Untersuchung war, sondern vielmehr die Erforschung der Entwicklungsbedingungen. Dies ist zwar – vor allem in Hinblick auf Schulzes umfassende Untersuchung – kein neues, kein überraschendes Ergebnis, schon gar nicht in Zeiten selbstverständlicher werdender differenzierter Alternsbilder. Es ist jedoch, gerade weil es sich auf einen relativ engen kulturellen Veranstaltungsbereich und Aktivitätsbereich bezieht, sehr viel mehr als die meisten kultur anbietenden und kulturvermittelnden Organisationen und Institutionen in ihrer „Zielgruppenarbeit“ bedenken und berücksichtigen: Entgegen nachgewiesener bestehender pluraler Alterskulturen wird mit der „Zielgruppe“ der Senioren immer noch eine undifferenzierte, benachteiligte Gruppe konstruiert, der entsprechend der angenommenen pauschalen Eigenschaften auch entsprechend pauschale Angebote gemacht werden. Undenkbar, dass die gleichen Vermittler oder Veranstalter für die bekanntermaßen hochdifferenzierte Gruppe der 35-40-Jährigen ein Globalangebot „Für unsere Jung-Senioren“ auch nur in Erwägung ziehen würden. Der Nachweis, die Bestätigung vorhandener pluraler (vielfältiger) Alterskulturen kam also (ausgerechnet) im Kulturbereich recht spät und war notwendig und sinnvoll.

Ob es allerdings neben diesen pluralen (vielfältigen) Alterskulturen zu einer Entwicklung von „altenspezifischer (Sub-)Kultur“ komme – dieser Frage widmet sich Kolland nur in einer Art Supplement von sechs Seiten, in denen er berechtigt darauf hinweist, dass „an dem bisher beschriebenen Aktivitätsspektrum älterer Menschen ... sich nur in sehr beschränktem Umfang eine solche Entwicklung ablesen“ lässt (a.a.O. S. 195). Über zwei Näherungsversuche (eine geringe Häufigkeit intergenerationeller Kontakte und eine anpassungsgeneigte Haltung sprechen gegen eine Subkulturbildung) kommt er zu dem Schluss: „Die Aussagen deuten eher auf ein defensives Selbstbild hin..., auf Einstellungen, die stärker auf Privatismus schließen lassen als auf eine Altenkultur im Sinne einer ... Gegenkultur“ (a.a.O. S. 199).

**Wenn Kolland also letztlich die Möglichkeit der Entwicklung oder gar der Existenz einer spezifischen Alterskultur (er spricht von altenspezifischer Subkultur) verneint, verneinen muss, so liegt dies in der Anlage der Untersuchung begründet:** Es kann sich nichts herausstellen, was nicht erfragt wurde. Auch unsichere, nicht zu erwartende Möglichkeiten müssten in der theoretischen Konzeptbildung der empirischen Untersuchung bereits enthalten, zumindest angedacht werden, um diese als mögliches Ergebnis auch erforschen zu können. Differenziert erfragt wurden jedoch nur, entsprechend der Konzeption und entsprechend des Kulturverständnisses, weite, aber orthodoxe Bereiche üblicher kultureller Darstellungen und Verwirklichungen.

**Wissenschaftlich überzeugendes und eindeutiges Ergebnis von Kollands (und segmentiert auch Schulzes) Untersuchung ist der Nachweis einer Existenz *pluraler Alterskulturen*.**

**Wissenschaftlich überzeugendes Ergebnis kann aber nicht der Nachweis einer Nicht-Existenz von *spezifischen Alterskulturen* sein, weil diese Möglichkeit gar nicht in der Konzeption der Untersuchung enthalten war.**

Es lassen sich aus Untersuchungen nicht Ergebnisse ablesen, die nicht als Möglichkeiten enthalten und als solche erforscht worden sind.

### 10.3.2 Plurale und spezifische Alterskulturen – eine empirische Abgrenzung

Dem empirischen Teil dieser Untersuchung lag das Konzept der möglichen Weisheitsentwicklung im Alter und damit anderer, neuerer, weiterer Möglichkeiten kultureller Kompetenzentwicklung im Alter zugrunde. Daraus soll das Syndrom möglicher spezifischer (besonderer, vorwiegend dem Alter eigenen) Alterskulturen erarbeitet werden. Möglichkeiten, Annahmen zum Gegenstand der empirischen Forschung zu machen ist schwierig: Es bedeutet, etwas „abzufragen“, was in der Anlage zwar vermutet, in der Auswirkung aber unbekannt ist. Mögliche Annahmen können aber, wenn sie denn zur Abfrage, selbst zum Impuls konkretisiert werden, vielleicht schon „falsch“ verbalisiert sein oder anderes, nicht Formuliertes ausschließen. Schon aus diesem Grunde verbot sich eine Erforschung über einen standardisierten Fragebogen. Aber auch in den Interviews des empirischen Teiles hatte sich gezeigt, wie heikel eine Konkretisierung vermuteter Fähigkeiten (hier in Form von Zitaten der gerontologischen Weisheitsforschung) sein kann und wie subtil eine hermeneutische Näherung an die hochdifferenzierten Stellungnahmen zu leisten ist. Eine seriöse Möglichkeit liegt dazu in einer vergleichenden Abgrenzung unterschiedlicher, wenngleich nicht gegensätzlicher Stellungnahmen.

Über eine Distinktion zweier individueller Darstellungen von Alterskulturen soll eine Ableitung der tendenziell unterschiedlichen Qualitäten von pluralen (vielfältigen) und spezifischen (besonderen) Alterskulturen versucht werden. Ausgewählt wurde das Interview eines 57-jährigen Oberstudienrates (Pb 7a), um Qualitäten pluraler Alterskulturen zu erfassen und das einer 62-jährigen freien Schriftstellerin (Pb 5a), um sich den Qualitäten spezifischer Alterskulturen zu nähern. Beide Probanden waren der Gruppe 2 (vgl. Abschnitt 8.4.2.2) zugeordnet worden, sind also gleichermaßen hochreflektierend, abwägend im Urteil und zeichnen sich durch eine eher vorsichtige und fragende, denn durch sichere und zweifelsfreie Argumentationsweise aus. Eingebraachte Zusatzinformationen neben dem schriftlichen Interview wurden erhalten bei der Nominierung der Probanden: im Fall des Probanden 7a von Schülern in einem Jugendcafé, im Fall von Proband 5a von der Redaktion der Lokalpresse.

#### 10.3.2.1 „... weil ich zuviel kenne“: Eine mögliche Repräsentation pluraler Alterskulturen

Der 57-jährige Oberstudienrat (Pb 7a) mag in vielerlei Hinsicht stellvertretend stehen für Pädagogen, die einen offenen Lehrstil, einen demokratisch orientierten und fundierten Umgang mit Schülern und einen Dauerdiskussions- und Reflektionsprozess um Lehrinhalte und –formen pflegen. Er unterrichtet an einem beschaulich-ruhigen Gymnasium, deren Schülerschaft sich eher freundlich-konzessions- und lernbereit, denn aufmüpfig, kämpferisch oder gar, wie augenblicklich in den Medien sorgenvoll verbreitet, aggressiv darstellt. Er ist bei seinen Schülern, vorwiegend aus der Oberstufe, beliebt, zeigt sich an den Einzelnen interessiert, freundlich zugewandt und über seine Unterrichtszeit hinaus engagiert. Dies wird, außer von den Besuchern eines Jugendcafés, geschildert in einer Veröffentlichung zu seiner Schulfreizeit: „Es war einmal vor 15 Jahren ... ein junger Studienrat, der gründete eine Theater-AG, wußte Schüler, Lehrer, Eltern und ein weitgestreutes Publikum zu begeistern. Der Saal war meistens voll, und so ist es auch heute noch“ (Michelin 1995: 141). Immer noch leitet er seit nunmehr 22 Jahren die Theater-Arbeitsgemeinschaft der Oberstufe, die als „Chaotentruppe“ schulbekannt ist und deren jedes Jahr neues Theaterstück zu einer von der Presse gelobten und beachteten öffentlichen Aufführung gelangt. Der Lehrer ist, gerade was die Theaterarbeit mit den Oberstufenschülern anbelangt, bekannt dafür, in Ruhe zu diskutieren, Chaos geduldig hinzunehmen, Differenzen zu akzeptieren, Konflikte auszuhalten und persönliche wie inhaltliche Entwicklungsprozesse begleiten und abwarten zu können: „Was im normalen Unterricht chaotisch wäre..., bei den Theaterspielen wird es oft ins Schöpferische umge-

münzt. Aus scheinbar völlig entgleisten Proben entstehen oft die besten Spielideen“ (a.a.O., S.142). Feste Planungen lehnt er beruflich wie privat ab: „Ich hatte keine Pläne und hätte es albern gefunden, welche zu machen angesichts der Undurchschaubarkeit des Lebens“. Anpassung und Fremdbestimmung widerstreben seiner Überzeugung beruflich ebenso wie privat, der Prozess der Individualisierung und Selbstbestimmung ist ihm selbst ebenso wichtig, wie er ihn seinen Schülern zu ermöglichen versucht, sie hierin unterstützt und respektiert: „Ich habe z.B. erst heute einigermaßen klare Vorstellungen von dem, was ich von meinen Schülern verlangen will und was nicht ... aus dem Lebenschaos schält sich langsam Substanz von Werten heraus“.

Und das ist nicht – vor allem nicht – nur strukturell gemeint: Im Chaos selbst wird ein Wert gesehen. Im Geregelter, Gebahnten, Strukturierten, Selbst-Verständlichen erkennt er eine Gefahr: „Insgesamt macht Alter souverän gegenüber vielen Problemen, sicherer, wohl auch weiser. Aber einschließlich der Gefahr der Routine. Besonders in meinem Beruf, dem Umgang mit den Schülern, erreicht man eine spielerische Souveränität. Aber das geht sicher nur ein paar Jahre gut, dann kommt der Absturz...“. Deshalb misstraut er Verhaltensweisen, die auf Routine und Souveränität gründen oder zielen. Zwar wären dies die Voraussetzungen, die das „Chaos“ z.B. in seiner Theater-AG verhindern, vielleicht auch das „Lebenschaos“ vermindern könnten, jedoch stellen gerade sie die Gefahr dar, die er „Absturz“ nennt. Ein Nicht-Mehr-Auseinandersetzen, ein Vorgegebenes-Annehmen, ein Nicht-Mehr-Proben endet schließlich, nach seinen Worten, in „Langeweile bzw. Überdruß“.

Die Wertschätzung der Selbstbestimmung äußert er anlässlich des Zitates von Betty Friedan im Interview, in dem die Selbstbestimmung als Altersqualität dargestellt wurde: „Habe ich eigentlich noch nie anders gemacht. Aber ich habe auch einen Beruf, in dem ich es mir leisten kann, nur auf wenige Rücksicht nehmen zu müssen (praktisch keine Vorgesetzten)“. Selbstbestimmung versteht er demnach sehr stark im Sinne einer politisch-sozialen Kultur: Aus seinem Misstrauen gegenüber Hierarchien, aus dem auf der einen Seite konsequenterweise ein repressionsfreier Umgang mit seinen Schülern folgt, lässt ihn für sich selbst gleichermaßen wertschätzen, „keinem Vorgesetzten“ verpflichtet zu sein. Selbstbestimmung wird in dieser Hinsicht durchaus auch pragmatisch verstanden („auf wenige Rücksicht nehmen zu müssen“). Das Paradigma der Individualität („Selbstverwirklichung“) gilt sowohl seiner kulturell orientierten beruflichen Lebensgestaltung („Beruflich decken sich Aktivitäten und Interessen dankenswerterweise“) wie einer kulturellen privaten Lebensgestaltung: Wie er sich in seiner zwanzigjährigen Theaterleitung mit den Anforderungen des „Zeitgeistes“ immer kritisch auseinandergesetzt hat und selbstbewusst und eigensinnig ausschließlich klassische Stücke inszeniert hat, so blieb er in seinem Kulturverständnis – bei sehr guter Information über moderne Strömungen – stets auf dem Felde des klassischen Bildungsideales. Dieses wird gepflegt in der Suche nach klassischen Beispielen („Faust konnte sich den Spaß nur leisten, weil ihn Mephisto in der Hexenküche verjüngt hatte“), in Anspielungen („Ich will mich nicht aufs Faulbett legen“) und in der selbstbewussten Äußerung seiner Idealvorstellung eines Goetheschen Alterslebens: „Ich will à la Goethe tätig bleiben, keine Ahnung, wie (aber das dürfte bei einem Geistesarbeiter kein so großes Problem sein)“.

Doch nicht nur die Nähe zum klassischen Theater lassen ihn vom kulturellen Stiltypus dem Hochkulturschema zugeneigt einordnen, auch seine Interessensgebiete weisen hierauf hin: Musikalisch dominiert seine Vorliebe zur „klassischen Musik“, medial die eingeschränkte Vorliebe zu „aber nur ... meinen Vorlieben gemäßen Filmen“.

Tatsächlich entspricht er mit diesem klassik-orientierten Beharrungsvermögen bei gleichzeitig hohem Anspruch an Selbstbestimmung und Individualität – und dies ist nur vordergründig widersprüchlich – dem von Schulze beschriebenen Syndrom von „Sicherheit“ und „Standardisierung“: Der Ausspruch „Habe ich eigentlich noch nie anders gemacht“ gibt deutlich Hinweise auf eine Beharrlichkeit in seine Prinzipien. Selbstbestimmte Biografisierung steht dazu nicht im reinen Widerspruch, sondern scheint damit durchaus vereinbar – eine gewisse Mono-

tonie der ständigen Entscheidungspflege im „Chaos“ wird schließlich doch zum gewohnten Alltag: „Des Tages Anforderungen, das reicht und macht Ärger und Freude genug“, äußert er abschließend auf die Frage nach realisierbaren kulturellen Zukunftswünschen. Und auch der Kommentar zu einem Zitat über die Erkenntnis der Relativität von Werten und Zielen verrät einen gewissen ritualisierten Gleichmut im Kampf mit den „schon immer“ geforderten täglichen Gestaltungszwängen: „Ansonsten das, was ich schon immer getan habe: des Tages Aufgaben“.

Erwecken bereits die Wendungen „noch nie anders“, „schon immer“ und „das reicht“, den Verdacht einer gewissen Stagnation im Biografisierungsprozess, so bestätigt dies der Proband ganz offen selbst:

„Die Ziele werden weniger, vielleicht“ vermutet er zunächst noch vorsichtig, spricht dann aber deutlich von „Langeweile und Überdruß“ und wünscht sich, mit der ganzen Ironie eines fast 60-jährigen Beamten: „... zur Abwechslung ein paar Karriereschritte“. Ermüdungserscheinungen und sogar Regressionstendenzen im beruflichen Bereich scheinen sich mit der Formulierung „Die Ziele werden weniger“ abzuzeichnen. Im Bereich seiner außerberuflichen kulturellen Entwicklung und Selbstdarstellung diagnostiziert er gleichermaßen Lähmungserscheinungen: „Meine musikalischen Interessen waren früher sehr groß und sind inzwischen nur noch ziemlich groß, weil ich zuviel kenne (der Inhalt zumindest der klassischen Musik ist endlich). Filme früher groß, heute ... nur meinem Alter und meinen Vorlieben gemäß ... Reisen erweist sich als von abnehmendem Reiz, innerhalb Europas ist alles abgegrast“. In der vordergründig kühlen Beschreibung klingt Bedauern durch: Im Zustand des Déjà-Vu scheint es nur noch wenige Reize zu geben.

Die Erklärung für zunehmende Ein- und Beschränkungen, für abnehmende Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten findet er in „Alterserscheinungen“: „Mein Verstand wird kürzer, mein Gedächtnis nimmt ab, die Körperkräfte lassen nach ... Das Alter ist Murks, was soll man daran beschönigen?“ An anderer Stelle spricht er von einer selbstverständlichen („natürlich“) zerstörerischen Macht des Alters hinsichtlich der Verwirklichung des Interesses an Frauen: „Hier ist das Alter ... natürlich völlig destruktiv“.

Diese resignative Erkenntnis des Probanden, dass das eigene Alter am Überdruß und an der Langeweile schuld seien, wäre eine an seine Person, an seine Verfassung gebundene, also eine subjektiv bedingte Erklärung. Gleichzeitig jedoch werden für die Langeweile auch die äußeren Bedingungen verantwortlich gemacht, also eine objektive Erklärung gesucht: „Der Inhalt zumindest der klassischen Musik ist endlich“ (der eingeschränkte Vorrat der klassischen Musik ist schuld am abnehmenden Interesse), „Innerhalb Europas ist alles abgegrast“ (das zu kleine Europa ist schuld am zunehmenden Desinteresse).

Als hochkulturorientierter Vertreter des Niveaumilieus verdeutlicht der Proband hiermit eine gleichzeitig hochanspruchsvolle (die Objekte mögen so strukturiert sein, dass sie attraktive Wahlmöglichkeiten anbieten) und resignative Haltung (im Alter hat man nicht mehr die Voraussetzungen, den ständigen Optionsforderungen nachzukommen, oder ist ihrer überdrüssig geworden). Diese letztere, resignative Haltung ist jedoch keinesfalls gleichbedeutend mit Selbstzweifeln oder Persönlichkeitsbrüchen. Vielmehr entspricht sie, genau wie die hochanspruchsvolle Haltung und besonders in der Kombination mit ihr, exakt der von Schulze beschriebenen „Perfektionsorientierung der Ästhetik des Niveaumilieus“: Tatsächlich spricht der Proband selbst von seiner „Souveränität“ und seinem „Selbstbewusstsein“ – und dies nicht nur in Bezug auf kulturelle Objekte und Symbole, sondern durchaus auch in Bezug auf Menschen, auf Schüler („Routine“, „spielerische Souveränität“) und Frauen („hier ... spielt die Lebenserfahrung eine riesige Rolle“). Die Virtuosität im Umgang mit den Optionsmöglichkeiten des „objektiv“ (gegenständlich) Gebotenen kann im Grunde nur an deren Unzulänglichkeit scheitern, da man selbst routiniert, souverän und erfahren ist. Und erst in dieser und nur in dieser Hinsicht spielt das Alter dann eine Rolle des scheinbar Störenden: Im Gegensatz zu den früheren Jahren, kennt man im Alter alles, hat alles „erfahren“, so dass die

Welt „objektiv“ (an Objekten) erschöpft ist. Das Interesse muss folglich erlahmen, der Déjà-vu-Sättigungsgrad ist erreicht: „... Weil ich zuviel kenne“. Es bleiben jetzt nur noch ins Extrem gesteigerte Optionsmöglichkeiten:

„Ich bin allerdings vor kurzem zum ersten Male ‚weit‘ hinausgekommen (Pakistan, Rawalpindi, Nanga Parbat) und die Fremdartigkeit ... dieser Reise reizt zur Wiederholung oder Ähnlichem“. Mit „Ähnlichem“ sind weitere entfernte Wahlmöglichkeiten auf der Weltkugel gemeint – eine nochmalige, gleiche Reise brächte nichts Neues, wäre nur eine „Wiederholung“. Hier spiegeln sich „Grundlinien der modernen Persönlichkeit wider“ (Schulze): Aufgeschlossen und flexibel (z.B. der Umgang mit Schülern), hochindividualisiert (z.B. Reisen, Kulturan-spruch) und selbstbestimmt (z.B. eine anti-autoritäre, anti-hierarchische Haltung) verdeutlicht sich in der Gestaltung des Lebensentwurfes „eine anspruchsvolle Haltung sich selbst und dem Leben gegenüber, ausgedrückt etwa in der Suche nach Abwechslung, ... Hand in Hand mit einer leichten Tendenz zur Unzufriedenheit“ (Schulze 1992: 289).

**Der eigene Biografisierungsprozess erfolgt unter dem Anspruch, ultimativ, optimal und individuell distinktiv gegenüber anderen Biografisierungsprozessen sein zu müssen, denn sonst wäre er nicht individuell. Die kulturellen Optionsmöglichkeiten sollen dafür vielfältig, plural und stets in der Weise gegeben sein, dass sie „objektiv“ (von den Gegenständen des Angebotes her) ständig neue Erfahrungen und Gestaltungsmöglichkeiten bieten, bereits Erfahrenes erweitern.** Wenn diese Forderungen nicht erfüllt werden können (weil z.B. mit dem Alter, der Erfahrung anscheinend bereits alles bekannt ist), so bleibt nur Resignation („Routine“, „Absturz“, „Langeweile“, „Überdruß“) oder die Flucht in selbstironisch belächelte Utopien beruflicher („zur Abwechslung ein paar Karriereschritte“) und kultureller Selbstdarstellung: „Ich wünsche mir, Pilot zu sein“ spottet der Oberstudienrat für Deutsch und Religion, oder „... würde die Quantenmechanik mathematisch kapieren und die Tensorrechnung ... aber das ist das Paradies oder Schlaraffenland“.

Die Forderungen und Anforderungen pluraler (individueller, selbstbestimmter) Alterskulturen sind immens: Wenn den Individualisierungs- und Biografisierungswünschen „objektiv“ keine entsprechenden Angebote mehr gegenüberstehen, wenn Europa bereits durch den Nanga Parbat „getoppt“ ist, bleiben dem anspruchsvollen, optionstrainierten älteren Rezipienten zur kulturellen Selbstdarstellung nur noch die Möglichkeiten des eskapistischen Abhebens („Pilot zu sein“) oder des Unerfüllbaren („Paradies oder Schlaraffenland“).

#### **10.3.2.2 „... meine ureigenste Binnenkultur“: Eine mögliche Repräsentation spezifischer Alterskulturen**

Die 62-jährige freischaffende Schriftstellerin (Pb 5a) gehörte zu denjenigen Probanden, die sich zeitlich und gedanklich sehr intensiv mit dem Thema der Alterskultur auseinandersetzten: Einer fünfseitigen Antwort auf den Interviewbogen folgten nachträglich mehrere E-mail-Sendungen – z.T. spontane, doch auch ein- bis zweiseitig ausgeführte, zum Teil nächtliche Gedankenverschriftungen.

Der Lebenslauf ist unruhig und ungewöhnlich verlaufen: „Die Notwendigkeit, mein Studium selbst zu finanzieren, hat mich vorzeitig freiberuflich ans echte Arbeiten gebracht. Mit Hauptfach Komparatistik (Romanistik, Germanistik) war ich ganz schnell bei der Presse, bei Lektorats- und Übersetzerjobs und vielseitiger Schreiberei gelandet. Und dann bin ich als Mama einer aus mehreren Ehen zusammengeführten Riesenfamilie schon mit 30 völlig aus der verheißungsvollen Laufbahn geraten“.

Die berufliche Tätigkeit des zweiten Mannes erforderten viele Jahre Auslandsaufenthalte, wo sie die Schullaufbahn der insgesamt sieben Kinder (aus drei geschiedenen und der bestehenden Ehe) stützend begleitete, bis man endlich vor einigen Jahren in der süddeutschen Kleinstadt sesshaft wurde. Nach dem Auszug der Kinder widmet sie sich wieder der freien journa-

listischen Tätigkeit, der geschichtlichen Forschungsarbeit durch Mitarbeit an Dokumentationen württembergischer jüdischer Friedhöfe, der kulturmanagerialen Tätigkeit wie Ausstellungsorganisationen und –begleitungen und der eigenen künstlerischen Betätigung im Bereich der modernen Prosa und der seriellen Bildbearbeitungen.

Wie bereits in der äußerlichen Situation der familiären Institution moderne Tendenzen der „Collage“ erkennbar sind, spiegelt sich auch in den geäußerten Überzeugungen eine moderne Haltung. An der Wortwahl bereits erkenntlich, werden Momente modern kultureller Wirklichkeitsdeutungen als Elemente eigener Lebensgestaltung angenommen: Die bewusste Biografisierung wird mit dem Begriff des „Bastelns“ bezeichnet, zugleich noch transponiert in eine skeptische Relativierung von Realität: „Basteln am eigenen Denkmal“ beschreibt einen mehr gedachten, gewünschten als einen realen Gestaltungsprozess. Auch der postmoderne Begriff des „Erzählens“ taucht wiederholt als Synonym für eine Wirklichkeitsnäherung, Wirklichkeitsinterpretation auf: „Erfahrungen weitergeben, das dekliniert sich nur im Konjunktiv (sogenannte Erfahrungen) ... aber erzählen kann ich schon“. Geschichtliche Ereignisse sind nach ihren Worten auch nicht „an sich“ interessant und so zu bezeugen, sondern nur als „Ereignisse interessant *machen* ... dies kann eine reizvolle Zeitzeugenaufgabe sein“.

Bereits in diesen Relativierungen von Selbstbild (als gebasteltes, gedachtes Denkmal) und Geschichtsverständnis (als gemachtes, erzähltes Ereignis) deutet sich ein Weisheitspotential an, wie es als „relativierendes Denken“ von Baltes beschrieben wird. Relativierendes Denken verwirklicht sich, wird erkennbar in der kulturellen Darstellung der Probandin: Sie anerkennt selbst gesetzte, verfolgte Werte, Ziele und Interessen nicht als immergültig und überdauernd wie etwa Proband 7a (s.o.). Scheint ihr ein Bereich erschöpft, erfüllt (wie z.B. die als kultureller Wert respektierte Familie, s.u.), oder kann einem mit hohem Engagement verfolgten Interesse z.B. aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr nachgegangen werden („Allerdings kann ich nicht mehr, was ich in jüngeren Jahren konnte – Nächte durcharbeiten. Und das Singen zur Gitarre – ich konnte mal mindestens 200 Songs, Chansons, Lieder auswendig und hörens-wert vortragen – musste ich aufgeben“), so beginnen einfach neue Entwicklungen auf anderen sozialen und kulturellen Feldern. Resignative Tendenzen wie bei Pb 7a sind bei ihr nicht zu erkennen. Aber auch mit Gewalt oder entgegen neu entstandenen Situationen alte Interessen und Überzeugungen beizubehalten, dies ringt ihr nur amüsiertes Mitleid ab: „... wenn Alte aus lauter Angst vor dem Schwinden sich voller Ehrgeiz selbst in den Hintern beißen und unbedingt noch dabei sein müssen“.

Bei ihr werden ohne großes Bedauern, aber mit umso größerer Neugier neue Felder beackert, neue Perspektiven entdeckt, neue Aktivitäten experimentell erprobt, neue Medien wie der Computer erkundet („An dieser Stelle lobe ich die Computerei, die für jedes Kulturengagement Bereicherung und Erleichterung bedeutet... Ich bin sehr zufrieden, dass ich ... mich vielseitig interessanter Software zu bedienen gelernt habe“).

Das ausgeprägte „Denken in Kontexten“ (Baltes) verrät ein weiteres entwickeltes Weisheitspotential, das nicht nur in den Interviewantworten herauszulesen und abzuleiten ist, sondern in ihrem gesamten kulturellen Verständnis und den zugehörigen Haltungen und Aktivitäten zum Ausdruck kommt. Bereits in der tiefen und aufwendigen Beantwortung der Zitate werden Urteile deutlich, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen. Die Probandin stellt Vernetzungen, Verknüpfungen, Beziehungen zwischen den einzelnen Aussagen her und betrachtet sie kritisch unter Aspekten des Sozialen („Kenntnis der sozialen Regeln, auch derer, die man schon mit siebzehn nicht für die besten hielt, die hat man als Oldie. Mit den Grenzen ist man oft genug in Kollision gekommen, um abschätzen zu können, wann sich das noch lohnt“), der persönlichen („... das jahrelange Herumreiten mit einem Nazivater, der von der großen Zeit seines Lebens einfach nicht wegkommt...“), wie der gesellschaftlichen Geschichtsabhängigkeit („Gesellschaftliche und historische Bedingtheit ist mir erst mit wachsendem Wissen während der Lehr- und Wanderjahre wirklich deutlich geworden“), aber auch unter den Gesichtspunkten der Psychologie („Wesentlich orientiert habe ich (mich) aber immer

eher am Psychologisieren über mich und andere“). So formt sich dies zu einem höchst komplexen weisheitsnahen Urteilsbild: „Ich versuche, mich selber zu kontrollieren, stelle dabei fest, dass ich immer überzeugter weiß, dass ich nichts weiß. Das bisschen von dem vielen Nichts, das trotzdem hängen geblieben ist, kann man ja allemal werthalten und mehr.“

Die Komplexität in weltanschaulichem und selbstkritischem Urteil verdeutlicht sich in einem umfassenden Kulturverständnis und verwirklicht sich in kulturellen Darstellungen, Haltungen und Aktivitäten. Zwar ist auch der engere Kunstkulturbegriff als ein Element vorhanden, wertgeschätzt und gewürdigt („Mögen die alten schönen Künste usw. immer angesehen bleiben und den Lauf der Zeiten sowohl verkraften als auch beeinflussen!“), doch ist er eingebettet in ein höchst komplexes Bild von einem fast allumfassenden gesellschaftsstrukturierenden und -fundierenden kulturellen System. Hierin sind Wissens- und Bildungsmomente als eher selbstverständliche Momente enthalten: „Von klein auf mindestens GUT, eher SEHR GUT – Kandidatin in Bildender Kunst, Musik und Deutsch habe ich, so mir Zeit blieb, jede Gelegenheit wahrgenommen mich auf diesen Feldern zu betätigen und betreibe das auch heute noch; da hat sich nichts verändert, außer dass Kenntnisse und Fertigkeiten, auch technische und finanzielle Möglichkeiten immer besser geworden sind“. Diese Kompetenzen auf dem Gebiet der Künste bilden eher dienende Grundlage zu einer als solche hochgeachteten Kommunikationskultur: „Das hat mich, ohne dass ich selber eine bedeutende Rolle gespielt hätte, vor allem zu menschlichen Begegnungen gebracht, die ich nicht missen möchte“. Auch die Familie wird, zwar vorsichtig als Frage, doch mit selbstbewusstem Stolz als kultureller Wert angesehen: „Ein Reichtum: Die Nachkommen sind alle noch da, inzwischen vielfältig vermehrt, alle wohlgeraten und keine Kulturbanausen, den Alten und untereinander wohlgesonnen. Auch eine kulturelle Aktivität?“ Und mit einem bedauernden Hinweis auf den fehlenden Aspekt der Körperkultur gipfelt das Kulturverständnis der Probandin bereits im weitesten kulturanthropologischen Kulturbegriff (als Gesamtheit der Lebensformen, Geisteshaltungen und Werteinstellungen): „Schade, dass nicht noch nebenher nach den Fitness- und Sonnestudio-Aktivitäten der Alten gefragt wurde, denn das hat bestimmt auch mit Altenkultur zu tun“.

Entsprechend der kulturellen Einstellungen sind auch die Aktivitäten weit gestreut, haben sich immer weiter ausdifferenziert, verfeinert, stilisiert („Naja, und dann habe ich da Texte in der Schublade, ebenso metaphorisch wie realistisch... ca. 80 Titel – schon selektiert.“ „Und dann noch Briefe schreiben. Handschriftlich. Eine fast verlorene Kultur.“), haben sich aber auch – wie oben bereits beschrieben – geändert, neu entwickelt („Ich bin da auf einem Trip mit repetitiver Computergrafik, noch am Experimentieren... Das ist, unabhängig von meiner Person, ein ebenso altes wie neues Feld, sowas wie Bildlitanen. Und dafür eignen sich nur bestimmte Themen und Darstellungsweisen, müsste noch definiert werden.“ „Aber auch E-mail ... eben Internetkultur, aber doch auch, sofern man überhaupt Kultur hat und etwas mehr als chatten daraus zu machen versteht.“).

Entgegen der Vermutung, in diesen weiten kulturellen Einstellungen und Aktivitäten sei nun auch eine umfassende, unbestimmte, liberalistische, konturenlose Akzeptanz aller kulturellen Qualitäten enthalten, bescheidet die Probandin klipp und klar im Sinne des „precise cut“ eher Gegenteiliges: „Kulturkonsum streife ich hier nur mal mit dem Bekenntnis, dass ich immer wählerischer geworden bin und mir mein subjektives Urteil wider alles Gelernte, Überlieferte oder Modische inzwischen ungeniert erlaube“. Und darin sieht die Probandin durchaus eine Altersqualität aufgrund hoher Wissens- und Erfahrungsansammlungen: „Chronisieren und selektieren, die Tendenz ist ... tatsächlich drin. Und wenn man einsamer wird, entwickelt man auch den notwendigen Egoismus, zusagen: DAS will ich nicht mehr. DAS setze ich jetzt durch - vor allem, wenn man niemand damit schadet.“

Es liegt in allen Argumentationen, Einstellungen und Haltungen und deren symbolischen kulturellen Äußerungen bei der Probandin eine Annahme von Weisheitspotentialen nahe (reichhaltiges Faktenwissen, relativierendes Denken, Komplexität im Urteilen und Handeln, und letztlich strategisches Wissen in Form von Entscheidungen und deren Durchsetzung).



Zugleich sind Hinweise zu finden, dass sich diese Potentiale mit dem Alter zwar verstärkt herausgebildet haben („Früher hätte man gesagt, dass auch Schicksalsschläge einen reifen lassen“), doch bereits sehr früh angelegt waren: „Ich bin in meiner Kindheit ... mit negativen Erlebnissen geradezu bombardiert worden, musste, bzw. konnte eine Bewältigungstechnik entwickeln (Ansatz meiner Fragen: ‘Warum tun die das?’), die ich ins Erwachsenenalter schon beinahe perfekt mitgebracht habe“. Allein der angeführte Frageansatz zeugt von einer solch kindungemäßen reifen und grüblerischen Fähigkeit des Auslotens (vgl. Abschnitt 9.1), dass dies allein bereits als Beleg der These gelten kann, dass Weisheit sich “nicht notwendigerweise erst im hohen Alter einstellen muß“ (Baltes/ Smith 1990: 117). Bestätigung erfolgte durch die Probandin selbst einige Zeit nach der Beantwortung der Umfrage in einer weiteren längeren Mail, die sich nochmals auf die angeführten Zitate bezog: „Vielleicht nicht letztlich, aber heute am Ende schon wieder eines verflochtenen Tages kommt es mir: dashastdudochalleschonmit20gewusstwarstalsoimmerschonalt.“

Vermutlich ist dies auch der Grund, dass sie mit der Aussage einer „kreativen Neuentwicklung im Alter“ nicht viel anfangen kann: „Kreative Kontinuität, solange der Kopf noch mitspielt, ist mir lieber“. Eine solche kreative Kontinuität wird selbstbestimmt und subjektiv gesteuert – der eigene Kopf und nicht etwa die Umwelt, nicht die „gegebene“ Kultur ist Agens der kreativen Entwicklung. So sah es die Probandin in den vergangenen Jahren und so gilt es für die kommenden: „Daran ‚stricke‘ ich wahrscheinlich weiter, solange Hirnschale noch Inhalt hat und funktioniert“. Nur dies, die eigene Hirnschale und keine äußeren, keine „objektiven“ Vorgaben, könnten die eigensinnige und individuelle Gestaltung ihrer kulturellen Lebenswirklichkeit beeinflussen: „Macht mir eine Bandbreite weiter zur sogenannten Wirklichkeit: meine ureigenste Binnenkultur“. Sie selbst mit all ihren Potentialen, ihren Kompetenzen, ihrer „ureigensten Binnenkultur“ bestimmt das Ausmaß, den Einfluss (die Bandbreite) einer Realität. Diese ist folglich nur soweit eine solche, wie sie von der Person selbst zugelassen, von ihr selbst in ihrer Bandbreite bestimmt wird, ist eben nur eine „sogenannte“, eine konstituierte, eine subjektive „Realität“.

**„Meine ureigenste Binnenkultur“ – eine fast literarische Beschreibung einer spezifischen Alterskultur. Sie bezeichnet die individuelle, im Laufe selbstbestimmter Biografisierung geprägte kulturelle Wirklichkeitsdeutung – und kulturelle Persönlichkeitsgestaltung: Die den Fragebogen abschließende Frage der Probandin „Habe ich nun auch schon an meinem Denkmal gebastelt?“ verdeutlicht in ihrer Rückbezüglichkeit, ihrer Selbstreflexivität bereits wieder eine neue, eine zweite Ebene. Wie es „die“ Wirklichkeit nicht gibt, sondern nur in Abhängigkeit vom deutenden Subjekt, ist gleichermaßen das Subjekt selbst Gestaltungsobjekt. Natürlich hätte dieses Beispiel einer „spezifischen Alterskultur“ ganz anders aussehen können, wäre es anders gestaltet worden: „Am liebsten würde ich jetzt noch eine zweite fiktive Version von Antworten erfinden“ beschließt die Probandin ihren Text – auch dies läge durchaus in den Möglichkeiten einer eigenen subjektiven Gestaltungskompetenz... Es beweist die einschlägige Kompetenz der alten Probandin, nicht nur im Sinne von Tüchtigkeit, sondern im Sinne ihrer Zuständigkeit, die sie selbstbewusst und selbstkritisch beansprucht und subjektiv bestimmt.**

#### **10.3.2.3 Zusammenfassung: Abgrenzende Kriterien pluraler und spezifischer Alterskulturen**

Aufgrund der tendenziell unterschiedlich sich darstellenden kulturellen Haltungen verdeutlichen Proband 7a und Probandin 5a eine zwar nicht gegensätzliche oder gar widersprüchliche, doch eine andere, eine unterschiedliche kulturelle Entwicklung im Alter. Proband 7a wurde als ein mögliches Beispiel ausgewählt, über das sich die Entwicklung **pluralen** (vielfältiger) Kulturen im Alter aufgrund von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen veranschauli-

chen lässt. Probandin 5a wurde als ein mögliches Beispiel ausgewählt, über das die Entwicklung **spezifischer** Alterskulturen aufgrund von Weisheitspotentialen veranschaulicht werden könnte.

**Unerlaubt, ja ein Widerspruch in sich wäre es, einen singulären „Fall“ als verallgemeinerbares Beispiel für plurales Altern anzuführen, entsprechend widersinnig wäre die beispielhafte Anführung eines singulären „Falles“ für spezifische Alterskulturen. Sowohl die pluralen als auch die spezifischen Alterskulturen sind kennzeichnend dafür, dass es „keine Bevölkerungsgruppe (gibt), die soviel Heterogenität, also soviel Verschiedenheiten zeigt, wie das Alter“ (Rosenmayr 2000: 449). Es kann sich bei einer Deutung der beiden unterschiedlich strukturierten und begründeten kulturellen Einstellungen und Haltungen der Probanden 5a und 7a also nur um eine exemplarische und empirisch belegte und als solche pointierte Gegenüberstellung handeln, um die unterschiedlichen Qualitäten pluraler und spezifischer Alterskulturen zu verdeutlichen.**

In Bezug auf kulturelle Interessen oder Äußerungen wäre es zudem nicht möglich, diese isoliert jeweils der einen oder anderen Möglichkeit von Alterkulturen zuzuordnen, weil einzelne Zeichen für sich allein noch keine eindeutige oder ausschließliche Zuordnung zulassen. So ist z.B. die Reiselust weder ein Zeichen nur für plurale Alterskultur, noch für spezifische Alterskultur, noch für Alterskultur überhaupt. Erst im Kontext mit weiteren oder darüber mitgeteilten Einstellungen ergeben sich Hinweise, nur in der Beziehung und schließlich als zusammengesetztes Bild mit allen weiteren geäußerten Zeichen ergibt sich ein tendenzielles Gesamtbild: „Einstellungssyndrom“ nennt Kolland das Konglomerat individueller Signale von Haltungen.

Bei Probandin 5a und Proband 7a zeigen diese gebündelten „Einstellungssyndrome“ einmal als Einzelbeispiele ein jeweils abgerundetes, schlüssiges Bild, zum anderen lassen sich in der Gegenüberstellung die tendenziell unterschiedlichen Schwerpunkte erkennen. Dies wird im Folgenden ausgeführt und begründet. Sicherlich nicht letztlich eindeutig und mit großen Unschärfenbereichen, vor allem nur in aller geforderten Behutsamkeit können und sollen so, in dieser Gegenüberstellung, die **unterschiedlichen Qualitäten pluraler (vielfältiger) und spezifischer (besonderer) Alterskulturen** verdeutlicht werden:

Beide Probanden entstammen dem gehobenen Bildungsbürgertum, beide weisen Hochschulabschlüsse vor, arbeiten in akademischen Berufen, sind finanziell gutsituiert, familienerfahren, politisch liberal orientiert und können auf kohortenspezifisch ähnliche soziale Erfahrungen zurückblicken. Sie waren in der empirischen Auswertung beide der Gruppe 2 zugeordnet worden, da sie sich gleichermaßen durch eine hohe Differenzierungsfähigkeit und Reflexivität auswiesen. Auf diese Ähnlichkeiten soll noch einmal ausdrücklich hingewiesen werden, da beide Probanden somit vergleichbare sozio-strukturelle Voraussetzungen mitbringen, die zur Entwicklung von Alterskulturen vorausgesetzt worden waren (vgl. dazu Abschnitte 4.3 und 8.3.1). Bei diesen vergleichbar ähnlichen Voraussetzungen entwickelten sich dennoch grundsätzlich unterscheidbare kulturellen Haltungen, Einstellungen und Äußerungen:

Dies wird zunächst deutlich an einem unterschiedlichen Kulturverständnis. Während sich Proband 7a als „Vertreter“ der pluralen Alterskultur bereits durch einen erweiterten Kulturbegriff auszeichnet – neben den Kunstbereichen Theater, Literatur, Musik zählt er durchaus auch das Reisen und den Kinobesuch zu den kulturellen Tätigkeiten – ist der Kulturbegriff von Probandin 5a, der „Vertreterin“ der spezifischen Alterskulturen, über das Kunstkulturverständnis hinaus weitest umfassend, ja allumfassend: Neben sozialen (Familien-) und biologischen (Körper-) Kultur zählt ganz allgemein dazu auch die Kommunikations- und Gesellschaftskultur. Der grundsätzliche und letztlich bestimmende Unterschied zwischen den Darstellungen einer pluralen und einer spezifischen Alterskultur liegt aber in den unterschiedlich orientierten Zugängen und Annahmen kultureller Lebensstile. Beiden sind Momente selbstbestimmter Indi-

vidualisierung und Biografisierung über kulturelle Symbole nicht abzusprechen. Doch scheint die kulturelle Stilisierung bei Proband 7a als Vertreter der pluralen Alterskulturen *eher objekt-motiviert* zu sein, bei Probandin 5a als Vertreterin der spezifischen Alterskulturen *eher subjektorientiert*:

Die Beschreibung der sich einschränkenden Optionsmöglichkeiten bei Proband 7a entspricht dem von P.B. Baltes entwickelten psychologischen Modell erfolgreichen Alters („Die mit dem Alter einhergehenden Veränderungen werden dadurch aufgehalten und transformiert, dass Prozesse der Selektion und Kompensation weiterhin eine Optimierung in bestimmten Lebensbereichen ermöglichen“ [1989: 58]) beispielhaft tendenziell: „Nur noch meinem Alter und meinen Vorlieben gemäß“ (Selektion), „Frauen: hier ist das Alter auf der einen Seite natürlich völlig destruktiv, auf der anderen Seite spielt die Lebenserfahrung eine riesige Rolle, weil man gelernt hat, viel besser mit Menschen umzugehen“ (Kompensation), „Rawalpindi, Nanga Parbat reizt zur Wiederholung oder ähnlichem“ (Optimierung). Das heißt: Die Optionsmöglichkeiten werden im Alter geringer (z.B. durch abnehmende Anziehungskraft auf Frauen), man muss sich bescheiden, einschränken (nur noch dem Alter und Vorlieben gemä- ßes) und schließlich das noch Wählbare wiederholen und steigern (Reisen). Der kulturelle Selbstbestimmungsprozess ist also eher abhängig von den objektiven Wahlmöglichkeiten; der individuelle kulturelle Stilisierungsakt ist damit eher objektmotiviert, von den wahrgenommenen „Möglichkeiten“ bzw. Gelegenheiten bestimmt, die die (Um-) Welt „noch“ bereithält. Durch die Tendenz zur Retrospektive – es wird mit bisher oder früher größeren Wahlmöglichkeiten verglichen (nur darüber kann selektiert, kompensiert und optimiert werden) – gerät die Biografisierung in die Gefahr der Stagnation. Es fehlen alternative und perspektive Momente: „Das Alter ist Murks – was soll man daran beschönigen?“

Anders beschreibt Probandin 5a die eigenen kulturellen Stilisierungsprozesse: „Wider alles Gelernte, Überlieferte und Modische“ erlaubt sie sich ihr „subjektives Urteil“, spricht von ihrer „ureigensten Binnenkultur“. Nicht auf Optionsmöglichkeiten aus Vorgegebenem beruht der Akt ihrer Selbstbestimmung, sondern die ständige Suche nach neuen Möglichkeiten, anderen Aktivitäten, Alternativen zu Vorgegebenem strukturiert ihre Biografisierung. „Absturz“ und „Langeweile“ wie Proband 7a kennt sie nicht: Selbst in vordergründig „Gleichem“ erkennt sie Differenzierungen und interessante Abweichungen: „Repetitive Computergrafik“ sind „Bildlitaneien“, sind Ausgangspunkt zum „Experimentieren“. Objektive kulturelle Angebote sind nicht „Determinanten“ der Stilisierung, sondern sind Mittel, sie werden benutzt als Objekte des „Bastelns“, auch an der Biografie, sind sinnvoll nur dann, wenn man, wie sie sagt, „etwas mehr daraus zu machen versteht“. Sind sie nicht (mehr) geeignet, werden Alternativen gewählt oder entwickelt. Die Biografisierung verläuft weitgehend unabhängig von vorgegebenen, an objektive Angebote gebundene Optionsmöglichkeiten. Aufgrund hoch entwickelter Alterskompetenzen ist Probandin 5a in der Lage, unabhängig, subjektiv „die Bandbreite der sogenannten Wirklichkeit“ zu bestimmen. Im Gegensatz zu Proband 5a weist ihre Biografisierung die Tendenz zur Prospektive auf: Nicht-mehr-Mögliches wird einfach ad acta gelegt, kreative eigene kulturelle Optionen geschaffen, und zwar solange die „Hirnschale noch Inhalt hat und funktioniert“.

Die *objektorientiert motivationale Steuerung kultureller Aktivitäten* bezeichnet Rosenmayr als „soziologisch eingebunden“ und gewinnt ihr den positiven Aspekt der „Perseverationshilfe“ ab, „damit die Menschen bei einem einmal begonnenen Vorhaben bleiben“ (Rosenmayr 2000: 454). Die Gefahr im Alter jedoch besteht gerade im negativen Aspekt der Perseveration: im Beharren und Hängenbleiben, wenn ehemals plurale Optionsmöglichkeiten erschöpft erscheinen. Der positive Perseverationsaspekt einer außenorientierten Motivation schlägt dann ins Gegenteil um, verhindert geradezu einen Wechsel kultureller Interessen(sgebiete), verhindert

eine „kreative Neuentwicklung“ (im Extrem gilt dies dann etwa für alte Menschen, die sich beispielsweise wie in Abschnitt 10.1.2 geschildert, auf einer Technoparty gebärden wie Jugendliche, was zwar in ihren Optionsmöglichkeiten liegt, aber ein deutliches Zeichen ist für eine Perseveration an altem, nicht weiter oder neu entwickeltem Optionsverhalten).

Eine *subjektorientiert motivationale Steuerung kultureller Aktivitäten* dagegen bezeichnet Rosenmayr als „Motivation ohne soziale Anerkennung“ und hält sie für eher selten, sie „kann sich nur in Ausnahmefällen auf längere Zeit erhalten“. Diese Ausnahmefälle scheinen die selbstbestimmten Aktivitäten im Rahmen der spezifischen Alterskulturen aufgrund entwickelter Alterskompetenzen darzustellen: „Und immer wieder zu merken, ach ja, ich kann ja was, war und ist auch schön motivierend“, schreibt Probandin 5a sehr deutlich im Interview. Dies entspricht einer These der Entwicklungspsychologie, die im Alter die „Möglichkeit zu persönlichen Weiterentwicklung“ sieht, „weil sozial anerkannte ... Tätigkeiten ... irrelevanter werden ...; in dieser Situation ergibt sich die Chance, Tätigkeiten um ihrer selbst willen auszuführen, sich in Beschäftigungen zu engagieren, die als intrinsisch belohnend erlebt werden“ (Faltermaier 1992:172). Bestätigend ergänzt die Probandin in einer späteren elektronischen Nachschrift: „Kultur und Kulturengagement ... hat, je älter man wird, immer weniger Öffentlichkeitswert“. Diese sehr eindeutig *subjektorientierte* Steuerung bedeutet aber nicht zugleich auch objektunabhängig, also: von Außenreizen unabhängig, denn eine Unabhängigkeit von einer „soziologischen Einbindung“ gibt es auch in der altersspezifischen kulturellen Biografisierung nicht. Die Wechselwirkung individueller und gesellschaftlicher Faktoren bei der Gestaltung von Alterskulturen wurde bereits dargestellt.

Über die unterschiedlich gewichtete „soziologische Einbindung“ der Motivationen bei der Entwicklung und Differenzierung kultureller Haltungen können jedoch die tendenziell unterschiedlichen Bedingungen der Entwicklung pluraler und spezifischer Alterskulturen verdeutlicht werden:

**Plurale Alterskulturen sind, wie plurale Kulturstile jeder Altersgruppe überhaupt, eher ein Ergebnis der gesellschaftlichen Modernisierung mit ihren vielfältigen Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten und -zwängen. Die pluralen Alterskulturen setzen notwendig die Bedingungen der Moderne, d.h. die Chancen und Zwänge der Individualisierung und Biografisierung voraus.** Die pluralen Alterskulturen setzen unter dem Anspruch des Hochkulturschemas ein hohes Bildungsniveau und ökonomische Stabilität (vgl. Kolland), aber nicht unbedingt Weisheitsqualitäten als Alterskompetenzen voraus.

**Die Entwicklung von spezifischen Alterskulturen hingegen setzen Weisheitsqualitäten als Alterskompetenzen voraus, es sind gerade die Weisheitsqualitäten, die zu spezifischen kulturellen Haltungen und Äußerungen führen.** Spezifische Alterskulturen setzen ein hohes Bildungsniveau, nicht notwendig aber die Bedingungen der Moderne voraus – sie konnten unter günstigen Altersbedingungen (soziale, finanzielle, geistige Machtpotentiale und deren Anerkennung durch die Gesellschaft) beispielsweise auch in der Barockzeit und der Antike entwickelt werden (vgl. Abschnitt 5.4).

#### **10.4 Die Darstellung spezifischer Alterskulturen: Entwicklung des kulturellen Eigensinnes**

In dem Interview mit der Probandin 5a waren verschiedene Merkmale ihrer „ureigensten Binnenkultur“ deutlich geworden: **Alternativen zu entwickeln, scheinbar gegebene Elemente der Wirklichkeit neu zu deuten, vorgefundene Realitäten zu überschreiten, sie zu eigenen Gestaltungsprozessen zu nutzen – das wurde als besondere Kriterien einer spezifischen Alterskultur beschrieben. Aus „dem Strom des Lebens“ auszusteigen, dies ist vorwiegend eine Möglichkeit des Alters; die Realitäten – „sogenannte Realitäten“, schreibt die Probandin – kritisch aus der Distanz zu betrachten und nicht als gegeben**

**hinzunehmen, ist eine weitgehend spezifische Altersleistung, da sie auf Weisheitsqualitäten beruht, die bevorzugt erst im Alter entwickelt werden.**

Proband 6a hatte konstatiert: „Lebenserfahrung ... bedeutet ... historische Erfahrung, transzendiert damit einen augenblicklichen Status und ist eine vorzügliche Voraussetzung dafür: in qualitativen Alternativen zu denken“. Diese Erkenntnis entspricht fast wörtlich dem wissenschaftlichen Forschungsergebnis „Im Unterschied zu ‚unreifen Denkern‘ sind reife Denker in der Lage, ... Fakten zu transzendieren und auf diese Weise zu neuen Problemen und Lösungsweisen zu gelangen“ (Staudinger/ Baltes 1996: 62).

Diese vorwiegend altersspezifische Fähigkeit bezeichnet Rosenmayr als „spezifische Kreativität der Lebensreife“. Während zu der Intelligenz das Problemlöseverhalten in neuen Situationen zählt, gehören zur Kreativität auch die Neuheit von (überraschenden und unerwarteten) Mitteln und Methoden. Es gehört zudem dazu die Kenntnis von vielfältigen Lösungsmöglichkeiten und die Fähigkeit, diese distanziert und kritisch zu beurteilen: „Kreativität im vorgerückten Leben liegt auch im Erkennen und Zirkulieren von bereits entworfenen Ideen und im Eingehen auf Lösungsversuche anderer. Alterskreativität entspräche somit einer Form von ‚Generativität‘ ..., der bewußten Einbeziehung der Lösungsvorschläge auch der jüngeren Generation“ (Rosenmayr 2000: 453). Damit werden hier sowohl die gleichzeitig aktivierte Fähigkeit des Auslotens als auch der Synoptik (vgl. Abschnitt 8) als spezifische alterskulturelle Kompetenzen angesprochen, zu beiden ist die Distanz zum „Strom des Lebens“ notwendig, ein Heraustreten aus dem scheinbar logischen, scheinbar zwingenden, realen Sachverhalten der Lebensgestaltung.

Diese Fähigkeit entsteht mit der Reife, mit der verarbeiteten individuellen Lebenserfahrung, die als solche eine besondere, eine spezifische Prägung erhielt. „Als speziell für das Alter zutreffende Kreativität möchte ich markante Unverwechselbarkeit (Originalität) ansehen und die Fähigkeit, seine besonderen und seltenen Einsichten allgemein und unmittelbar als ‚Vereinfachung ohne Vereinseitigung‘ zugänglich zu machen. Alterskreativität liegt in der Sicherheit der Auswahl und in der Direktheit der angewandten Form oder Sprache. Dabei steht allerdings die Unbeirrbarkeit der Selbstaussage im Vordergrund“ (Rosenmayr 2000: 454). Die Besonderheit, die Originalität der schöpferischen Altersleistung liegt in der in Abschnitt 9.5 erarbeiteten und beschriebenen Altersfähigkeit des ‚precise cut‘, die nur vordergründig eine Technik zu sein scheint: Hinter dieser Fähigkeit versteckt sich ein zu einem kompakten Konzentrat verdichtetes Wissen, das allein es ermöglicht, den entscheidenden Punkt zu finden, die nur so zulässig vereinfachte Aussage in einer Vielfalt von Gesichtspunkten zu treffen. Dieser pragmatisch gerichteten Fähigkeit liegen alle Weisheitsqualitäten zugrunde, die vorwiegend dem Alter (nach Rosenmayr sogar ausschließlich dem Alter) eigen sind. Sie stellen kulturkonstituierende Elemente dar, bilden gleichzeitig die Voraussetzung und die Begründung für spezifische Alterskulturen. Es sind dies: „... das vertiefte Urteilsvermögen, das Widersprüche zu verbinden vermag (Paradoxie-Kapazität); die Fähigkeit, Unsicherheiten sowohl in der Wahrnehmung als auch im Urteil, wenn nicht zu überwinden, so doch zu ertragen (Unsicherheits-Toleranz), das Vermögen, Irrtümer einzusehen und frühere Urteile zurückzunehmen; das Vermögen, eigene Lebenserfahrungen in wissenschaftliche oder philosophische Zusammenhänge einfließen zu lassen (Existenzialisierung), bzw. wechselseitige Annäherung von Ich und Wissen“ (a.a.O.).

Dies sind die Voraussetzungen der Möglichkeiten zu Distanz und zu Supervision, zu Fremd- und Selbstkritik und zur „Existenzialisierung“, zur Ver-Wirklichung, zur Gestaltung des Wirklichen durch das Subjekt. Zwar sind dies kennzeichnende Elemente grundsätzlich jeder Kultur. Die spezifischen Kulturen des Alters jedoch haben durch ihre besonderen, bevorzugten Voraussetzungen bei entwickelten Weisheitsqualitäten besondere Möglichkeiten:

„Seit ca. 10 Jahren hat sich ein radikaler Wandel in meiner künstlerischen Tätigkeit vollzogen. Bis dahin habe ich mich eher in klassischen Techniken ausgedrückt und die Technik an

sich stand im Vordergrund, bis ich mit diesen Mitteln nicht mehr ausdrücken konnte, was mir wichtig war, was ich in der Gesellschaft wahrgenommen habe. Der Schritt bedeutete, die gewohnte Ästhetik zu verlassen, Dinge zu tun, die für mich selber neu waren“ (Pb 12a), schreibt eine Künstlerin im Interview. „Die gewohnte Ästhetik verlassen“ – das bedeutet neben der Aufgabe bisher benutzter ästhetischer Mittel und Techniken auch ein Verlassen der gewohnten Sichtweisen – denn es sind die neuen Sichtweisen, die in der Folge die neuen Mittel verlangen. Dieses „Verlassen“ setzt einen Reifungsprozesse voraus, jene „Entwicklungsprozesse“, die gekennzeichnet sind dadurch, wie Menschen „ihre animalische Begrenzung transzendieren ... neue, andersartige, spezifische menschliche Kräfte zur vollsten Entfaltung bringen“ (Peck 1968: 530). Was Peck mit „animalischer Begrenzung“ bezeichnet, wäre das Eingebundensein in die existenziellen physischen Lebenskämpfe der jungen Jahre, die „spezifischen menschlichen Kräfte“ wären die im Alter durch Distanz und Transzendierung entwickelten neuen kreativen Fähigkeiten.

Für die zitierte Künstlerin barg der Schritt des Verlassens der gewohnten Ästhetik eine neue Möglichkeit, eine neue Kreativität, „Dinge zu tun, die für mich selber neu waren“. Erst an diesem Punkt, in der Distanz, in der Entfernung vom Gewohnten, entsteht die Möglichkeit zur Beurteilung und Kritik des Alten, zur Entwicklung von Neuem, erst hier erhält Kreativität einen neuen gesellschaftlichen Sinn, der über Bestätigung und Konsolidierung hinausgeht: „An diesem Punkt fängt für mich erst Kunstschaffen an“, schreibt die Künstlerin weiter, „wenn diese Dinge, die hierbei entstehen, dann auch noch im gesamtgesellschaftlichen Kontext auf Neues verweisen oder selbst neu sind, ist das für mich Kunst“ (Pb 12a). Mit dieser Aussage schließt sich der Kreis zu den zunächst befremdlichen Begriffen des „Animalischen“ und „spezifisch Menschlichen“ bei Peck: Jenseits bloßer Reaktionen auf Umweltreize erwacht im Verlaufe des Reifungs- oder Entwicklungsprozesses die „ureigenste Binnenkultur“ (Pb 5a), die reflektierende Kreativität, eine neue, schöpferische Auseinandersetzung. Die Worte Oscar Wildes „Die Kunst fängt da an, wo die Natur aufhört“, beschreiben ähnlich wie die Worte Pecks eben diesen Prozess, in deren Verlauf der bewusste, selbst-ständige Akt der Gestaltung beginnt. Notwendige Voraussetzung dafür ist Alter als Erfahrung im Sinne erlebter und reflektierter Zeit, „Zeit, um die Reife, die zum selbständigen Schaffen gehört, zu erlangen“ (von Bracken 1952: 22).

**Es ist dies ein wesentlicher, ja der grundlegende Unterschied spezifischer Alterskulturen zu pluralen Alterskulturen: Während letztere vornehmlich der Stilisierung einer individuellen (Alters-)Biografie dienen, enthält die altersspezifische Kultur eine gesellschaftskritische Funktion: Mit der Entwicklung neuer Ästhetiken, mit dem Aufzeigen alternativer Realitätsdeutungen wird eine „gesamtgesellschaftliche“ De-Stabilisierung vorgenommen. Und nur auf einer solchen Verunsicherung des Selbst-Verständlichen können sich neue Perspektiven entwickeln.** „Die Prägung der primären Wirklichkeit und die Erweiterung der primären Wirklichkeit, das ist ein wesentlicher Punkt für das, was meines Erachtens durchgängig Bedingung kultureller Entwicklungen ist“ (Negt 96: 25).

Die „Prägung der Wirklichkeit“, die subjektive Gestaltung von Welt, das sind Kreativitätsprozesse im weitesten Sinne: „Kreativitätsprozesse sind Forschungsgegenstand der Kunst, aber nicht ausschließlich der Kunst vorbehalten. In der Kunst nehmen wir diese Kreativitätsprozesse als zweckfrei wahr, gerade deshalb ist der Modellcharakter, den sie verkörpern – im Schaffen von Welt -, so bedeutsam. Deshalb sind die Erkenntnisse so virulent, weil sie Sichtweisen in Form von Schneisen freilegen. Individuelle Sichtweisen, welche für die schöpferische Kompetenz des einzelnen im Zeitalter der Verflachung von Hierarchien ... ausschlaggebend sein können“ (Ammann 1998: 39).

Auf diese „Verflachung von Hierarchien“ und der daraus erfolgende Zwang zur selbstständigen Sinnbestimmung und Sinnfestlegung wurde bereits in Abschnitt 10 einleitend hingewiesen: Hierarchien sowohl in Form von Deutungshierarchien als auch in Form von Wertungshierarchien kultureller Bereiche (z.B. sog. „Kunstkultur“ gegenüber sog. „Off-Kultur“) sind in

der Auflösung begriffen, können keine Orientierung mehr vorgeben. Die Wirklichkeitsdeutung und –gestaltung muss durch alle Subjekte erfolgen, die sich einer solchen kreativen (Neu-) Entwicklung stellen und sie leisten. Die Worte Joseph Beuys „Jeder Mensch ist ein Künstler“ erfahren (nur) in dieser Hinsicht ihre Bedeutung: Jeder ist an der Gestaltung der Wirklichkeit beteiligt und diese Gestaltung erfolgt in jedem Bereich, nicht in einem mehr oder minder wichtigen Bereich der Wirklichkeit.

**So müssen zwangsläufig auch spezifische Alterskulturen weit hinausgehen über die Bereiche eines engen Kunstkulturverständnisses. Sie umfassen weite Bereiche der Kommunikations- und Gesellschaftskultur.** Auch eine Erweiterung, wie von der Probandin Pb 5a angedeutet, auf den Bereich der Körperkultur („Fitness- und Solarkultur“) ist durchaus denkbar in dem Sinne, dass sie auch die Person, das Subjekt selbst als Gestaltungsobjekt mit einbezieht – so wie auch Pb 18a und Pb 8j beispielsweise den Bereich einer „besseren Esskultur“ ganz selbstverständlich als kulturellen Zukunftswunsch benennen.

Im Begriff der „sozialen Plastik“ von Joseph Beuys kommt ein solches Verständnis schöpferischer Kreativität zum Ausdruck: Das gesamtgesellschaftlich begriffene Kunstobjekt (Gestaltungsobjekt) ist darin ebenso enthalten wie der gestaltende und gestaltete Mensch selbst. Es zeigt gleichzeitig (objektiv, auf die Objekte gerichtet) ein kulturbegriffsumfassendes Verständnis, wie es (subjektiv, auf die Subjekte gerichtet) einen Verantwortungsausspruch an die Gestaltenden darstellt.

Viele der Probanden erkennen diese neuen Fähigkeiten, die sie an sich wahrnehmen, die neuen Sichtweisen, die sie einnehmen, als das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, sehen diesen jedoch rein persönlich, individuell, nur auf sich bezogen – wohingegen sie ihre kulturellen Haltungen in jungen Jahren eher gesellschaftsabhängig, situationsbedingt sahen (z.B. Pb 16a: „Wesentlich für mich: die Erkenntnis, dass der Hang zum Progressiven, zur Avantgarde [Bildende Kunst, Jazz] ein Stück lebenssituationsbedingte Selbstverwirklichung war“; z.B. Pb 19a: „In jungen Jahren wurden die kulturellen Angebote zuerst politisch vorsortiert, bevor ich mich engagiert oder konsumiert habe“). Die neue, persönliche Erfahrung wird als eigene, innerpersönliche Offenheit empfunden (z.B. Pb 17a: „Heute gibt’s da mehr Toleranz, ich lasse die Dinge auf mich einwirken“), was als aufregend und spannend geschildert wird (z.B. Pb 16a: „Die Lust am kulturellen Abenteuer, Neues sehen, Neues hören“) und als ungewohnte sinnliche Erfahrung (z.B. Pb 18a: „Heute befasse ich mich mehr mit der experimentellen Seite der Kultur. Reduktion und die leisen Töne regen heute meine Vorstellungskraft an“).

Pfaff erkennt in solchen Erfahrungen die entwicklungsbedingten Veränderungen in Richtung einer neuen altersspezifischen Individualität: „Das erwachende Individuum, das sich träumende Subjekt, das denkend sich erfindende Selbst kann mit den alten Bildungsangeboten kollektiver Verallgemeinerungen nicht fruchtbar und sinnvoll leben. Es muß in anstrengenden Lernprozessen die Klischees und die Stereotype zerbrechen und in dieser Arbeit die Solidarität alles Erwachten schöpfen“ (Pfaff 2000: 460).

Wenn ein solcher solidarischer Akt „alles Erwachten“ gelänge, wäre dies der erste Schritt zu einer fragwürdigen, aber vor allem in der amerikanischen gerontologischen Literatur (Friedan, Rose) als notwendig erachteten, gemeinsamen Alterskultur als einer Art Subkultur. Friedan hält eine solche alterskulturelle Solidarität für eine zwingende Voraussetzung einer *Verwirklichung* des kulturellen Spätstiles, die in „totaler Isolation vermutlich schwer“ zu vollziehen sei. Sie vergleicht die Situation derer, „die das neue, unerforschte Terrain des Alters betreten“, mit der Situation der Frauen, der Emanzipationsbewegung der frühen Sechzigerjahre: „... wir... entdeckten Möglichkeiten in uns selbst, die wir nicht zu benennen gewagt hatten“, und folgert für eine gemeinsame solidarische Alterskultur: „Wir müssen uns gegenseitig sagen, wie es wirklich ist, älter zu werden, und einander helfen, die Möglichkeiten zu benennen, die wir kaum erkennen, ... wenn wir sie in uns spüren...“ (Friedan 1997: 836). Tatsächlich erinnern diese Worte an die Selbsterfahrungsgruppen der Frauenbewegung, sie verdeutlichen Friedans Vorstellung, eine gemeinsame Alterskultur habe den Zweck einer Interessengemeinschaft mit

politisch-solidarischer Stoßkraft. Es widerspräche jedoch heftig dem von ihr selbst diagnostizierten „eigenen und einzigartigen Spätstil“, widerspräche weiter auch Pfaffs These des erwachenden Individuums. Nicht zuletzt stünde es allen empirischen Belegen der Soziologie entgegen, die eine hochdifferenzierte Individualitätspflege und eine Abneigung von Älteren gegenüber Vereinheitlichung und Solidarisierungsbestrebungen feststellen (Schulze, Kohli, Riley & Riley). Die „Solidarität aller Erwachten“ wäre, wenn überhaupt, nur vorstellbar als eine politische Solidarität, als ökonomische und soziale Interessenvertretung, keinesfalls vorstellbar und denkbar aber wäre sie als eine kulturelle Gleichgesinntheit:

Gerade die vielfältigen, individuellen, in anstrengenden Erkenntnisprozessen gewonnenen neuen Deutungs- und Gestaltungskompetenzen der Einzelnen sind die Chance zu neuen individuellen Sichtweisen – „Sichtweisen in Form von Schneisen“ (Amman), nicht aber in Form von Einheitsrodungen, gar in Form einer solidarisch-globalen „Altersleitkultur“. Nur in der hohen Vielfalt einer größtmöglichen Anzahl von spezifischen Alterskulturen können die entwickelten, ausdifferenzierten, individuellen Alterskompetenzen als vielschichtige alternative Deutungskompetenzen gegen scheinbare Gültigkeitsansprüche einer „sogenannten Wirklichkeit“ (Pb 5a) sinnvoll und wirksam sein.

Nur im Einzeleinsatz, im eigenen, eigen-sinnigen Beitrag des Individuums zu der Wirklichkeitsdeutung und –gestaltung kann ein verantwortungsvoller gesellschaftlicher Beitrag bestehen – nicht aber in einer vereinten Truppenformation, in der individuelle kreative Möglichkeiten einem hierarchisch und außenbestimmten „Gesamtziel“ untergeordnet werden müssen.

„Eigene Sinne, sich wehren gegen die Enteignung der Sinne, ist Eigensinn. Das heißt das Beharren auf unverwechselbarer eigener Wahrnehmungs- und Urteilsfähigkeit. Wir stehen heute in der Situation der vielfachen Enteignung unserer Sinne und unseres Verstandes durch das, was uns an deren Stelle gesetzt wird, mit der Maßgabe, viel kompetenter, viel genauer, viel exakter zu sein, ja, die eigentliche Wirklichkeit zu sein, gegenüber den täuschenden Sinnen“ (Negt 1996: 21). So könnte es zumindest als Gefahr sich herausstellen: Dass hinter einem „gut gemeinten“ Solidarisierungsappell zu einer starken „gemeinsamen Alterskultur“ sich ein neuer, wenngleich sozialpolitisch verständlicher Hierarchisierungs- und damit Bevormundungsanspruch versteckt. Nicht nur angesichts weisheitskompetenter Alter, auch in Anbetracht der Individualisierungsmöglichkeiten und Erfordernisse der reflexiven Moderne wäre dies nicht mehr vorstellbar – nicht für die pluralen (vielfältigen, individualisierten) Alterskulturen (vgl. Abschnitt 10.3.1), schon gar nicht für die spezifischen (besonderen, subjektorientierten) Alterskulturen.

**Weisheitskompetenzen werden, obwohl sie potentiell angelegt sein können, nur selten bereits in jungen Jahren manifest (s. im folgenden Abschnitt 11), im Allgemeinen sind sie vorwiegend dem Alter vorbehalten. Sie sind, zumal ihre Entwicklung an ein gutes Bildungsniveau gebunden ist, ausgesprochen elitär. Spezifische Alterskulturen, die auf entwickelten Weisheitskompetenzen beruhen, sind damit spezifisch (besonders) in doppeltem Sinne: Ihre Entwicklung ist an Bildung und (in der Regel) an Alter gebunden. Diese elitäre Gruppe, so wurde bereits nachgewiesen (vgl. Abschnitt 6.1.4, 8.3.1 und 9.7) wird in naher Zukunft eine immer größere, eine immer „normalere“ Gruppe werden: Die Zunahme von Bildung und die Ausdehnung der Altersphase werden die soziologisch noch eher kleine Gruppe der privilegierten alten Menschen, die eine spezifische Alterskultur entwickeln (können), zu einer zumindest quantitativ stärkeren Gesellschaftsgruppe machen. Darin liegen Perspektiven positiver Entwicklungschancen der Gesellschaft, darin liegt gleichzeitig eine Verpflichtung, an der sich eine gesellschaftliche Gruppe nicht vorbeidrücken kann, die durch ihre favorisierten, elitären Voraussetzungen einen potentiell größeren Lösungsreichtum bei Aufgaben der Deutung und Gestaltung von Wirklichkeit vermuten lassen.**



## 11 Zukunftsplanung und Zukunftsgestaltung: der kulturelle Pflichtbeitrag spezifischer Alterskulturen

„Zukunft ist ein kulturelles Programm“ – nach diesem Wort Hilmar Hoffmanns wurde Anfang des Jahres 2000 ein Symposium der Evangelischen Akademie Iserlohn betitelt. Mit dieser pointierten Aussage verdichtet der Kulturpolitiker eine Stellungnahme, die er bereits zehn Jahre zuvor an die Adresse von Stadt- und Landespolitik richtete:

„Kultur ist aber nicht nur, *wie* wir leben, sondern auch, wie wir leben *wollen*. In der Kultur und mit ihrer Hilfe verständigen sich die Menschen über Sinn und Perspektive ihres eigenen und ihres gemeinschaftlichen Lebens. Mit Hilfe der Kultur orientieren sie sich über das, was ihnen wichtig und lebenswert ist und wofür sie ihre Kräfte und ihre Arbeitskraft einsetzen möchten. Damit verkörpert Kultur die ganze Fülle von Möglichkeiten menschlicher Lebensperspektiven und Glücksvorstellungen“ (Hoffmann 1990: 160, Hervorhebung durch Autor).

Gleichermaßen der individuell-persönliche wie der gesellschaftliche Aspekt einer Zukunftsgestaltung werden hier angesprochen: In der „Fülle der Möglichkeiten“ aller Perspektiven und Vorstellungen gilt es, nicht nur im Sinne des modernen Pluralismus seine individuellen Optionsschancen wahr zu nehmen, „sich“ zu orientieren, sondern gleichzeitig wird der Verhandlungsaspekt kulturellen Werte- und Zieldiskurses betont. Sinn und Perspektiven des gemeinschaftlichen Lebens sind ja nicht bereits historisch Vorhandenes, so dass der kulturelle Akt bereits und allein in der (Aus-)Wahl bestünde, sondern Sinn und Perspektiven werden ständig prozessual und durchaus kontrovers konstituiert. Lebensperspektiven und Glücksvorstellungen werden zugleich gesellschaftlich und individuell begründet und sind so voneinander abhängig und miteinander vernetzt.

Für Hofmann ist Kultur maßgebender und bestimmender Faktor sowohl für gesellschaftliche als auch für individuelle Entwicklungsprozesse. Sie ist einmal kommunikationsförderndes und –tragendes Element im gesellschaftlichen Bereich, zum anderen ist sie Element der Selbst-Verwirklichung im individuellen Bereich: „Kultur ist in unseren sozialen Beziehungen die bereichernde Gestaltung des sozialen Raumes zwischen Familie und gesellschaftlichen Gruppen, als menschliche Kommunikation und menschliches Miteinander. Sie ist nicht nur verpflichtende internationale Solidarität, sondern Gemeinsamkeit auch überall dort, wo sie bereichert und beglückt, und sie ist damit eine wesentliche Form der Selbstverwirklichung des Menschen als soziales Wesen. Kultur ist ... die Realisierung der Träume von Humanität und einer lebenswerten Zukunft“ (a.a.O. S. 161).

Die kulturelle Interdependenz von Individuum und Gesellschaft ist zwingend und eindeutig: Es gibt keine Zukunftsplanung isoliert für ein Individuum. Mit einer „persönlichen“ Planung ändern sich zugleich soziale Verflechtungen. Andererseits gibt es keine gesellschaftliche Zukunftsplanung ohne Rückwirkungen auf den Einzelnen. Diese gesellschaftliche und individuelle Gestaltung und Gestaltbarkeit von Entwicklungsprozessen, von Zukunft, aufgrund von Auseinandersetzungen, Wünschen, Ängsten und Hoffnungen, ist kultureller Prozess. Er verläuft unter anderem auf dem Hintergrund geschichtlicher, politischer, sozialer und auch situativer Bedingungen. Er ist Produkt individueller und gesellschaftlicher Auseinandersetzung: Zukunftsplanung und –gestaltung als kultureller Prozess ist „von den Menschen gestaltet (und) wirkt zugleich auf sie zurück“ (a.a.O.).

Damit wird bereits deutlich, dass ein solcher Prozess nicht in solidarischer Einigkeit verlaufen kann, nicht verlaufen darf: **Wie in jedem gesellschaftlichen Bereich, in dem Deutungs- und Gestaltungsfähigkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft notwendig wird (z.B. Religion, Wissenschaft, Politik), geht es zugleich auch immer um Deutungs- und Gestaltungsmacht. Denn die Darstellung von (vergangenen, gegenwärtigen, zukünftigen) Zuständen kann nicht reine Beschreibungstätigkeit sein (vgl. Abschnitt 9.4), sondern ist immer Deutungstätigkeit, d.h. sie verläuft auf der Basis von Anschauungen, Bewertungen,**

**Ziel- und Orientierungsvorgaben von Einzelnen, von Gruppen, von Institutionen, die von Interessenhaltungen geprägt und getragen werden. Bei einer – auch und vor allem – kulturellen Zukunftsplanung handelt es sich immer auch zugleich um eine Frage von Einfluss und Macht.** In den besorgten Fragen der Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung kommt dies sehr eindringlich zum Ausdruck: „Selbst Beschreibungen, erst recht jedoch ... Vorschläge für zukünftige Entscheidungen haben vielfältige Beziehungen zu der Frage von Macht und Einfluß: Wer schlägt Deutungen vor? Welche Deutungen setzen sich durch? Welche Relevanz haben die Deutungen und die Personen, die sie vertreten? Welche Akzentsetzungen im Hinblick auf die unterschiedlichen Rollen und Funktionen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen finden sich in den Deutungsvorschlägen?“ (Fuchs 1998: 11). Allein mit dem Versuch einer Beantwortung dieser Fragen wird klar, dass „Kultur“, die scheinbar „harmlos“ Gegenwart und Vergangenheit reflektiert, bereits zugleich auch Gestaltungsmöglichkeiten von Zukunft ableitet und damit aus dem Bereich unschuldiger Betrachtungsweisen hineingeträt in ein Feld interessengeleiteter (Kultur-)Politik. Über Selektion und Bewertung erfolgt zwangsläufig eine Orientierungsgebung, die „politisch äußerst gehaltvoll ist ... Hier geht es nämlich um Ziele und Umsetzungsstrategien, hier geht es um Akteure und gesellschaftliche Kräfte“ (a.a.O.).

Mit ihrer Deutungsmacht, mit ihrer spezifischen Gestaltungskompetenz von Zukunft nimmt „die Kultur“ jedoch nur Teil an einem gesamtgesellschaftlichen Kampf um Zukunftsgestaltung: Denn nicht allein auf dem Feld der Kulturpolitik spielen sich die „Machtkämpfe“ um eine erwünschte Zielrichtung ab. Ebenso sind es wirtschafts- und sozialpolitische, national- und parteipolitische Interessen, die die Kraftfelder rivalisierender Vorstellungen und Programme darstellen. Nur beispielhaft seien die Problembereiche von Klimaveränderungen, atomarer oder chemischer Bedrohungen, biologisch-technischer Manipulationsmöglichkeiten und globaler sozialökonomischer Polarisierungen angeführt, in denen unterschiedliche, machtorientierte Deutungen und Interpretationen aufgrund politischer, wirtschaftlicher, kultureller Interessen wirksam werden.

Und genau hierin, in einem ständigen Kampf der „Interpretationsgewalten“ und „Deutungsmächte“, in der dauernden Auseinandersetzung und dem ewigen Streit unterschiedlicher Argumentationsweisen liegt die große Chance einer tatsächlich kulturellen Zukunftsgestaltung: „Wer diese Dynamik der freien Entwicklung ... kanalisieren will, der verletzt nicht nur Freiheitsrechte, sondern beeinträchtigt jene Elastizität und Kreativität von Gesellschaften, die in Zeiten raschen Wandels von besonderer Bedeutung ist. Stagnation wäre die Folge“ (Kramer 2000: 55).

Gerade diese, häufig beschworene, „solidarische Einigkeit“, die angeblich beitragen würde zu einer Bewältigung von Zukunftsproblemen, wäre gefährlich, wäre kontraproduktiv, denn diese Solidarität würde die gemeinsame Ausrichtung an einer hegemonialen Richtung voraussetzen. Damit wäre im politischen Feld rechtfertigt, „dass dominierende Gruppen die kulturelle Herrschaft und Definitionsgewalt an sich reißen und anderen vorschreiben, wie sie zu leben haben“ (a.a.O.). Es ist im Gegenteil die widersprüchliche Vielfalt, die herausfordert zur Suche nach den besten Lösungen, zu deren ständiger, kritischer Reflexion, Überprüfung und Verbesserung. In der Diskussion von Lösungsmöglichkeiten, die in der Vielfalt auch rivalisierender Optionen gefunden werden können, entsteht verständigungsorientiertes Handeln. Hoffmann unterscheidet diese Art des Handelns strikt von strategischem Handeln und bezeichnet sie als deren demokratische Alternative. Im verständigungsorientierten Handeln erkennt er die eigentliche, weil inhaltliche und durch Auseinandersetzung entstandene Solidarität: „Verständigungsorientiertes Handeln unterscheidet sich von strategischem Handeln vorzüglich durch die intersubjektive Anerkennung von Geltungsansprüchen. Dabei geht es nicht um Machtausübung, ... vielmehr geht es dabei um Verständigung auch und gerade im Streit. Solidarität bewährt sich mithin im Disput... Es ist dieser Faktor lebendiger Interferenzen, der letzten Endes die Essenz von Solidarität ausmacht, der den Streit als Lebensform diskurs-ethisch be-

gründet“ (Hoffmann 1990: 170, 171). In der produktiven Konfrontation zwischen unterschiedlichen Einstellungen, Interpretationen und Ansprüchen entstehen neue Sichtweisen, im solidarischen Streit um die besten Lösungsmöglichkeiten entstehen neue kreative Ansätze, nicht aber in harmonisierender Einheitlichkeit.

In der widersprüchlichen Vielfalt auch erhellt sich erst die Aufgabe, bekommt die Leistung des Einzelnen seine spezifische Bedeutung: **Nicht in der „Auswahl“ der Optionsmöglichkeiten, wie es einleitend bereits ausgeführt wurde, sondern in der Mitgestaltung und Mitbestimmung dessen, was er an Zukunft wünscht und erhofft. Dies ist nur möglich in einem System, in dem die Anerkennung von Vielfalt, die Achtung von Abweichendem gewährleistet ist, nicht aber in einem System einheitlicher Vorstellungen. Im Entwickeln individueller Utopien, in alternativen Entwürfen zum Bestehenden liegt der für die Zukunftsgestaltung notwendige kreative Akt, liegt die Möglichkeit eines individuellen kulturellen Beitrags.** „Gestaltung meint, daß Dinge und Prozesse nicht unhinterfragt hingenommen werden, sondern Gegenstand absichtsvollen, eingreifenden Handelns werden können“ (Fuchs 1998: 198).

Homogene, ein-deutige Wirklichkeitsinterpretation und Wirklichkeitsgestaltung erfordern nicht die Aktivität des Individuums, sie erfordern nicht einmal mehr das Individuum selbst. Das System der Gleichgesinntheit wird zum „running system“, zum funktionierenden System an sich, es macht den Einzelnen obsolet. Umgekehrt stellt die Dynamik vielfältiger Entwicklungsmöglichkeiten in einem offenen System von Deutungs- und Gestaltungsmöglichkeiten eine ständige Herausforderung an die Aktivität der Einzelnen dar, sie lebt von ihr, definiert sich über sie. Ein offenes System ändert sich ständig mit den Aktivitäten, Aktionen, Impulsen des Einzelnen, erlaubt so eine dynamische Zukunftsentwicklung im Gegensatz zur Stagnation des geschlossenen Systemes homogener Vorstellungen. Es wird also „die Zukunftsfähigkeit ... davon abhängen, wie viel zukunftsfähige Ideen und Potentiale ... zur Geltung gebracht werden“ (Goldmann 1995: 14).

**Die Mitbestimmung, die Richtungsbestimmung einer Zukunftsentwicklung durch den Einzelnen kann demnach nicht nur eine demokratische Rolle im Sinne eines freundlichen „Mitspielens“ sein, sondern es ist die Voraussetzung, dass eine Zukunftsentwicklung als dynamischer Prozess, als Weiterentwicklung überhaupt stattfindet:** Findet kein Diskurs mehr statt, ist der Einzelne nur Mitspieler, endet der Prozess, stagniert, wird Zustand. Werden wesentliche, weil besondere, spezifische Potentiale nicht „zur Geltung gebracht“ (Goldmann), reduziert sich die davon abhängige Zukunftsfähigkeit.

**Es sei hier noch einmal an die vorwiegend dem Alter vorbehaltenen, somit besonderen, spezifischen Potentiale erinnert: vertiefte Urteilsfähigkeit, Integration von Widersprüchlichem, Überwindung von Unsicherheiten in Wahrnehmung und Urteil, Vermögen, Irrtümer zu erkennen und einzusehen. Es sind dies nicht allein individuelle Kompetenzen im Alter – es ist dies zugleich ein politisches und soziales Potential - ein Kapital, wenn es denn zur Verfügung stünde. Es sind genau die Fähigkeiten, die die Grundlage bilden können zu „Mehr Wissen, mehr Reflexion, mehr Kritik, mehr Öffentlichkeit, mehr Alternativen – immer eine Mehrzahl von Lösungen“ (Rosenmayr 1996: 35). Sie sind ein bislang ungenutztes, gesellschaftliches Potential, bilden, sowohl in der Bereitstellung als in der Zurückhaltung, eine Macht, „die ungeheure Macht, die Alte heute haben und auch morgen haben werden. Eine Macht, für die sie niemandem verantwortlich sind“ (Stephan 1994: 131).**

Die Kulturpolitische Gesellschaft e.V. erkennt die Gefahr einer Reservierung, einer Zurückhaltung, eines Nicht-Zur-Verfügung-Stellens gesellschaftlich wertvoller Ressourcen und appelliert: „Wenn für die Gesellschaft wichtige Teile sich dem Diskurs verweigern, wird Kulturpolitik versuchen, sie an ihre Verantwortung zu erinnern. Niemand ... kann aus der Ver-

antwortung entlassen werden. Nicht Ausgrenzung, sondern Einbeziehung in den Kommunikationsprozess der Kulturen lautet ihre Aufgabe – auch bezogen auf unbequeme Zeitgenossen. Was die Gesellschaft zusammenhält, das kann in modernen Gesellschaften nicht der Kanon von „fraglosem Besitz“ oder allgemein geteilten Werten sein, sondern die Bereitschaft, sich in Anerkennung des anderen auf den Diskurs einzulassen“ (Kramer 1995: 43).

**Die Forderung der Einbringung spezifischer Alterskompetenzen in eine kulturelle Zukunftsplanung ist eine kulturpolitische Forderung,** ist ein „Politikum ersten Ranges, ist integraler Bestandteil einer gesellschaftlichen Entwicklung, in der ‚die Individuen in die Gesellschaft zurückkehren‘, so wie Ulrich Beck... dies als ‚Subpolitik‘ beschreibt“ (Fuchs 1998: 203).

Spezifische Alterskulturen können und müssen ihren bislang noch unentdeckten, unerkannten, neuen Beitrag leisten, wenngleich die konkreten Dimensionen der immer noch nicht allzu bekannten, wenig im öffentlichen Bewusstsein verankerten spezifischen Alterskompetenzen weitgehend rätselhaft erscheinen. Sie werden immer noch eher in diffusen Annahmen und Fragen, als in konkreten Forderungen und Erwartungen formuliert. So wird in der Expertise, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie und Soziales erstellt wurde, gefragt: „Obwohl – oder weil – die eigene verbliebene Lebenszeit beschränkt ist, können vielleicht die Alten eher einen historischen Blick entwickeln und 20 Jahre weiterdenken, wie sich die Zukunft des Planeten durch menschliche Praxis gestalten wird – und wie sich diese Entwicklung beeinflussen läßt... Wo sind Seniorenverbände, oder alternde Mitglieder von Parteien und Gewerkschaften, die ein solches Diskursangebot unterbreiten?“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 104).

Die amerikanische Soziologin Friedan vermutet („spürt“) noch ungeahnte, geheimnisvolle Offenbarungen im Alter und spekuliert: „Daß unsere Gesellschaft in dieser kritischen Phase unbedingt von den Stärken des Alters Gebrauch machen sollte, liegt nicht so offenkundig auf der Hand. Die Puzzleteile sind noch nicht zu einem vollständigen Bild zusammengefügt, aber ich spüre deutlich, daß sie eines ergeben ... an den individuellen Abweichungen von den Erwartungen kann man erkennen, wie wichtig es ist, daß sich Menschen im dritten Lebensalter auf neue Art in die Gemeinschaft einbringen und gegenwärtig unlösbare Verkrustungen und Dilemmata überwinden“ (Friedan 1997: 825).

Wie diese in der Literatur bislang nur dunkel als kulturell relevant vermuteten Kompetenzen als gesellschaftlicher Beitrag realisierbar sind, ob und welches Interesse in der Gesellschaft dafür vorhanden ist, das soll im Folgenden erarbeitet werden.

## **11.1 Das Recht der Gesellschaft auf Teilhabe an spezifischen Alterskulturen**

**Das Recht auf Teilhabe der Gesellschaft an spezifischen Alterskulturen ist eine relativ neue und ungewöhnliche Forderung: Fand man bisher doch kaum Hinweise in der Literatur weder auf die Existenz einer altersspezifischen Kultur, geschweige denn auf ein Interesse der Gesellschaft an ihr. Im Gegenteil: Die gesellschaftspolitische und auch kulturpolitische Forderung lautete gerade umgekehrt – nämlich als ein Plädoyer auf das Recht „des Alters“, an „der Kultur“ teilzuhaben.**

Auf Antrag der Kulturpolitischen Gesellschaft (vgl. Schwencke 2000: 4) wurde dieses Recht im Jahre 2000 sogar in die Charta der Grundrechte der Europäischen Union aufgenommen (vorläufige Veröffentlichung unter [Fundamental.rights@consilium.eu.int](mailto:Fundamental.rights@consilium.eu.int)) und unter dem Titel „Rechte älterer Menschen“ zu einem eigenen Artikel ausgebaut (Artikel 25): „Die Union anerkennt und achtet das Recht älterer Menschen auf ein würdiges und unabhängiges Leben und auf Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben“. Auch in den Richtlinien des Bundesaltensplanes der Bundesregierung Deutschland wird unter Abschnitt 2.3(2) als Ziel festgeschrieben,

es „soll den älteren Menschen die Teilhabe am kulturellen Leben der Gesellschaft ermöglicht werden“ (BMFSFJ 1992: 15). Sowohl die Europäische Union als auch die deutsche Regierung gehen davon aus, dass „die älteren Menschen“ ihr Recht auf Teilhabe/ Teilnahme an der Kultur nicht wahrnehmen können und ihnen dazu verholfen werden muss.

Naegele formuliert dies als „Aufforderung, ... Perspektiven ... zu entwickeln, z.B. im Rahmen einer ... Teilhabe am sozialen, kulturellen und politischen Leben“ (1992: 139). Soziale und politische Aufforderungen wie diese sind programmatische Erklärungen, die auf eine gewisse Unfähigkeit der Älteren hindeuten, ihr „Recht auf kulturelle Teilhabe“ selbst wahrzunehmen oder durchzusetzen. Das scheint den fürsorglichen Einsatz engagierter Gruppen im Namen der Älteren zu erfordern. Dies entspricht tatsächlich einer Tendenz, die über eine Recherche mittels elektronischer Suchmaschinen bestätigt wird: Aufgefordert, Hinweise zum Begriff der „kulturellen Teilhabe“ zu suchen, lassen sich die über sechzig angebotenen Ergebnisse in fünf Gruppen einteilen: Das Recht auf kulturelle Teilhabe in Verbindung gebracht mit der Gesellschaftsgruppe der Frauen (ausdrücklich und u.a. im Programm der Kulturpolitischen Gesellschaft und der CDU), der Seh-, Hör- und Geistigbehinderten (u.a. von der Lebenshilfe e.V., Arbeitskreis Antidiskriminierung), der Kinder und Jugendlichen (u.a. Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung e.V.), der Immigranten und ausländischen Mitbürger (u.a. Rheinisches Journalistenbüro Köln) und für Alte (s.o.). Es sind dies fünf soziale Gruppen, die als randständig und/ oder benachteiligt gelten, und häufig (noch) so bezeichnet werden, Gruppen, für die man sich sozial, politisch und kulturell einsetzt, weil bei ihnen ein Selbstbestimmungsvermögen nicht restlos angenommen wird.

Entgegen dieser Annahme, jedoch unter der gleichen Voraussetzung einer vermuteten (noch) nicht wahrgenommenen kulturellen Teilhabe, prognostiziert die Landesregierung Baden-Württemberg immerhin ein zunehmendes Anspruchsdenken der Älteren für die Zukunft: „Diese ‚aktiven Senioren‘ werden mehr und mehr ... kulturelle Wirkungsmöglichkeiten beanspruchen“ (Späth 1990: 6) und auch Hummel spricht hinsichtlich einer notwendigen neuen Seniorenpolitik von einem „Willen“ im Sinne einer Forderung der Älteren: „Die heutige Generation von Ruheständlern will ... an der Gesellschaft ohne altersspezifische Ausgrenzung teilhaben“ (Hummel 1992: 69).

Unabhängig jedoch, ob das Recht der Alten auf eine kulturelle Teilhabe selbstbestimmt wahrgenommen oder fürsorglich erkämpft wird, so beruhen beide Ansätze gleichermaßen paradigmatisch auf einem diskussionswürdigen Kulturverständnis, das sich in den Begriffen der Teilhabe, der Teil-Nahme oder auch in dem der „Kulturellen Partizipation“ (Hoffmann) widerspiegelt und verrät: Mit dem „Recht auf Teil-Habe an Kultur“ wird vertreten das Recht auf einen Anteil an etwas Vorhandenem, das ohne das eigene Zutun, als solches (bereits) in irgendeiner „habhaften“ Form existieren muss. Man kämpft also - selbst oder stellvertretend - für einen Anteil an einer Sache, die so als eine „natürlich“ vorhandene dargestellt wird, als etwas faktisch Gegebenes. Es müsste sich, da man einen Anteil „haben“, „nehmen“, „verlangen“ kann, um etwas Objekthaftes handeln, das, etwa im empirischen Sinne, über Sinneseindrücke wahrnehmbar und über sie beschreibbar wäre. Nur in einem solchen Verständnis wären die Aussagen über eine Teil-Habe an Kultur verständlich: Etwa einem Kuchen vergleichbar (ein ähnliches Bild findet sich bei Kolland u.a. 1981: 96, vgl. Abschnitt 10.2) wäre „Kultur an sich“ als „wirklich“ greifbar und vorhanden. Für bestimmte, daran besitzlose Gruppen der Gesellschaft würde dann verständlicherweise das Recht eingefordert, auch einen Teil davon „ab“ zu haben, an ihm zu partizipieren. Recht auf Teil-Habe an der Kultur (Recht auf kulturelle Partizipation) – das könnte, wenn denn unter „Kultur“ eine beschreibbare greifbare „Wirklichkeit“ verstanden würde, sich nur beziehen auf „Äußerungen“ der Kultur, auf visuell, taktil, akustisch Wahrnehmbares – auf den Kunstbereich also, den Präsentations- und den Veranstaltungsbereich der Kultur. Es wäre dann Kultur im eingeschränkten Verständnis der Kunst (-produktion, -rezeption) zu verstehen, an dem verschiedene, offenbar in dieser Hinsicht nicht privilegierte Gruppen (für deren demokratische Rechte man sich einsetzt) noch nicht Teil ha-

ben, noch keinen Anteil haben, noch nicht partizipieren (können). Dies kann, so eingeschränkt, gültig sein. Dann wäre es auch gesellschaftlich unbedingt richtig, dass man sich für eine höhere Partizipationsfähigkeit derer eingesetzt, denen aufgrund mangelnder oder eingeschränkter Voraussetzungen (z.B. Bildung, Finanzen, Sprache) die Partizipationsmöglichkeiten fehlen. Am Kultur- oder Kunst-„Kuchen“ gehört ihnen (noch) nichts, sie sind nur danebenstehende (para-sitäre) Teilhabe-Forderer. Die Frage, die sich jedoch bei einem solchen (eingeschränkten, gegenständlichen) Verständnis von Kultur aufdrängt, wäre in der Folge, wem denn eigentlich der Kulturkuchen gehöre, wer der Besitzer sei, der einen Teil abzugeben hätte? Zieht man die oben genannten gesellschaftlichen Gruppen ab (Frauen, Kinder und Jugendliche, Behinderte, Immigranten, Alte), die ihr Recht auf einen Anteil ja einklagen bzw. einklagen lassen, dann bliebe gerade einmal die vergleichsweise kleine Gruppe von männlichen deutschen Erwerbstätigen übrig. Diese (unsinnige) Frage braucht jedoch weder gestellt noch beantwortet zu werden, denn **mit der „Klage“ auf das Recht benachteiligter Gruppen an kultureller Teil-Habe ist paradigmatisch ein Kulturverständnis verbunden, das es so nicht mehr geben kann:**

**Kultur kann nicht verengt werden auf seine Äußerungen, seine „Symbole“ (Göschel). Kultur ist weiter und umfassender als ihr Element Kunst. Kultur kann nicht beschränkt werden auf ihre sinnlich wahrnehmbaren Indikatoren (s. dazu Abschnitt 3.3 und 10). Kultur ist kein (habhafter) Kuchen.**

**Kultur ist nicht „an sich existenziell“, sondern existiert nur subjektiv bedingt. Kultur ist ein Prozessbegriff, entsteht in gesellschaftlichen und individuellen, also menschlichen Aktionen. Das sind nicht (allein) „Aktivitäten“ im produzierenden Sinne, wie dies etwa beim Künstler der Fall ist, sondern auch in kontemplativen, in strukturierenden, sinngebenden Denk-Akten. Kultur ist so zugleich Voraussetzung und Ergebnis gesellschaftlichen und individuellen geistigen und körperlichen Handelns.**

Ein solches sehr weites und umfassendes Kulturverständnis wird gelegentlich (wieder) als „inflationärer Gebrauch des Kulturbegriffes“ (Liessmann) und als „Resignationsbegriff“ (Macho) bezeichnet, um auf dieser Kritikbasis (wieder) Sinn- und Funktionszuschreibungen von Kultur zu begründen. Doch wirken diese Bestrebungen in einer Moderne (vgl. dazu Abschnitt 10.2) wie letzte verzweifelte Restaurationsbestrebungen erhoffter Allgemeingültigkeit und Wertvermittlung der einst „wahren Kultur“. So sehr auch die Sehnsucht nach dem „Wahren“ und nach „Gültigem“ bleiben mag (vgl. Abschnitt 8) – so ist, wie auch Pb 9a bereits vermutete, „der Kampf ist schon längst verloren“. In den neueren Forschungen der Kulturwissenschaften wird bestätigt:

„Kultur wird von den Vertretern der Cultural Studies in detailreichen und erfahrungsgesättigten Untersuchungen als das Medium analysiert, in dem zum einem Macht und soziale Ungerechtigkeit repräsentiert werden“ (was, auch aus dieser Sicht, den demokratischen Einsatz um kulturelle Teilhabe der Nicht-Privilegierten erklären und begründen mag, ihn, auch aus dieser Sicht, verständlich macht), „zum anderen sich die verschiedenen sozialen Gruppierungen ausdrücken und versuchen, ihre Unterschiede durch Abgrenzungsprozesse hervorzuheben und zu behaupten. Auf diese Weise wird Kultur als ein polyphoner, stets umstrittener und komplexer Prozeß der Konstruktion von soziokulturellen Bedeutungen und Identitäten sichtbar“ (Hörnig/Winter 1999: 10). Äußerungen und Symbole von Kultur (Kunst) sind dabei eingeschlossen als integraler Bestandteil im „Kampf um Bedeutungen“: „Kultur ist für die Cultural Studies weder eine Institution, ein Kunstwerk, ein Text, eine Fähigkeit oder eine soziale Praxis, vielmehr machen erst die komplexen, vielförmigen und facettenreichen Interaktionen zwischen diesen Instanzen in einem spezifischen Kontext Kultur aus“ (a.a.O. S. 9).

Dieses umfassende und auch offene Verständnis von Kultur in der neuen kultursoziologischen Forschung (Cultural Studies), das u.a. von Liessmann und Macho kritisiert wird (s.o.), erhält Unterstützung und Begründung aus der Kulturphilosophie: „Die häufig beobachtete und beklagte Unschärfe des Kulturbegriffes ist diesem unveräußerlich“ bündelt Konersmann einen

ausführlichen Aufsatz und vergleicht Kultur mit Metaphern: „Metaphern erregen Deutungsaktivitäten, anders funktionieren sie nicht ... In der Kulturwelt kommen *facta bruta* nicht vor“ (Konersmann 1998: 327, 354. Hervorhebung durch Autor). Dadurch enthält Kultur „alle Chancen der hermeneutischen Bewegungsfreiheit und Blickpunktvermehrung“ (a.a.O.).

**Genau diese Blickpunktvermehrung ist es, die den wesentlichen Aspekt aller Kulturen, aller kulturellen Zugangswege zu gesellschaftlicher Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeit darstellt. In ihr liegt die Bedeutung, der Einfluss der jeweiligen Interpretationskompetenzen von Individuen und Gruppen, die die Gesellschaft konstituieren. Allein hieraus ist letztlich ein „Rechtsanspruch“ auch vertretbar: Alle, die an der kulturellen Konstituierung der Gesellschaft in einer - wie auch immer gestalteten - Aktivität (vgl. dazu Abschnitt 11.3) beteiligt sind, tragen in einem kommunikativen, einem diskursiven Prozess zur Blickpunktvermehrung bei – vornehmlich dann, wenn sie, wie die Alten, spezifische (besondere), weil vorwiegend ihnen vorbehalten, kulturell relevante Kompetenzen aufweisen können. Es bestünde damit ein in der Potentialität begründeter „Rechtsanspruch“, der in der Konstitution der Gesellschaft eine Bestätigung, eine Beglaubigung erfährt: Wo Möglichkeiten zur Blickpunktvermehrung potentiell liegen, müssen diese sowohl angeboten wie abgefordert werden – sonst bliebe es bei einer nur reinen, nicht realisierten Möglichkeit. Ohne die Realisierung einer Blickpunktvermehrung aber befände sich die gesellschaftliche Konstitution in einem Zustand der Stagnation, wäre erstarrt in der Unbeweglichkeit der Konsolidierung.**

Während die Notwendigkeit der alterskulturellen Mitgestaltung an einer zukunftsorientierten Gesellschaftskonstitution politisch auf breiter Basis betont wird, wird doch das „Recht“ und der „Rechtsanspruch“ der Gesellschaft darauf sehr unterschiedlich begründet:

„Ältere Menschen haben Erfahrungen und Fähigkeiten erworben, die ... für die Gesellschaft nutzbar“ gemacht werden können, erkennt das Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Dies wird nicht mehr, wie noch Jahre zuvor und oben beschrieben, als reines Entgegenkommen an die scheinbar benachteiligten Älteren (als deren Recht auf „gesellschaftliche Teilhabe“) angesehen, sondern auch als eine gesamtgesellschaftliche Notwendigkeit erkannt. „Dies dient nicht nur den älteren Menschen ..., sondern vor allem der gesamten Gesellschaft. Wir können es uns nicht leisten, auf die vielfältigen Erfahrungen der Älteren zu verzichten“ (BMFSFJ 197: V). In den Wirtschaftsunternehmen erkennt man inzwischen als Problem die Entscheidungen der letzten Jahre für „eine Personalpolitik der Ausgliederung älterer Arbeitskräfte, durch die den Unternehmen Know-how und Erfahrungswissen unwiederbringlich verloren geht“ und propagiert in Veröffentlichungen wie dem „Zukunftsreport demografischer Wandel – Innovationsfähigkeit in einer alternden Gesellschaft“ Formen moderner personalpolitischer Strategien für eine „breite Nutzung des in Unternehmen vorhandenen Arbeitsvermögens und die Ausschöpfung bislang verschlossener Leistungs- und Kapazitätsreserven“ der Älteren (Wagner 2000: 5).

Es werden die spezifischen Alterskompetenzen inzwischen unter verschiedenen politischen Aspekten nicht nur als ein interessanter, ja unverzichtbarer gesellschaftlicher Diskussionsbeitrag gesehen, als ein Potential, für das das gesellschaftliche Recht auf Teilhabe angemeldet wird. Sie haben ganz offenbar auch bereits profitliche Vorstellungen geweckt:

In wirtschaftspolitischer Hinsicht erkennt beispielsweise das Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung „ein wachsendes Humankapital“, auf das „die Aufmerksamkeit der Gesellschaft“ gerichtet werden sollte (IES 1996: 28), und vermutet zugleich auch im bildungspolitischen Bereich „Potentiale für Bildung und Beratung (Wissenstransfer) sowie Forschung und Entwicklung in der älteren Generation“, die man „aufsuchen und für die Allgemeinheit ... erhalten ... soll“ (a.a.O. S.5). Auch aus kommunalpolitischer Sicht könne man das „soziale Kapital“ der Alterskultur für die Kommune nützen durch eine „bewusste Pflege von

Alterskompetenzen“ (Zemann 2000: 16). Und die Parteipolitik erkennt einen programmatisch interessanten Aspekt in der „Altersweisheit – ein politischer Aktivposten“ (Blüm 1991: 35). Letztlich und übergreifend gesamtgesellschaftspolitisch können unter soziologischem Gesichtspunkt die Alterspotentiale durchaus als „Ressource kulturellen Kapitals aufgefaßt werden“ (Bengtson & Schütze 1992: 514).

Mit dem verwendeten Vokabular zeigen sich Indizien, dass Alterskompetenzen (bei Blüm deutlich: „Altersweisheit“) als Besitz, damit zugleich als Machtfaktor (vgl. Abschnitt 5.3) erkannt wurden: („humanes“, „soziales“, „kulturelles“) „Kapital“, „Aktivposten“, „Ressourcen“ sind bezeichnende Begriffe für vorhandene, jedoch noch nicht aktivierte Güter, die politisch aufgrund ihrer „Unverzichtbarkeit“ (Bundesministerium FSFJ) Verteilungsgedanken aufkommen lassen müssen, da sie verständlicherweise die begehrlen Wünsche derer wach werden lassen müssen, die solche Potentiale nicht ihr eigen nennen. Dass ein gesellschaftlich notwendiges Kapital nicht von seinen Besitzern gehortet wird und damit brach liegen bleibt, gehört zum demokratischen Selbstverständnis. Es wird dieser „Rechtsanspruch“ der Gesellschaft jedoch diskussionswürdig sehr verschieden begründet und formuliert.

Blüm als Vertreter der Senioren-CDU plädiert z.B. aus parteipolitischer Sicht für eine werbende Sicherung von Aktivitäts-Anteilen der älteren Generation, um von deren Erfahrung zu profitieren: „Deshalb müssen sich die Parteien ... der Mitwirkung der älteren Mitbürger versichern“ (Blüm a.a.O.). Ähnlich richtet sich die verpflichtende Forderung des Deutschen Städtetages aus kommunalpolitischer Sicht weniger an die ältere Generation selbst, sondern ergeht als Auftrag an die politisch Verantwortlichen, sie müssen „die Älteren als mögliche Ko-Produzenten bei der Lösung sozialer, sozio-kultureller und sozio-ökologischer Aufgaben der Kommune wirklich ernst nehmen“ (Zemann a.a.O.). Auch wirtschaftspolitisch ist ein zunehmendes waches Interesse an den vielfältigen Potentialen älterer und alter Arbeitnehmer zu verzeichnen, die „auf dem Arbeitsmarkt wieder entdeckt“ werden – daran besteht für Simone Falk von der Deutschen Direktmarketing Akademie Berlin kein Zweifel. Unter ihrer Leitung startete vor einem Jahr das Pilotprojekt Fachberater 50 plus, bei dem „... Fach- und Führungskräfte, die mindestens 50 Jahre alt sind, zu Marketing-Spezialisten ausgebildet werden. Eine Fortbildung, die sich die Erfahrung der Alten ... zu Nutze macht“ (Die Woche, 25. 8.2000: 13). Diese Sichtweisen deuten damit das „Teilhaberecht“ an einer spezifischen Alterskompetenz als eine „Holschuld“ der Gesellschaft: Es sind die Nicht-Alten, die sich um einen Anteil am „Kapital“ der Alten bemühen müssen.

Im Gegensatz dazu wird von der IES zwar sachlich, doch unüberhörbar deutlich ein Rechtsanspruch der Gesellschaft an den Alterspotentialen als Verpflichtung für die Alten gesehen: „In Zukunft müssen auch die Älterwerdenden mehr als bisher die notwendigen Erneuerungen mittragen ... Eine neuartige Integration von Neuwissen und Erfahrungswissen ist zu leisten“, wofür „‘Vermittlungsagenturen‘ zwischen Anbietern und Nachfragern relevanter Alterskompetenzen der aktiven Älteren in Forschung und Entwicklung, Bildung und Beratung“ eingerichtet werden sollen (a.a.O. S.5). Es geht allerdings – entgegen dem Begriff der „Vermittlung“ – nicht um einen intergenerativen Austauschprozess, sondern allein um die „Weitervermittlung“ der relevanten Alterskompetenzen. Der Profit läge damit einseitig auf Seiten der Jüngeren. Was bei der IES sehr imperativisch an die Adresse der Älteren gerichtet wird („müssen“, „ist zu leisten“), ist etwas vorsichtiger bei Bengtson und Schütze formuliert: „Wie wir schon angedeutet haben, ist die Herausbildung eines kollektiven Einstellungswandels im Hinblick darauf zu beobachten, was ältere Menschen zur Gesellschaft beitragen könnten und sollten“ (a.a.O.). Da die Älteren ihren Beitrag bisher anscheinend noch nicht geleistet haben, bzw. dies von ihnen bisher anscheinend auch noch nicht erwartet wurde, hat dies zur Folge, dass mit dem Wandel einer kollektiven Erwartungshaltung (trotz der vorsichtigen Konjunktive „können“ und „sollten“) zugleich eine kollektive Forderung entstanden ist. Wird diese bei Bengtson & Schütze erst noch als gesellschaftliche Erwartungshaltung auf Teilhabe an Alterspotentialen formuliert, so wandelt sie sich bei Rosenmayr zu einer heftigen Einklage gesellschaftli-



cher Rechte an Alterspotentialen: „Wer als älterer Mensch aus dem Beruf ausscheidet, darf sich nicht mehr so unbekümmert von sozialen Aufgaben verabschieden ... Die Älteren werden sich an der gesellschaftlichen Wertschöpfung ... beteiligen müssen. Für die Alten wird es dabei notwendig, die Attitüde des unbekümmerten Seniors durch helfende und teilnehmende Rollen ... zu ersetzen. Den bloß auf seine Anspruchsberechtigung pochenden Senior des späten 20. Jahrhunderts wird der ‚Spät-Lebens-Mensch‘ des beginnenden 21. Jahrhunderts mit einem ganzen Bündel an Aufgaben und Chancen der gesellschaftlichen Mitwirkung ablösen (müssen) ... Berufliche Entpflichtung darf nicht gesellschaftliche Entpflichtung bedeuten...“ (Rosenmayr 1998: 27, 28). Ganz deutlich wird hier der Vorwurf ausgesprochen, dass die Älteren bisher „para-sitäre“ (s.o.) Teilhaber („von sozialen Aufgaben verabschiedet“) am „Gesellschafts-Kuchen“ waren, verantwortungslos („unbekümmert“, nicht helfend, nicht teilnehmend), und die offensichtlich reichlich vorhandenen Potentiale („ganzes Bündel an Aufgaben und Chancen“) bisher nicht eingebracht, damit wertvolle Ressourcen zur „gesellschaftlichen Wertschöpfung“ zurückgehalten haben. Unterstützt wird Rosenmayer in der gleichen Publikation durch die Gerontologin Lehr, die mehrfach sehr resolut von den Alten fordert, bisher zurückgehaltene Kompetenzen als Mittel gesellschaftlicher Zukunftsplanung einzubringen: „Es ergeht die Aufforderung an Ältere heutzutage, die Zukunft mitzugestalten, sich nicht aufs Altenteil zurückzuziehen, sondern engagiert an der Lösung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, familiärer und politischer Fragen mitzuwirken ... auch die Senioren (sind) gefordert, ihre Kompetenzen einzubringen – sei es im beruflichen, sozialen, familiären oder kulturellen Bereich“ (Lehr 1998: 42, 43).

Mit den Aufgaben- und Verantwortungszuschreibungen, Vorwürfen und Aufforderungen stellen sich die gesellschaftlichen „Teilhaberechte“ in einer anderen Sichtweise dar: **Was bei Zeemann und Blüm zunächst noch als eine „Holschuld“ der Gesellschaft vermutet wird, ist bei Rosenmayr, Lehr, aber auch bei der IES zu einer moralisch begründeten „Bringschuld“ der Alten geworden, ein heftiges Interesse an einem „Kapital“, einer „Ressource“ des Alters wird umgedeutet als ein Pflichtbeitrag der Alten im Sinne einer moralischen Verantwortung. Eine rigoristische Pflichtethik, die einst gemahnte, sich um die (besitzlosen, „wert“-losen) Alten zu kümmern (vgl. Abschnitt 5.1), hat den Adressaten gewechselt – die (kompetenzbesitzenden) Alten sind es jetzt, denen eine moralische Haltung gegenüber den (nicht kompetenzbesitzenden) Teilen der Gesellschaft angemahnt, abverlangt wird. Die philosophisch-ethische Frage „Was soll ich tun?“ scheint sich in die unterschwellig präskriptive Fragestellung „Was soll(te) der andere tun?“ verwandelt zu haben.** Tatsächlich findet man dies entsprechend ausformuliert bei Lehr: „Eine Seniorenpolitik darf heute nicht primär von der Frage geleitet sein ‚Was können wir für die Alten tun‘, sondern von der Frage ‚Was können Senioren für die Gesellschaft tun?‘“ (Lehr 1998: 42).

Das Recht der Gesellschaft auf eine Teilhabe an alterskulturellen Potentialen und Kompetenzen wird nicht nur, wie oben dargestellt, anfragend, anklagend und heftig fordernd in die Literatur eingebracht, sondern gerät seit dem Jahrtausendwechsel vermehrt in den Blickpunkt der Medien. Wochen- und Tageszeitungen sowie bundesweite und regionale Fernsehprogramme wenden sich dem Thema mit immer größerem Interesse zu. Das Recht der Gesellschaft auf eine Teilhabe an den alterskulturellen Potentialen und Möglichkeiten ist zu einem bewegenden Thema geworden. Ob es als „Holschuld“ der Gesellschaft oder als „Bringschuld“ der Alten deklariert wird, ist dabei weniger eine rechtliche oder ethische als vielmehr eine politische Frage – so liegen denn auch die Argumentationen nicht im „juristischen“ Bereich, sondern die Teilhaberechte der Gesellschaft werden mit (sozial-, kultur-, wirtschafts-) politischen Ansprüchen begründet.

Da die Alten einen Teil der Gesellschaft darstellen, sind sie selbstverständlich auch an deren Konstituierung beteiligt: Die (demokratische) Gesellschaft ist in ihrem Grundsatz so verfasst, dass die Beteiligung jedes Einzelnen zu ihrem Selbst-Verständnis, zu ihrer Definition gehört.

Ob die Alterskompetenzen bei der Lösung sozialer, sozio-kultureller und ökologischer Aufgaben allerdings „wirklich ernst“ (Zemann) genommen werden, ist eine (gesellschafts-, kultur- und wirtschafts-) politische Frage von Angebot und Nachfrage (vgl. Abschnitt 5.4). Die Frage „Was kann die Gesellschaft für die Alten tun?“ stammt aus den vier Jahrzehnten nach Kriegsende, als die (armen) Alten die Benachteiligten, die Opfer in einer prosperierenden Wohlstands- und Leistungsgesellschaft waren. Erst mit den zunehmend bedrängenderen gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Problemen (im Besonderen denen aus den Folgen des gesellschaftlichen Altersstrukturwandels) wurde diese Frage zweifelhaft, wandelte sich im Laufe der letzten Dekade in die entgegengesetzte Fragestellung, was die Alten für die Gesellschaft tun können.

Es vergingen rund zehn Jahre von den ersten vorsichtigen Überlegungen und Erwägungen Anfang der Neunziger Jahre, ob und welche Möglichkeiten einer Altersbeteiligung an der kulturellen Zukunftsplanung und Gestaltung (z.B. Blüm, s.o.) bestünden, bis hin zur deutlichen Auf- und Herausforderungen an Alte, die Beteiligung an der Zukunftsgestaltung als Rechtsanspruch der Gesellschaft zu erfüllen (IES, Rosenmayr, Lehr). In dieser Zeit fand zugleich ein deutlicher Wandel des Altersbildes statt (vgl. Abschnitt 6.2 und 7.4): Die Alten „wandelten sich“ von einer schwachen zu einer mächtigen, von einer bedauernswerten zu einer beneideten, von einer greisenhaft-passiven zu einer powervoll-aktiven, von einer unbeachtet marginalen zu einer besondere Aufmerksamkeit erfordernden, von einer als defizitär betrachteten zu einer als kompetent erachteten gesellschaftlichen Gruppe. Mit der Änderung der gesellschaftlichen Situation änderte sich zugleich das Altersbild in ein funktionelleres, für die Gemeinschaft nutzbareres. Hier bestätigt sich einmal mehr die These der Abhängigkeit, der ständigen Wechselwirkung zwischen Fremd- und Selbstbild, wie es in Abschnitt 5 beschrieben wurde. „Viele Empfänger und wenige Beitragszahler – das kann nicht gut gehen“, befürchtet zum Beispiel Spenneberg („Die Woche“, 27. April 2001) in Bezug auf die ruinöse Situation der Rentenkassen und fügt beruhigend hinzu: „Da trifft es sich gut, dass sich auch die Einstellung zum Alter wandelt.“ Dieser Einstellungswandel (gemeint ist: Die Alten seien gar nicht so alt, dass sie nicht mehr arbeiten könnten) hat sich eben nicht, wie aus dieser Aussage abzulesen wäre, rein zufällig und geschickterweise so ergeben („trifft ... sich gut“), mit der Folge, dass die Alten jetzt (wieder) als leistungsfähige und damit rentenkassenentlastende Arbeitnehmer von der Gesellschaft gesehen werden, sondern das neue Altersbild ist abhängig von der Gesellschaftssituation und damit zweckgebunden konstruiert worden. Auf diese Abhängigkeit und zugleich deren politische Nutzbarmachung hat Lehr besonders hinsichtlich ständig neuer, „notwendiger“ Rentenreformen immer wieder hingewiesen: „Möge auch aus gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen oder demographischen Gründen eine frühe oder auch späte Altersgrenze erwünscht sein, so sollte man das ehrlich begründen“, fordert sie angesichts ständig sich ändernder gesellschaftspolitisch motivierter Alterskompetenzabsprechungen und –zuschreibungen (Lehr 1998: 41).

Dies gilt entsprechend und besonders auch in Hinsicht auf den kulturellen Prozess der Zukunftsgestaltung. Aus den Ergebnissen der Umfrage (vgl. Abschnitt 8.4.2.3) geht deutlich hervor, dass die Gruppe der beforschten Alten als Jugendliche gegenüber ihrer Vorgänger-Generation keine Kompetenzerwartungen oder –ansprüche hatte und diese auch heute noch verneint, wie beispielsweise die 62jährige Probandin 5a, die die Generation ihrer Mutter beschreibt als „nervtötende ... wirklich Alte wie unsere Lebensweisheiten und Banalitäten und vor allem ICHICHICH-Stories verbreitenden Omi“. Angesichts einst guter Zukunftsaussichten waren in den Jugendjahren der hier beforschten Alten auch gar keine alterskompetenten gesellschaftlichen Beiträge notwendig, wurden folglich als „Besserwisserei“ abgewiesen. Anders in der Gruppe der hier beforschten Jüngeren: Eine problemgeladene gesellschaftliche Situation mit bedrückenden Zukunftsperspektiven macht eine alterskompetente kulturelle Beitragsleistung für eine Zukunftsplanung heute notwendig. Diese wird folglich von den Jün-

geren als „Rechtsanspruch“ auch immer deutlicher angemahnt, wie insbesondere durch das empirische Ergebnis zur Beratungsfähigkeit im Alter nachgewiesen ist: Der Beratungsbedarf der Jüngeren wird mehrheitlich formuliert.

**Die Notwendigkeit kultureller Zukunftsplanung ist ausschlaggebend zur Revision und Neuentwicklung nicht mehr funktioneller Altersbilder, ist Generator eines „Curriculums“ von Altersbildern. Mit der Erkenntnis der dafür vorhandenen und notwendigen, aber noch nicht abgerufenen besonderen kulturellen Kompetenzen im Alter geht einher der Anspruch auf Teilhabe, die An- und Abforderung dieser spezifischen Alterskompetenzen. Der Teilhabe-Anspruch an einer spezifischen Alterskultur ist also kein moralisch-ethischer, sondern ein politischer: Er dient der gesellschaftlichen „Blickpunktvermehrung“ (s.o.), ohne die der diskursive Prozess einer sozio-kulturellen Entwicklung stagnieren, ohne die er erst gar nicht stattfinden würde.**

## **11.2 Notwendigkeiten und Möglichkeiten kultureller Intergenerationalität**

Grundsätzlich ist Kultur als umfassender Begriff zwangsläufig intergenerativ, das heißt einmal, dass ihre Symbole prinzipiell für alle gleichermaßen ebenso verfügbar wie wählbar sind, und das heißt weiter, dass ihre Gestaltbarkeit als gesellschaftlicher Prozess ebenso allen Mitgliedern einer Gesellschaft unabhängig vom Alter obliegt.

Es könnten jedoch die Art der symbolischen Äußerungen von Kultur und die Art der Schwerpunktsetzungen in der Gestaltung von Kultur generationsspezifisch unterschiedlich ausgeprägt sein: Diese **möglicherweise generationsspezifisch unterschiedlichen Arten kultureller Äußerungen** können sich also zum einen beziehen auf **die Auswahl kultureller Symbole (plurale Kulturen)**, zum anderen auf vorhandene **besondere Möglichkeiten kultureller Deutung und Gestaltung, die auf altersspezifischen Voraussetzungen beruhen (altersspezifische Kulturen)**.

Inwieweit und in welcher Form sich in diesen beiden Bereichen eine zu postulierende Notwendigkeit und (oder) Ansätze und Möglichkeiten von Intergenerativität eröffnen, soll deshalb für den Bereich der pluralen und den der spezifischen Alterskulturen getrennt dargestellt werden.

### **11.2.1 Kulturelle Intergenerationalität unter dem Paradigma pluraler Alterskulturen**

Das Theater „muß wieder inhaltlicher arbeiten. Dann stellt sich die Frage nach Alt oder Jung nicht“. Obwohl sie sich zunächst nur auf die aktuelle Strukturkrise des Theaterpublikums bezieht, fasst Theatermacherin Elisabeth Schweeger (2001:10) mit dieser Aussage zusammen, was für den gesamten kulturellen Angebots-, Veranstaltungs- und Vermittlungsbereich die Lösung vieler (selbst-) quälerischer managerialer Diskussionen darstellen könnte: Im Zeichen der reflexiven Moderne kann es nicht mehr sein, dass mit dem Argument der „Zielgruppenorientierung“ die **Inhalte** von Kultur bestimmt und angeboten werden. Genau umgekehrt sieht Schweeger den Prozessverlauf und genau umgekehrt ist er auch logisch im Sinne der pluralen Optionsmöglichkeiten: Zunächst differenzieren sich Kulturen nach inhaltlichen Gesichtspunkten, diese werden vom Künstler konstituiert. Über sie, über die inhaltlichen Aspekte, definieren sich Publikumssegmentierungen, zeigen sich so gleichzeitig als komplementäres Konstituens. Der Ansatzpunkt „für“ ein bestimmtes Publikum (Zielgruppe) - etwa „für“ Frauen, „für“ Intellektuelle, „für“ Senioren - etwas machen, etwas anbieten, „für“ sie sorgen zu wollen, lässt sich nicht mehr vereinbaren mit einem selbstbestimmten und selbstbewussten, einem modernen, individuellen Optionsanspruch von Rezipienten. In der Fülle kultureller Inhalte und in deren persönlichen subjektiven Deutung seine eigene Identität zu bestimmen, „sich“ zu „biografisieren“, ist selbstbestimmter, individueller Akt, der nicht vom „Anbieter“ gelenkt

wird, sondern über Inhalte verläuft. So sieht der Hannoveraner Intendant Wilfried Schulz die Theaterarbeit unter dem Ziel der individuellen Selbstgestaltung: „Es bedarf unserer Erfahrung nach fast so vieler unterschiedlicher Mittel, Bilder, Stile und Verfahrensweisen, wie es Menschen gibt, ... Es gilt ... lauter verschiedene Einzelmenschen in einer längst nicht mehr homogenen Klassengesellschaft dafür zu gewinnen, ihre Identität wieder zu reflektieren, nachzudenken über sich und die Welt – über ‚Ich und Politik‘, wie das der Regisseur Nicolas Steinhilber nennt – und somit dem Instrumentalisiert-Werden, der Unfreiheit, vielleicht zu entinnen“ (Schulz 2001: 26).

Die individuellen Entscheidungsakte des Einzelnen verlaufen dabei – das haben die einschlägigen Untersuchungen bestätigt (Kolland 1996, 1997, Schulze 1993) – aufgrund von (Schul-) Bildungsvoraussetzungen sowie aufgrund von Schichtzugehörigkeit und ökonomischem Status, gelegentlich auch abhängig von finanziellen und gesundheitlichen Voraussetzungen (vgl. Abschnitt 10.3.1), jedoch **weitgehend unabhängig vom Alter**. Stellte Schäfers 1982 noch fest: „Vor allem der Freizeitbereich verstärkt einen Trend, der auch gesamtgesellschaftlich aufweisbar ist ... : die Separierung ... von altershomogenen Gruppen“ (Schäfers 1982: 152), so lässt sich heute, zwanzig Jahre später, anhand der oben angeführten neueren Ergebnisse der Kulturforschung sowie aus den Ergebnissen der Lebensstilforschung (Kotler/Bliemel, Gluchowski, Müller) eher entgegengesetzt ein Trend zu altersheterogenen, dafür bildungs- und sozio-ökonomisch homogenen (Lebensstil-)Gruppen feststellen: „Insgesamt nimmt die Wirkung von Alters- und Kohorteneffekten ab. Individualisierte Bedürfnismuster im Alter, die Differenzierung der Lebenslagen, lassen quer zu der Generationenlagerung altersübergreifende Lebensstile entstehen“ (Kade 1994: 38).

Diese Lebensstilgruppen, die sich über Bildung und Sozialstatus definierenden und ausdifferenzierenden sind im kulturellen Angebotsbereich als unterschiedliches Publikum, im kulturellen Erlebnisbereich als Kulturszenen beobacht- und beschreibbar. Mit dem allgemein steigenden Bildungsgrad der Alten und Alternden werden die ehemals auf dem Kriterium Alter konstituierten und abgegrenzten Szenen immer durchmischter werden, sich immer weniger über Kohortenähnlichkeiten definieren. „Der gemeinsame Erfahrungshintergrund einer Generation wird überlagert durch biographische Differenzen“ (Kade 1994: 38). Es sei in diesem Zusammenhang noch einmal an die Aussage des jungen Probanden Pb 8j erinnert, dass ein gemeinsames Alter keineswegs „zu einer gemeinsamen Kultur“ vereint: „Was habe ich mit denen zu tun, die auf Loveparaden herumhopsen?“

Die vielfältigen Individualisierungschancen und –notwendigkeiten auch und vor allem über kulturelle Optionen sorgen sowohl für intergenerationelle Bildung von Szenen und Publikum als auch für intragenerationelle Distanzierungen und Abgrenzungen: **Immer weniger spielt das Alter als gruppenbildendes Element im Bereich der vielfältigen, pluralen Kulturstile eine Rolle.** „Die entscheidenden Trennungslinien ... verlaufen vorwiegend nach anderen Merkmalen als jenen des chronologischen Lebensalters“ (Rosenmayr 1996:100). Sogar scheint es nach den Ergebnissen der Bildungsforschung so zu sein, dass alle anderen Merkmale neben dem Alter in späteren Jahren eine verschärfte und bestimmendere Bedeutung für die kulturelle Stilisierung des Einzelnen gewinnen als es in den jüngeren Jahren der Fall ist: „Das Lebensalter ist keine hinreichende soziale Differenzierungskategorie; Alter an und für sich ist ein soziologischer Unbegriff. In den realen Lebenswelten und –bedingungen im Alter manifestieren sich – prägnanter als in vorangegangenen Lebensphasen – früher verwischte oder aufgeweichte – Schichtdifferenzierungen und brechen wieder auf. Konkret heißt das: (Früherer) beruflicher Status, Einkommen, Bildungsstand, Wohn- und Freizeitmöglichkeiten haben als Elemente sozialer Klassifizierung in der dritten Lebensphase eine noch größere Bedeutung als während des Erwerbslebens“ (Eierdanz 1992: 176).

Unter dem Paradigma pluraler Alterskulturen kann es also einen segmentierten Bereich einer Alterskultur gar nicht geben, da das Lebensalter für die Entscheidungsfindungen innerhalb der vielfältigen kulturellen Pluralitäten keine Rolle spielt, sondern die individuellen Entscheidungen für kulturelle Inhalte aufgrund anderer soziodemografischer Merkmale als denen des Alters getroffen werden. Es kann eigentlich nur von pluralen Kulturstilen im Alter wie von solchen in jedem anderen Alter auch gesprochen werden. Denn diese sind (s.o.) weitgehend altersunabhängig, sie sind demnach altersdurchmischt, sind generationenübergreifend.

Damit wird zusammengefasst: **Kulturwissenschaftlich** kann es eine altersdemografisch definierte und segmentierte Kultur auch im Bereich kultureller Symbole nicht geben. **Kultursociologisch** beinhaltet das Paradigma pluraler Kulturen die Möglichkeit einer freien und selbstbestimmten individuellen kulturellen Biografisierung in der demokratischen Moderne selbstverständlich für alle, also auch für Alte: Sind die Jüngeren zwar die „Kinder der Moderne“ mit einem selbstverständlichen Anspruch auf selbstbestimmtes kulturelles Optionsverhalten, so sind es die heute Älteren, die diesen Umbruch- und Modernisierungsprozess in Gang gesetzt und gestaltet hatten, die Wegbereiter und „Vorkämpfer“ waren. Kulturideologische Trennungslinien gibt es folglich zwischen Szenen und Stilen, nicht aber zwischen Generationen. Und aus der Sicht des **Kulturmanagements** schließlich scheint das Problem eines Kulturangebotes für Alte, der sog. „Seniorenkultur“ vermutlich durch die Alten bereits selbst gelöst – sie ignorieren diese „Tortenstückchenkultursonderzuteilung“ (Kolland) ganz einfach, indem sie derlei Angebote nicht mehr annehmen, was auch den Freizeitwissenschaftler zu der Feststellung veranlasst, dass „sowohl der allgemeine gesellschaftliche Wandel als auch der Alterswandel mittlerweile dazu geführt haben, daß Angebote für Ältere und ihre Nachfrage immer deutlicher auseinanderklaffen“ (Tokarski 1998:109).

**Konsequenterweise muss sowohl aufgrund der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung wie aufgrund der kulturmanagerialen Erfahrungen die Forderung erhoben werden, die sog. „Seniorenkultur“ oder sogar „Seniorenkulturarbeit“ endgültig abzuschaffen und als historische, fremdbestimmte Kulturarbeit dem Vergessen anheim fallen zu lassen.**

### **11.2.2 Kulturelle Intergenerationalität unter dem Paradigma spezifischer Alterskulturen**

In Abschnitt 9.7 wurde bereits ausführlich die Notwendigkeit, die Pflicht zu einer Einbringung vorhandener spezifischer kultureller Kompetenzen in die gesellschaftliche Zukunftsplanung begründet. In Abschnitt 11 wurde ausgeführt, weshalb und wie sich Zukunftsplanung als kultureller Akt darstellt. Kurz sei der gedankliche Zusammenhang noch einmal zusammengefasst:

**Zukunftsplanung und Zukunftsgestaltung ist kultureller Akt: Sie bedürfen vielfältiger und vieldimensionaler Deutungsbeiträge als gesellschaftliche „Blickpunktvermehrung“ (Konersmann). Ohne diese würde der diskursive Prozess einer soziokulturellen Entwicklung stagnieren oder einspurig, durch hegemoniale Deutungsmächte in ihrer Zielrichtung bestimmt, verlaufen.**

**Der spezifische alterskulturelle Beitrag aufgrund und unter der Bedingung entwickelter Weisheitsqualitäten ist deshalb verpflichtend, weil diese kulturell relevanten Kompetenzen überwiegend dem Alter vorbehalten (mit zunehmendem Alter entwickelt worden) sind. Als solche sind sie spezifisch: Sie können von Jüngeren nicht oder nur gelegentlich in Ausnahmefällen zum notwendigen Diskurs beigetragen werden. Mit einer Zurückhaltung der Alten würden wesentliche Aspekte vernachlässigt und zu einer gesellschaftlichen Blickpunktverarmung und Vereinseitigung führen. Es würde in der Konsequenz**

bedeuten, den Jüngeren eine Definitionsverpflichtung von Zukunft alleinverantwortlich zuzuschieben. Dabei würde ignoriert, dass ihnen ein wichtiges und damit hilfreiches Breitenspektrum von Aspekten dazu fehlt. Der „Aspekte-Vorsprung“ der Alten liegt im Besonderen in den Weisheitspotentialen des differenzierenden, problematisierenden Wertens und Urteilens, des mehrdimensionalen, zieloffenen Reflektierens, der sinnerkennenden, integrierenden Zusammenschau, des schöpferischen Denkens, der gesellschaftskritischen Distanz, des Neubewertens von Zeit und der Entwicklung empathieverpflichteter Beratung (vgl. Abschnitt 8.4.2.3). Der Vorsprung gilt entsprechend für die fähigkeitsorientierten Kompetenzen des Auslotens, der Synoptik, der Wertrelativierungen, der Mehrfachdeutungen, des Unterstützens, des „precise cut“ und der Beratung (vgl. Abschnitt 9.1 – 9.6).

Dieser zukunftsgestalterische Altersbeitrag wird von Jüngeren als notwendig und wichtig anerkannt und deshalb auch angemahnt, dies ergab sich in den Aussagen der empirischen Umfrage unter der jüngeren Kontrollgruppe eindrucksvoll und eindeutig (vgl. Abschnitt 8.4.2.3 und 9.6), wird auch in der Literatur und seit einiger Zeit in den Medien zunehmend aufgegriffen und als Pflichtbeitrag des Alters eingefordert (vgl. Abschnitt 11.1). Dagegen wird von der beforschten Altengruppe ein solcher spezifischer alterskultureller Beitrag zum größeren Teil nicht als unverzichtbar, notwendig oder verpflichtend angesehen und eine Beteiligung an einer kulturellen Zukunftsgestaltung häufig aus eigener, unangenehmer Erfahrung mit autoritären, hierarchisch strukturierten Elternhäusern heraus abgelehnt (z.B. Pb 19a: „Besserwisser“, Pb 16a: „Von der Besserwisserei der Älteren hatten wir doch die Nase voll“, Pb 5a: „Altersweisheiten zu quaken“).

Der Verdacht, dass ein solcher, möglicherweise unbequemer Diskussionsbeitrag von Seiten der Älteren auch **aus einer Strategie der Konfliktvermeidung heraus nicht geleistet** wird, wird nur selten so deutlich offenbar, wie in der Aussage der Probandin 5a: „Welcher Alte möchte sich schon Unannehmlichkeiten einhandeln?“ oder der des Probanden 17a: „Aus dieser Position heraus aktiv zu werden, ist anstrengend, es führt mehr zur Vereinzelung und zum Rückzug“. Die Tendenz zur Konfliktvermeidung schimmert auch in Aussagen hindurch, die eine scheinbar „verständnisvolle“ Selbststrücknahme gegenüber den Jungen signalisieren (vgl. Abschnitt 9.6), wie z. B. die des 76-jährigen Pb 8a: „Vorsicht vor Empfehlungen an die Jungen“ oder die des gleichaltrigen Pb 4a: „Kinder hören nicht mehr zu, wenn Vater Weisheiten zum Besten gibt“.

Als „**Pseudotoleranz**“ bezeichnet Nunner-Winkler diese Haltung und als „Strategie, ... gute Beziehungen mit der nachwachsenden Generation aufrechtzuerhalten“, indem der alte Mensch eine „bloße Zuschauerrolle“ einnimmt: „Diese Zurückhaltung aber dient vor allem der Bemäntelung der mangelnden Bereitschaft, für die eigene Haltung einzutreten und notfalls auch Konflikte zu riskieren“ (Nunner-Winkler 2000: 331).

Gerade bei den Älteren ist nach Beck diese Tendenz festzustellen, sich den anstrengenden Prozess der Verständigung zu Gunsten eines freundlichen Aus- und Zurückweichens zu ersparen: „Das wechselseitige Zugeständnis des ‚eigenen Raumes‘ entspricht einer *Konfliktökonomie*: Den ... anderen machen zu lassen, was er will, ist letztlich billiger, effektiver“, beschreibt Beck eine solche scheinbar generöse, tatsächlich aber ausweichende Haltung des „Machen-Lassens“, des Laissez-faire. Die Alten „erkaufen sich so ihre eigene Freiheit, ihr eigenes Leben. Wer seinem Nachwuchs dasselbe gönnt, erspart sich die Peinlichkeit ... des Besserwissens“ (Beck 1998: 215). Was den Eindruck des Partnerschaftlichen („Nicht-Bevormundens“) machen soll, von den beforschten Älteren teilweise auch so begründet, wird von den Jüngeren als Rückzug aus der Verantwortung verstanden, dies zeigt sich in dieser Untersuchung deutlich in deren Aussagen wie auch in den zunehmenden Einforderungsklagen in den Medien. Denn **Partnerschaftlichkeit bei der Lösung und Gestaltung von Zukunft kann eben nicht im Rückzug eines Partners gesehen werden, sondern nur im gemeinsamen solidarischen**

**Disput um die besten Lösungsmöglichkeiten, auch wenn dieser heftig und keinesfalls harmonisch verläuft: Dem kulturellen Diskurs ist eigen, dass er oft konfliktreich, kontrovers und spannungsgeladen erfolgt. Er lebt von der Auseinandersetzung.**

In den Worten von Pb 6a zeigt sich die dafür notwendige konfliktbewusste und konfliktgewillte Verantwortungsbereitschaft: „Man muss nicht wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann, sondern die Offenheit konservieren: es auch dann zu versuchen, wenn man es selbst für angemessen hält und bereit sein, dass diese Angemessenheit nicht geteilt wird“.

Diese Aussage zeugt von einer hohen Bereitwilligkeit, sich nicht in einem beliebigen, harmonischen Nebeneinander, sondern mit einer durchaus auch dissonanten, auf jeden Fall aber andersartigen, nicht sofort eingängigen, vielleicht sogar gegensätzlichen Stimme zu einem polyphonen Kanon beizutragen. Sie zeugt von einem antiprivatistischen, weil persönlich nicht komfortablen, nicht bequemen, dafür aber gesellschaftsorientierten Willen, sich mit seinen Fähigkeiten und seinem Wissen in den Gestaltungsprozess von Gegenwart und Zukunft einzubringen. Sie verdeutlicht einen Beteiligungswillen, der in der Expertise „Ressourcen älterer und alter Menschen“ unter dem Begriff der „Generativität“ verstanden wird: „Engagement und erlebte Mitverantwortung für jüngere Generationen, sowie Identifikation mit deren Entwicklung bilden Grundlage für die Verwirklichung der Potentiale des Alters. In den Beziehungen zu jüngeren Menschen können Lebenserfahrungen und Lebenswissen, die im Beruf gewonnenen Erfahrungen und ausgebildeten Strategien, sowie die eigenen Formen der Auseinandersetzung mit Aufgaben und Belastungen weitergegeben werden. Die gelungene Weitergabe ist auch in die Fähigkeit gebunden, die eigenen Erfahrungen, Überzeugungen und Werte anzubieten, jedoch nicht aufzudrängen“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993:56).

**Schlüsselformulierung dieser Aussage sind die Worte „in den Beziehungen“: Kein Erbe, kein „sachlicher“ („objektiver“) Wert wird weiter-, gar abgegeben, kein „cultural package“ wird geschnürt und gebündelt der nächsten Generation aufgebürdet, sondern die spezifischen, kulturell relevanten Alterspotentiale werden als diskursives Angebot zur Prozessgestaltung verstanden und eingebracht. Generativität kann nur so, nur prozessual, d.h. in einem gemeinsamen (gedanklichen oder handelnden) Gestaltungsverlauf und nur interaktiv, also mit- oder gegeneinander, nicht aber nebeneinander wirksam werden.**

„Mein kulturelles Interesse wird immer dann befriedigt, wenn ich die Gelegenheit bekomme, meine Gedanken mit denen von anderen Menschen zu vergleichen“, schreibt der junge Proband 1j, „Interesse und Aktivität sind ‚interaktiv‘, ... die Befriedigung ist dabei weder an Lokalitäten noch an bestimmte Personengruppen gebunden ... Neugier treibt voran und zündet den kreativen Funken. Kultur entsteht dabei im Kopf.“ Interessanterweise bedient er sich der sprachlich ungewöhnlichen, aber bezeichnenden Wendung des Gedanken -„Vergleiches“ und nicht der sprachlich üblicheren Wendung des Gedanken -„Austausches“, der zunächst nur die Bedingung, die Voraussetzung (vgl. Veelken, s.u.) zu einem „Vergleich“ darstellt: Über Gedankenaustausch (Kommunikation), so erkennt der junge Mann, kann ein „Vergleich“ von höher- oder geringerwertigen Lösungen stattfinden, kann ein kulturelles Interesse befriedigt werden, etwas Schöpferisches („kreativer Funke“) , Fortschrittliches („treibt voran“) entstehen: Nur der interaktive Prozess generiert Kulturelles „im Kopf“. Dieser „interaktive Prozess“ wird bei Hoffmann als „verständigungsorientiertes Handeln“ beschrieben (vgl. Abschnitt 11): Im solidarischen Disput zwischen den Generationen wird Unterschiedliches „verglichen“, auf der Suche nach den besten Lösungen unter einer Vielfalt von Aspekten. Das verlangt von den Älteren, sich den intergenerationellen Auseinandersetzungen zu stellen, ihre Spezifika an Kompetenzen nicht für sich, und so gesellschaftlich nutzlos zu reservieren, sondern sich, mit- samt ihrem „Schatz“ an Alterskompetenzen zu öffnen. Das bedeutet, die Alten müssen sich

mit einem definierenden Teil ihrer ureigenen Persönlichkeit zur Verfügung, zur Kritik stellen: „Die tiefere persönliche Kommunikation verlangt eine Auseinandersetzung mit Ambivalenzen und Aggressionen. Das bedeutet Mühe, Berücksichtigung der anderen Person, Arbeit an sich selbst und die Selbstexposition im Dialog“ (Rosenmayr 1996:15). Selbstexposition – das ist eine Aufgabe, die auch und vor allem psychische Kraft erfordert: Mit einer Selbstexposition wird ein sichernder Selbstschutz aufgegeben, es bedeutet, angreifbar und verletzbar zu werden. Doch kann nur so, im „selbstdarstellenden“, „selbstäußernden“ Akt der intergenerationalen Kommunikation eine Generativität vermittelt werden. Nur die „Selbstexposition im Dialog“ kann Voraussetzung sein zu einem Gedanken-Vergleich. In der distanzierten „Reserviertheit“ eines (Selbst-)Schutzschildes kann keine Entwicklung stattfinden, weil keine innerpersönlichen, spezifischen Gedanken-Anstöße gegeben und auch nicht angenommen werden können. Nur in der Selbstexposition „können die einzelnen, im Leben gemachten Erfahrungen sinnvoll zusammengeführt werden, um auch Mitmenschen profitieren zu lassen“. Wie bei Rosenmayr mit dem Aspekt der Selbstexposition schwierige und anspruchsvolle persönliche Qualitäten verbunden sind, so verlangt auch die junge Probandin 14j von den Alten gleich ganz konkret eine ganze Reihe von Eigenschaften, die ihrer Meinung nach für einen solchen Kommunikationsprozess notwendig sind. Dieser funktioniert ihrer Meinung nach dann, wenn die Alten sich zeigen als „... Menschen, die wissbegierig, mutig, lebensfroh, spontan, flexibel und offen für Neues sind“.

Anders beschrieben werden die Qualitätsvoraussetzungen für ein intergeneratives kommunikatives Verhältnis beschrieben bei Veelken, sie werden hier nicht nur einseitig den Alten abgefordert. Veelken sieht deutlich den notwendigen und gefürchteten Moment der „Selbstexposition“ im intergenerationellen Prozess als eine beidseitige Forderung und fasst ihn unter ein System der „Entgrenzung“ aller an der Kommunikation Beteiligten: „Lebende Organismen sind der Umwelt gegenüber nicht verschlossen, sondern offen und brauchen diesen Austausch. Der Austausch mit der Umwelt ist Voraussetzung für Umwandlung von Energie, Materie und auch von Informationen. Geschlossene Systeme sind isoliert, ihre Energie nimmt ständig ab“ (Veelken 1990: 111). Als ein biologisch-energetischer Prozess wird hier die intergenerative Auseinandersetzung verstanden – mit der Abkapselung eines daran beteiligten Organismus könnte kein Energiefluss, also keine weitere Entwicklung mehr stattfinden. Der daraus folgende Status wäre Entwicklungsstillstand, Stagnation. Eine solche Vorstellung wäre für den jungen Probanden Pb 4j eine unangenehme Vorstellung: „Allerdings wünsche ich keinen statischen ‚Zustand‘ zu erreichen“, schreibt er in Hinsicht auf seinen Wunsch nach eigener Alterkompetenz, „sondern zu permanenter geistiger Aufnahmefähigkeit und Weiterentwicklung fähig zu sein“. Wie Veelken sieht auch er einen gegenseitigen Austausch zwischen den Generationen als Notwendigkeit an und wird darin unterstützt von Pb 7j: „Erst wenn beide ihre Erfahrungen austauschen und zusammenbringen, wird es interessant“. Die junge und die alte Generation werden hier als durchaus gleichberechtigte Partner empfunden, die beide (bereits) Erfahrungen gemacht haben, die erst in der Konfrontation Interessantes bewirken. Nicht also ist einer (der Alte) der Geber, der andere (der Junge) der Profiteur. In einem solchen Fall einer eingleisigen Weitergabe wäre nicht nur der Prozess selbst, sondern damit zugleich die Entwicklung der einzelnen Beteiligten beendet – sowohl die Weiterentwicklung des Alten wie des Jungen sind gleichermaßen Voraussetzung und Ziel eines offenen Kommunikationsprozess. Pb 13j bezeichnet die Aufnahmefähigkeit der Alten als wesentlich, als „essentiell, sich weiter zu entwickeln, nicht still zu stehen und weiter hinzuzulernen.“ Auch Probandin 5j mahnt an, die Weitervermittlung von Lebenserfahrungen nicht als „Paketabgabe“ zu verstehen, sondern den beidseitigen Prozess darin zu erkennen: „Nicht Lebenserfahrung ... sondern Lernprozess. Lebenserfahrung hört sich irgendwie so endgültig an und so fest/ unbeweglich. Ich denke, es sollte eher einen Prozess beschreiben, (in der) die Person ... fortwährend lernbereit ist und ihn durch Eigeninitiative unterstützt.“ Im Falle der Nicht-Entgrenzung,



des Nicht-Austausches entsprächen die Alten dem von 10j geschilderten, für einen Kommunikationsprozess untauglichen Bild. „Trotz ihrer Lebenserfahrung sind sie engstirnig geworden, haben sich an bestimmte Handlungsmuster und eingeschränkte Denkweisen gewöhnt ... können nur eingleisige Urteile fällen, sind also nicht in der Lage, die verschiedenen Einflussfaktoren ... zu gewichten und ... zu beurteilen.“ Ein solcher, gegenüber der Umwelt abgeschlossener Organismus wäre vermutlich nicht willens zur intergenerationellen Kommunikation (d.h. nicht offen zur Annahme vergleichender Gedanken mit jüngeren Generationen), er wäre aber auch dazu nicht in der Lage, denn die Voraussetzung zu intergenerationaler Kommunikation „liegt in der Überwindung von Selbstabsorption und Stagnation“ (Staudinger/Baltes 1996: 65).

Diese „Arbeit an sich selbst“ (Rosenmayr) – Selbstexposition, Entgrenzung, Überwindung von Selbstabsorption und Stagnation – ist vermutlichst das schwierigste, was für die Alten im intergenerationellen Disput zu leisten ist.

„Es ist mir ehrlich zu anstrengend“ schreibt - wahrhaftig ehrlich - Pb 17a, und Pb 15a befürchtet: „Ich kann es offenbar nicht“. Nicht ganz so endgültig und abschließend, doch sehr skeptisch gegenüber der eigenen Leistungsfähigkeit im anstrengenden intergenerationellen Prozess bekennt Probandin 12a: „... dass ich diesen Dingen auf der Spur bin, sie aber noch nicht unbedingt in meinem eigenen Leben umsetzen kann“ und Probandin 10a schränkt ihre Aussage „Ich bin neugierig auf die Menschen“ selbstkritisch ein mit den Worten ein: „... aber ich bin in diesem Bereich auch wählerischer geworden ... ich möchte auch gehört werden... Ich meide Menschen, die mir nicht gut zuhören und nicht auf mich eingehen können“.

Das „Outen“ (Selbstexposition, Entgrenzung) stößt dort rasch an Grenzen, wo der Beitrag nicht auf Offenheit stößt, sondern unzufriedenstellend ist, wo er Selbstkorrektur erfordert oder aber auf Gleichgültigkeit stößt.

Entgegen dem verständlichen Wunsch, angesichts eines sich nähernden Lebensendes „Konflikte aufzulösen oder mit ihnen Frieden zu schließen“ (Staudinger/ Dittmann-Kohli 1992: 428) müssen, so formuliert auch Schmitz-Scherzer, „die Träger von Lebensjahren ... durchaus weiter an sich arbeiten. Vor jeder besserwisserischen Ratgebung an die Jüngeren ist Selbstreflexion und Bereitschaft zum Überdenken eigener Positionen erforderlich“, denn die generative Rolle ist nicht „per se gegeben, auch sie muss sich interaktiv bewähren“ (Schmitz-Scherzer 1993: 101).

Eine solche interaktive Bewährung kann nicht, das liegt dem Begriff bereits inne, allein für die Aktion der Alten gelten, sondern gilt für alle Prozessbeteiligten, auch für die jüngeren Generationen. Ihre Aufgabe ist nicht nur die des „Annehmens“, des „Neugier“-entgegen-bringens (Pb 3j). Der intergenerative Austauschprozess, der Kommunikationsprozess beinhaltet selbst-verständlich eine Exposition von „jungen“ kulturellen Haltungen und Gedanken ebenso wie von „altersspezifischen“ – denn sonst könnte kein „Gedanken-Vergleich“ (Pb 1j) stattfinden. „Jüngere, Mittelalterliche und Ältere haben zugleich Gebende wie auch Nehmende zu sein“ (Lehr 1998: 43). Intergenerationelle Zukunftsplanung und -gestaltung besteht für alle beteiligten Generationen eben „nicht ausschließlich darin, die eigenen Ideen und Handlungen anderen ... zu vermitteln“ (Höpflinger 2001: 5), sondern in der Offenheit, die eigenen Vorstellungen zu überprüfen und möglicherweise zu korrigieren. Im kulturellen, intergenerationellen Prozess „geht es nicht primär darum, unverbindliches Verständnis zu artikulieren“, sondern Intergenerationalität „lebt von Diskrepanzerlebnissen, Kontroversen und vom Streit ... altersheterogen ... können Jüngere von Älteren lernen; aber selbstverständlich auch die heute Alten von den heute Jungen“ (Eierdanz 1997: 229/230).

### 11.2.3 Zusammenfassung: Bedingungen der Verwirklichung von kultureller Intergenerationalität

Sowohl unter dem Gesichtspunkt der pluralen als auch unter dem der spezifischen Alterskulturen wurde in den vorangehenden Abschnitten eine Notwendigkeit zur Intergenerationalität begründet:

Im Bereich der pluralen Alterskulturen werden von den Älteren in einer gesellschaftlichen Moderne heute speziell für sie eingeschränkte, auswahlbegrenzte kulturelle Bereiche abgelehnt. Plurale kulturelle Optionsmöglichkeiten werden von ihnen als ebenso selbstverständlich erachtet wie von den jüngeren Generationen. Die Ablehnung jedweder vorgegebenen Einschränkungen gelten dabei sowohl inhaltlich – z.B. gegenüber einer sog. Seniorenkultur in üblicherweise anspruchsloser Qualität und „harmloser“, unproblematischer Thematik – als auch strukturell – z.B. als lokale Abtrennungen der Älteren gegen Jüngere in Form kultureller Altersreservate. Erst recht unter dem Gesichtspunkt der spezifischen Alterskulturen zeigt sich eine intergenerative Kommunikation als „essentiell“ (Pb 13j), da sonst kein Austausch, kein Entwicklungsprozess stattfinden könnte: Innerpersönliche Öffnung, „Entgrenzung“ (Veelken), „Selbstexposition“ (Rosenmayr) sowohl der Alten wie der Jungen ist Grundlage für eine individuelle wie gesellschaftliche Blickpunktvermehrung, zu der als ein Element der Zukunftsplanung die besondere, spezifische Alterskultur einen wesentlichen Beitrag leisten kann (vgl. Abschnitt 10). „Die Alten ... können diese kollektive Funktion allerdings nur dann ausüben, wenn sie nicht psychologisch und soziologisch von den Jungen segregiert werden“, stellt Staudinger (1996: 357) fest. Auch in der Altersexpertise der Bundesregierung wird unter Beziehung auf Rosenmayr (1990: 32,33) eindringlich gemahnt: „Gesellschaftliche Gestaltung muß intergenerativ verstanden werden und kann nur in der erschließenden, einander mitteilenden Auseinandersetzung der ‚Kontrahentengenerationen‘ gelingen. Dies wird nur möglich, wenn sich die Generationen begegnen und nicht weiter – auch mit speziellen ‚Senioren-Programmen‘ – von einander entfernen“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 101).

Möglichkeiten zu intergenerativen Kontakten zu schaffen, sieht Staudinger als gesellschaftspolitische Aufgabe: „Eine Aufgabe von Gesellschaftspolitik wäre es deshalb, die Trennung von jungen und alten Kohorten in der Gesellschaft möglichst gering zu halten, also z.B. Foren gemeinsamer Tätigkeiten und des Austausches zu etablieren“ (a.a.O.). **Die Schaffung solcher Foren, die bei Staudinger nicht weiter ausgeführt werden, wären auf formaler und auf inhaltlicher Basis denkbar.** Mit den formalen Foren, d.h. mit der strukturellen Förderung, Schaffung, Gestaltung von Orten und Szenen zur Förderung der Interkommunikation zwischen den Generationen, wird sich der Abschnitt 12 befassen. Bezüglich der *inhaltlichen* Gestaltung von Foren, in denen Austauschprozesse möglich werden könnten, wird in der Literatur weitgehend auf den Bildungsbereich verwiesen: Es „zählen Bildungsstätten zu den wenigen öffentlichen Einrichtungen, in denen Menschen verschiedenen Lebensalters noch miteinander in Kontakt kommen können“ (Schmitz-Scherzer et al. a.a.O.). Eierdanz, Knopf, Tews, Veelken, Venth schließen hier an und werden begründend aufgeführt. Fügt man jedoch die einzelnen, von den Probanden erwähnten, bevorzugten Möglichkeiten kultureller Aktionsorte hinzu, so ergibt sich mit diesem weiten Rahmen zugleich ein breites inhaltliches Spektrum über den Bildungsbereich hinaus von kommunikativer, politischer, sozialer Kultur, über den intergenerationalen Kontakte ganz selbstverständlich stattfinden. So wird u.a. hingewiesen auf „Familie“ (Pb 5a, 3j, 5j, 9j, 14j), „Kneipen“ (Pb 2a, 8a, 18a), „Stammtisch“ (Pb 1j), „Nachtlöke“ (Pb 5j), „Rock-, Pop-, Jazzkonzerte“ (Pb 4j, 17a, 18a), „Chor“ (Pb 1a), „(berufs-)politische Gremien“ (Pb 8a, 9a, 17a, 9j), „Ausstellungen“ (Pb 19a, 4j), „Kulturhäuser“ (Pb 4a, 16a, 18a), „Kirche“ (Pb 7a, 8a), „Reisen“ (3a, 6a, 14j) und „Fitness-Center“ (Pb 5a). Weitest möglich zieht der junge Pb 1j den Rahmen, definiert ihn als orts-unabhängig: „Die Befriedigung des Interesses (an Kommunikation) ist dabei weder an Lokalitäten, noch an bestimmte Personengruppen gebunden. Die Aktivität folgt rein dem Interesse“. Die Nennungen der anderen Pro-

banden lassen sich bestimmen als „ihre“ Lokalitäten oder Szenen, als Orte, an denen weitgehend die Verwirklichung pluraler Kulturen festgemacht werden können. Es sind Foren, in denen die Möglichkeit besteht, altersunabhängige Kontaktnetze aufgrund kultureller Interessen, Haltungen und Motivationen zu knüpfen und zu stabilisieren. Damit kann festgestellt (und soll im Weiteren, vgl. Abschnitt 12, ausgeführt) werden: **Die Möglichkeiten zum intergenerationellen Austausch, zur Einbringung der spezifischen Alterskulturen in eine gesamtgesellschaftliche kulturelle Entwicklung liegen strukturell in den Foren der pluralen kulturellen Angebotsfelder. Es wäre dies eine „neue“ Aufgabe des Kulturmanagements, anstelle altershomogener Reservatsangebote nunmehr auf den Feldern pluraler kultureller Möglichkeiten interessengebundene, intergenerationelle Rezeptions- und Aktivitätsangebote zu schaffen, bzw. bereits vorhandene Möglichkeiten zu schärfen.** Einige Möglichkeiten intergenerationeller kultureller Foren sollen im Abschnitt 12 angedacht und durchgespielt werden.

Die sich dabei aufdrängende Frage jedoch, ob die Möglichkeiten intergenerationellen Austausches durch die Schaffung entsprechender Strukturen bereits auch realisiert werden oder nur Möglichkeiten bleiben, ist damit noch nicht beantwortet, sie ist die weitere, die wesentliche Frage. Die Offenheit, Selbstexposition, „Entgrenzung“, die zu einer „tieferen“ Kommunikation (Rosenmayr) als Moment der Generierung neuer Einsichten notwendig ist, kann nur individuell und nicht bereits allein durch gesellschaftlich geförderte strukturelle Angebote gelöst werden. Beck meldet in Hinsicht auf die Verwirklichung einer kulturellen intergenerationellen Entwicklung Zweifel an: „Die Prinzipien des Gesprächs aber, des virtuellen Rollentausches, des Zuhörens, Verantwortung-für-einander-Übernehmens bleiben uneingelöst. Sind sie vielleicht nicht lebbar?“ (Beck 1998: 216).

Tatsächlich aber wäre auch mit einem einfachen von Beck erwünschten „virtuellen Rollentausch“ - wenn denn jeder seine alte Rolle gegen die alte des anderen tauschte – nicht viel geholfen: Es blieben die gleichen alten Rollen, sie wären eben nur getauscht. **In den, mit dem Alter erworbenen neuen (Weisheits-) Potentialen jedoch liegen Entwicklungsmöglichkeiten zu neuen kulturellen Rollen des Alters, in denen Generativität wirksam werden könnte. Diese neuen Rollen aber müssen von den Alten selbst entwickelt und gelebt werden. Neue kulturelle Altersrollen sind bislang noch nicht als solche konstituiert oder beschrieben worden:** „Es fehlen Möglichkeiten, wie Generativität (über den Geldtransfer und Vererbung hinaus) gelebt werden kann“ (Karl 1994: 79).

**M.E. liegen diese Möglichkeiten in der Gestaltung neuer kultureller Altersrollen, die aus altersspezifischen Kompetenzen erwachsen könnten. Möglichkeiten solch neuer, spezifischer kultureller Altersrollen sollen im Folgenden aus den Alterspotentialen exemplarisch abgeleitet und entwickelt werden.**

### 11.3 Entwicklung und Verwirklichung spezifischer kultureller Altersrollen

Die Rollenproblematik des Alters taucht in der gerontologischen Literatur seit den 60er Jahren grundlegend als erklärendes wie beschreibendes Moment des Altersphänomens auf: „Von der Rolle und dem Status der Alten in der Gesellschaft nahm auch die soziologische Alterns- und Altersforschung ... ihren Ausgang“ (Rosenmayr 1996: 24).

War in jungen und jüngeren Jahren des Menschen die soziale Rolle eng mit dem beruflichen Status des Einzelnen verknüpft und in deren Folge mit (selbst- und fremd-) erwarteten Verhaltensweisen verknüpft, so erfolgt mit der beruflichen „Freisetzung“ zugleich ein Rollen-Entzug. Damit werden die selbstverständlichen Verhaltensweisen innerhalb der Gesellschaft und der öffentlichen und privaten Bezugsgruppen verunsichert und damit persönlichkeitsstabilisierende Elemente entzogen. So wird in der „Rollenlosigkeit“ des Alters denn auch das eigentliche Altersproblem gesehen: Nahe dem einer neuen, schwierigen „Sinnbestimmung“ des Lebens im Alter (vgl. Abschnitt 7.3) wird mit dem Entzug der bisherigen beruflichen und priva-

ten Rolle ein sowohl individuelles wie gesellschaftliches Problem ausgelöst – ohne Verpflichtungen scheint es auch keine Erwartungen mehr zu geben. „Im Theoriegebäude des Funktionalismus ist die Rolle der Angelpunkt zwischen Individuum und Gesellschaft, sie definiert die Verpflichtungen und Erwartungen“ (Rosenmayr a.a.O.).

Zwei grundsätzlich verschiedene Alterstheorien entwickelten sich aufgrund der These der „role-less role“ von Burgess (1960). Burgess selbst behauptete, dass die durch Modernisierung erzeugte rollenlose Rolle im Alter durch entsprechendes spezielles und gezieltes, tätiges „adjustment“ der Betroffenen und der Gesellschaft ersetzbar sei („Aktivitätstheorie“) und ersetzt werden sollte. Auf der Basis der gleichen These der Rollenlosigkeit im Alter, also einer Teilbestätigung von Burgess, entwickelten Cumming und Henry daraus folgernd entgegengesetzt die „Disengagement-Theorie“, die sich jedoch empirisch als nicht haltbar erwies: Ältere seien eher erleichtert über die Entbindung aus ihren gesellschaftlichen Rollen und so von sich aus bereits motiviert, ihre Rollenteilnahme zurückzunehmen.

**Beide Thesen gingen von der heute wissenschaftlich überholten Modellvorstellung (dazu weiter: s.u.) einer Arbeitsgesellschaft aus. Dennoch ist dies keine allein im historischen Kontext zu erinnernde Gesellschaftskonstruktion: Die Vorstellung der „rollenlosen Rolle“ ist in den Allgemeinvorstellungen der Gesellschaft vorhanden und beansprucht auch innerhalb der heutigen vielfältigen Altersbilder (vgl. Abschnitt 6) immer noch ihre Gültigkeit, ist im Rahmen gesellschaftlicher und individueller Altersbilder nach wie vor bestimmend. Die verankerte historische Rollenvorstellungen beeinflusst nachgewiesenermaßen auch das Verhalten der Älteren.** Nicht zufällig wird im Rosenmayr-Zitat (s.o.) auf das „Theoriegebäude des Funktionalismus“ Bezug genommen: Es ist der „Gebrauchswert“, die „Funktionstüchtigkeit“ einer Rolle, die ihren gesellschaftlichen Nutzen, und damit zugleich auch den des Rollenträgers bestimmt. Mit einer wissenschaftlichen Erweiterung (s.u.) von Definition und Bestimmung der Gesellschaft ist noch nicht gleichzeitig eine allgemeine Bewusstseins-Erweiterung all ihrer Mitglieder eingetreten – die Annahme, gesellschaftliche Rollen haben eine „sinnvolle Funktion“ in Form von „Verdienst“ aufzuweisen, ist in einer Leistungsgesellschaft immer noch und wieder verbreitet. Über den Status der Erwerbstätigkeit, über den hierarchischen Rang im Berufsleben und den damit gestaffelten Verdienst wird die „Rolle“ der Person definiert: Welche Rolle diese oder jene Person denn spiele, ist nicht nur eine Frage nach der Tätigkeit, sondern zugleich und noch eher eine nach der gesellschaftlich-herrschaftlichen Anerkennung. In der Wechselwirkung von Fremd- und Selbstbild, von Fremd- und Selbsterwartung (vgl. Abschnitt 5.5) folgt aus der sozialen Definition von Rollen zugleich eine persönliche Identifikation mit dieser: Die Arbeitsrolle prägt in der Arbeitsgesellschaft die Identität des Individuums. Die verräterische Umgangssprache gibt Hinweise, wie sehr die Selbstdefinition des Einzelnen über die berufliche Rolle erfolgt: Man „ist“ (Koch oder Verkäufer), sagt von sich selbst „ich bin“ (Lehrer, Arzt, Bäcker). „Ist“ man noch nichts oder nichts mehr, so ist man noch „im Werden“ begriffen („Ich werde“ (Schreiner)), oder man „war“ („Ich war“ (Polizist)).

Kann man in der Arbeitsgesellschaft keine Verdienst-Position vorweisen, so erfolgt, wie z.B. bei der Hausfrau, die Selbstbestimmung häufig (noch) über den „Verdiener“: „Indem die Hausfrauen nicht an der formellen Erwerbstätigkeit beteiligt sind, sind sie auch nicht direkt in den wesentlichen Arenen des öffentlichen Lebens engagiert; in den meisten Punkten leitet sich ihre soziale Position von derjenigen ihrer Ehemänner ab“ (Kohli 1992: 244).

Aus dieser – funktionalistischen – Rollenperspektive folgt die Problematik der „rollenlosen Rolle“ des Alters – betrifft nicht nur die „Freisetzung“ aus der beruflichen (bezahlten) Rolle und den Verlust auch unbezahlter Arbeitsrollen (z.B. Mutter), sondern sie betrifft auch einen weitgehenden Verlust der Geschlechterrolle (vgl. Abschnitt 4.2): „Der Verlust der Erwerbsposition bedeutet für die Männer – überspitzt gesagt – eine strukturelle ‚Feminisierung‘. Sie finden sich stärker auf die Ehe und Haushaltsführung ... verwiesen ..., ‚verweiblichen‘, wäh-

rend sich Frauen gleichzeitig ‚vermännlichen‘. Es kommt im Alter zu einer gegenseitigen Annäherung der Geschlechtscharaktere“ (Kohli 1992: 252).

**Die Rolle des Menschen in der Arbeitsgesellschaft ist damit nicht nur eine gesellschaftsstabilisierende (indem sie Einkommen und Konsumchancen sichert) und persönlichkeitsstabilisierende (indem sie mit Aufgaben konfrontiert, Kompetenzen fordert und den Alltag strukturiert), sondern wesentlich auch eine identitätsstiftende. Mit der Rollenlosigkeit im Alter, d.h. mit dem Verlust der berufsmäßig definierten Rolle erfolgt so eine De-Stabilisierung, die zur Verunsicherung, gelegentlich zu Krisen der Persönlichkeit führen kann.**

Aus dieser Sicht erscheint es konsequent, dass „Hilfsprogramme“ gesellschaftlich angeboten oder individuell entwickelt werden, in Form neuer „Rollensuchen“ auf arbeitsähnlichen Feldern und in Form arbeitsverhältnisähnlicher Verpflichtungen. Begriffe wie „Produktives Altern“ oder „Produktivität im Alter“ (Knopf et al. 1989) werfen ein bezeichnendes Licht auf die Problematik leistungsorientierter Rollen und „neuer“ Rollen im Alter: In der Regel werden mit dem Begriff der „Produktivität“ nicht etwa Tätigkeiten im Sinne geistiger schöpferischer Kreativität verstanden, sondern überwiegend Aktivitäten, die einen konsumtiven Nutzen für die Gesellschaft haben. Angeboten werden in der Literatur (vgl. auch: BMFuS 1993: 67-72) in diesem Sinne vielfach nachberufliche Tätigkeiten (wie z.B. „Senioren-Experten-Service“, „Wissensbörse“, „Alt hilft Jung“), Netzwerkhilfswerke (z.B. Seniorenbüros, Seniorenengossenschaften), Pflegetätigkeiten (z.B. im Familien- und Nachbarschaftshilfereich) und vielgestaltige politische, soziale und kulturelle Ehrenämter, die die Jüngeren verwaltungsmäßig entlasten oder ihnen etwas „bieten“ (z.B. „Erzählcafés“, Senioren-VHS, „Geschichtswerkstätten“). Die „Suche nach neuen Rollen im Alter“ sind also Weiterführungsversuche vorheriger „produktiver“ Rollen, als „sinngabende“ Tätigkeiten hinübergerettet über den kritischen Punkt des „Rollenverlustes“, sind Suche nach eingeschränkten, verschlankten, jetzt „altersangemessenen“, aber alten Rollen – mit dem Unterschied, dass die Alten nun für ihre Tätigkeit nicht mehr (entsprechend) bezahlt werden: „Rechnet man ... die Leistungen für (das) Ehrenamt zusammen, dann ‚arbeiten‘ die über 60-Jährigen freiwillig und unentgeltlich insgesamt 3,5 Mrd. Stunden im Jahr. Würden sie dafür bezahlt, dann stünden ihnen für ihre Arbeit jährlich die stolze Summe von 80 Mrd. DM zu“ stellte Prof. Dr. Martin Kohli von der Freien Universität Berlin fest“ (Neufeld 1999: 76).

Bereits einleitend wurde darauf hingewiesen, dass die vorausgesetzte Gesellschaftskonstruktion einer „Arbeitsgesellschaft“ überholt und für unser heutiges Gesellschaftsbild unbrauchbar sei. „Manche Autoren benutzen den Begriff der ‚Arbeitsgesellschaft‘ nur noch, um ihr Verschwinden zu konstatieren“, schreibt Kohli. Eine solche Einstellung findet er zwar „übertrieben“, schränkt aber ein, dass „Arbeit keineswegs die einzige Vergesellschaftungsform ist ...“. Es sind vor allem drei weitere Formen, die neben Arbeit bedeutsam sind und eine eigenständige Prägungsform haben können: „Familie ... soziale Netzwerke ... sowie Freizeit und Konsum (einschließlich des Konsums von Massenmedien und Kulturangeboten). Man kann auch die ‚intermediären Institutionen‘ zwischen Individuum und Gesellschaft dazu rechnen, also Vereine und Verbände, Parteien, soziale Bewegungen und Kirchen“ (Kohli 1992: 233). Gesellschaftsbezeichnungen wie „Sozialgesellschaft“, „Freizeitgesellschaft“, „Konsumgesellschaft“, „Kulturgesellschaft“ usw. weisen auf eine Vervielfachung von Vergesellschaftungsmöglichkeiten hin, deren Interpretation und Gewichtung aufgrund unterschiedlicher politischer, sozialer, kultureller Überzeugungen aber auch ideologischer Interessen gleichzeitig und unterschiedlich erfolgen kann. „Insgesamt ist die Vergesellschaftung einerseits unsicherer, andererseits pluraler geworden“ (Backes 1997: 368). Es sind jedoch nicht nur die gesellschaftlichen Institutionen, die sich vervielfältigt und für eine Pluralisierung von Alternsmöglichkeiten gesorgt haben. Es kommen hinzu die vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten des Alterns-

prozesses, die innerhalb jeder einzelnen dieser Institutionen liegen: Betrachtet man die eigenständig prägenden institutionellen Bereiche, die Kohli neben der Arbeit aufführt, so sind dies Institutionen, die weitaus mehr als der (immer noch weitgehend hierarchisch strukturierte Arbeitsbereich) geprägt sind durch hohen Vereinbarungs- und Verhandlungsstatus. Gerade die Familie, die nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Netzwerke, der Freizeit- und Kultursektor, vor allem aber die intermediären Institutionen wie Vereine, Verbände und in jüngerer Zeit auch die Kirchen sind Institutionen der Moderne, deren Verwirklichungs- und Deutungsstrukturen in hohem Maße von den Beiträgen ihrer einzelnen Mitglieder entwickelt und wieder in Frage gestellt werden. Dies hat Rückwirkungen auf das Rollenverständnis und das Rollenverhalten der Einzelnen. **Im Gegensatz zu den weitgehend festgelegten Rollenerwartungen der Arbeitsgesellschaft gibt es in den vergesellschaftenden Institutionen der Moderne nur selten Eindeutigkeiten, dafür eine breite Gestaltungsvielfalt von Rollenrepräsentanzen.**

Ob es nun jedoch die Altersrollen sind, die hinter der Modernisierung herhinken, z.B. in Form einer Suche nach „sinnerfüllender ehrenamtlicher Arbeitstätigkeiten“ – oder ob es die Institutionen sind, die hinter den schon längst pluralisierten Altersbildern herhinken – dies wird in der Literatur unterschiedlich gesehen. So sind Riley und Riley eher der Überzeugung, dass die Strukturvorgaben der Gesellschaft den Rollen- „Lag“ verursachen, nicht umgekehrt: „Veränderungen in der gesellschaftlichen Rollenstruktur sind hinter den sich rasch verändernden Fähigkeiten und Bedürfnissen der älteren Menschen zurückgeblieben. Wenn sich die Rollenstrukturen nicht an die neuen Gegebenheiten angepaßt haben, so liegt das zum Teil an dem starren Charakter der gesellschaftlichen Organisation, der kulturellen Normen und Anschauungen“ (Riley & Riley 1992: 443). **Vorhanden ist heute sowohl ein Bewusstsein, dass eine Rollenlosigkeit im Alter Funktionslosigkeit und Nutzlosigkeit bedeuten kann, wie ein Bewusstsein, dass sie Voraussetzung bieten kann zur Reflexion und Diskussion neuer Möglichkeiten von Rollenentwicklungen im Alter.** Menschen mit verhandlungsorientierten, flexiblen und ständig in der Diskussion befindlichen Rollenvorstellungen und Erwartungen, die sich in einem persönlichen und gesellschaftlichen Prozess dauernder Auseinandersetzung befinden, sind sich eher bewusst, dass dies auch mit dem „Alter“ nicht beendet ist, nicht beendet sein kann (vgl. Abschnitt 11.2.3). Menschen, die in ihrem Rollenverhalten stärker durch die arbeitsgesellschaftlichen Normen geprägt sind, sind im Alter entsprechend krisenanfälliger und –gefährdeter, wenn sie mit der Rollenlosigkeit bei der „Freisetzung“ konfrontiert sind. Sie tendieren folgerichtig dazu, ihre alte Rolle zu assoziieren, da sie „nur fixiert und sehnsüchtig auf das Verlorene starren, auf den großen Strom ihrer bisherigen Berufsgefährten, zu dem sie nun nicht mehr gehören, und sie nur darauf sinnen, möglichst bald wieder ein Teil in diesem Zug zu sein ... Diese schwer erträglichen Erscheinungen des ‚Pensionierungsschocks‘ treten unausweichlich desto reiner, ungebrochener auf, je ausschließlicher man gesellschaftliches Akzeptiertsein und die große Gemeinsamkeit in der sichtbaren Gemeinschaft der Produktion von außenweltrelevanten Gütern – seien es Sachen, Sachverhalte oder Vorgänge – erfahren hat, und je weniger man hinreichend bewusste Erfahrung gemacht hat mit der unsichtbaren Gemeinsamkeit der ständigen Entwicklung von Sichtweisen, Bewertungen und Beziehungsweisen“ (Kinsler 1999: 15).

Im Hinweis auf die *bewusste* Erfahrung liegt der Kern der Abgrenzung zwischen verzweifelter Suche nach einer Rolle (die ja irgendwo von jemandem vorgegeben, definiert sein, also vorhanden sein muss, existieren muss) und einer selbst-bewussten Rollenentwicklung: **Mit „Sichtweisen, Bewertungen und Beziehungsweisen“ hat jeder Alternde Erfahrungen gemacht, doch die unterschiedlichen Bedingungen zu einer Kompetenz subjektiver Rollenfestsetzungen und –definitionen liegen in der Verarbeitung, in der Kritik, im subjektiven Umgang mit diesen Erfahrungen. Nur über ein solches Bewusstsein, eine solche Reflexion von Erfahrung kann der eigene sichere Rollenstandpunkt abgesichert und be-**

**stimmt werden, wenn der (Arbeits-) Boden entzogen wurde. Aus der Verarbeitung, dem Bewusstsein der Erfahrung heraus erst kann eine kreative Neuentwicklung stattfinden (vgl. Abschnitt 8.4.2.3).**

Aus diesem Aspekt der Rollensuche bei der die Rollenlosen „nur darauf sinnen, möglichst bald wieder ein Teil in diesem Zug zu sein“, wird der eingangs zitierte Hinweis Rosenmayrs auf den Rollen-„Funktionalismus“ noch in einem weiteren Sinne verständlich: Da die alte Arbeitsrolle nach der „Freisetzung“ keine Funktion mehr hat, wäre eine neuerliche Aufnahme nur als „Funktionalismus“ zu bezeichnen: Die Bedingung „Rolle“ an sich ist als Leerstelle noch vorhanden, wird mit jetzt „verdienstlosen“ Aktivitäten gefüllt, die der (ehemalig „sinnvollen“, „funktionalen“) Arbeitsrolle ähneln - Funktionales wird selbstzweckdienlich, wird funktionalistisch. Hieraus wird auch die wiederholte Kritik Rosenmayrs (1996: 20, 1997: 16) am strategischen Modell des Kapazitätserhaltes im Alter einsichtig, das von Baltes & Baltes (1986-1992) entwickelt wurde: Das Prinzip der Optimierung regredierender Fähigkeiten durch Selektion (weniger) und Kompensation (langsamer) soll Ausfälle und Rückschritte im Alter ausgleichen. Baltes & Baltes sehen darin die Möglichkeit, alte Rollenfunktionen, wenn auch eingeschränkt, zu erhalten. Rosenmayr argumentiert dagegen: „Kompensation und zum Teil Optimierung passen eher zu einem starren, ‚unbeweglichen‘, d.h. in der Diagnose der Sozial- und Kulturentwicklung als verspätet zu beurteilenden Seniorenbild. Im ‚Wechsel der Rollenfelder‘ liegt eine konstruktive Dynamik. Je mehr sie dem inneren Entwicklungsprozess entspricht und ihn fördert, desto eher gelingt aus dieser Dynamik heraus die Veränderung“ (Rosenmayr 1996: 21). **Baltes & Baltes also wollen eine alte (wenn auch eingeschränkte) Rollenfunktion mit Raffinesse erhalten, Rosenmayr verlangt einen, den sich neu entwickelnden Altersqualitäten angemessenen, Wechsel der Rollen, lehnt Ehemaliges, ins Alter Hinübergerettetes ab. Mit dem Alter, so Rosenmayrs Argumentation und so auch die empirische Bestätigung im Rahmen dieser Untersuchung (vgl. Abschnitte 8.4.2.3, 8.4.3, 9.1 – 9.9, 10.4) haben sich neue Kompetenzen entwickelt, die (sozio-) kulturelle Relevanz ausweisen, neue Sicht- und Deutungsweisen, neue Verhaltensformen. Sie bilden die Voraussetzung zu einer neuen Rollenentwicklung und -gestaltung, die anders als die alte Funktionsrolle, neue Sichtweisen, neue Deutungsmöglichkeiten, neue Perspektiven für die Gesellschaft und für die gesellschaftliche Entwicklung eröffnen können.** „Im späten Leben werden neue Potentiale der Entwicklung und Chancen der Kreativität sichtbar. Kreative Änderung ist, wo immer möglich, der bloßen Kompensation vorzuziehen, welche ja letztlich nur Ersatz und Aufstockung ist, aber keine Änderung im System bietet ... Kreativität und Innovation werden notwendig sein, um der gesellschaftlichen Evolution, deren Zeugen und Mitwirkende wir sind, Rechnung zu tragen“ (Rosenmayr 1996: 20,21).

Ob dies denn so weit gehen muss, wie Friedan vermutet, dass diese kulturelevanten neuen Kompetenzen gleich „möglicherweise für unsere menschliche Evolution und sogar für unser Überleben notwendig sind“ (Friedan 1995: 828), mag der bei dieser Autorin immer wieder durchbrechenden Begeisterung für das Alter entspringen und entsprechend überzeichnet sein. Dass die kulturelevanten neuen Kompetenzen jedoch in der Realisierung von neuen kulturellen Rollen „zukünftigen Generationen neue ... Richtungen“ (a.a.O.) anzeigen können, ist durch die Erweiterung des Spektrums möglicher Sicht- und Deutungsweisen sehr gut möglich, ja, wäre eine zwangsläufige Folge.

Diese letztere These soll so, als ein pragmatischer Ansatz, bei der Darstellung möglicher neuer kultureller Rollen dienen:

**Anders als die zweckrationalen, funktionellen und damit einseitig auf Wertschöpfungsbeiträge ausgerichteten alten Rollen der Arbeitsgesellschaft ermöglichen neue Rollen, die im Alter aufgrund von entstehenden und entstandenen Weisheitsqualitäten errichtet werden, mehrperspektivische Sichtweisen, eröffnen neue Kriterien des Be-Urteilens,**

## **neue Möglichkeiten zu Be-Deutungen, zu Be-Wertungen und damit letztlich zu neuen Kultur- und Lebensformen.**

Damit wird bereits deutlich, dass neue kulturelle Altersrollen, wenn sie nicht lediglich funktionell ausgerichtet sein sollen, sich durch Vielfältigkeit und Diskursivität auszeichnen müssen. Wie Alternsprozesse selbst gesellschaftlich und auch individuell vielfältig, sogar widersprüchlich verlaufen, stellen sich konsequenterweise moderne kulturelle Altersrollen als ein breites Spektrum von Möglichkeiten dar. Sie entsprechen in ihrer Vielfalt möglicher Darstellungen der Vielfalt aller Lebensformen des Alters in der Moderne. So wenig es ein eindeutiges Altersbild der Moderne gibt (vgl. Abschnitt 6.2), sondern jeweils eine Vielfalt von ihnen, die auch als „Altersdichotomien“ (Kondratowitz) zueinander durchaus im Widerspruch stehen können, so sind Altersrollen allgemein, aber auch im einzelnen und in sich vielfältig, nicht eindeutig definierbar und gesellschaftlich wie individuell auch alternierend gestaltbar (Pb 16a: „Und morgen vielleicht etwas ganz anderes“; Pb 15a: „Leider ist die Sortierung von heute nicht die der letzten Woche“).

Spezifische kulturelle Alterskompetenzen, die aus den sie definierenden, unterschiedlich ausgeprägten Weisheitsqualitäten abgeleitet wurden, sind vielgestaltig strukturiert und nicht uniform. Sie eröffnen eine Vielfalt von Darstellungsmöglichkeiten und von individuellen Interpretationen der verschiedenen Rollen. Wie die vielfältig mögliche Konstituierung von Altersbildern (vgl. Abschnitt 6) werden deshalb auch beispielhaft entwickelte Möglichkeiten spezifischer kultureller Altersrollen im Folgenden dichotomisch dargestellt.

Es mag erstaunen, dass alle Bereiche, in denen eine Verwirklichung kultureller Rollen sich abspielen könnte, als Aktivitätsbereiche bezeichnet werden, also auch solche, die traditionell als passive gelten: So wird im Besonderen die Rolle des Publikums gemeinhin als ein passiver Part im kulturellen Prozess verstanden – als der passive „Konsument“ eines „Produktes“ eines (aktiven) „Herstellers“ (Künstlers). Die Rolle der Nicht-Produktion, des Nicht-Handelns wird gleichgesetzt mit der der Passivität, des Mit-sich-geschehen-Lassens: Das Publikum als Konsument wäre quasi Objekt der Kunstvermittlung. Ein Bild von leeren Säcken mag sich aufdrängen, die willenlos, passiv mit (Kunst-) Inhalten gefüllt werden. Sie mögen gewählt haben, mit welchen Inhalten sie zur Füllung bereit sind, an welchen Ort der Abfüllung sie sich zu begeben entschieden haben, doch waren ihre Optionen objektorientiert – es entspräche dies der These pluraler Alterskulturen, wie sie in Abschnitt 10.3.1 und 10.3.2.1 dargestellt wurde. Eine solche Haltung kann aber nicht die einer spezifischen Alterskultur sein, die subjektiv das individuelle kulturelle Erleben bestimmt, sie erfährt auch als Publikum eine andere, eine subjektive und aktive Rollengestaltung: Deutungskompetent und urteilsfähig wird das Diskursangebot als notwendiger Bestandteil in den kulturellen Prozess eingebracht. Dies ist eine wesentlich andere, eine gegensätzliche Rollenumsetzung als die des „passiven Konsumenten“. Es wird deshalb für die ausgewählten Möglichkeiten selbstbestimmter, subjektiv interpretierter kultureller Altersrollen eine aktive Verwirklichung beschrieben – denn Aktive sind nicht unbedingt Akteure und ein Konsument ist nicht unbedingt passiv.

Bereits 1981 kritisierte Herrmann Glaser ein gedankenloses, gelegentlich aber auch ideologisch beabsichtigtes sprachliches Gemengelage in dieser Beziehung: „Und es werden dann so einige Begriffe ständig herumjongliert und überhaupt nicht mehr reflektiert, was sie bedeuten. Konsum, das ist z.B. so ein Versatzstück. Was heißt denn Konsum? Konsum besagt zunächst überhaupt nichts über das Verhalten der Leute, sondern das ist eine innerliche Sache. Wenn wir unter Konsum die Fähigkeit verstehen, nach-zu-denken, nach-zu-fühlen, nach-zu-überlegen, dann brauchen wir viel mehr Konsum! Wir sollen doch endlich mal weg von diesem aktivistischen Kulturbegriff, wo jeder Sozialpädagoge froh ist, wenn die Leute vorn tanzen und dann sagt, da haben wir mal wieder die Kreativität, die wahren Bedürfnisse treten zu Tage. Es ist durch Verstärkung anzustreben, ein Nachdenken über das, was vorgedacht ist, zu



ermöglichen. Insofern ist z.B. die Tatsache, daß jemand zuhört, nachvollzieht, überhaupt nicht mit dem Begriff Konsum abzuqualifizieren“ (in: StadtKulturLandschaft, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Frankfurt, S. 286 f).

### 11.3.1 Spezifische kulturelle Altersrollen im aktiv-produktiven Bereich

Im aktiv-produktiven Bereich kulturellen Schaffens lassen sich geschichtlich sowohl Kompetenzverfall wie Kompetenzsteigerung im Alter nachweisen. Eine bedauernswert lange Reihe sowohl von Künstlern als auch von Wissenschaftlern und Politikern, die nach Überschreiten eines Höhepunktes ihres Schaffens lange Jahre des geistig produktiven Abbaus in ihrer Biografie vorweisen, lässt vermuten, dass oft von einem **Verfall schöpferischer Kraft im hohen Lebensalter** ausgegangen werden muss. Ihr steht jedoch eine beeindruckende Anzahl von Lebensgeschichten gegenüber, die offenbaren, dass eine enorme **produktive Steigerung und Reifung auch im Alter möglich und nachweisbar** ist. Ohne die Vielzahl derer zu vergessen, die in ihrem Alterswerk enorm an gestalterischer Kraft verlieren, soll die Tatsache, dass alternde aktiv-produktiv Kulturschaffende ihre Kompetenz, Kraft und Leistung bis ins hohe Alter auch steigern können, dem Nachweis dienen, was **im Prozess des Alterns als Kompetenzgewinn möglich** ist. Die beschriebenen möglichen Rollen sind also Entwürfe unter dem Paradigma des „optimalen Alters“ (Baltes). Sie gründen auf den Fähigkeiten „reiferer Denker“, „vorgegebene Denkkategorien und Fakten zu transzendieren und auf diese Weise zu neuen Problemen und Lösungsweisen zu gelangen“ (Staudinger/ Baltes 1996: 62).

#### 11.3.1.1 Der reife Künstler: Kontinuität und Neuentwicklung

Dass der alte, der „späte“ Künstler „gereifte“ Werke vorweist, dieses Thema ist in der musikwissenschaftlichen, literaturwissenschaftlichen und kunstwissenschaftlichen Literatur sehr gründlich untersucht und beschrieben worden. Erinnert sei an die vielen Interpretationen von Spätwerken Goethes und Yeats, Michelangelos, Matisses, Rembrandts und Picassos, Beethovens und Mahlers. Erinnert sei u.a. auch an die bereits klassischen Untersuchungen von A.E. Brinckmann „Spätwerke großer Meister“ aus dem Jahre 1925 (Analysen von Spätstilen großer Maler) und von Paul Herre „Schöpferisches Altern“ aus dem Jahre 1939 (Untersuchung musikalischer Spätleistungen). Es soll im Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung denn auch nicht mehr auf die Frage des „Dass“ eingegangen werden, deren Beantwortung in den Disziplinen der Kunst, Musik und Literatur erfolgte und erfolgt, sondern vielmehr auf die Frage, ob möglicherweise ein generalisierbares „Was“ diesen Spätwerken eigen ist, bzw. „warum“ dies der Fall sein könnte.

Die nachgewiesenen besonderen Eigenarten und Besonderheiten von Spätwerken gelten natürlich nicht nur für die Klassiker unter den Künstlern, sie gelten selbstverständlich auch für die Moderne, gelten auch für noch lebende alte Künstler. Neben Baselitz, der „immer tiefer in den Strudel der Malerei gerät“, nennt Ammann On Kawara und Giacometti als Beispiele und erklärt sich die Faszination in Werken alter Künstler beispielhaft an Lucian Freud (geb. 1922), er „mußte 70 Jahre alt werden, um mit seinen schwergewichtigen Frauenleibern die seit vielen Jahren vielleicht wichtigsten Bilder gemalt zu haben. Die Schwerkraft dieser ungeheuren Fleischberge versinnbildlicht die Schwerkraft einer Malerei aus dem Klangkörper des eigenen Resonanzraumes“ (Ammann 1998: 44).

Für Baltes ist eine solche Tatsache geradezu die Grundlage und der Beweis, seine Theorie sich entwickelnder Alterskompetenzen darauf aufzubauen: „Und immer wieder gibt es Künstler, Wissenschaftler, ... die... im hohen Alter Spitzenleistungen vollbringen“ (1993: 171). Dies ist eines der Basisargumente aus denen Baltes die Entwicklungsfähigkeit im Alter ableitet. Damit bedient er sich eines Begründungselementes, das bereits auch Rothacker 1968 gedient

hatte, seine Theorie der Reifung im Alter zu untermauern: „Ist dies alles eine *Alterserscheinung* oder nicht vielmehr eine *Reifungs-, Könnens- und Weisheitsstufe*, die mit der erst jetzt gewonnenen Höhe der Intuition Wesentliches und Unwesentliches scheiden gelernt hat und dementsprechend auf den gereiften Betrachter auch eindringlicher wirkt“ (Rothacker 1968: 126). Obwohl Rothacker sich wie Baltes auf Forschungsergebnisse von Untersuchungen zu Spätstilen alter Künstler bezieht (u.a. Fontane, Rembrandt, Beethoven), gelangt er, anders als Baltes, zu der Schlussfolgerung, dass sich diese Entwicklungsmöglichkeiten nicht aus einem allgemeinen Alternsprozess, sondern aus einem Reifungsprozess auf „Kosten“ anderer regredierender Fähigkeiten entwickelt: „Während die medizinische Altersforschung wohl noch geraume Zeit damit beschäftigt sein dürfte, die Symptome und Relationen eines mit dem Altern verbundenen Nachlassens der Organe ... zu prüfen, zeigt die Analyse der *kulturellen Dokumentationen höheren* geistigen Schaffens, das auf dem methodischen Studium einiger hundert ‚oeuvres‘ und ihrer Vergleichen zu begründen wäre ..., daß die größten geistigen Leistungen oft gerade in Lebensaltern gelingen, in denen, nach unwiderleglichen Feststellungen, die Leistungsfähigkeit vieler einzelner Organe und Funktionen wesentlich nachgelassen hat“ (a.a.O. S. 124). Mit dem Abbau und Rückgang körperlicher Fähig- und Fertigkeiten, so Rothacker, erfolge eine Konzentration und damit Steigerung der geistigen Leistungsfähigkeit. Im Unterschied zu Baltes, der auf allen Gebieten, also auch im körperlichen Bereich, Leistungssteigerungen im Alter prinzipiell für möglich hält, stellt sich bei Rothacker der geistige Reifungsprozess in einer sich überschneidenden Kurve zum körperlichen und psychischen Alterungs- (als Abbau-) Prozess dar: „Kehren wir zum Geist des schaffenden Menschen zurück, so gibt es hier offenbar für dessen Leistungen eine *Reifungskurve, welche sich mit der Alterskurve schneidet*“ (a.a.O., S. 15, alle Hervorhebungen durch den Autor). Es entspricht diese These weitgehend der Theorie Brackens (1952: 309) über eine „Umstrukturierung“ der geistigen Leistungsfähigkeit: Mit dem Abbau biologischer Potenzen erfolge eine Konzentration und damit verbunden eine Weiterentwicklung, eine Reifung der geistigen Fähigkeiten. Diese Theorien Rothackers und Brackens sind jedoch in den Bereich der Spekulationen zu verweisen. Die gerontologische Forschung kann diese Thesen kausaler oder korrelativer Bedingung nicht mehr als gültig dulden, kann sie jedoch als eine auch bestehende Möglichkeit stehen lassen. Mit der Erkenntnis des pluralen und des differentiellen Alters sind in jeweils einzelnen Bereichen isolierte Steigerungen in gleicher Weise möglich, wie ein Gesamtaufbau möglich ist – ebenso wie ein Leistungseinbruch in einem einzelnen Bereich oder aber auch ein gesamter Leistungsabfall möglich sein kann, im sehr hohen Alter auch eher wahrscheinlich ist (vgl. Berliner Altersstudie). Die Schnittkurve einer aufbauenden geistigen Leistung zu abbauenden psychisch und körperlichen Leistungskurven, wie Rothacker einen Reifungsprozess erklärt, ist zwar möglich, aber nur als eine von vielen Variationen sich verändernder Leistungsfähigkeit im Alter.

Interessant ist jedoch und festgehalten werden muss, dass die unterschiedlichen Richtungen gemeinsam von einer Tatsache ausgehen: Vielen künstlerischen Spätwerken (bei einigen Autoren auf kulturelle Spätwerke allgemein erweitert, z.B. in Philosophie und Wissenschaften) wohnt eine besondere Genialität, eine Konzentration, eine Verdichtung inne, die sinnlich erfahrbar, jedoch in Worten schwer zu fassen, und deshalb bisher nicht oder nur näherungsweise erklärt wurde.

Auch Joachim-Ernst Behrend hat in seiner Untersuchung „Hinübergehen - das Wunder des Spätwerkes“ eine verbindende Andersartigkeit, eine „Kompilation“ festgestellt, worunter er, entgegen dem allgemeinen Sprachgebrauch, eine hörbare Vergleichbarkeit, eine Ähnlichkeit in diesen Werken versteht: „Die Kompilation kann auch solchen Menschen helfen, diese Andersartigkeit zu hören, die keinerlei Erfahrung mit ‚Klassik‘ haben. Dieses ‚Andere‘ verbindet alle – oder fast alle – späten Werke“ (Behrend 1998:12). Dieses „faszinierend Gemeinsame“

verbindet die Spätwerke zum einen über Jahrhunderte hinweg (als Extreme werden angeführt: Monteverdi 1643 „L’Incoronazione di Poppea“ und Messiaen 1992 „Saint Francois d’Assise“). Es verbindet aber auch - und lässt damit einen weiteren Element des Reifungsprozesses vermuten als den reinen Alterungsvorgang - die Spätwerke sehr jung an Lebensjahren verstorbener Komponisten und die Spätwerke an Lebensjahren sehr alt gewordener Komponisten (hierzu werden unter anderen als extreme Beispiele angeführt die Klaviersonate B-Dur des 31jährigen Schubert und das Requiem Canticles des 89jährigen Strawinsky). An Parallelen in der Literatur drängen sich Vergleiche zwischen den Spätwerken Büchners oder Hölderlins und dem Goethes auf, die seit Jahrhunderten ebenfalls eine unerklärliche Faszination auf Leser ausüben.

Über Jahrhunderte hinweg und unabhängig vom Alter des Künstlers erkennt Behrend in „letzten Werken etwas faszinierend Gemeinsames... Offenbar tragen letzte Werke eine Botschaft, die andere Werke nicht haben“. Über Hörbeispiele und Komponistenbilder versucht Behrend, sich diesem „Gemeinsamen“ zu nähern, als alternativen Versuch zu den vergeblichen Erklärungsversuchen der Kunstwissenschaftler vor ihm: „Gewiß weiß auch die Musikwissenschaft, daß Spätwerke etwas Gemeinsames haben, das sie alle verbindet. Musikwissenschaftler erwähnen es, als wisse schon jeder, wovon die Rede ist, aber es gelingt ihnen nicht, dieses Gemeinsame zu artikulieren“ (a.a.O. S.12). Auch Behrend gelingt es nicht, aber er kann Hinweise geben: Das Andere, das Faszinierende, das letztlich Unfassbare ist nur bedingt, aber nicht unbedingt an Lebensalter gebunden, es muss dies mit einer innerpersönlichen Reifung zusammenhängen, die zwar durch das Altern gefördert wird, doch auch unter anderen Einflüssen entsteht (vgl. Abschnitt 11.3.3.3). So könnte erklärt werden, „was schon jeder wisse“: die nicht formulierbare Reife eines Spätwerkes, unabhängig vom Alter des Künstlers, in dem sein Spätwerk entstand.

Der Reifungsprozess kann danach also keinesfalls nur retrospektiv erklärt werden durch eine Bilanzierung allein aufgrund gelebter Jahre, sondern er müsste perspektiv definiert werden über die Bewusstwerdung der Kürze der noch verbleibenden Zeit. Eine solche „radikalisierte Zeiterfahrung“ (vgl. Rentsch) ist elementares Moment einer neuen Identitätskonstitution, die durch das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit als einmalig, innerpersönlich und individuell Eigenes, Spezifisches ist. Die Bewusstwerdung der Kürze der noch verbleibenden Zeit ist ein neues Zeiterleben, eine neue Zeiterfahrung (vgl. Mittelstrass), was sich bei Künstlern in besonderer Weise in der Äußerung, dem Werk, mitteilt. Es ist weniger oder nicht auf intellektuell-rationalem Wege erfahrbar als vielmehr über ein Einlassen auf diese Externalisierung durch künstlerische Mittel. In dieser Externalisierung der neuen, innerpersönlichsten Zeiterfahrung liegt die einmalige und spezifische Möglichkeit des alternden Künstlers, von diesem Bewusstsein seiner Erfahrung etwas mitzuteilen. Es ist dies seine spezifische, durch seine Lebensbilanz bestimmte und so besonders durch ihn und nur selten durch Jüngere erfüllbare kulturelle Rolle:

Die nachdenklichen Vermutungen der 22jährige Studentin Pb 10j lassen Hinweise auf Existenz und Erklärung solcher Ausnahmen erkennen: „Durch Auseinandersetzung mit Krankheiten und Unfällen und dadurch mit einem verfrühten Tod ist es meiner Meinung nach auch möglich, schon früher im Leben einen solchen Zustand zu erreichen“. Ihr scheint der Gedanke, so zu leben, als *wäre* man dem Tode nahe, in gleicher Weise die Lebensintensität, Tiefe und Dichte des Erlebens zu fördern wie eine kürzer werdende Lebenszeit: „Wenn man in jeder Situation sagen kann: ‘Und wenn dies der letzte Augenblick ist, ich bin zufrieden mit meinem Leben, ich habe nichts aufgeschoben, was mir wichtig ist, ich kann auch akzeptieren, dass mir durch äußere Umstände weniger Zeit zuteil wurde‘, kann man bei jungen Menschen von einem oben beschriebenen Zustand ausgehen. Die Aussage beinhaltet ... dass man die Zeit, die man hatte, bewusst gelebt hat“. Es könnte diese Aussage der jungen Frau eine Bestätigung sein, dass das *Bewusstsein* von der Kürze der Zeit maßgebend ist für eine andere, eine

intensivere Art des Auslotens von Lebensaspekten. So beschreibt auch der 31jährige Mozart nicht das Wissen, aber das Bewusstsein um die Kürze des Lebens als „den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit“, und schildert: „ich lege mich nie zu bette ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so Jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr seyn werde“ (Mozart, Brief vom 4.4.1787, zitiert und belegt bei Welsch 2001: 28). Es ist dieses Bewusstsein der Kürze noch zu lebender Zeit in jungen Jahren sehr wohl auch möglich, obwohl es eher und bevorzugt im Alter zutage tritt angesichts einer realistischen Bilanz der kürzer werdenden Zeit des Lebens.

Ein solches Bewusstsein von der Kürze der verbleibenden Zeit ist selbst nicht vermittelbar (s.o.). Vermittelbar aber sind die durch ein solches Bewusstsein veränderten *Sichtweisen*, die die Voraussetzung darstellen, „Realitäten“ zu deuten, zu gestalten und zu verarbeiten. Schlicht und verständlich drückt es Behrend aus: Durch die Spätwerke könnte ein „Klug-Werden“ (Behrend) des Hörers, Betrachters, Lesers „erleichtert“ werden. Es sind die durch den alten Künstler angebotenen neuen Deutungsmöglichkeiten von (sinnlich erfahrbaren) Wirklichkeiten, die ein „Klug-Werden“, d.h. eine Aspektevermehrung, ermöglichen könnten.

„An diesem Punkt fängt für mich erst Kunstschaffen an“ schreibt die alternde Künstlerin Pb 12a. Sie, die jahrzehntelang sich „eher in klassischen künstlerischen Techniken ausgedrückt“ hat, hier ihre Erfolge gesammelt und in diesem Gebiet auch ihren Lehrauftrag sah und mit Überzeugung erfüllte („Die Fähigkeit hat sich im Laufe meines langen pädagogischen Lebens enorm entwickelt“), beschreibt jetzt, dass „seit ca. zehn Jahren sich ein radikaler Wandel in meiner künstlerischen Tätigkeit vollzogen“ hat, weil sie erst in den letzten Jahren erkannte, dass „ich nicht mehr ausdrücken konnte, was mir wichtig war, was ich ... wahrgenommen habe“. Was sie jedoch als „radikalen Wandel“ bezeichnet, fällt nur bei genauem Hinsehen auf: Kein sprunghafter Themen- oder Technikwechsel ist es, sondern eher eine neue inhaltliche und gestalterische Perseveranz, die nun ihre Arbeit bestimmt. Die hartnäckige Ausdauer, ein Thema immer wieder weiter zu bearbeiten, überrascht sie selbst: Die einst „gewohnte Ästhetik zu verlassen“, in anderer, neuer Weise wahr-zu-nehmen, führte sie zu einer ungewohnten Externalisierung, einer, die „für mich selber neu war“.

Die Perseveration im schöpferischen Werk alter Künstler wird in der Gerontologie als Sammlung und Verdichtung, Konzentration und Kontemplation beschrieben. Derartig konzentrierte, verdichtende Bearbeitungen in Spätwerken bezeichnet Behrend als „Kumulationen“, Spätwerke entsprechend als „Kumulationswerke“. Dies würde bedeuten, dass das Vorhandene nicht „radikal“ beseitigt und durch Neues ersetzt wird, sondern dass es bearbeitet und ergründet wird, um Differenzielles zu erkennen und darzustellen. Nicht mehr in der Breite der Vielfalt sich zu bewegen, sondern einen Standpunkt „auszuloten“ (vgl. Abschnitt 9.1) wird wichtig: „Es ist nicht mehr das breite Leben“, beschreibt es Pb 17a, und die Studentin 10j erhofft und erwartet für sich selbst vom Älterwerden diese neue Möglichkeit der „Fokussierung“ – freut sich auf „Zeiten, in denen es einem möglich ist, sich stärker auf das Wesentliche zu fokussieren“.

„Mit repetitiver Computergraphik“ beschäftigt sich künstlerisch Pb 5a, eine historische Technik mit einem modernen Medium vereinigend – und kommt damit der Neigung des Alters zur perseveranten, kontemplativen Arbeitsweise entgegen. Um die „Typik“ repetitiver Techniken weiß sie sehr wohl: „Das ist, unabhängig von meiner Person, ein ebenso altes wie neues Feld, sowas wie Bildlitaneien“, beschreibt sie ihre Technik. Damit vergleicht und begründet sie die geringen, allerdings substanziellen, wesentlichen Abweichungen auf dem Boden der Wiederholungen mit den liturgischen Meditationen. Damit beschreibt sie zugleich die Funktion ihrer „typischen“ Technik – ähnlich wie ein Kunstjournalist in Bezug auf einen anderen 78-jährigen Künstler, für den „... es viel spannender und eine größere Herausforderung ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, genau hinzusehen, Details zu erkennen und Veränderungen zu

bemerken“ (Zerhusen 2000:1). So erklärt er sich die eigentümliche Faszination der Bilder einer Ausstellung des Künstlers, die vielfältig wiederholend den immer gleichen Blick aus dessen Zimmer zeigten. „Wohin Sie auch schauen: Zuerst sehen Sie wohl diese Kreuzung, von oben herab. Und noch einmal die Kreuzung, gleicher Blickwinkel. Und wieder die Kreuzung. Und wieder. Eine Straße. Und noch eine. Und noch eine.“ Es sind immer dieselben und doch „sind sie in jeder Sekunde anders, neu. Verändert ... auch durch den Betrachter selbst, durch die eigene Befindlichkeit, durch die daraus resultierende ‚Konstitution der Wahrnehmung‘, die Veränderungen genauso unterworfen ist wie das Sujet selbst ... Veränderungen werden gerade in der Wiederholung deutlich. Kontinuität und Entwicklung sind eins“ (a.a.O.).

Thematische Repetitionen, Wiederholungen, Litaneien, Meditationen - die inhaltliche Wiederaufnahme von „scheinbar“ immer Gleichem, zumindest Ähnlichem, ist ein Element künstlerischen Schaffens eher und vorwiegend im Alter als in der Jugend. Vom Feld des Experimentierens, des Abbrechens, Neuanfangens, des Suchens und Verwerfens, des Vorwärts- und Weiterdrängens wird gewechselt auf das des ruhigen Auslotens, des kontemplativen In-die-Tiefe-gehens. Be-schaulichkeit bestimmt die Art des Arbeitens im Alter mehr als in jungen Jahren, in weniger Wahrnehmbarem wird mehr erkannt: „Reduktion und die leisen Töne regen heute meine Vorstellung an“ schreibt die alte Malerin Pb 18a. Einen Monat später bestätigt sie in einer kurzen E-Mail: „Mir geht die Frage von den wichtigen Dingen nicht aus dem Kopf. Kleine Dinge werden nicht wichtiger oder unwichtiger, aber die Details, ob wichtig oder nicht, fallen mehr auf ... gewinnen an Gewicht“. Es ist die neue subjektive „Konstitution der Wahrnehmung“, die zu den veränderten Sichtweisen, nicht aber zu neuen Wertungen („Dinge werden nicht wichtiger oder unwichtiger“) geführt haben. Die im Alter sich entwickelnden differenzierenden Sichtweisen („Details“) tragen neue Aspekte zu jener gesellschaftlichen „Blickpunktvermehrung“ bei, die eine zukunftssträchtige kulturelle Deutungsbreite abzusichern vermögen. Über die Externalisierung in der Kunst könnte sich die Generativität der Rolle des alternden Künstlers verwirklichen.

### **11.3.1.2 Der alternative Denker: Bündeln und Überschreiten**

Alternatives Denken – damit ist „zunächst einmal ...das schöpferische Vermögen gemeint, ... das im Unterschied zum rein analytischen Denken durch das Finden und Erfinden neuer Aspekte und Sichtweisen gekennzeichnet ist“ (Heinrichs/Klein 1996: 126). Mit dem alternativen Denken werden neue Möglichkeiten, vor allem aber neue Freiräume entdeckt außerhalb der vorgegebenen funktionalen, zweckorientierten Denkstrukturen, wie sie zur Lösung vordefinierter und so als real vorhanden erklärter Probleme „sinnvoll“, d.h. zweckdienlich angewandt werden sollen.

Alternatives Denken ist eine Fähigkeit, die eher gefordert wird in den Bereichen der Wissenschaft, der Politik, der Erziehung, der Didaktik, Institutionen der Gesellschaft also, denen eine Deutung der Welt wesentlich auch in einer pragmatischen Tendenz obliegen – als Deutungen, deren Sinn die Gestaltung einer gesellschaftlich als wünschenswert zu bestimmenden, letztlich aber offenen Zukunft ist. Hierin begründet liegt die Notwendigkeit alternativen Denkens gerade in diesen Gebieten, liegt die Bedeutung einer Überwindung kognitiver, sozialer, auch emotionaler Grenzen, die zu immer gleichem Spurendenken verleiten. Das Handlungsfeld, in der sich die Rolle des alternativen Denkers verwirklichen kann, liegt damit eher im Bereich der Bildung als dem der freien Kunst.

Konzepte, Modellvorstellungen und Strategiepläne zur Erarbeitung von Problemlösungen sind abhängig von den Wirklichkeitsinterpretationen – unterschiedliche Sinndeutungen, Sinnzuschreibungen ergeben unterschiedliche Operationshorizonte. Sollen notwendige neue alternative Konzepte, alternative Modellvorstellungen, alternative Lösungsmöglichkeiten gefunden werden, so müssen die alten Wirklichkeitsdeutungen in Frage gestellt werden. Der Akt des al-

alternativen Denkens, die damit geforderte Fähigkeit zu alternativem Denken, besteht so in Kenntnis, in Wissen von allgemeinen, „herrschenden“ Techniken, Denkansätzen, in Erfahrung im Umgang mit ihnen, in einem Überblick und einer kritischen Distanz (Synoptik und Urteilsfähigkeit) und in der Fähigkeit, sie zu überschreiten. Besonders auf den notwendigen Bodensatz des Wissens als Basis zu alternativen Lösungen wird in der Literatur verwiesen: „Je größer das Wissen (brauchbare Wissensteilstückchen), desto größer die Wahrscheinlichkeit, mit diesem Wissen viele Muster, Kombinationsvarianten und neue Ideen erdenken zu können... Es ist selbstverständlich, dass eine produktive Kreativität ohne Wissen unmöglich ist.“ (Hoffmann 1987: 24).

In den Abschnitten 9.1 – 9.4 wurde erarbeitet, inwieweit der alte Mensch aufgrund vorhandener Weisheitspotentiale in besonderem Maße die Fähigkeit zur synoptischen kritischen Distanz über erworbenes, angesammeltes Wissen aufweisen kann. Die individuelle Biografisierung als Gestaltung, Bearbeitung und Reflexion der Erfahrung ermöglichen eine andere, eine alternative Art der Wirklichkeitssicht. Sie ist so eher im Alter als in der Jugend möglich. Im „bevorzugten“ Alter gibt es eine vermehrte, eine hohe Chance, „daß der Mensch die apriorischen Voraussetzungen seines Wirklichkeitsverständnisses selbst als geschichtlich geworden begreift und dadurch eine relative Gelassenheit und Beweglichkeit hinsichtlich seiner personalen Potenzen und Aktivitäten gewinnt. Dies verhilft ihm im geschichtlich gewordenen Horizont zu einer verantwortlich produktiven Freiheit innerhalb seiner Teilrollen“ (Hiller 1973: 21).

Wenn diese „Teilrolle“ (gemeint ist: eine Rolle unter vielen daneben auch noch bestehenden gesellschaftlichen Rollen), tatsächlich „verantwortlich produktiv“ (und das hieße: generativ und gesamtgesellschaftlich ergiebig), ausgefüllt und umgesetzt wird, so stößt dies durchaus nicht immer auf positive Resonanz:

Zwar wäre alternatives Denken als Form der Überschreitung geistiger konventioneller Grenzen die einzige Möglichkeit, vorgezeichnete Bahnen immer gleicher Lösungswege zu verlassen und damit ein Innovationspotential vor allem in den Bereichen der Politik, der Wissenschaft und der Kunst zu bieten und wirksam werden zu lassen. Genau diese Gebiete gesellschaftlicher Wirklichkeitsbestimmung aber sind es jedoch, in denen ein „Querdenken“ Irritation und Verunsicherung zur Folge hat. In der Wissenschaft, im gesellschaftsphilosophischen, im politischen, im erzieherischen, im künstlerischen Bereich erfolgt durch alternatives Denken, alternative Lösungsangebote immer zugleich auch eine grundsätzliche Verunsicherung, eine Infragestellung des scheinbar „sicheren“ Bodens. „Erscheint die Wirklichkeit ... in der primären Erfahrung als das Vertraute, das Selbstverständliche, so muss die ... Grenzüberschreitung als Verfremdung begriffen und aufgefasst werden“ (Hiller 1973:21).

Eine solche Verunsicherung macht nicht glücklich – sie ist unbequem, ruhestörend und ruft gelegentlich Ärger hervor. Eine solche verunsichernde Rolle im Alter, erkannte Pb 6a, „scheint in einem steigendem Umfang nicht gewollt zu werden, da es die Manipulierbarkeit reduziert“.

Da alternatives Denken nicht unter dem Gesichtspunkt des „Machbaren“, der „Zweckdienlichkeit“ entwickelt wird, sondern unabhängig, gelegentlich konträr zu Machbarkeits- oder Zweckdienlichkeitsvorstellungen, können sich durch diese anderen Denkstrukturen auch andere Ergebnisse herausstellen: Nicht nur andere Lösungen zu einem vorgegebenen Problem sind möglich, sondern durch die Zusammenschau möglicherweise auch die Erkenntnis, dass das Problem so gar nicht besteht, sondern anders definiert werden muss. Dies wäre der erste Schritt zu einer „Reduktion der Manipulierbarkeit“ im Sinne des Pb 6a: Ohne sich an die Vorgabe der durch andere vordefinierten Probleme oder Sachverhalte zu halten und an deren Lösung in einem operationellen „Funktions-Denken“ zu arbeiten, würden damit sowohl das Ziel (als zu erkennendes Problem) wie die Art des reflektierenden Umgangs damit aus einer anderen Perspektive, in einer anderen Sichtweise, unter dem altersspezifischen „Horizont einer verantwortlich produktiven Freiheit“ (Hiller) selbst bestimmt werden. Dies wäre der Aspekt

generativer Verantwortlichkeit, die sich aus dem Vorsprung der „historischen Erfahrung“ begründet, über die die Altersspezifität der Rolle des alternativen Denkers bewiesen werden muss. Denn einerseits gibt es autonome und heterogene „Charaktere“ in allen Lebensaltern – und andererseits muss die Fähigkeit zu alternativem Denken bei alten Menschen als eine zwar grandiose, aber nicht selbstverständliche *Möglichkeit* einer Kompetenzsteigerung gesehen werden.

Sehr kritisch muss deshalb die Darstellung der amerikanischen Soziologin Friedan beurteilt werden, die Fähigkeit zu alternativem Denken im Alter zu definieren als „ein Entwicklungsschritt weg von der Bereitwilligkeit junger Menschen, Probleme so zu akzeptieren, wie sie gestellt werden, weg von jugendlichem Leistungswillen, der von der Unterwerfung unter Autorität motiviert wird und von der jugendlichen Suche nach der ‚korrekten‘ Lösung“ (Friedan 1995: 138).

In emotionaler Argumentationsweise wird hier Bereitwilligkeit zur Anpassung, sogar zur „Unterwerfung“ unter Autorität, unter angeblich zwingende Sachzwänge umgedeutet. Dass eine solche Einstellung allgemein unter jungen Leuten verbreitet ist, wie die Autorin nahe legt (die „jungen Menschen“, der „jugendliche Leistungswille“, die „jugendliche Suche“) muss bestritten werden – nicht nur die differenzierenden und reflektierenden Äußerungen der jungen Probanden des Interviews sprechen dagegen, sondern auch politisch aktuelle und historische Hinweise. Das hier angesprochene autoritätsfreundliche Denken ist sehr wahrscheinlich eine von der Sozial- und Bildungsstruktur abhängige Erscheinung – so wie der „Entwicklungsschritt“ des Alters zu alternativem Denken ebenso nicht dem Alter allgemein, sondern nur dem „begünstigten“ Alter möglich ist. Tatsache aber ist, dass eine altersspezifische Rolle als Alternativdenker eine Rolle ist, die im ruhigen Fluss des „angewandten Denkens“ Unruhe und Störungen hervorruft und so oftmals nicht auf freundliche Akzeptanz stößt. Nicht nur Pb 6a (s.o.) mag dies befürchten, auch Friedan beendet ihren Gedankengang eher zweiflerisch:

„Wenn ältere Menschen darauf beharren, diese Aufgaben in einem umfassenderen Kontext zu lösen, weil sie Ungewissheiten, Vieldeutigkeiten und Widersprüche ... erkennen, ... sollte dann eine derart komplexe Auseinandersetzung als ‚Regression‘ gesehen werden ... oder als eine dem Alter vorbehaltene höhere Stufe menschlichen Wissens?“ (Friedan 1995: 138).

Dieses im Pretest noch vorhandene Zitat war für einen Teilnehmer Anlass zur spöttischen Frage, ob denn dies „eine wissenschaftliche Umschreibung von Altersstarrsinn“ sei?

Es ist das Wörtchen „beharren“, das verräterische Hinweise auf die Schwierigkeiten geben könnte, die bei einer Umsetzung der altersspezifischen Rolle des Alternativdenkers entstehen: Alternativ zu denken wäre dann problemlos, wenn es folgenlos geschähe, wenn die Alten sich darauf beschränken könnten, still und unauffällig leise vor sich hin zu denken und die Ergebnisse möglichst auch für sich behielten, allenfalls vorsichtig und „angemessen“ als Gesichtspunkte in Diskussionen einbringen. „Beharren“ sie jedoch störend auf ihrer Rolle, so wird dies mit dem Begriff des „Starrsinns“ beschrieben, zur eindeutigen Klarstellung des Zusammenhanges mit dem Alter gelegentlich auch zu „Altersstarrsinn“ kombiniert.

„Eine letzte Bastion des Starrsinns sind heute die Alten. Wo etwas sich nicht biegt und flutscht, muss einer dieser Starrsinnigen am Werke sein. Sie sind das Gegenteil des Homo flexibilis der Postmoderne“ schreibt provozierend Schmidbauer (2001: 9).

Im Gegensatz zum Begriff des „Eigensinns“, der auf alle Altersgruppen, gerne auch auf Kinder, angewendet wird, wird der „Starrsinn“ allein mit dem Alter gekoppelt. Im Gegensatz auch zum Begriff „Eigensinn“, der eher anerkennend und wertschätzend, mit freundlicher Tendenz verwendet wird, hat der „Starrsinn“ eine negative, abwertende Zuschreibung. Er ist „politisch inkorrekt“. Neutralerweise müsste man das Wort „Altersstarrsinn“ aus dem Sprachgebrauch streichen und durch „Alterseigensinn“ ersetzen. Damit beschriebe es auch genau das oben Erarbeitete: Die eigensinnige altersspezifische Art, aufgrund von Weisheitskompetenzen, aufgrund von historischer Lebenserfahrung „anders“, alternativ zu denken, wäre der beste Schutz gegen Anpassung und beinhaltete das höchste gesellschaftliche Innovationspotenti-

al. Im Gegensatz zu einem Denken (als Denken im vorgegebenem System) sind so, sind nur so neue Sichtweisen und Erkenntnisse möglich. Es wäre dann der altersspezifische Eigensinn, alternativ zu denken zum „Mainstream“ und die „Inbesitznahme der eigenen Persönlichkeit und die Erlangung eines höheren Bewusstseins, mit dem man dazu kommt, den eigenen historischen Wert zu verstehen, die eigene Funktion im Leben, die eigenen Rechte und Pflichten“ (Gramsci 1983: 26). Es wäre dies dann eine originär altersspezifische kulturelle Rolle.

### **11.3.1.3 Der kulturelle Förderer und Unterstützer: Treiben und Zügeln**

Vermutlich neben der Rolle des Künstlers die älteste kulturelle Rolle in der Geschichte – der Mäzen: Förderer und Unterstützer der Künstler und der Künste, der Kulturschaffenden und der Kultur. Benannt wurde diese Rolle des kulturellen Förderers nach dem reichen Römer Gaius Maecenas (70 – 8 v.Chr.), der unter anderen den Schriftstellern Horaz, Properz und Virgil ein sorgenfreies Dasein ermöglichte, indem er sie finanziell unterhielt. Von ihm leitet sich das Verständnis des Mäzenatentums als eine uneigennützig kulturelle Förderung ab. Ob und wie weit diese historische Rolle auf der Grundlage altersspezifischer kultureller Kompetenzen neu und sinnvoll zu beleben ist, soll untersucht werden.

Zunächst scheint diese Rolle weniger an Potentiale des Alters gebunden als vielmehr an ein entsprechendes finanzielles Kapital – doch auch in dieser Hinsicht bieten die „neuen Alten“ (vgl. Abschnitt 6.1.3) oft nicht die schlechtesten Voraussetzungen für eine solche kulturfördernde Rolle – zumal die sonstigen familienunterhaltenden Verpflichtungen aus jüngeren Jahren nicht mehr oder nicht mehr in dem Maße bestehen. Für Stephan (1994) bietet dieses finanzielle Alterskapital ein Argument, endlich mit der Mär der zu tragenden Alterslast durch die Jüngeren Schluss zu machen, denn es sind „nicht die Alten, die von den Jüngeren durchgefüttert werden müssen, sondern umgekehrt. Ihnen stehen zum Geldausgeben (nicht nur für die Kinder und Enkel) die immensen Vermögen zur Verfügung, die sie in den Jahren des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswachstums aufgehäuft haben: 650 Milliarden DM Geldvermögen, 725 Milliarden belastungsfreie Grundvermögen, 350 Milliarden DM aus fälligen Lebensversicherungen – das macht ein Volumen von insgesamt 1,7 Billionen DM“ (Stephan 1994: 132).

Obwohl nicht allein finanzielle Mittel bereitwillig und großzügig an die Nachfolgegeneration vermittelt werden (so schreibt der 86-jährige Pb 8a von „Zuwendung, Bereitstellung von Zeit und Mitteln, bei Bedarf auch Rat für Kinder und Enkelkinder“), lässt sich doch ein Generationenfluss im finanziellen Bereich gesamtgesellschaftlich am deutlichsten nachweisen (vgl. Kohli, Mayer, Rosenmayr).

Rosenmayr leitet aus diesen Befunden zunächst eine hohe familiäre Tragbereitschaft ab, warnt jedoch, die familiäre Empathie zugleich auch als eine gesellschaftlich abgesicherte anzunehmen. Aus der Erfahrung kulturellen Unverständnisses der Generationen als Folge des Nationalsozialismus (nach Halbwachs „Das kollektive Gedächtnis“) stellt Rosenmayr fest: „Das soziale Gedächtnis realisierte sich zunehmend außerhalb der Familie, was die kulturelle und politische Differenz zwischen den Generationen ... verstärkte“ (a.a.O. S. 21). Rosenmayr fordert, nicht nur eine familiäre sondern vermehrt eine sozialpolitisch notwendige außerfamiliäre, gesellschaftliche Güterverteilung (als Sach- und Dienstleistungen) außerhalb der Familien vorzunehmen: „Die Alten werden sich an der gesellschaftlichen Wertschöpfung durch Hilfe (für die Jüngeren) ... beteiligen müssen. Für die Alten wird es dabei notwendig, ... anteilnehmende Rollen auch außerhalb der Familie“ zu erkennen und zu erfüllen.

Doch unterscheidet sich die familiäre finanzielle Förderung und Unterstützungsbereitschaft der Älteren außer in der Familiengebundenheit von dem eingangs zitierten gesellschaftlich



orientierten Mäzenatentum noch in zwei weiteren Punkten: Sie ist nicht kulturell definiert, wäre also, wenn überhaupt, eher eine karitative denn eine kulturelle Altersrolle, und sie zeichnet sich nicht unbedingt durch die per Definition für ein Mäzenatentum erforderliche Selbstlosigkeit aus:

„Das familiäre Hilfe- und Transfargeschehen wird sowohl durch Gedanken der Liebe, der Solidarität, aber auch des Tauschs, unterschiedlichen Vorstellungen der Reziprozität (direkt, verzögert, generalisiert, intergenerationell) und Aspekte der Anerkennung, Bindung und Macht beeinflusst“ (BMFSFuJ 2001: 224). Noch deutlicher äußert sich die Bundesregierung in ihrer Stellungnahme zu diesem Bericht über familiäre Unterstützung: „Sie sind in den seltensten Fällen einseitig gestaltet, sondern lassen eine gewisse ... Reziprozität zwischen den Leistungen der Generationen ... erkennen. So leistet die ältere sehr häufig materielle Unterstützung ... , während die jüngere ... instrumentelle Hilfe und emotionalen Zuspruch gibt“ (BMFSFuJ 2001: 38). Entsprechend laufen denn auch die Angebote dieser finanziellen Unterstützungspotentiale der Älteren offen ausgesprochen als „Austauschprozesse“ bei Tews (1996) und Kohli/Künemund (2000). Unter dieser Voraussetzung der „Gegenseitigkeit“, der „Reziprozität“, der „Austauschprozesse“ entsprechen sie nicht den „mäzenatischen Tugenden“, wie sie einer Förderung nach der sog. „reinen“ Mäzenaten-Definition erfordert: „Mäzenatentum – System einer altruistischen Förderung vornehmlich kultureller und sozialer Aufgaben. Idealtypisch ist das Mäzenatentum zu unterscheiden vom Sponsoring, weil es nicht auf eine Gegenleistung, sondern auf eine selbstlose Förderung gemeinnütziger Zwecke ausgerichtet ist“ (Heinrichs/Klein 1996: 209). Im Unterschied zum Mäzenatentum als gemeinnützige (uneigennützige) kulturelle Förderung entspricht nach diese Differenzierung der familiäre Finanztransfer mit seinem erwarteten Interesse an einer Gegenleistung eher einem Sponsoring. Stehen üblicherweise unternehmerische Interessen hinter Sponsortätigkeiten (z.B. Imagepflege, Standortvorteil, Kundenpflege, Mitarbeitermotivation), so sind es im familialen Bereich persönliche Interessen an einem offenen oder nicht ausgesprochenen ideellen oder materiellen Gegenwert.

Und doch:

„Ob die Motive des Maecenas vor gut 2000 Jahren wirklich so uneigennützig waren, läßt sich heute nicht mehr beantworten“ (Zimmermann/Vermeulen 1993:2). Ebenso wenig wie die Frage, ob ein Mäzenatentum heute denn tatsächlich immer auch als restlos altruistisch zu bezeichnen ist oder nicht doch das anscheinend selbstlose Handeln von persönlichen Interessen bereits motiviert ist oder sein kann. Ebenso wenig wie die Frage auch, ob Sponsoring nicht auch durch inhaltliches Interesse geleitet sein kann und wenigstens gelegentlich auf Gegenleistung verzichtet. So sind in der Literatur bereits verbale Kombinationsformen wie „mäzenatisches Sponsoring“ (Meincke) anzutreffen um Grenzbereiche zu verdeutlichen. Auf die abgrenzende Diskussion sei an dieser Stelle auch nur deshalb eingegangen, weil sie im weiteren Verlauf einen kulturpolitisch interessanten Stellenwert für die altersspezifische kulturelle Rolle des Förderers spielen wird. Festgehalten werden soll, dass es sich bei der familialen Unterstützerrolle nicht um eine Mäzenatenrolle handelt. Doch sind durch sie vorhandene Unterstützungspotentiale bei Älteren nachweislich: Es sind finanziellen Mitteln vorhanden und auch die Bereitschaft, diese nicht für sich zu behalten, sondern für Andere und Anderes einzusetzen.

Warum nun gerade Altersqualitäten im Sinne erworbener Weisheitsqualitäten für die kulturelle Mäzenatenrolle förderlich sein könnten – dazu findet man Hinweise in den Worten des Künstlers und Unternehmensberaters Weidemann: „Der Herr Mäzenas (ein einflußreicher Römer, kurz vor der Zeitrechnung) verfügte ... über drei hervorstechende Merkmale, von denen man heute meist nur zwei beieinander findet: Er war sehr reich, hochgebildet und verfügte über viel Zeit. Heute trifft man immer nur zwei von diesen Eigenschaften, also gelegentlich Reiche, die gebildet sind, aber nicht über Zeit verfügen, oder Gebildete, die über Zeit verfügen, aber kein Geld haben, oder Reiche, die viel Zeit haben, aber Mangerscheinungen in der

Bildung..., die heute ... in einer Art Mischkalkulation risikolose Entscheidungen treffen. Jederzeit wird ein ausgebleichtes Fertiges lieber genommen, als der Versuch gemacht, das Mißlingen zu wagen“ (Weidemann 1993: 16).

Neben der bereits breit ausgeführten Notwendigkeit guter finanzieller Voraussetzungen werden hier als neue und als wesentliche Qualitäten der Mäzenatenrolle Bildung und Zeit aufgeführt. Sie sind gleichermaßen notwendig, um das Förderziel zu erreichen, das bei Weidemann mit der Wendung „das Mißlingen zu wagen“ beschrieben wird. Es wird zunächst auf das Ziel der kulturellen Förderrolle eingegangen, zu dessen kompetenter Umsetzung sich die Voraussetzungen des Rollenträgers zwangsläufig ergeben.

Ziel der kulturellen Förderung, das wird in den Worten Weidemanns sehr deutlich, darf nicht nur oder sogar keinesfalls die „risikolose“, die anerkannte und akzeptierte Kunst sein, die sich „ausgebleicht“ als bereits seit langem bekannt, zugänglich und gutgeheißen darstellt, als ein Endprodukt von bereits Gedachtem und „Fertigem“. Die „risikolose Entscheidung“ wäre eine Entscheidung für eine Kunst, in der riskante Möglichkeiten nicht (mehr) enthalten sind. In ihr sind geringe Chancen zu neuen Perspektiven gegeben, mit ihr können kaum Ansätze zu alternativen Denkmöglichkeiten oder Lösungsangeboten gegeben werden. Die Entscheidung für eine solche Kunst mag konsensträchtig, konfliktfrei und damit risikolos sich darstellen – ein kulturelles Ziel im Sinne einer Blickpunktvermehrung kann es nicht sein. Eine risikolose Entscheidung zu treffen hieße für die mäzenatische, potentiell kulturfördernde Rolle: einen Beitrag zu leisten nicht zu einer kulturellen Förderung sondern eher kontraproduktiv zu einem Akt der Affirmation und der Diskurshemmung. Wo das „Mißlingen zu wagen“ entfällt, was zwangsläufig zum Noch-Nicht-Erprobten gehört, entfallen auch die Möglichkeiten der konfliktträchtigen Auseinandersetzung, ohne die der diskursive Prozess einer kulturellen Entwicklung stagniert. Es werden vorgegebene Deutungskompetenzen akzeptiert und, insofern risikolos, weder weiterentwickelt noch in Frage gestellt.

Wird aber, wie es u.a. im Abschnitt 11.1 erarbeitet wurde, die Kultur als ein „polyphoner, stets umstrittener und komplexer Prozess der Konstruktion von sozio-kulturellen Bedeutungen und Identitäten“ (Hörnig) verstanden, so erkennt und versteht man damit zugleich die Verantwortung, die in der kulturellen Rolle dessen liegt, der die Möglichkeiten der Förderung besitzt.

Auf der einen Seite verwirklicht sich mit dieser Rolle in ganz besonderem Maße eine selbstbestimmte, bürgerschaftliche kulturelle Mitgestaltung an der „Kunst als soziale Skulptur“ (Beuys). Im Gegensatz zu einer öffentlichen Förderung (z.B. durch das Land) besteht für den privaten Förderer keine Verpflichtung zu einer „gerechten“ oder „verhältnismäßigen“ Zuwendungstaktik. Der Rolleninhaber kann und wird seine Unterstützungspotentiale so wirksam werden lassen, so einsetzen, wie es ihm richtig erscheint, wie er sein kulturelles Umfeld mitgestalten möchte. Auf der anderen Seite wird der kulturelle Förderer Schwierigkeiten haben, eine Kunst, einen Stil, eine Richtung zu fördern, die ihm Unbehagen bereitet, die ihm un bequem ist. Denn es ist „einfacher und für viele genußreicher, sich mit tradierten Kunstformen und Kunstinhalten zu beschäftigen. Die Auseinandersetzung mit dem Experiment, der Avantgarde und der Normabweichung kann zwar reizvoll sein, ist aber meist auch etwas mühsam. Es kommt hinzu, daß alternative Kunstrichtungen häufig nicht nur in ihren formalen Präsentationen, sondern auch in ihren inhaltlichen Darstellungen provozieren und zur Auseinandersetzung reizen“ (Späth/ Gönnerwein 1990: 12).

Es ist dies der Moment, wo spezifische kulturelle Alterskompetenzen in besonderem Maße wirksam werden könnten. Der kulturelle Förderer muss sich bewusst sein, dass er mit dem Akt der favorisierten Förderung Schwerpunkte setzt – in dem Moment, wo er bestimmte kulturelle Stile und Ausdrucksformen unterstützt, vernachlässigt er andere, bremst und zügelt diese. Mit einer mäzenatischen Zuweisung - ob diese nun finanziell, sächlich (z.B. durch zur

Verfügungsstellung von Räumlichkeiten, von Know-How, von Ausstellungsmöglichkeiten) oder fachlich ist (Pb 17a bietet an: „Ich habe die Kontakte, das nötige Hintergrundwissen und die Einwirkungsmöglichkeiten“) - werden einerseits den Unterstützten Wege gebahnt, werden Entwicklungen gefördert und Persönlichkeiten aufgebaut, zugleich wird durch die Nicht-Förderung auf der anderen Seite blockiert, gehemmt, gezügelt und gebremst. Der Mäzen muss erkennen, dass mit der Finanzierung einer anscheinend privaten, individuellen Vorliebe zugleich eine kulturpolitische Entscheidung mit gefällt wird. Er muss seine Person als mitgestaltendes Element der Gesellschaft erkennen können, muss sich als Subjekt der kulturellen Entwicklung begreifen, sich der inhaltlichen, kultur- und kunstpolitischen Bedeutung einer, seiner nur scheinbar individuellen Bewertung bewusst sein. Für eine solche bewusste (durchaus auch finanzielle) Be-Wertung eines Förderinhaltes braucht er, wenn er sie denn tatsächlich bewusst und nicht nur „idiosynkratisch“ (Ammann) vornehmen will, neben Kenntnissen, Informationen und Einsichten in mögliche Zusammenhänge und Hintergründe, also neben „Bildung“ auch noch den Bedingungsfaktor „Zeit“ in zweifacher Hinsicht: in „gelebter“ Zeit als Grundlage der historischen Erfahrungs- und Wissensansammlung, und in subjektiv bestimmbarer, selbstbestimmt verfügbarer Zeit als Möglichkeit der Verarbeitung, der Reflektion, des Sich-Entziehens um darüber zu einer gleichzeitig fundierten wie distanzierten Urteilsfindung und Bedeutungsbestimmung zu gelangen.

Nach Habermas „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981) beschreiben Bauer et al. (1997) diese verfügbare Zeit (im Gegensatz zur Zeit der ‚systemischen Reproduktion‘ der bezahlten und verpflichtenden Arbeitszeit) als „soziale Zeit für symbolische Reproduktion“ (S. 22), die „für die Versorgung mit rational gültigem Wissen ... und für die Entwicklung von Sprach- und Handlungskompetenz benötigt wird“ (a.a.O.) Es ist die Zeit subjektiver Gestaltung von „Lebenswelt nach den strukturellen Komponenten Kultur..., Gesellschaft ... und Persönlichkeit“ (S.24). Nach Bauer et al. ist es zwar eine „empirische Frage“, welche dieser Komponenten der Einzelne sich schwerpunktmäßig widmet, jedoch keine Frage dürfte es sein, dass, mit dem Rückzug aus der „systemischen Reproduktion“ bezahlter und (z.B. familial) verpflichtender Arbeitszeit, im Alter die „soziale Zeit für symbolische Reproduktion“ in höherem Maß beansprucht werden kann und zur Verfügung steht.

Neben „Bildung“ war diese Art der „Zeit“ genau der Faktor, den Weidemann (s.o.) von einem kulturellen Unterstützer fordert - nicht nur Geld allein, über das sich üblicherweise im allgemeinen Verständnis das Mäzenatentum definiert, sondern gleich dreifaches „Kapital“ wird vom Unterstützer verlangt: Er muss die finanziellen und bildungsmäßigen „Ressourcen“, gleichzeitig aber auch genügend subjektiv strukturierbare „soziale Zeit“ zur Gestaltung von Lebenswelt vorweisen können. Erst in der Kombination aller dieser drei Güter entspräche er dem Maecenatus, wie Weidemann ihn sich historisch zusammenschaut: Er war „sehr reich, hochgebildet und verfügte über viel Zeit“. Die Erfüllung dieser drei Voraussetzungen ist vornehmlich im Alter möglich, die gleichzeitige Erfüllung aller drei Voraussetzung ist in jungen Jahren nur unter extrem günstigen Bedingungen möglich, bildet eine seltene Ausnahme. Es kann diese mäzenatische Rolle also vornehmlich als eine altersspezifische Rolle wahrgenommen werden. Es ist der Vorteil des Alters, neben guten materiellen Ressourcen (s.o., vgl. Abschnitt 6.1.3) auch über das Kapital von „sozialer Zeit“ und über das Kapital von in vielen Jahren gesammelter und reflektierter Bildung und Erfahrung zu verfügen. Mit diesen Voraussetzungen erst ist es möglich, auch pragmatisch kompetent in einem „precise cut“, mit einem begründbaren Urteil, eine (finanzielle, sächliche, persönliche) Förderentscheidung zu treffen. Diese Entscheidung dient der „Blickpunktvermehrung“ im kulturpolitischen Diskurs eher als eine Entscheidung, zu der Voraussetzungen fehlen, die sich an andere „Vorgaben“ halten muss und als eine affirmative Entscheidung keine neuen Gesichtspunkte, keine Auseinandersetzung ermöglicht. Eine aufgrund altersspezifischer Voraussetzungen getroffene Entscheidung wird entsprechend keine „risikolose“ sein, sondern gefällt werden für „das Progressive, die Avantgarde“ (Pb 19a), für das „kulturelle Abenteuer“ (Pb 16a), für die „experimentelle

Seite der Kultur“ (Pb 18a), oder, wie es in der Kunstkonzeption des Landes Baden-Württemberg formuliert wird, für „Widerspruch, Opposition, Gegenmodell, radikales Infragestellen“ (Späth/ Gönnerwein 1990: 10). Fehlt jedoch eine der drei Erfüllungsvoraussetzungen für diese Rolle („reich“, „hochgebildet“, „Zeitverfügbarkeit“), sind also, wie Weidemann beklagt, „heute immer nur“ zwei Voraussetzungen vorhanden, so ist die Möglichkeit einer einseitigen, eindeutigen, damit armen kulturellen Schwerpunktsetzung gegeben. Erst mit der Kombination aller drei Faktoren kann sich die Rolle als eine altersadäquate erweisen: in der (Er-) Kenntnis scheinbar gegebener, scheinbar objektiver kultureller Werte und in deren reflektierender Überschreitung, in der Zusammenschau des historisch Entwickelten und künftig Möglichen, im Erkennen neuer und anderer Deutungsmöglichkeiten sogenannter Wirklichkeit – und schließlich in der so begründeten, entscheidenden Setzung von Förderschwerpunkten.

Eine solche kulturfördernde Mäzenatenrolle wäre eine altersspezifische im originären Sinne, denn in ihr verwirklicht sich die generative Aufgabe der Alten „aufgrund ihrer reichen Kenntnis und Erfahrung mit dem Gewesenen und Bestehenden eine stabile Basis für die Exploration der Jungen bereitzustellen“ (Staudinger 1996: 357) auf dem Felde der Kultur. Wenn sie dazu noch ihre Rolle als im reinen Sinne mäzenatisch vermitteln kann, wenn sie also verdeutlichen kann, dass sie auf Gegenleistung und möglicherweise resultierende Gefühle von Abhängigkeit verzichtet, ja, solche ablehnt, dann entspricht sie der Forderung von Carl Amery zur Gründung einer neuen Kultur durch die Alten: „Eine Kultur von fähigen und rüstigen Menschen, die einsatzwillig, großzügig und phantasievoll eine Art von Jugendleistung erbringt. Eine Kultur, in der generöse Stiftungen und Schenkungen, klug und warmherzig platziert, die Nachrückenden vom drückenden Gefühl der Abhängigkeit befreien“ (Amery 2000:32).

### 11.3.2 Spezifische kulturelle Altersrollen im aktiv-rezeptiven Bereich

Die hier konzipierten Möglichkeiten aktiv-rezeptiver alterskultureller Rollen ergeben sich aus den mit dem Alternsprozess **möglichen** Entwicklungen von Weisheitsqualitäten, insbesondere des differenzierenden Urteilsvermögens und der Breite und Tiefe von Lebensdeutungen. Das bedeutet, die Möglichkeiten sind nicht un-bedingt, sondern nur unter entwicklungsfördernden Bedingungen (vgl. Abschnitt 4.4) zu verwirklichen. „Das Alter vermag zu begünstigen: vertieftes Urteilsvermögen ... die Fähigkeit, Unsicherheiten sowohl in der Wahrnehmung als auch im Urteil ... zu ertragen, ... das Vermögen, eigene Lebenserfahrung in wissenschaftlich oder philosophisch aufgezeigte Zusammenhänge einfließen zu lassen“ (Rosenmayr 2000: 454). Das Paradigma des „optimalen Alterns“ (Baltes) für mögliche kulturelle Rollenentwicklung wird auch bei Rosenmayr deutlich in der Einschränkung, „vermag zu begünstigen“: **Wie in allen anderen Bereichen kann auch eine Rollenentwicklung im Bereich aktiver Rezeption sich keinesfalls als Regelfall darstellen, sondern kann nur unter günstigen Bedingungen als möglich angesehen werden.** Der 22jährige Proband Pb 8j erkennt eine solche eingeschränkte, dennoch mögliche Entwicklung kultureller Altersrollen richtig: „Sicherlich, solche Menschen in relativem Wohlstand und ausgestattet mit Bildung und intellektuellem Weitblick, die dürften es sich so einrichten. Doch all jene, die bisher ein eher trostloses Dasein geführt haben, ... , die werden auch im Alter nicht plötzlich aus ihrer Misere ausbrechen. Es hängt also sehr vom Bildungs- und Wohlstandsniveau ab... Ich fürchte, für die Mehrzahl der Alten ist das nicht so“ (Pb 8j).

#### 11.3.2.1 Der weise Kritiker: Objektivieren und Subjektivieren

Hess, Kommunikationswissenschaftler und Journalist, nach der Alterseinteilung dieser Untersuchung selbst ein noch junger Wissenschaftler von 38 Jahren, vermutet neue, notwendige Kritiker-Eigenschaften eher bei Personen höheren Alters als in jüngeren Jahren. „Fachwissen

und Bildung“ sind zwar als notwendige Voraussetzung auch bei Jüngeren vorhanden, um dem Kritiker die neue Rolle zu sichern, die „Rolle .. zu garantieren“, jedoch: „Eine dritte, notwendige Eigenschaft erwirbt er ... nicht in einer bestimmten Anzahl von *Semestern*, sondern in *Lebensjahren*: jenes Reflexionsvermögen, das sich an der realen Lebenswelt ausprobiert und bewährt, also die Fähigkeit, sich selbst als *Persönlichkeit* in Beziehung zu setzen zu seiner Umgebung“ (Hess 1992: 17, Hervorhebung durch Autor). Sehr deutlich ist in der Qualität des Reflexionsvermögens, das sich bildet in der Erprobung und Bewährung in der realen Lebenswelt, das Weisheitskriterium wiederzufinden des „Wissens um die fundamentale Pragmatik des Lebens“ (Baltes), sehr deutlich entspricht auch die in Abschnitt 10.4 erarbeitete spezifische (aufgrund von Alterskompetenzen erworbene) Alterskultur der Fähigkeit „sich selbst als Persönlichkeit in Beziehung zu setzen zu seiner Umgebung“. Aus diesen Kompetenzen resultiert das für die neue Kritikerrolle erforderliche, altersgebundene Reflexionsvermögen. Erst dieses befähigt den neuen Kritiker, eine „differenzierte, eigenständige und analytische Kritik“ (Hess) auszuüben.

Der Kritiker – historisch gesehen eine Rolle aus der Zeit des erwachenden, erstarkenden Bürgertums des Barock, einer Zeit, die bereits in Abschnitt 5.2 zugleich auch als diejenige eines reichen, mächtigen Alters ausgemacht wurde. Der Pariser Salon wurde zur Keimzelle und zugleich zum Symbol einer neuen urbanen Gesellschaft, die sich selbstbewusst als Kulturträger definierte und so die höfische und kirchliche Kulturträgerschaft entmachtete. Ihr oblag die neue Definitionsmacht über Ästhetisches, über Gutes und Schönes. Die Kritik spielte eine neue, eine politische Rolle und die Urteilsmacht über Kunst war das Mittel eines neuen Lebensstiles und einer neuen Inszenierung des Menschen.

„Der Kritiker ist Richter und Erzieher des guten Geschmacks. Der Salon ... versteht sich als ‚Olympiade‘ der Bildenden Kunst ... Die öffentliche Ausstellung ist ein *rite de passage* für den ambitionierten Künstler ..., wo seine Zukunft auf den Prüfstand kommt ... Der Kritiker waltet ... nicht nur als Richter und Erzieher, sondern auch als Henker und Abdecker der Kunst. Kunstkritik ist somit auch ein schmutziges Geschäft, für die ästhetische Erziehung der Gesellschaft ebenso nötig wie verfehmt. Vielleicht liegt darin die Erklärung für den seit je geschmähten Kunstkritiker“ (Wyss 2000: 2).

Der Kritiker als Qualitätskontrolleur hatte zu entscheiden, ob und in welchem Maße die Kriterien zu einer guten ästhetischen Leistung erfüllt worden waren. Diese Kriterien im Sinne eines ästhetischen Kanons wurden als objektiv vorhanden angenommen, sie waren gültig und wahr. Die Erfüllung der Wahrheitskriterien zu beurteilen, war die Aufgabe des Kritikers: Wurden sie nach seiner Einschätzung nicht erfüllt, wurde das Werk, mit ihm der Künstler, abgewertet, ab-geurteilt („Henker und Abdecker der Kunst“) – die Werke erfüllten die Gültigkeitsansprüche oder die Wahrheitskriterien nicht.

Lange hielt sich ein solches Verständnis von Kritik: „Kritik (vom griech. *kritike*, ‚Kunst der Beurteilung‘), Beurteilung, auch Fähigkeit der Beurteilung, der Prüfung, eine der wichtigsten Fähigkeiten des Menschen, die vor den Folgen von Täuschung und Irrtum bewahrt“, wird noch 1969 dieser Begriff im Philosophischen Wörterbuch definiert (Kröner S. 339). Es gäbe eine Wahrheit, so wird hier ausgesagt, und mit Hilfe der Kritik könne man sie von der Nicht-Wahrheit, Un-Wahrheit (Täuschung, Irrtum) trennen. Gerade in den 60er-Jahren begann jedoch ein Umdenkungsprozess: Zunächst als Anmahnung an die Kritiker, die auratische Würde des Künstlers und des Kunstwerks als unantastbar zu respektieren (Susan Sonntag 1971: „Against Criticism“, Herausgabe der gesammelten Schriften Walter Benjamins 1972 ff, u.a. „Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit“). Diese „Kritik der Kritik“ allerdings fixierte – nun jedoch im Sinne des „Werk-Schutzes“ – die Überzeugung, es gäbe dem Werk innewohnende, im Objekt enthaltene, „objektive“ Eigenschaften – nur sind diese als „auratische“, heilige, nicht mehr zu beurteilen, sondern als rein und unantastbar zu achten. „Der Kritiker wurde zum Schamanen des Unaussprechlichen“ (Wyss a.a.O. S.3).

Gleichzeitig aber und nicht zuletzt unter dem Einfluss des kritischen Rationalismus Poppers begannen Künstler sich grundsätzlich mit den Voraussetzungen zur Beurteilung, zur Kritik von Kunst auseinander zu setzen. Sowohl auratische Projektionen als kanonische Qualitätszuschreibungen wurden ad absurdum geführt. „Künstler selbst begannen, die Funktion der Kritik zu übernehmen, ob nun in Gestalt von Kunstwerken oder von kritischen Essays. Die Objektivität ästhetischer Urteile wurde zum Witz des Tages“ (McEvelley 1993: 10, 11). Eine kühle, formale Beschreibung von Werken sollte an die Stelle von Urteilen treten, der distanzierte, formalistische Kritiker galt als vorbildlich.

Doch der „Witz des Tages“ blieb nicht auf der Tagesordnung. Obwohl in der Kunst die künstlerische Qualität zum Thema selbst erklärt wurde und als Thema bearbeitet wurde, die Qualitätsdiskussion auch mehr und mehr zum Thema (nicht nur) in der (Kunst-) Wissenschaft wurde, hielten sich hartnäckig Tendenzen der Kunstkritik, die sich wiederum gegenseitig kritisierten und der Überheblichkeit bezichtigten. Auf der einen Seite ist es die „Verschmähung der Kunstkritiker ... die in romantischer Selbstüberschätzung auf eine Zwiesprache mit Kunst setzen“ (Wyss a.a.O. S.8), der Auratiker also. Auf der anderen Seite wird denjenigen Kritikern Überheblichkeit vorgeworfen, die nach kanonischen Maßstäben glauben, ein Werk auf seine angeblich objektiv vorhandenen ästhetischen Werte hin abklopfen zu müssen, die sich so zu einem dem Künstler überlegenen Beurteiler erheben wollen: Dies beruhe auf dem „Mißverständnis, daß Kulturkritik Kultur gewissermaßen zu transzendieren habe, noch eine Drehung weitergehen müsse, sich über das besprochene Kunstwerk zu erheben habe – auf diesem Mißverständnis, das sich im Jargon niederschlägt und in der elitären Pose“ (Hess 1992: 16).

So unterschiedlich beide Tendenzen in ihren Äußerungen über Werke sein mögen, so sehr ähnelt sich doch das Paradigma des Kunstverständnisses: Beide arbeiten auf dem Boden der Annahme, dass dem Kunstwerk selbst objektive Qualitätsmerkmale eigen sind. Hieran haben weder die Künstler etwas geändert, die in den sechziger und siebziger Jahren die Objektivität ästhetischer Urteile zum „Witz des Tages“ erklärten, noch die wissenschaftliche Diskussion um den Anspruch von Theorien auf absolute Gültigkeit: „Manch einen formalistischen Kritiker beschlich das Gefühl, daß sich das Spiel nach den neuen Regeln nicht mehr zu spielen lohne“ (McEvelley 1993: 11) - die Sehnsucht nach Gültigem und Wahrheit bricht immer wieder durch.

Bereits in Abschnitt 9 musste eine solche Annahme, solche Hoffnung, es gäbe eine solche Allgemeingültigkeit vielleicht ja doch, anhand der Aussage des Pb 11a „... weil es, vielleicht mit Ausnahme der Kunst, nichts Allgemeingültiges mehr gibt“ als trügerisch enthüllt werden: Auch und gerade die Kunst hat ihre einst scheinbar sichere, objektive, allgemeine (kanonische) Gültigkeit verloren. Kultur ist zu einem Ort der Auseinandersetzungen um Inhalte und Bedeutungen geworden, die Kunst ist Äußerung (Symbol) dieser Vieldeutigkeit und damit Anlass für den Betrachter, Hörer, Leser zu einer kulturellen Selbst-Vergewisserung, zu einer Reflexion darüber, welche Bedeutung er ihr subjektiv verleihen soll (vgl. Abschnitt 9). Damit, mit diesem Verlust der objektiven Gültigkeit, ist die Kunst, ist die Kultur inhaltlich anders bestimmt als zuvor, damit ändert sich zugleich die Rolle des „Deutenden“ in eine des „Be-Deutenden“, dem Kunstwerk erst Bedeutung Verleihenden – und daraus folgt zugleich auch eine wesentliche Änderung der Rolle des Kritikers: Er kann mit seiner (Be-)Deutung (nur) ein Angebot machen, mit einem Deutungsvorschlag zu einer Deutungsdiskussion beitragen. Er kann (nur) sein Deutungsangebot als These zur Kritik freigeben. Konkrete Aufgabenbeschreibungen der Kritikerrolle findet man im „Handbuch für Kulturjournalismus“ (Hess 1992) für den Musik-, Literatur- und Kunstbereich: Der Kritiker muss „dazu beitragen, erregte Debatten in Gang zu setzen“ (Anz 1992: 53), „Teil eines Philosophischen Diskurses“ darstellen (Hess 1992: 14), „zum Widerspruch auffordern“, „sich der Konkurrenz kritischer Meinungsvielfalt stellen“ (Anz 1992: 56). Die Rolle des Kritikers hat sich gewandelt vom Beurteiler zum potentiell Beurteilten, vom Bewerter zum potentiell Bewerteten. Diese neue Rolle muss umge-

setzt, neu gestaltet werden: „Kulturkritik, die auch vor neuen Formen und neuen Inhalten nicht haltmachen will, muß sich ... darauf einstellen; sie braucht neue Sichtweisen, eine neue Sprache, einen neuen Abstand“ (Hess 1992: 17).

Diese neue Art der Kritik unterscheidet sich grundsätzlich von der ehemals entweder kanonischen oder auratischen, auch aber von der formalistisch beschreibenden Werk-Kritik. Mit der Ablehnung vermuteter objektiver, also im Werk „an sich“ vorhandener, wahrer, gültiger Qualitäten verändert sich die Sichtweise zum Werk, verändert sich der Aspekt von Kunst: Als kulturelles Symbol, als Äußerung eines theoretischen Gebäudes lässt es Rückschlüsse zu auf das kulturelle Konstrukt, das zu seiner „Fertigung“ geführt hat. Es tritt als Objekt der Kritik, der Betrachtung gegenüber der konstituierenden Theorie in den Hintergrund. Das Werk ist Anlass, Mittel und Argumentationsbeleg der Reflexionen geworden – Gegenstand der Reflexion selbst aber ist das intellektuelle Konstrukt, das zu eben dieser „Verwirklichung“ geführt hat. Hier wird das hohe, in Lebensjahren erworbene, neben „Fachwissen und Bildung“ notwendige Reflexionsvermögen gefordert - in der Auseinandersetzung darüber, welchem Wirklichkeitsentwurf in der Reihe vielfacher Möglichkeiten Be-Deutung verliehen werden soll. Es ist dies die spezifische Alterskultur, die „ureigenste Binnenkultur“, die eine solche „Bandbreite weiter zur sogenannten Wirklichkeit“ (Pb 5a) machen kann. Es ist dies die neue kulturelle Rolle des „weisen“ Kritikers – anders als die des auratischen, kanonischen oder formalistischen Werkkritikers: den hinter der künstlerischen Äußerung stehenden Weltentwurf zu befragen, gegen andere Entwürfe abzugrenzen (zu „kritisieren“), das „Originäre“ (Ammann) dieses möglichen Entwurfes auf seine Stringenz, seine Überzeugungskraft hin zu überprüfen. Es wäre dies „Kulturkritik in ihrer ursprünglichsten, sinnstiftenden Ausprägung“, wäre der „Versuch, ... Inhalt und Oberfläche zu verknüpfen“ (Hess 1992: 10) und nicht allein die Oberfläche zu bewerten.

„Ich will keine ... Beschreibung, was die Musik tut, sondern eine klarsichtige Kulturtheorie“, fordert der britische Soziologe Simon Frith. „Wir müssen herausfinden, wie Musik wirkt, wie sie in unsere Erfahrung von Freude paßt“ (zitiert nach: Bruckmaier 1992: 111). Kommunikationswissenschaftler Bruckmaier selber folgert aus diesem Zitat etwas flapsig: Der „Kritiker darf also ruhig vergessen, was Dur und was Moll ist, solange er von Tuten und Blasen eine Ahnung hat“ (a.a.O.). Was er damit meint, wird wissenschaftlich zulässiger in der Fragestellung Heids ausgedrückt, die Bruckmaier, Hess, Frith, McEvilley bereits positiv beantwortet haben: „Worauf kann oder soll Kritik sich beziehen? Handelt es sich bei den Gegenständen der Kritik um beobachtbare *Sachverhalte* bzw. Sachverhaltsbeschaffenheiten *oder* geht es dabei um Sachverhalts*interpretationen*, genauer, aber längst noch nicht präzise genug: um nicht beobachtbare Konzepte, die der Konstitution kritikwürdiger Sachverhalte zugrunde liegen (...)?“ (Heid 1999: 8). Beziehen sich die Überlegungen Heids schwerpunktmäßig auf den erziehungswissenschaftlichen und erziehungspraktischen Bereich, so sind sie doch gleichermaßen übertragbar auf den kulturwissenschaftlichen Bereich, auf die Kultur und ihrer Äußerungsformen in der Kunst: Nicht das Kunstobjekt (als Resultat, Ergebnis, Produkt) ist Gegenstand (wohl aber Agens) der Kritik, sondern „die Idee, die das Kunstwerk transportiert, ist ausschlaggebend“ (Ammann 1998: 56).

Kunst, also das Objekthafte, das sinnlich Wahrnehmbare, ist „Denkgegenstand“, der das Reflexionsvermögen und damit die „Fähigkeit, sich selbst als Persönlichkeit in Beziehung zu setzen zu seiner Umwelt“ (Hess) herausfordert. Anders als die Bildung und Information des nur beurteilenden Kunstkritikers ist sie weitgehend mit einer spezifischen Alterskultur verknüpft, „weil sie mit der Sinnlichkeit des Sichprojizierens zu tun hat. Jenseits von Stilen erforscht die Kunst das Selbst aus einem Bewußtsein und einem Denken von Gegenwart“ (Ammann 1998: 55).

Was für die neue Rolle des „weisen“ Kritikers an Kompetenzen erforderlich ist, entspricht damit komplett dem in Abschnitt 9.1 – 9.6 Erarbeiteten. Sie werden „pragmatisch“ als „Anfor-

derungen an den Kritiker“ im „Handbuch Kulturjournalismus“ zusammengefasst. Neben einem hohen Bildungswissen werden Fähigkeiten des Auslotens, der Synoptik, des perspektivischen Denkens und der Supervision handlungsorientiert aufgelistet in der Forderung, „der ‚ideale‘ Kritiker ... sollte ... kompetent vergleichen können, die historischen, kulturellen, psychologischen, soziologischen oder politischen Kenntnisse und auch die Lebenserfahrung besitzen, die zum angemessenen Verständnis nötig sind“ (Anz 1992: 52).

### **11.3.2.2 Das kompetente Publikum: Annehmen und Hinterfragen**

Die Entwicklung von empathischer Anteilnahme und kritischer gesellschaftlicher Distanz, die dem kompetenten Alter bevorzugt möglich ist, zeigt eine sehr chancenreiche Voraussetzung, um in der Rolle des Publikums zu einer gesellschaftlichen Blickpunkterweiterung beizutragen. „Kunst als Medium eines Normendiskurses“ (Göschel) ermöglicht den besonderen Beitrag des Alters am demokratischen kulturellen Entwicklungsprozess. Nicht affirmativ hinzunehmen, was der „Dienstleistungsbetrieb Kultur“ anbietet, wäre die Beschreibung der Rolle des „kompetenten Publikums“, sondern Akteur in der kulturellen Entwicklung der Gesellschaft zu sein. Die altersspezifischen Kompetenzen des „Auslotens“, der begründeten Standpunktsuche und der Vielfachdeutungen (vgl. Abschnitt 9.1 und 9.4) beweisen hierbei ihre besondere kulturelle Relevanz. Sie beruhen auf den im Prozess des „optimalen Alterns“ (Baltes) entwickelten Kompetenzen der Gesellschaftskritik, des zieloffenen Reflektierens und des differenzierenden und problematisierenden Urteils.

„Sie sitzen. Sie werden einander ähnlicher. Sie verlieren Ihre Eigenschaften. Sie verlieren die Merkmale, die Sie voneinander unterscheiden. Sie werden eine Einheit. Sie werden ein Muster. Sie werden eins. Sie verlieren Ihr Selbstbewußtsein. Sie werden Zuschauer. Sie werden Zuhörer.“ Als kollektive, homogene, „muster-hafte“ Masse wird das Publikum in Handkes Sprechstück „Publikumsbeschimpfung“ angesprochen. Regungslosigkeit wird dem Publikum unterstellt, ihm Individualität abgesprochen. Es wird ihm empfohlen sich zu „erheben“ – doch durch den grammatikalischen Konjunktiv, als einer nur sprachlich bestehenden Möglichkeitsform, wird bereits unterstellt, dass das Publikum dieser Empfehlung nicht Folge leisten wird: „Im Stehen wären Sie individueller. Sie wären standhafter gegen das Theater.“ Handkes Rechnung ist noch jedesmal aufgegangen: Eine halbe Stunde später lautet Text und Ansprache im Präteritum: „Sie ließen sich gefangen nehmen. Sie ließen sich bannen. Sie wurden starr und blieben starr. Sie bewegten sich nicht. Sie handelten nicht.“ Das Publikum als unbewegliche, untätige Masse: Sie handeln nicht, sondern sind der Be-Handlung bis zu dem Extrem der zunächst unbedachten und dann sogar bewussten Einwilligung ausgeliefert, werden gefangen genommen durch die Kultur gleichermaßen wie durch die Politik, durch das Theater ebenso wie durch das Dritte Reich: Diese Assoziation wird bis zur letzten Konsequenz „durchgespielt“: „Wir spielten. Aber wir spielten nicht mit Ihnen. Sie sind hier immer die Nachwelt gewesen“. Wenn dieser Zynismus trotz heftigster Eindeutigkeit („Dadurch, dass wir nur zu Ihnen sprechen, verlieren wir die Poesie der Vieldeutigkeit“) dennoch (als unverstanden oder nicht auf sich bezogen) vom Publikum hingenommen werden könnte, so gipfelt die Rolle des Publikums letztlich tatsächlich in der Selbstdarstellung einer manipulierbaren, unkritischen, untätigen, willfährigen Masse: Im Futurum wird ihm prognostiziert, dass es und wie es Beifall klatschen werde, „zuvor aber werden Sie noch beschimpft werden“. Realitäts-part und Schauspiel-part, Rolle und Wirklichkeit verkehren sich und werden eins: Das willenslose, minutenlang als Verbrecher, Tiere, Nazis, Kriecher, Anpasser und Versager beschimpfte, be-handelte Publikum klatscht den Schauspielern, die nicht gespielt, sondern tatsächlich das Publikum beschimpft haben, den vorausgesagten Beifall, bestätigt sich als be-handelbare, manipulierbare und so als objektdefinierte kollektive Masse. Die Vertauschung der Rollen bedeutet die Umkehr der Wirklichkeit in eine Fiktion – die sich wiederum als schreckliche



Realität enthüllt: Das Publikum handelt nach dem Willen der Schauspieler, das Publikum ist eine Marionette.

Das Publikum als Objekt, als steuerbare Masse – 1965 in ein Sprechstück gefasst – ist das heute, 36 Jahre später, überhaupt noch vorstellbar? Wäre die Aufführung dieser „Publikumsbeschimpfung“ zu Beginn des zweiten Jahrtausends bei einem hochindividualisierten, selbstbestimmten, subjektorientierten Publikum, das bereits in alle nur denkbar ausdifferenzierten fragmentiert Lebensstilgruppen zerfallen ist, noch möglich, noch denkbar? Gebündelt stellen diese Überlegungen sich dar in der problematisierenden Fragestellung der Kulturpolitischen Gesellschaft, ob die Vorstellung von einem Publikum als Kollektivgemeinde überhaupt noch durchzuhalten oder nicht bereits im Extrem nur noch als singularisierte Teilöffentlichkeit denkbar ist: „Sind wir nicht längst Akteure in einer virtuellen Öffentlichkeit, der wir angehören, ohne die Privatsphäre der Wohnung verlassen zu müssen?“ (KuPoGe 2001: 10).

Einzuwenden wäre vor allem gegen diese letzte Überspitzung zunächst, dass solche, in der Kulturpolitik prognostizierte „Singularisierung“ der Akteure nicht zugleich „Individualisierung“ bedeuten, sondern dass sie ebenso gut und eher Einzelelemente einer „einsamen Masse“ (Riesman) darstellen können: Als „Publikum allein“ zu sein (z.B. am Fernseher) bedeutet noch nicht, individuell zu sein. Zum anderen müsste man feststellen, dass nach wie vor sich sehr große, weitgehend homogene Öffentlichkeiten zusammenstellen können (z.B. Theater, Konzert, Festivals, Ausstellungen), die sich nach dem „Drei-Spären-Paradigma“ (Schulze) konstituieren: „Man *erlebt*, man erlebt *gemeinsam*, man erlebt etwas *Wirkliches*“ (Schulze 1999: 24, Hervorhebungen durch Autor). Obwohl nach Schulze vielen kulturellen Aktivisten (Kritiker, Politiker, Künstler, Werbeleute) dieses Modell als „Hintergrundparadigma“ dient, sind sie „damit nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Ihr Modell scheint zeitlos, aber es ist von gestern“. Denn allen inszenierten kulturellen Ereignissen liegt nach diesem Paradigma das Grundmuster von Faszination und kollektiver Selbstvergewisserung zugrunde: Jahrhundertelang wurden „Bildende Kunst, Musik, Literatur in Europa ... als gemeinsame Annäherung an diesseitige oder jenseitige Wirklichkeit begriffen“ (a.a.O.). Absicht der Inszenierung und ihr Ergebnis war ein kollektiver Lernprozess – das Publikum hat, sich vergewissernd als Gruppe und als Teil der Gruppe, sich ein weiteres, ein neues Stück Wirklichkeit angeeignet.

Ein solch kollektiver Lernprozess, wie er in seiner letzten Konsequenz in Handkes „Publikumsbeschimpfung“ als re-aktionäre politische und kulturelle Massenabstumpfung dargestellt wird, kann heute, aufgrund weitgehender Individualisierung kaum noch stattfinden – so ist auch dieses Sprechstück heute, im Gegensatz zu den 60-er und 70-er Jahren, in den Spielplänen der deutschen Bühnen nicht mehr vertreten. Und doch - was zunächst paradox erscheinen mag: Es finden sich zwar weiterhin kollektive Publika zusammen, jedoch unter dem Paradigma des Individualismus, es finden allerdings trotz und wegen dieser kollektiven Individualität jedoch kaum noch Lernprozesse statt – weder kollektive noch individuelle, denn:

Die geradezu „religionshafte Subjektzentriertheit der Gegenwart“ findet ihre Verwirklichung in den vielfältigen Optionsmöglichkeiten pluraler Kulturen und pluraler kultureller Ereignisangebote, „deren Hauptsinn darin besteht, Erlebniswünsche zu bedienen .. Die Lust auf das eine oder das andere wurde zur unanfechtbaren ästhetischen Letztbegründung.“ Man wählt „individuell“ nach seiner Lust, seinem Geschmack aus der Vielfalt der Angebote das seinige, individuelle aus und findet sich dort als Teilnehmer inhaltlich und sozial bestätigt. Die Selbstbestimmung, die Individualisierung im Bereich pluraler Kulturen führen so zu einem doppelten Ereignis-Autismus: Ereignisse sind Einzelangebote für sich und für ihr Publikumssegment, kollektive Lernprozesse können so nicht mehr stattfinden. Das Publikum hat nur noch sich selbst als Deutungsinstanz, so sind auch individuelle Lernprozesse ausgeschlossen: „Ereignisse umplätschern die Menschen wie körperwarmes Badewasser, kaum spürbar, fast niemals irritierend, ins Belieben jedes einzelnen gestellt... Man taucht in zeitlich und räumlich eingegrenzte Szenerien ein, angeboten zur gefälligen Benutzung“ (a.a.O.). Die Chance eines

individuellen wie kollektiven Lernprozesses durch einen Diskurs, durch ein Aufeinandertreffen unterschiedlicher Zugangsvoraussetzungen, Zugangsweisen, Interpretationsaspekte entfällt weitgehend, da man bereits aufgrund ähnlicher „individueller“ Strukturen sich zu dem entsprechenden Publikum zusammengefunden hat. Das scheinbar befriedigende Erlebnis der Selbst-Bestätigung, nicht aber das Erlebnis der Erweiterung ist bezeichnend für eine solche Art der Publikumsrolle. Sicherheit und Unveränderbarkeit sind eher kennzeichnend als Verunsicherung und Veränderung der Sichtweisen. So gesehen passiert zwar etwas auf der Bühne, nicht aber beim Publikum – ein solches, von Schulze skizziertes Publikum wäre – wie bei Handke befürchtet – Objekt, nicht aber Akteur des kulturellen Geschehens. „Das Entscheidende ist nicht, was mit mir passiert, sondern was mit dem Publikum passiert“, stellt Philip Glass seine (Bühnen-) Rolle richtig, auf den Vorwurf hin, er müsse musikalisch mehr bewegen (zitiert nach Stenzl 2001: o.S.).

Der kulturkritische Vorwurf aus der soziologischen Sicht Schulzes an ein Publikum, das vermeintlich individuell, tatsächlich aber „autistisch“ nach Äußerlichkeiten entscheidet und oberflächlich begründet, wird unterstützt von kunstphilosophischer Seite durch Ammann. Die floskelhafte Standardsprache des autistischen Publikums, das allein seinen „Geschmack“ als ästhetisches Kriterium einer Beurteilung anerkennen und anwenden kann („langweilig“, „interessant“, „hat/hat nicht gefallen“, „spitze“ etc.), wird von Schulze als Urteil über die „psychophysische Reizqualität des Dargebotenen“ bezeichnet. Dies entspricht inhaltlich und in seiner medizinisch-physiologischen Begrifflichkeit dem „Geschmack“ als eine rein körperliche Anziehung und „Ablehnung in Form einer Idiosynkrasie“ bei Ammann (1998: 54). Die Feststellung Ammanns, dass Geschmack nicht inhaltsbezogenes, nicht übergreifendes Kriterium sein kann, entspricht wiederum der Feststellung Schulzes, dass zusehends die „Bedeutungen verblassen“.

Die Konsequenz jedoch, die Ammann und Schulze aus ihren kulturkritischen Sorgen ziehen, sind höchst unterschiedlich:

Schulze sieht den kulturellen Bereich als Ort von Lernprozessen, als Ort des Ringens um „subjektübergreifende Lebensphilosophie“, um „Suche nach Wirklichkeit jenseits des eigenen Horizontes“ als verloren an, gibt ihn auf. „Die ... Konstruktion der Wirklichkeit ... muß anderswo stattfinden – in den Diskursen zwischen Wirtschaft, Technik und Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit“ (a.a.O. S. 27).

Ammann gibt nicht den Ort auf, sondern das idiosynkratisch reagierende, nicht mehr wahrnehmende Subjekt. Es gibt heute „weniger eine Krise der Kunst als eine Krise der Wahrnehmungsfähigkeit“. Es ist das Publikum, das sich ändern, anders re-agieren, „eines Besseren belehrt werden“ müsse: „Das setzt Lernbereitschaft voraus, macht den Geschmack damit obsolet“ (Ammann 1998: 55).

Bereits 1990 befand auch Kulturdezernent Hilmar Hoffmann angesichts schaler, oberflächlicher Kunstdiskussionen in wörtlicher Entsprechung, dass „die Dialektik von ‚schön‘ und ‚gut‘ in der Kunst obsolet zu werden habe“ (1990: 144).

Die von allen drei Autoren geforderten Qualitäten eines neuen Publikums können nicht, das heben sie hervor, durch Angebote und Maßstäbe der Optionenvielfalt einer pluralen Kultur im Sinne des Modernisierungsprozesses erfüllt werden, sondern nur durch spezifische kulturelle Qualitäten: Das sind bei Hoffmann die Fähigkeiten, Fragen zu stellen nach dem Wert von Kunst als Mittel der Erkenntnis und als Hilfe für den Überlebenskampf und diese in fundamentalen Dimensionen zu diskutieren. Das wäre bei Schulze die „Suche nach Wirklichkeit jenseits des eigenen Horizontes, jedoch auf eigene Faust“. Das ist bei Ammann die Entschlüsselung von Metaphern, die wirklichkeitsschaffende Funktion besitzt. Der Zugang kann nur erfolgen auf einem innerpersönlichen, spezifischen Weg, die Entwicklung und Ausdifferenzierung allerdings erfolgt im öffentlichen, diskursiven Prozess einer Publikumskonstituierung – nicht nach kollektivem Muster wie bei Handkes Publikum, sondern im intersubjektiven Aus-

tausch zwischen Individuen. Als Publikum „müssen wir neue Verhaltens – und Wahrnehmungsmuster entwickeln ... ein Gehör für Stille und Zeit entwickeln ... so, wie es uns John Cage einst zu verstehen gab... Wir müssen lernen, unsere eigenen Wege zu gehen“ (Ammann 1998: 58).

„Anfangs gab’s für mich den Urknall in Kunst – Literatur – Theater – Musik und Politik“, beschreibt Pb 18a ihr neues kulturelles Verhalten im Alter. „Heute befasse ich mich mehr mit der experimentellen Seite der Kultur. Reduktion und die leisen Töne regen heute meine Vorstellungskraft an.“ Vom extrovertierten, vom außengesteuerten, lärmenden Kulturbetrieb, so wird dieser Weg geschildert, zu einem selbstgesteuerten, innengelenkten Lauschen: Nicht mehr die „Auswahl“ aus dem marktschreierischen Angebot, nicht mehr das „knallige“ Event beherrscht das kulturelle Erleben, sondern die Entwicklung des eigenen, des spezifischen Vorstellungsvermögens über wenige („Reduktion“) und über die von Cage empfohlenen ruhigen („leisen Töne“) Außenreize.

Auch Pb 6a beschreibt neu entwickelte Qualitäten in der Ausrichtung kultureller Interessen und Aktivitäten, bezeichnet sie humorig als „beginnende Senilität“: Die „Pflege der Daseinsthemen“ und eine „vergrößerte Erkenntnistiefe“ haben die „Ansaugphase“ der „Erprobungen“ und „Vorliebenfindungen“ als außengesteuerte kulturelle Zugänge und Verhaltensweisen abgelöst.

Als „weg von der ... Kunstgenussgesellschaft“ beschreibt Pb 19a seinen kulturellen Weg in eine neue Art der Auseinandersetzung mit den Gedanken und den Haltungen des Künstlers, zu einem „Miteinander zwischen Akteur und Konsument.“

Pb 7a wehrt sich ausdrücklich gegen ein kulturelles Verständnis von „Life-Style-Kult“, sieht seinen Zugang in „Kritikfähigkeit und analytischen Fähigkeiten“.

In der „Vereinzelung und im Rückzug“ erkennt Pb 17a seine kulturelle Rolle heute eher als in seinen früheren „sportlich-musikalischen Aktivitäten und Engagement“.

Von der Außen- zur Innenorientierung, vom Konsum, Verbrauch und Sich-Bedienen zur Eigenaktivität, zur Bearbeitung, zur Reflexion, vom (Außen-Angebot partizipierenden) Teilnehmer zum Teil-Geber (Zeit, Aufmerksamkeit und Besinnungswidmung) – so ließe sich der Weg von der Rolle des pluralen Angebots-Teilnehmers zu einer spezifischen kulturellen Altersrolle des kompetenten Rezipienten beschreiben.

Dies wäre eine neue, eine spezifische kulturelle Altersrolle, die durch die besonderen deutenden und auslotenden Qualitäten des Alters eine gesellschaftliche Erweiterung und damit eine kulturelle Chance darstellt.

Im Extremen denkt der Ästhetik-Wissenschaftler Bazon Brock gleich in dieser Richtung weiter, wenn er im Streitgespräch temperamentvoll überzogen die These aufstellt: „Wenn es irgendwo in der Gesellschaft noch ein Potential für produktive Veränderung im Feld der Künste gibt, dann durch die Alten“ (IBK 1995: 34) und aus dieser These wiederum die Forderung ableitet, die Alten „zu Profis in der Kunstrezeption auszubilden“ und für diese „Ausbildung eines professionellen Publikums ... offizielle Klassen für Kunstrezeption zu etablieren“ (a.a.O. S.35). Doch eine solche offizielle Klasse könnte eben genau das nicht vermitteln, was an erwünschten Altersqualitäten notwendig ist – und die Brock selbst an anderer Stelle auflistet: Es ist die „Fähigkeit zur Verarbeitung neuer Erkenntnisse ... Dazu bedarf es nämlich eines erheblichen Maßes an Lebenserfahrung, Weltkenntnis, Geduld, Begeisterungsfähigkeit ...“ (a.a.O. S. 36).

### **11.3.2.3 Der Synoptiker: Überblicken und Unterscheiden**

„Wie Maler und Wissenschaftler, Künstler und Denker in ihren Spätstil Diskrepanzen, störende Details und scheinbar unvereinbare Gegensätze überwinden und zu übergreifenden Prinzipien gestalten, die dem Bisherigen eine neue Bedeutung geben und auf die zentralen Themen der nächsten Generation verweisen, so kann uns ... das Alter frei machen für eine neue Ganz-

heit ... und in den ernsthaften ... Bemühungen ... können sich neue Lebensdimensionen ankündigen“. Diese, von Friedan (1997: 827) stellvertretend für die gerontologische Forschung (Rosenmayr, Baltes, Staudinger) dargestellten integrativen Fähigkeiten (vgl. Abschnitt 9.2) haben wenig gemein mit der von Pb 2a befürchteten Gleichgültigkeit gegenüber ungelösten gesellschaftlichen Konflikten: „Notfalls wird eben alles zu einem Zufriedenheitsbrei zusammengedrückt“. Es wären zu einer solchen Lösung kaum besondere Kompetenzen notwendig, sie würde allein von einer Nicht-Bewältigung zeugen. Eine solche, eher gedankenlose Kompromissbereitschaft jedoch wird ausdrücklich von vielen befragten Probanden abgelehnt (z.B. Pb 4a: „Mit zunehmendem Alter habe ich Kompromisse nur ungern akzeptiert“, Pb 3j über ihren Vater: „weniger Kompromisse als früher“), dafür eine neue Qualität der Konfliktbetrachtung angegeben (z.B. Pb 10a: „... habe heute andere Werte und sehe mit anderen Augen auf die Dinge“, Pb 9a: „Zeit nicht mehr mit oberflächlichem Gerede vergeuden“, Pb 10j: „sich stärker auf das Wesentliche fokussieren“). Auch Friedan versteht die angeführten integrativen Fähigkeiten im Alter nicht als Verdrängung, sondern im Gegenteil als Bearbeitung („Bemühungen“) offenkundiger und bedeutsamer gesellschaftlicher kultureller Differenzen, die es zu erkennen und in einem Akt der Aufarbeitung zu überwinden gilt. Die von Pb 2a bezweifelte „Tendenz zum klarsichtigen Rückblick, zur unbarmherzigen Bilanz“ ist notwendige Voraussetzung zu einer solchen synoptischen Rekapitulation, über die „Divergierendes, ja Widersprüchliches“ inhaltlich aufgedeckt, enthüllt werden muss, um Extremes zu „versöhnen“, um „Widersprüche als fruchtbar und spannend zu begreifen“ (Pb 15a).

Die im Alter vorhandene, sich weiterentwickelnde und verstärkende Fähigkeit zu einer solchen Synoptik, beruht weitgehend, so wurde dies in den Abschnitten 8.4.2.3 und 9.2 erarbeitet, auf der Integrationsleistung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als zeitliche Zusammenschau angesichts eines Erkennens zunehmender Kürze noch zu lebenden Lebens, das bedeutet angesichts eines wachsenden Todes-Bewusstseins. „Endgültigkeit bewußt zu begreifen heißt, daß die Kürze des Lebens und seine Überschaubarkeit einsichtig werden, daß nun die Chance besteht, das menschlich Wichtige vom vielen Unwichtigen zu unterscheiden“ (Rentsch 1992: 303). Die Entwicklung dieser Fähigkeit, ihre Reifung, ist so bevorzugt erst im Alter möglich.

Die kulturelle Rolle eines gleichermaßen differenzierenden (Differenzen erkennenden) wie zusammenschauenden (Differenzen überwindenden) Synoptikers begründet ihre Notwendigkeit aus der gesellschaftlich-kulturellen Situation: Modernisierungsprozesse offenbarten dem Individuum eine unübersichtliche, geradezu unendliche Breite unterschiedlicher kultureller Stile, Symbole und Verhaltensweisen als individuelle Optionsmöglichkeiten (vgl. Abschnitt 10.2), setzten damit gleichzeitig eine neue und heftige Reaktion von „Suchhabitus“ (Beck) in Gang. Verstärkte Identitätssuche und Solidaritätsbestrebungen in kleinen Gruppen zeigen sich als kultur- und gesellschaftspolitisch manchmal fast hilflose, gelegentlich auch nicht ungefährliche Haltungen gegenüber grenzenloser Entscheidungsfreiheit und Wahlmöglichkeiten (So wird die „Abgrenzung“ gegenüber dem Fremden, dem Unbekannten als eine Reaktion gedeutet, die aus Überforderung entsteht). Das Stiften von Sinnzuordnungen und das Herstellen von Zusammenhängen fällt in der verwirrenden Vielfalt des kulturellen Pluralismus schwer, „hier wird man sich eindenken, einsehen, einüben müssen“ (Beck 1998: 401). Mit der Auflösung hierarchischer Strukturen und hierarchischer Werte, mit dem Wegfall von „allgemein Gültigem“, müssen Sinnzusammenhänge individuell und unabhängig begründet werden. Hierbei könnte die mit dem Alter sich entwickelnde Fähigkeit (vgl. Abschnitt 9.2) des „Überblickens“ (Kruse), der „Zusammenschau“ (Baltes), sich in einer generativen kulturellen Rolle verwirklichen. „Mit mehr Erfahrung und Eindrücken“ schreibt die erst 22-jährige Pb 7j, könne sie „viele Zusammenhänge erst erkennen. Manches Gelebte oder Gesagte gibt erst im Ganzen einen Sinn oder es bekommt eine neue Bedeutung“.

Erste Hinweise auf die Funktion der „Synopsis“ sind in der geschichtlichen Bedeutung des Begriffes zu finden: Der parallele Spaltendruck (Synopsis) der drei Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas ermöglichte über diesen technischen Vergleich, die gegenseitige Abhängigkeit in Auswahl und Anordnung des Stoffes wie im Wortlaut des Textes untersuchen zu können. Die Prüfung von Übereinstimmung und Unterschieden ließ Rückschlüsse auf die wesentlichen, in allen drei Darstellungen enthaltene Aussagen zu. Von allen unterscheidenden, erzählerischen Ausschmückungen, aber auch von allen zeit-, kontext- und lebensbedingt unterschiedlichen Darstellungsweisen befreit, konnte so ein inhaltlicher Zusammenhang hergestellt werden. Über die differenzierende Betrachtung der Äußerungen (der Äußerlichkeiten) gelangte man zu dem Kern (dem Inhaltlichen) der drei verschiedenen Verkündungen.

Diese Funktion entspricht der neuen kulturellen Altersrolle des Synoptikers: Die vielfältige Ausgestaltung kultureller Stile, Äußerungen, die den Pluralismus der Moderne ausmachen, werden jenseits ihrer „Ausprägung“ auf inhaltliche Zusammenhänge überprüft. Es wäre damit der erste Schritt auf dem Weg der „Zusammenschau“, des Herstellens eines inneren Zusammenhanges, der „Enthüllung“, des gedanklichen Befreiens von „wahrheitsunabhängigen Erkerchen und Türmchen“ (Glaser), die die unterschiedlichen Stile einer pluralistischen Kultur ausmachen. Es ginge zunächst darum, „die Unterordnung der Wahrheit unter den Reiz, den Effekt, die Schönheit“ wieder rückgängig zu machen, unter der „Verblendung“, der Verpackung sinnstiftend den Inhalt auszulösen. Als „das Suchen unter der Oberfläche der Kunst“ beschreibt Ausstellungsmacherin Catherine David, die an „keine ‚reine‘ Wirkung des Kunstwerkes glaubt“ (Ruthe 2000: 3), den ersten und wichtigsten Schritt jedes kulturellen Zuganges. Es ist dieser erste Schritt der schwierigste, da gerade für die kulturelle Identitätsbestimmung die äußeren Zeichen der Kultur, die kulturellen Symbole allgemein, vor allem im Bereich der Jugendkulturen maßgeblich der Orientierung und der kulturellen Selbstbestimmung dienen (vgl. Abschnitt 10.3). Von den kulturellen Äußerungen, Symbolen und Zeichen soweit Abstand zu nehmen, dass nicht mehr die Differenz allein wahrgenommen wird, sondern man einen inhaltlichen Zusammenhang zwischen ihnen herstellen kann, erfordert in hohem Maße die entwickelten Weisheitskompetenzen: Die Erkenntnis, dass es „die ureigenste Binnenkultur“ und nicht die äußere Zeichendistinktion ist, die für die Sinngebung der „sogenannten Wirklichkeit“ bestimmend ist (Pb 5a).

Das Überschreiten des Äußeren, des Dinglichen, der Vorstoß zum Inhaltlichen, zum Begrifflichen, ist Anliegen der Kunst seit dem letzten Jahrhundert. Die Bildende Kunst, die Musik, die Literatur und die darstellenden Künste kennzeichnen mit Beginn der Moderne das Ringen um eine Abstraktion, um ein Überwinden stilistisch, zeitlich, disziplinar gebundener äußerer Ausprägungsformen. Die „Entgrenzung“ von Kunst und Leben, das „Cross-Over“ zwischen den Künsten waren Konsequenzen, die in den Aktionen der Fluxusbewegung unter Beuys und Cage ihren Kumulationspunkt erreichten: Weg vom Objektcharakter der Kunst, keine Fixierung, kein Werk, keine Wiederholung. Die Abstraktion als Entgegenständlichung, Entmaterialisierung, Entgrenzung war – und ist es in ihrer reinen Form noch heute – gedankliche Konstruktion, Konzept (vgl. Klotz 1996). Das Cross-Over ist die Fortsetzung, die Fortschreibung des Versuches künstlerischer Grenzüberschreitungen in der „Zweiten Moderne“ (Klotz), um inhaltliche, „wesentliche“ Zusammenhänge zu verdeutlichen: „Cross-over ist ein Versuch ... neue Inhalte auf die Bühne zu bringen und diese mit anderen Disziplinen zu verknüpfen ... Das ist der verzweifelte Versuch, die Dinge wieder zueinander in Beziehung zu setzen“ (Schweeger 2001:10).

Der Begriff des Cross-Over, der Biogenetik entlehnt und dort Rekombinationen aus Kreuzungsversuchen bezeichnend, wird heute im Sinne der „Entgrenzung“ verstanden zwischen einzelnen Disziplinen (Bildender und Darstellender Kunst, Musik, Literatur), zwischen (ethnischen) Kulturen, zwischen Epochen und zwischen unterschiedlichen Stilen eines Kunstbereiches, besonders in der Musik. Als ein Mit- und Nebeneinander „verschiedener musikalischer

scher Stilrichtungen...“ bearbeitet laut Duden das „Cross-over die unterschiedlichsten Musikstile und lässt, wie bei Hip-Hop, Ambient und Techno zahlreiche Stilzitate zu“.

Mit dem neuen Begriff des Cross-over verdeutlicht sich eine neue kulturelle Situation der Gesellschaft: Unbegrenzter Informationszugang zu einer noch nie gekannten Vielfalt kultureller Produktionen und Prozesse mit höchst „widersprüchlichen Formen, Reichweiten und Ausdrucksweisen“ (Wagner 2000: 29) verlangen das eigene, subjektive Setzen von Sinnzusammenhängen und dessen Begründung. Die „zentralen Fragen für Kunst und Kultur (sind), inwiefern in ihnen Zuschauer und Zuhörer Anknüpfungspunkte für eigene Erfahrungen und Bedürfnisse finden“. Diese entstehen aus der „produktiven Konfrontation und Grenzüberschreitung zwischen den unterschiedlichen Kulturen, Lebensarten und Künsten“ (a.a.O.). Es ist kennzeichnend für das Cross-over, dass eine Errichtung von inhaltlichen Zusammenhängen in allen Bereichen der Kultur erfolgt, die zunächst vordergründig (äußerlich) keine Verwandtschaft aufzuweisen scheinen: Unabhängig von äußerer Zeichendarstellung können gedankliche Beziehungen konstituiert werden, synästhetisch über Einzeldisziplinen hinweg, synkretisch durch kulturelle Ausprägungen, oder synchronisch über die unterschiedlichsten Zeiten und Epochen hinweg. Erst mit der Bedeutungsproduktion durch den Betrachter, Leser oder Hörer wird dem zunächst „offenen Kunstwerk“ ein Sinn gestiftet, der „synoptisch“ über seine „Äußerung“ hinausweist.

Will man die unübersichtliche Vielfalt aller heute vorhandenen kulturellen Stile nicht nur als ein beliebiges, zusammenhangloses, Konglomerat unterschiedlichster Lebens- und Darstellungsformen ansehen, aus denen man sich nach äußerlichen Kriterien eine individuelle Identität „bastelt“, so müssen Abstriche gemacht werden: Es muss von der äußeren, gegenständlichen Erscheinungsform abstrahiert werden. Soll ein Sinn in der Vielfalt definiert werden, soll eine subjektiv begründete Weltsicht aus einer scheinbaren Zusammenhanglosigkeit aller kulturellen Möglichkeiten konstituiert werden, „so muß man den Modellcharakter ihrer Strukturen herausarbeiten“ (Hoffmann, W. 1969: 103). Damit erhalten die Objekte der Künste - ob in der Bildenden oder der darstellenden Kunst, in der Musik oder der Literatur – Verweisungscharakter: „Die Verweisungssubstanz der Dinge auf die Haltung des Künstlers ist größer geworden als je zuvor ... Das Zeigen des Seins und die Erfahrung des Umgangs mit dem Sein ... ist wichtiger, als die Schönheit einer individuellen Komposition“ (Graevenitz 1992: 52). Konsequenterweise zieht Catherine David als Leiterin der Documenta 97 den für viele Kritiker strengen und puristischen Schluss: „Für sie gibt es keinen zeitgenössischen Stil, „nur Befindlichkeiten und Haltungen““ (Ruthe 2000: 3).

Vom Zusammenrühren eines „Zufriedenheitsbreies“ (Pb 2a), von einer desinteressierten, oberflächlichen und nur scheinbaren Verbindlichkeit ist eine solche – synoptische – Leistung weit entfernt. Die Synopse ist für die Jüngeren nur schwer zu leisten, weil die Voraussetzungen zu abstrahierenden und zusammenschauenden Fähigkeiten aufgrund mangelnder konsolidierender Erfahrungen erst noch unsicher ausgebildet sind. Für die Älteren ist die Erfüllung der synoptischen Leistung nicht selbstverständlich aufgrund ihrer noch eher zögerlichen Neigung zur Verwirklichung einer solchen Rolle (vgl. Abschnitt 11.1). Schwer zu erfüllen ist diese Rolle nicht zuletzt auch aus dem Grunde, dass es keine „Synopsenlehre“ und keine „Abstraktionshilfen“ gibt. Es muss jeder individuell und subjektiv „seinen“ Sinnzusammenhang herstellen, die „Verweisungssubstanz der Dinge“ in eigener mühsamer Gedankenarbeit auflösen. Für diese Leistung haben Alte zwar aufgrund entwickelter Weisheitspotentiale gute Voraussetzungen, die Arbeit der Synopse selbst jedoch ist für Alte wie für Junge gleichermaßen schwierig: „Sind wir nicht alle zugleich Analphabeten, was die Sprache und die Kunst betrifft, in und mit Freiwilligkeit Zusammenhänge zu weben und zu stiften?“ (Beck 1998: 400).

### 11.3.3 Spezifische kulturelle Altersrollen im aktiv-mediativen Bereich

Die in diesem Abschnitt entwickelten kulturellen Altersrollen beruhen weitgehend auf der Fähigkeit des Ratgebens, wie sie sich aus dem Weisheitskriterium „Strategiewissen in grundlegenden Fragen des Lebens“ (vgl. Abschnitt 9.6) ergibt. Sie funktionieren nur kommunikationsorientiert, setzen Wissen und Einfühlungsvermögen zugleich voraus, gründen auf dem Boden generativer Empathie, umfassen „Einsichten in die eigenen Stärken und Schwächen, Wünsche und Reaktionsweisen. Sie beinhalten aber auch Wissen über die Reaktionsweisen anderer, über deren Ziele und Einflussmöglichkeiten auf das eigene Leben und das Leben anderer“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 412). **Damit setzen diese Rollen höchste intellektuelle und emotionale Kompetenzen voraus, sie dürfen also nicht automatisch oder selbstverständlich „an einen an das Lebensalter geknüpften Erfahrungsprozess gebunden“ werden, mahnt Proband 9a, sondern sind, wie die bisher beschriebenen möglichen kulturellen Altersrollen auch, (noch) „eher Minderheiten und Eliten vorbehalten“** (Rosenmayr 2000: 454). Auch sie wurden entwickelt unter dem Paradigma des „optimalen Alterns ... nämlich unter den bestmöglichen Bedingungen alt zu werden“ (Baltes 1989: 44). **Sie zeigen damit grundsätzlich mögliche, nicht aber allgemein übliche Entwicklungschancen des Alterns.**

#### 11.3.3.1 Der Vermittler: Ansammeln und Anbieten

Die kulturelle Rolle des „Vermittlers“ wird hier nicht, wie es möglicherweise nahe läge, im Sinne einer Vermittlerrolle des Kulturmanagements verstanden - als Rolle desjenigen, der kulturelle Objekte (Bilder, Konzerte, Bücher etc.) zum Publikum bringt, der das Distributionsproblem zu lösen hat, wie die Kunst zum Rezipienten kommen könnte. Es wird unter Vermittlerrolle auch nicht die einer „objektiven“ Kunstvermittlung verstanden im Sinne einer Informationsvermittlung über Kunstobjekte (Entstehungsbedingungen, Materialien, Techniken, Künstlervitae etc.). Sowohl für diese erste wie für die zweite Rollenbesetzung sind spezielle Kompetenzen notwendig, wie sie etwa über eine einschlägige Ausbildung erlangt werden können. Keine dieser beiden Rollen jedoch erfordert spezifische, gar altersspezifische Kompetenzen, wie sie in den Abschnitten 9 und 10 erarbeitet wurden und wie sie für die besonderen kulturellen Altersrollen die Grundlage darstellen sollen.

Unter einer altersspezifischen kulturellen Vermittlerrolle wird also eine andere als die oben ausgeschlossenen verstanden: Sie besteht in der Initiierung eines sozialen kulturellen Lernprozesses durch die Vermittlung der spezifischen Sichtmöglichkeiten, durch Angebote von Deutungsmöglichkeiten kultureller Symbole, durch den Diskussionsbeitrag subjektiver Einsichten und Überlegungen aufgrund entwickelter Weisheitskriterien.

Zur Verdeutlichung soll einführend die Episode einer Kunstbegegnung geschildert werden: Herbst 1997 - in einer deutschen Reisegesellschaft befindet sich ein pensionierter Pfarrer, dessen ehemalige Gemeinde für die Flugkosten gesammelt hat, um ihm zum 90. Geburtstag seinen Lebenswunsch zu erfüllen, nämlich Rembrandts Gemälde „Die Heimkehr des verlorenen Sohnes“ im Original in der Petersburger Eremitage betrachten zu dürfen. Da er mit seinen beiden ihn begleitenden Schwestern täglich früher als die Gesellschaft das Hotel verlässt und auch früher zurückkehrt, verliert man sich aus den Augen, sieht sich erst am vierten Tage des Aufenthaltes wieder. Die Reisegesellschaft findet bei ihrer Museumstour den alten Pfarrer in der Eremitage vor dem besagten Bild auf einem Stuhle sitzend. Den vierten Tag säße er nun dort, berichtet seine Schwestern, genervt aber pflichtbewusst sich in der Umsorge ablösend. Die Reisegesellschaft, die an diesem Tag bereits das dritte Museum besucht, hört sich wie bei allen bisherigen Objekten die raschen und konzentrierten, „wichtigsten“ Informationen der Reiseleiterin zu diesem Werk an. Angesichts des noch zu absolvierenden Programms drängt

sie auf dessen zügige Abwicklung. Diese wäre wohl auch wie geplant verlaufen, hätte nicht ein junger Mann in der Gruppe, schon fast im Weggehen, den alten Pfarrer gefragt, was er denn nun „eigentlich an diesem Bild so toll“ fände. Fast anderthalb Stunden wartet daraufhin die fassungslose Reiseleiterin auf ihre faszinierte, in Fragen und Gesprächen gebannte Gruppe, die dann anschließend nachdenklich und unaufmerksam noch eine kurze Pflichtrunde mit ihr absolviert, bevor sie den wartenden Bus besteigt. Von einer Gegensätzlichkeit und Einheit zugleich hatte der alte Pfarrer erzählt, sich gefesselt gezeigt von einer beidseitig zueinander gebeugte Haltung des Vaters und des Sohnes, fürsorgend und demütig gleichzeitig, überlegen und unterwürfig, liebevoll und vereinnahmend. Die Versöhnung von Gegensätzen am Ende eines langen Lebens - eine Aufhebung von gut und böse, hart und weich, alt und jung, arm und reich - in der Geste einer integrierenden Handauflegung, einer neuen, generativen Zuneigung des Alten zum Jungen, des Jungen zum Alten, heben sich Anfang und Ende, Zukunft und Vergangenheit auf, werden eins. Eine Momentaufnahme, in der alle Zeiten und alle Sichten von Welt enthalten zu sein scheinen. Mutter und Vater, Frau und Mann, selbst „natürliche“ Gegensätze sind vereint: „Noch nie“, staunt ein kunstsinniger Lehrer, „noch nie hatte ich bei diesem Bild gesehen, dass der alte Vater eine Frauen- und eine Männerhand hat!“

Es war keine Information, die der alte Pfarrer gegeben hatte, keine Jahreszahl, kein geschichtlicher Zusammenhang, kein Künstlerkommentar. Es war auch keine feuilletonistische Interpretation, die er geleistet hatte: Kein Wort einer Farbphilosophie, kein Wort zur Bildkomposition, keines zum Pinselduktus. Was er vermittelte, war das, was er altersspezifisch weiterzugeben hatte – die Erfahrung eines langen Lebens, die sich in dieser Kunst widerspiegelte, die über sie reflektiert wurde. Es war die Auflösung von Gegensätzen, die Aufhebung von Widersprüchlichem und Unvereinbarem – eine Alterserfahrung, die in den – erheblich jüngeren – Mitgliedern der Reisegruppe neue Sinneseindrücke erweckte, neue Sichtweisen ermöglichte, die Auseinandersetzungen, Fragen und Nachdenklichkeiten auslöste. Der Prozess, den der alte Pfarrer mittels einer, seiner, altersspezifischen, kulturellen Vermittlungskompetenz in Bewegung gesetzt hatte, war mehr, als Kunstverständnis geweckt zu haben, dieser Prozess war der einer individuellen und sozialen Reflexion durch gedankliche An-Stöße. Er entsprach dem Konzeptionsziel der Ausstellungsmacherin Catherine David, die immer wieder „unmissverständlich deutlich“ macht, „dass sie das ... Flanieren durch die Kunst und das ... Goutieren der Werke ...ablehnt. ‚Ich will‘, sagt sie, ‚dass die Besucher mit Fragen heimgehen‘“ (Ruthe 2000: 3).

Die Vermittlungsrolle aufgrund altersspezifischer kultureller Kompetenzen zeigt sich so anders als die einer Informationsvermittlung aufgrund fachspezifischer Kompetenzen, wie sie bei der Eremitage-Führung z.B. die Reiseleiterin mit Sicherheit vorweisen konnte. Sie ist eine andere Rolle, aber keine mindere, keine schwächere: Eine solche altersspezifische Art der Vermittlung darf keinesfalls gleichgesetzt werden mit kompetenzfreien Mitteilungen über individuelle Befindlichkeiten, persönliche Empfindungen oder Emotionen, sie hat nichts zu tun mit Versuchen, „kulturelle Inhalte ohne ausreichendes Fachwissen und ohne kritische Substanz zu vermitteln“ (Hess 1992: 13). Wie die Entwicklung von Weisheitsqualitäten selbst (vgl. Abschnitt 8.3.1 und 4.3) ist konsequenterweise die Vermittlerrolle aufgrund dieser entwickelten Weisheitsqualitäten gebunden an die Voraussetzungen der Bildung, der Information und des kulturellen Milieus. Auch der alte Pfarrer in Petersburg hatte die entsprechenden Bildungs- und Informationsvoraussetzungen, hatte aus langer Berufserfahrung große hermeneutische Kompetenzen. Die altersspezifische Vermittlerrolle subsumiert demnach bestimmte fachspezifische und informatorische Voraussetzungen, auch enthält sie aufgrund ihrer Bindung an Weisheitsqualitäten die Fähigkeit zur Supervision und zur Deutung gleichermaßen wie kritische Distanz und ein differenzierendes wie problematisierendes Urteilsvermögen.



Jenseits von Zeitgebundenheit und epochaler Zuordnung hatte der alte Mann das Allgemeine und Prinzipielle ebenso wie das Besondere und Aktuelle zeitlos, doch gleichzeitig auch zeit- und subjektbezogen erkannt, hatte das Vereinende über die Jahrhunderte, über Moden und Stile, über künstlerische Ausdrucksmittel und Ausdrucksweisen hinweg erfasst. Darüber hinaus war ihm, und hierin vor allem zeigte sich die alterskompetente Vermittlungsfähigkeit, die weitere Leistung geglückt, dies als eine übergreifende Erkenntnis den Anderen, den Jüngeren, nahezubringen. Das Thema, das ihn beschäftigt hat, das er am Ende seines Lebens als sein wichtigstes betrachtet und in seiner letzten Reifung im Kunstwerk widergespiegelt fand, hat er in einem intergenerativen Akt weitergeben können: Mit seinen spezifischen Gedanken und Überlegungen zu einem zeitenüberspannenden und Widersprüchlichkeiten vereinende Aspekt der Wirklichkeitsdeutung konnte er zu einem intergenerativen diskursiven Prozess beitragen. In einfachen und schlichten Worten vermittelte der alte Pfarrer zwischen der gegenwartsbezogenen und informationsorientierten Haltung jüngerer Menschen und einem Werk, in dem er den verdichteten Raum erkannt hatte, aus dem die Zeit „gleichsam heraus fiel“ (Ammann), in dem unvereinbare Objektivitäten zu einer Einheit zusammengesehen wurden. Nicht primär der museale oder kunsthistorische Zusammenhang des Werkes wurde so durch den alten Mann erschlossen und vermittelt, sondern der anthropologische. Dieses ist kein alternativer Aspekt, sondern ein übergreifender.

Unter diesem Aspekt kann die altersspezifische Vermittlungsfähigkeit „andere Potenzen als bloß jene äußerlichen der Dekoration und Kulisse“ in den Künsten erschließen. Eine altersspezifische Vermittlerrolle in der Begegnung der Menschen mit Kunst berücksichtigt „vielmehr die Frage, was mit ihnen dabei geschieht und was sich in ihrem Innersten anstoßen und bewegen ließe... Wer auch nur einen minimalen Zuwachs an innerer Freiheit verspürt ... ein Quentchen mehr Zutrauen zu seiner eigenen Wirklichkeitsmächtigkeit und derjenigen der Gattung, dem hat sich die Perspektive schon verändert“ (Hoffmann 1990: 145).

Eine solche Veränderung der Perspektive ist mehr als ein Informationsgewinn, hat mehr „vermittelt“ als nur eine Erklärung zu einem Werk. Als „Gegen-Bilder erzeugen“ bezeichnete Beuys diesen Prozess der Perspektivenveränderung, stellte sie anschaulich dar in der Aktion „Wie man dem toten Hasen die Bilder erklärt“: Als „Erleuchteter“ (er hatte sich Blattgold mit Honig in die Haare geschmiert) hält er in der Galerie Schmela in Düsseldorf „einen toten Hasen im Arm... und geht mit dem toten Hasen im Arm durch den Raum, hält ihn dicht an die an den Wänden hängenden Bilder – es sieht aus, als spräche er mit dem Hasen. Manchmal unterbricht er diese Führung...“ (Stachelhaus 1988: 171). Diese Aktion war gleichzeitig Bedeutungsgebung wie Gegenbild: Beuys stellt bildlich dar, dass im „Erklären“ von Kunst nicht die Möglichkeit zur Entwicklung neuer Wirklichkeitssichten liegt, wenn Kunst „erklärt“ werden könnte, läge ihr ja eine feststehende Aussage zugrunde. Nur diese, schon vorhandene, kann durch „Erklärung“ (dessen, was „ausgesagt“ werden sollte) transportiert werden. Eine Vermittlung, die nur „erklärt“ (sagt, was „gemeint ist“), generiert nicht neue Kräfte, der Adressat der Erklärung wird diese annehmen oder nicht – er kann so wenig re-agieren wie ein toter Hase, eine eigene gedankliche Tätigkeit ist nicht möglich.

„Für Beuys ist klar, daß ‚Gegenbilder‘ etwas frei machen im Menschen, geistige, seelische Kräfte ... Geistiges provozieren, eben einen ‚Energieschub‘ auslösen“ (a.a.O.). Erst mit der Vermittlung dieser subjektiv erzeugten Gegen-Bilder im inter-subjektiven Prozess kann ein Lernzuwachs stattfinden, können Sichtweisen verändert, An-Stöße gegeben, Deutungen diskutiert werden. Ein solches subjektives Gegenbild hatte der alte Pfarrer in Petersburg entworfen: In der Spiegelung seiner persönlichen Lebensproblematik hatte er den Gegenentwurf zu Rembrandts „Verlorenem Sohn“ gefunden und vermittelt – und damit jenseits jeder „Information“ oder „Erklärung“ einen intersubjektiven diskursiven Prozess neuer Wirklichkeitssichten in Gang gesetzt.

Bei Beuys sind es die sinnlichen Erfahrungen, nicht die Erklärungen, die zur Entwicklung dieser Kompetenz des Gegenbilder–Erzeugens gehören, die Momente des Viel-gesehen-Habens, Viel-gehört-Habens, Viel-gespürt-Habens. Aus dieser Ansammlung von Sinneseindrücken heraus, in seiner Reflexion und seinem Umgang mit ihnen, bildet sich die Kompetenz des erfahrenen Gegenbild-Errichters. „Körpergedächtnis“ ist ein Begriff Ammanns für diese summierten Sinneserfahrungen, körperliche Erlebnisse im ästhetischen Bereich, die durchlaufen, erlebt werden mussten.

„Das Körpergedächtnis ist das genetische, das biographische, das erinnerte und das kulturelle (kollektive)“ (Ammann 1998: 37). Es ist die körperliche Voraussetzung gelebter Jahre notwendig, um auf diesen Speicher, dieses Potential von Sinneserfahrungen, dieses Körpergedächtnis zugreifen, darüber verfügen zu können. „Den Begriff der Erfahrung müssen wir zwar neu definieren, aber ohne den denkenden Körper im Gegensatz zum denkenden Kopf ist solches nicht zu schaffen“ (a.a.O.).

### **11.3.3.2 Der Filterer: Auslesen und Verwerfen**

Die Frage nach einer „Filterkompetenz“ könnte eine der wichtigen kulturellen Fragen der Zukunft werden. „Pluralismus ist gut“, schreibt Weidemann (1998: 83), „weil er gegen Diktat und Diktatur steht. Wenn sich hinter dem Begriff aber nur Ratlosigkeit verbirgt, ist er wertlos“. Wie Herzog (1999) zweifelt auch Weidemann an der Kompetenz des Einzelnen, um dem notwendigen Dauerprozess ständigen Filterns gewachsen zu sein: „Der Einzelne ist ein parteiungebundener Einpersonendemokrat. Wie sieht dieser Dauerentscheidungsträger aus? Welche Kompetenzen, Kenntnisse, Urteilsfähigkeiten muss er besitzen, um diesen Dimensionen gewachsen zu sein?“ (Weidemann 1998: 83). Wie und in welcher Form könnten die kulturellen Kompetenzen des Alters hierbei eine Rolle spielen?

Auf die geheime und tiefe Sehnsucht nach „wirklich“ Wahrem und „wirklich“ Schöнем, nach allgemein Gültigem in der unübersehbaren Fülle von kulturellen Optionen, Angeboten und Verhaltensmöglichkeiten des modernen Pluralismus wurde bereits mehrfach hingewiesen (vgl. dazu Abschnitt 9 und 10). Die Hoffnung, in einem vielleicht doch tatsächlich vorhandenen, einem existenten Bereich von kulturell Wichtigem und als relevant Anerkanntem eine Entscheidungshilfe zu finden, äußert sich unter anderem auch in sorgenden Konzepten vor allem der Sozial-, Erziehungs- und Kulturwissenschaften. Die Wünsche, in einem massenmedial verbreiteten unübersichtlichen Pluralismus Orientierungshilfe zu erhalten und zu geben, wirken gelegentlich wie verzweifelte Versuche zur Rückkehr in Zeiten und Orte längst verlorener Zuverlässigkeit und Geborgenheit: Von der gelegentlich selbstverordneten Kontrolle der Medien, über bildungspolitische Appelle, über Re-Animation und Re-Installation kultureller Werte, über Versuche, die Orientierungslosigkeit als „Wert an sich“ zu errichten, bis hin zur Patronisierung eines Heiligen für das Internet scheint keine Möglichkeit vergessen, den orientierungsunsicheren Kultur- und Mediennutzern zu helfen. Exemplarisch für gegenwärtige Tendenzen der Orientierungshilfe in der herrschenden kulturellen Vielfalt seien die folgenden Beispiele angeführt.

Eine Art „Kompass“ wünschte Roman Herzog anlässlich seiner Rede auf dem deutschen Bildungskongress 1999 in Bonn, um sich im „ungeordneten Chaos des 21. Jahrhunderts ... orientieren“ zu können. Dieser Kompass möge helfen, in die als vorhanden angenommenen Bereiche des Wesentlichen und Richtigen vorzustoßen: „Wir werden Strategien entwickeln müssen, um uns in der Vielfalt der Zeichen, Bilder und Daten auf das Wesentliche zu beschränken und das Richtige auszuwählen“ (Herzog 1999: 14).

Während bei Herzog sich die Kompassfunktionen noch als „Strategien“ darstellen (s.u.), so sehen sich andere (selbsternannte) Bildungsexperten wie Bestsellerautor Schwanitz („Bildung. Alles, was man wissen muss.“ 1999) bereits als Kompass selbst: „Ich empfinde mit

denen, die nach Erkenntnissen suchen“ (a.a.O. S. 8) und dafür „justiert er unser kulturelles Gedächtnis“ (Klappentext). Auf 522 Seiten verpackt er „das ganze Marschgepäck, das man Bildung nennt“ (a.a.O., S. 8) - von der Antike bis zur Moderne trennt er „aus der Vermischung von Wichtigem und Unwichtigem“ das „Wesentliche“, das im klassischen Bildungskanon besteht, heraus. Die Kompassfunktion hat er selbst übernommen und im Folgen seiner Weg-Weisung wird die gemeinsame Auswahlleistung („wir“) gesehen: „Wenn wir nicht das Wesentliche vom weniger Wichtigen unterscheiden, verlieren wir die Maßstäbe“ (Klappentext). Doch nicht diese fast charismatisch beschriebene eigene Wegweiser-Funktion (Mitempfinden für die Erkenntnissuche anderer) ist bezeichnend für die Situation der Orientierungssuche in der Moderne, sondern vielmehr deren sofortige Akzeptanz: Innerhalb weniger Wochen befand sich dieses Buch in den Bestsellerlisten auf den ersten Plätzen.

„Die ARD ist für die Zuschauer heute unverzichtbar“ wird in einer – von ihr selbst in Auftrag gegebenen – Untersuchung die Arbeit der öffentlich-rechtlichen Anstalt gelobt: Als zentrale Orientierungsinstanz und als verlässlicher Fels in der medialen Brandung verhindere sie, dass man „die kulturelle Verankerung einbüßt“. Diese Leistung gelingt der ARD, indem sie eine Art „medialer Leitkultur schafft“ und „Fassung, Sicherheit und Orientierung“ vorgibt: „Denn sie focussiert mit einem autoritären und scheinbar objektivem Blick das Weltgeschehen und markiert, was global und regional wirklich wichtig ist“ (Grünwald 2001: 3). Die abschließende zusammenfassende Empfehlung des Forschungsberichtes über „Die psychologische Bedeutung der ARD“ lautet, mit diesem „erzieherischen Einfluss“ durch Vermittlung eines „bürgerlich-konservativen Wertekanons... ihr eigenes Profil zu stärken“.

Erfolgt der Versuch einer Orientierungshilfe bei der ARD und bei Schwanitz über eine „Wiederbelebung“ eines als immer noch oder wieder gültig erklärten Bildungs-, Wissens- oder Wertekanons, so zeigt sich der Versuch der katholischen Kirche in dieser Richtung als ein eher verzweifelter: Da ein solch gültiger Kanon von ihr nie in Frage gestellt wurde, also immer Bestand hatte und noch hat, jedoch seine Wirksamkeit angesichts einer vermuteten zunehmenden Orientierungslosigkeit in Zweifel gezogen werden muss, beschied der Vatikan im Juni 2001 die Ausrufung eines Schutzpatrones für die Internetnutzer. Dies ist der 1598 heilig erklärte spanische Kirchenlehrer Isidor von Sevilla (560-636 n. Chr.), der, heute mit Schwanitz vergleichbar, versuchte, das damalige „gesamte weltliche und religiöse Wissen zu vereinen. Das Werk umfasst 20 Bände, ... wurde zum beliebtesten Handbuch für die Studenten des Mittelalters und ein ... Standard-Nachschlagewerk“ (Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, <http://www.heiligenlexikon.de>). Mit der Bezeichnung „Patron des Internets“ wird eine väterliche Fürsorge verdeutlicht, mit der man, selbst hilflos, der Verunsicherung angesichts herrschender Informationsüberflutung wiederum über eine virtuelle Schutzperson zu begegnen versucht.

Nicht rückwärtsgewandt, in der Suche nach einst, ehemals, früher funktionierenden Lösungsmöglichkeiten der Maßstäblichkeit und der verbindenden Allgemeingültigkeit, sondern progressiv und offensiv zugleich versuchen, aus zwei unterschiedlichen Ansätzen heraus, Groys und Goebel/Clermont in einer Art Gegenangriff dieses Problem intellektuell zu bewältigen: Als Voraussetzung anerkennend und hinnehmend, dass es in der demokratisierten Moderne keinen Kanon des Wissens, der Bildung, der Werte mehr geben kann, erklärt Groys die „Tautologie zum Hauptkriterium für eine kulturelle Leistung“. Im „Meer der unzensierten Kulturproduktion“ werden die einst Identität stiftenden, aber auch sozial differenzierenden kulturellen Normen ersetzt durch die ständige Suche nach perfekten Tautologien in der heterogenen kulturellen Vielfalt. Zwar erfolgt diese Suche weitgehend über äußere, „inhaltlich zum Nichts tendierende Zeichen“ (Designqualitäten, z.B. Logos), doch schaffen sie in der Unübersichtlichkeit die notwendige kulturelle Sicherheit und Identität über Wiedererkennungswerte (vgl. „McDonald-Syndrom“). So werden die Tautologien in der Massenkultur zu einem neuen kul-

turellen Wert: „Unter den Bedingungen der radikalen Vielfalt, der herrschenden Andersartigkeit und der massenhaft produzierten Innovation wird also die Erlangung der Tautologie zum Hauptkriterium für eine kulturelle Leistung, wobei diese Tautologie, wie gesagt, durch keine kulturelle Identität garantiert ist und deswegen jedesmal neu ... ermittelt werden muss“ (Groys 1995: 18). Die Zensur, unter der Groys die ehemalige Kanonisierung versteht, entfällt, wird nicht mehr benötigt: „Anstatt der Ideologie kommt die Tautologie“ (a.a.O. S. 19). Diese Lösung Groys erscheint sarkastisch, zynisch, da sie auf Inhaltliches verzichtet („inhaltlich zum Nichts tendierend“), entspricht in ihrer Konsequenz jedoch den Tendenzen einer pluralistischen Kultur, wie sie in den Abschnitten 10.3 und 10.3.2.3 erarbeitet und phänomenologisch beschrieben wurden. Aufgrund äußerer Symbole erfolgt kreativ wie konsumptiv die Schaffung kultureller Identitäten, damit zugleich eine scheinbar objektive Sicherheit und Orientierung.

Gleicherweise wie Groys gehen Goebel/ Clermont ebenfalls von der Tatsache eines nicht mehr vorhandenen, zumindest nicht mehr gültigem Kanons kultureller Werte aus. Anders als bei Groys jedoch liegen deren gedankliche Lösung nicht in der Alternative, Identität statt über die ehemals „innerlichen“ Kulturwerte nun über äußerliche kulturelle Tautologien zu stiften. Goebel/ Clermont sehen die bessere Möglichkeit und Chance, in der neuen Orientierungslosigkeit im kulturellen Bereich selbst einen eigenen Wert zu erkennen: Die „Tugend der Orientierungslosigkeit“ ermögliche es, die ständige Orientierungssuche jenseits vorgegebener Maßstäbe als einen eigenen Wert zu verwirklichen und zu leben. Die Orientierungslosigkeit wird bei ihnen also nicht negativ belegt, sondern bekommt im Sinne einer neuen kulturellen „Tugend“ eine Stärke zugeschrieben. Handlungs- und Lebensziele müssen nicht, auch nicht zeitweise und auch nicht individuell, festgelegt und begründet werden, sie können als offen angenommen und diese Offenheit als Wert akzeptiert, gelebt und gepflegt werden.

Ein solcher Gedanke scheint eskapistisch, resignativ: Dem Ringen, dem Kampf um die individuelle Sinnbestimmung im Chaos der orientierungsgebenden Angebote wird einfach ausgewichen. Das bedeutet einmal, dass eine subjektive kulturelle Wertbestimmung gar nicht notwendig ist (im Gegenteil: die Nicht-Wertung ist Stärke), es bedeutet aber auch, dass Goebel/ Clermont gar keine „vorhandenen“ Werte annehmen.

Damit zeigen sie sich weit entfernt von der oben dargestellten Ansicht Herzogs: Herzog spricht von „Wesentlichem“ als natürlich Vorhandenem. Doch weist Herzog bereits mit der Forderung nach Auswahlstrategien darauf hin, dass „das Wesentliche“ als Vielfalt vorstellbar ist, denn sonst bräuhete man nicht das „Richtige“ daraus auszuwählen. Unter die zur Auswahl erforderlichen Strategien zählt Herzog u.a. „Eigenständigkeit“, „Selbstverantwortung“ und „Transparenz“ (Herzog 1999: 14) – d.h. es sind nicht objektive Kriterien des „Wesentlichen“ vorhanden, sondern eine Bestimmung erfolgt subjektiv aufgrund von Eigenständigkeit und Verantwortung im intersubjektiven Diskurs (Transparenz). Ein solches Verständnis der Bewältigung kultureller Zukunftsprobleme entspricht dem Kulturverständnis wie es in den Abschnitten 3, 4, 9 und 10 erarbeitet und begründet wurde:

Nicht in der Aktivierung historischer Kanonisierungen (z.B. ARD, z.B. Schwanitz) oder in der Errichtung neuer, moderner Kanonisierungen (z.B. „Tautologiezuschreibungen“ in der Massenkultur), schon gar nicht in irrationalen Lösungsangeboten (z.B. Heiligenpatronisierung jedweder Form) oder im „tugendhaften“ Ausweichen vor der Problematik kann Orientierung in der Unübersichtlichkeit erfolgen. Nur im intersubjektiven Dauerdiskurs des „Gewichtens“ kann und muss „Wichtigkeit“ bestimmt werden, nur im Vergleichen (Sortieren, Selektieren und Strukturieren) kann „Relevanz“ („Heraushebung“) bestimmt werden. In einem solchen sozialen Prozess wird die subjektive Orientierung („sich“ orientieren) als Moment einer kulturellen demokratischen Moderne verwirklicht, nicht aber durch Vorfilterung durch „autoritäre Blicke“ beispielsweise der ARD, die „markiert ... was wirklich wichtig ist“ (Grünwald).

Eine solche subjektive Bestimmung von Wichtigkeit, von Relevanz, eine individuelle Bestimmung von „wirklich Wichtigem“ erfolgt über einen permanenten, nicht abschließbaren Filterungsprozess: Nicht auf die äußerlichen Kriterien der pluralistischen kulturellen Symbole richtet sich ein solcher Filtervorgang, sondern auf die inhaltlichen Kriterien, was als relevant für eine gesellschaftliche Zukunftsbewältigung bestimmt werden soll. Eine kulturelle Filterung von Wirklichkeit kann nicht bedeuten, vorgegebene, fremdbestimmte Endergebnisse anzusteuern, sondern die Filterkriterien zu diskutieren, nach denen die Endergebnisse als relevant bestimmt werden sollen. Der Filterbegriff aus der Chemie verdeutlicht mit allen Aktivitätsbeschreibungen den Charakter eines willentlichen, gesteuerten Prozesses: Ob dieser in läutern, raffinieren, reinigen, abschäumen, ablagern, sichten, sieben, seien, filtrieren oder ausschwemmen besteht, immer geht es darum, „Klarheit“ in einem diffusen, undurchsichtigen Konglomerat vielerlei Wirklichkeitselemente zu erhalten. Die Zielvorstellung von dem, „was bleibt“ strebt jedoch der Filterer selbst an: Er muss wissen, mit welchem Ziel er seine Tätigkeit verfolgt, welches erwünschte, erhoffte, welches ihm wichtige relevante Element von Wirklichkeit er erhalten möchte, denn danach richtet sich die Filtertätigkeit, die Technik. Es ist der Filterer, der bestimmt, was er „letzten Endes“ für wichtig hält.

Die Filtertätigkeit ist damit hochindividuell: Es kann sie keiner für einen anderen übernehmen, weder die ARD noch ein selbstbestimmter sog. Bildungsexperte, ohne ihn in seiner Selbstbestimmung zu verletzen. Sie ist andererseits schwierig und belastend: „Ich behaupte, dass wir darauf noch nicht vernünftig vorbereitet sind“ (Herzog 1999: 14). Die heimliche Sehnsucht nach vorgefilterter Kultur (Information, Bildung, Kunst) wurde oben dargelegt, sie ist Symptom und Beweis gleichzeitig für den ständigen Leistungsdruck. „Wir werden unter Bergen von sinnlosem Datenplunder begraben, und wissen nicht, woran wir die wenigen für uns wichtigen Informationen erkennen können“ (Guggenberger 1999: 168).

Die Eingangsfrage, „welche Kompetenzen, Kenntnisse, Urteilsfähigkeiten“ (Weidemann, s.o.) der Einzelne entwickeln muss, um „das Wichtige“ aus „den Plunder“ heraus filtern zu können, wird von Weidemann selbst nicht beantwortet. Sie könnte ihre Lösung möglicherweise zunächst in der pragmatischen Orientierung einer Altersqualität des radikalisierten Zeitbewusstseins finden, aus dem sich ein zunehmend ökonomischer Umgang mit Zeit (vgl. Abschnitt 8.4.2.3), d.h. eine raschere, gezieltere Ausfilterung der Beschäftigung mit „Unerwünschtem“ ergibt. Sie könnte auch in der Altersfähigkeit zum „precise cut“ zu finden sein (vgl. Abschnitt 9.5), die das Ergebnis darstellt von langjähriger Erfahrung im Vergleichen und Verarbeiten von Informationen und Sachverhalten: Das Erkennen von „Tautologien“ (Groys) und Redundanzen fällt leichter, die Differenzierung von Unterschiedlichem gelingt schneller. Wege, zum Erwünschten, zum Interessierenden zu gelangen, sind bereits zu Strategien - d.h. hier: zur Expertise, zur Kompetenz - ausgebaut und können als solche eingesetzt werden.

Zum anderen aber kann die Frage Weidemanns nach den erforderlichen Kompetenzen des Dauerentscheidungssträgers auch aus weiteren Ergebnissen der Weisheitsforschung beantwortet werden: Aus den Weisheitskriterien des reichen Faktenwissens und des reichen Strategiewissens ergeben sich geradezu passgenau die entsprechenden Fähigkeiten, die zu einem kulturellen Filterprozess erforderlich sind. „Reiches Faktenwissen zu besitzen“, beschreiben Baltes & Smith dieses Potential, „bedeutet..., wie in einer umfangreichen Enzyklopädie mit Querweisen, vielfältige Daten zu Lebensproblemen ... im Langzeitgedächtnis gespeichert zu haben“. Sie entsprächen so zunächst der reinen Bündelung von Informationen, wie sie, ungefiltert, oben als Problem dargestellt wurden und wie sie jüngere wie ältere gebildete Menschen vorweisen können. Baltes und Smith vermuten bei älteren Personen jedoch eine Weiterentwicklung dieser reinen Datenbanken, zu „scripts“, „Interpretationsrahmen“ und „Deutungsmustern“, d.h. sie sind übertragbar und anwendbar auf andere Sachverhalte und Probleme, sie werden nicht als Einzelwissen summiert, sondern können als Erkenntnisgrundlage in

anderen Bereichen verwendet werden (Baltes& Smith 1990: 110). Die „prozeduralen Denkläufe (oder Heuristiken)“, mittels derer man die gewünschten Informationen aus der Datenbasis auswählt und entscheidungs- und handlungsorientiert ordnet, sind das „strategische Wissen“. Dieses strategische Wissen können alte Menschen vorweisen, die aufgrund entsprechender Voraussetzungen Weisheitsqualitäten entwickelt haben: Es gehört dazu die Erfahrung und die Kenntnis, ob und wie und unter welchen Zielvorstellungen die vorhandenen Wissens-elemente auf andere Sachverhalte übertragbar und anwendbar sind, ob ein Zusammenhang zu anderen Bereichen herstellbar ist. Da zur Entwicklung solcher Systematisierungen und Verknüpfungen die Erfahrung gelebter Jahre und deren Verarbeitung notwendig sind, können jüngere Menschen die Qualität von strategischem Wissen nur in geringem Maß oder nur in Ausnahmefällen vorweisen. Aus dieser Weisheitsqualität begründet Hackenberg (2001:33) die Notwendigkeit des erfahrenen Experten, des kompetenten „Ventilators“ (Filterers) in der Bildungs-, Informations- und Kulturlandschaft gegenüber dem noch erst „halb gebildeten Zeitgenossen, der statt Erfahrung Informiertheit, und statt Bildung Spezialistentum vorweisen kann. Die Wissensgesellschaft benötigt Ventile: Nie wusste man mehr; und nie wusste man weniger, wohin mit dem Wissen. „An Stelle des Zusammenhanges tritt ein urteilsloses: ‚Das ist‘“, zitiert sie Adorno.

Es ist dieser Hinweis auf den nicht vorhandenen, gleichwohl notwendigen „Zusammenhang“ der Schlüssel zur Qualifikation des erfahrenen Alters: Nicht in der Ansammlung von Einzel-fakten („das ist“) kann kultureller, kann gesellschaftlicher Sinn gestiftet werden – dies eben erregt die oben dargestellte erziehungs- und kulturwissenschaftliche Sorge anlässlich moderner Informationsüberflutung – sondern in der Filterung des Überflüssigen vom „Relevanten“. „Relevanz“ wäre nach der ursprünglichen Wortbedeutung gleich zu setzen mit einer „Erhebung“, einer „Befreiung“ und „Erleichterung“, käme damit dem anfangs zitierten Begriff Herzogs des „Wesentlichen“ gleich – übrig bliebe nach dem Filterprozess (der Trennung von überflüssigem Zeichenhaften) das Inhaltliche, das als „relevant“ übertragbar ist auf andere Bereiche, systematisierbar sein kann. Relevanz, d.h. Übertragbarkeit hinter der Zeichenredundanz zu erkennen, wäre Aufgabe des kulturellen Filterers. Die Kompetenz des Filterers würde so also nicht bezeichnen, zu wissen, *was* gefiltert werden sollte, sondern *warum*, zu welchem Zweck gefiltert werden muss: Die „Herstellung von Zusammenhängen über Erfahrungsräume hinweg“ (Fiske 1999: 251).

Das Frankfurter Forum für Wissenschaft und Wirtschaft, das sich eine Neubestimmung ökonomischer Ziele zur Aufgabe gemacht hat, vermutet in der Relevanzbestimmung von Wissen und Information neue Wertschöpfungsmöglichkeiten: „Es geht um die (Er-)Findung ... ganz neuer Felder der Wertschöpfung ... Dazu gehören in zunehmendem Maße nicht mit Händen greifbare, oft flüchtige Beziehungsleistungen, die mit Verknüpfung, Kombination und Verwertung von Information und Wissen zu tun haben“ (technologies 2001:4).

Der moderne Begriff des „Knowledge-Managements“ beruft zwar diese Notwendigkeit, bezeichnet sie jedoch irreführend: Nicht das ganze Wissen ist es, was zu managen ist, sondern es sind die Bedingungen zu schaffen, dass das benötigte Wissen zur Verfügung stehen kann, es sind die „Filterungsprozesse“ so zu gestalten, dass Nichtrelevantes segregiert wird.

Die Rolle des kulturellen Filterers im Bereich der Bildung, Information und Kunst darf keinesfalls als eine didaktische missverstanden werden, wie es möglicherweise nahe läge – quasi als „Vor-Filter-Rolle“ zur Stabilisierung und Richtungsgebung, als „Orientierungshilfe“ in der Fülle der Überinformation. Die Filterrolle kann, wie bereits ausgeführt, nicht in einem „Was“ bestehen, sondern nur im „Warum“ (in einer Diskussion der Frage, welche Zusammenhänge mit welchem Ziel gestiftet werden können und sollen). Eine solche kulturelle Rolle bringt einen Beitrag in den kulturellen Diskurs einer medienorientierten Gesellschaft ein, dies kann jedoch nur ein Diskussionsbeitrag sein, nicht ein „Auftrag“. Die Konstituierung von Zusammenhängen ist nicht eine objektive Bedingung, sondern ein intersubjektiver Dauerprozess.

Die spezifischen kulturellen Kompetenzen des Alters können hierzu in der Rollenverwirklichung des „kulturellen Filterers“ einen Beitrag leisten.

### 11.3.3.3 Der kulturelle Mentor: Vernetzen und Erweitern

Die Rolle des kulturellen Mentors wird abgeleitet und begründet aus der Möglichkeit und der Notwendigkeit zu einem gesellschaftlichen Beitrag des Alters in Form von Beratungstätigkeit, wie sie in Abschnitt 9.6 entwickelt und dargestellt wurde: Aufgrund kommunikativer und empathischer Fähigkeiten des Verstehens und Ratgebens (Staudinger/ Dittmann-Kohli) kann die Kompetenz für die Wahrnehmung einer solchen Rolle angenommen werden. Aufgrund der empirischen Untersuchung (vgl. dazu Abschnitt 8.4.2.3) ist eine solche Rolle als eine generative notwendig, da sie von Jüngeren nachgefragt, ja gefordert wird (vgl. dazu: Abschnitt 9.6). Die Begründung einer Beraterrolle als eine *kulturelle* erfolgt aus dem Kulturverständnis: Kultur wird verstanden als ein Moment der demokratischen Zukunftsgestaltung, wie es einleitend im Abschnitt 11 als Arbeitsbasis festgelegt und begründet wurde.

In der diskursiven Anlage des demokratischen Kulturverständnisses ist enthalten, dass Zukunftsperspektiven intersubjektiv prozessual und durchaus auch widersprüchlich entwickelt und konstituiert werden. Eine kompetente Beraterrolle als spezifischer Beitrag des Alters kann demnach nur in einer besonderen, eben altersspezifischen, aber gleichwertigen Leistung an der gemeinsamen Zukunftskonstruktion sein: In kritischer, ergänzender und unterstützender Funktion, die sich durch die längere und tiefere Einsicht in die Pragmatik des Lebens ergibt, kann sie sich am kulturellen Prozess der Zukunftsentwicklung beteiligen. Nicht aber kann die Beraterrolle in einem demokratischen kulturellen Prozess in Zielvorgaben oder Zielbestimmungen liegen, da diese nur ein Ergebnis gemeinsamer Produktion sein können. Sie kann auch nicht über hegemoniale Ansprüche oder Mächte (auch nicht aufgrund von Weisheit) definiert werden und nicht als objektiv vorhanden angenommen werden.

Was Beratungskompetenz auf der Basis eines Weisheitspotentials ausmachen könnte, vermutet Guardini im Bemühen, dem jungen Menschen, der „im Strom des vorandrängenden Lebens steht, plant und kämpft und hofft“ bei der „Verwirklichung seines Entwurfes“ zu helfen: Erst wenn der Ältere „unter dem Randdruck des näher kommenden Endes (steht), wenn er anfängt, zurück zu blicken, ... kann er aus dem Blick aufs eigene Lebensganze heraus manches von dem verstehen, was bei anderen noch im Strom der Verwirklichung treibt, und ihnen manches Hilfreiche sagen“ (Guardini 1953:7).

Die „Verwirklichung seines Entwurfes“ entspricht als (religions-)philosophische Beschreibung hinlänglich dem, was in der Moderne unter der Entwicklung und Gestaltung der individuellen Biografie verstanden wird: eine selbstbestimmte Orientierung und Identitätsbestimmung in der Vielfalt gesellschaftlicher Möglichkeiten. Bereits im vorangehenden Abschnitt wurde auf die Schwierigkeiten der Biografisierung in der verwirrenden Fülle der pluralen Möglichkeiten hingewiesen. Guardini erkannte diese bereits 1953 – und beschwor die generative Rolle des „in der richtigen Weise Altwerdenden“ als eine Mit-Teilung im „Sehen und Verstehen der Zusammenhänge“. Im Sinne modernsten Demokratieverständnisses sah Guardini eine solche hilfreiche Mit-Teilung von Weisheitspotential bereits als Angebot und Zurverfügung-Stellung, nicht aber als Besitz, der einen Machtanspruch als Kenner und Bestimmer von Zielen rechtfertigte. Aus der Weisheit heraus entstehe „eine Autorität. Letztere beruht auf keiner Machtstellung, sondern... bezeugt sich durch sich selbst“ (a.a.O.). Sie hat dienende und nicht herrschende Funktion, dient allein der Unterstützung, der Hilfe derer, die bedingt durch den Kampf im „Strom des vorandrängenden Lebens“ (noch) nicht in Lage sind, in der Vielfalt Zusammenhänge zu erkennen: „Er anerkennt ... sie ... und versucht, ihnen zu helfen. Das aber nicht aus einem Herrschwillen..., sondern aus einer Solidarität in der Sache des

Lebens selbst; aus dem Wunsch, daß dieses so viel gefährdete und verwirrte Leben richtig werde“ (a.a.O.).

Die Rolle, die Guardini hier beschreibt, ist die eines Mentors. Sie wird von ihm so verstanden, wie sie sich in ihrer ursprünglichsten Fassung als Lehrer und Erzieher Telemachs in der griechischen Mythologie darstellte und wie sie heute noch in der modernen Rolle des Mentors im pädagogischen Ausbildungsbereich konzipiert ist:

In der Gestalt Mentors, des Freundes Odysseus‘, begleitete die Göttin Athene Odysseus‘ jungen Sohn Telemach auf seinem Weg nach Sparta, sie „stand ihm bei“: Reiseziel und Route wurde von Telemach selbst bestimmt; beratend, doch nicht lenkend, wurde er von Mentor auf seinem Weg in der „Pragmatik des Lebens“ unterstützt.

Ein solches Rollenverständnis von lebenspraktischer Beratung entspricht dem Grundgedanken für die Rolle des Mentors in der schulpraktischen Begleitung junger Lehramtsanwärter durch den erfahrenen Kollegen. Bei gleichem, häufig sogar qualifizierterem Ausbildungs- und Wissensstand gegenüber dem älteren Kollegen, fehlt dem jungen Lehramtsanwärter nur ein, allerdings ein wesentliches Moment des erfolgreichen Lehrens: Es ist die Sicherheit des Umgangs mit den Unsicherheiten, Unberechenbarkeiten, Unvorhersehbarkeiten in den Begegnungen mit anderen Menschen. Diese wird zwar vorzugsweise durch Erfahrung erworben, aber nicht ausschließlich auf diesem Wege: Aus den Ergebnissen der Weisheitsforschung ist deutlich geworden, dass ein solches Erfahrungswissen sich „nicht notwendigerweise erst in hohem Alter einstellen muß“ sondern dass „das chronologische Alter nur eine begünstigende Bedingung“ darstellt. Es wäre motivations- und fortschritthemmend, „wenn Erfahrungen immer direkt selbst gemacht werden müßten und nicht auch stellvertretend erworben werden könnten“. So sind neben eigenen Erfahrungen und deren Reflexion „die Betreuung durch gute Mentoren ebenfalls von erheblicher Bedeutung“ (Baltes/Smith 1990:117). Gute Mentoren sind solche, „die in der Lage sind, den einzelnen in die Komplexität des Lebens mit angemessenen Bewältigungsstrategien einzuführen“ (Baltes 1993: 181).

Was für die Schulung durch den pädagogischen Mentor gilt, dessen Rolle aus dem Bild des mit Abstand beobachtenden und distanziert begleitenden Erziehers des Telemach abgeleitet wurde, gilt nach Baltes et al. allgemein für die Ontogenese von Weisheit (verstanden als Expertentum in der fundamentalen Pragmatik des Lebens) mit der Unterstützung durch Mentoren. Es kann allein und nur in der Kenntnis der „Komplexität des Lebens“ (Baltes) und des „Verstehens von Zusammenhängen“ (Guardini) der Erfahrungsvorteil des Älteren bestehen. Ausschließlich dazu „Bewältigungsstrategien“ zu vermitteln ist die Aufgabe des „guten Mentors“ - nicht aber „Reiseziele“ zu definieren und nicht „Wegstrecken vorzugeben“: „Sie wollen und müssen ihren Weg selber finden“ formuliert exakt der 76-jährige Pb 8a, was unter dem Zeichen der „Zweiten Moderne“ beschrieben wird als „Fähigkeit zu eigener sozialer Gestaltung und Vereinbarung, zur Verwirklichung des eigenen Weges ohne Zielvorgabe zu entwickeln“ (Brater 1998: 150). Die gute Mentorentätigkeit besteht eben „nicht in der Form der Vermittlung des ‚richtigen‘ Weges, sondern in der Form der wohlwollend-distanzierten Begleitung“ (a.a.O. S. 159). So wird der gute Mentor „niemals Ziele des Handelns, bestimmte Lösungen“ anbieten, sondern immer nur „Vorgehensweisen“ und „Methoden“ (Brater): Im einzelnen geht es dabei vor allem um Sachkenntnis, um Zusammenhangseinsicht, kurz: um Aufklärung.

„Briefing“ heißt der moderne Begriff sach- und inhaltsbezogener Unterrichtung, ohne Weg-, Ziel- und Wahrheitsverkündungen: „Um ein Problem gut lösen oder eine Aufgabe bewältigen zu können, liefert das schriftliche oder mündliche Briefing das notwendige Vorwissen“, beschreibt das „Wörterbuch der Szenesprache“ (Duden) den neuen alternativen Begriff für den des ehemaligen „Unterrichtens“ mit einer Tendenz von betonter Kühle und Distanz. Als sol-



cher ist dieser Begriff bezeichnenderweise in die Jugendsprache eingegangen und wird im Alltagsjargon verwendet: „Kannst du mich mal briefen?“ heißt, dass einem eine wichtige Wer-mit-wem-Info entgangen ist oder man auf eine zu erwartende Überraschung vorbereitet sein möchte. Die Info sollte prägnant und knapp sein“ (Duden 2000: 188).

Die erwünschte Ebene, auf der sich eine solche „moderne“ Beratung abspielt, ist eher die operative denn die strategische. Insofern ist der Begriff der „Bewältigungsstrategien“ von Baltes in diesem Zusammenhang nicht ganz korrekt, da er üblicherweise zielorientiert verwendet wird. Gemeint sind jedoch eher Bewältigungstechniken. Und in einem solchen, dem operativen Sinne wird eine kulturelle Mentorenbetreuung durch Ältere von den Jüngeren verstanden und erwünscht: Die Bewältigung von (Zukunfts-) Aufgaben erfordere nicht „Besserwisserei“ (Pb 19a) in Form von Zielvorgaben, nicht moralisierende, zielweisende „Maßstabsetzung“ (Pb 11a), sondern ein schnelles, profitables briefing in Form von „nützlichen“ (Pb 3j) Ratschlägen, bei denen man „von der Erfahrung älterer Menschen profitieren kann“ (Pb 14j) und „schneller an einen Punkt“ kommt, „bei dem man nicht mehr so oft in Fettnäpfchen tritt“ (Pb 7j). Es wollen - ganz im Sinne Guardinis – „Zusammenhänge schneller erkannt“ und „neue Sichtweisen der Situation als Entscheidungshilfe benutzt“ (Pb 14j) werden: Zeitersparnis und Nützlichkeitsaspekte werden durchaus als wesentliche Momente einer Beratung angesehen.

Die Funktion der kulturellen Mentorenrolle verwirklicht sich so (zwar) auf der operativen Ebene in der Stabilisierung der – angelegten oder unsicher vorhandenen – Fähigkeiten Jüngerer zum selbstbestimmten kulturellen Handeln, in der Förderung der Reflektionsbereitschaft und in der Unterstützung bei der Suche nach alternativen Möglichkeiten. Die Definition der Rolle (jedoch) erfolgt auf der strategischen Ebene, da sie unter dem Aspekt des modernen demokratischen Kulturverständnisses entwickelt wird: Eine kulturelle Zukunftsplanung kann nur in einem kollektiven Prozess des Verhandelns und Abwägens zwischen autonomen Subjekten stattfinden. Die Verwirklichung der Rolle des kulturellen Mentors ergibt sich also aus den Voraussetzungen der spezifischen Alterskompetenzen auf der einen (operativen) Seite und der demokratischen sozial-kulturellen Verpflichtung auf der anderen (strategischen) Seite.

Beschreibend vergleichen lässt sich die Rolle des kulturellen Mentors damit eher als Assistent (unterstützend und ergänzend) denn als Dozent (be-lehrend und bebringend), im modernen Jargon eher als Coach (trainierend und fördernd) denn als Guru (predigend und verkündend). Oben wurde bereits darauf hingewiesen, dass, wie im schulischen Bereich, der Mentor auf gleichem, gelegentlich sogar unqualifizierterem Ausbildungsstand sein kann als der Jüngere. Der Mentor, erst recht der kulturelle Mentor befindet sich nicht in einer überlegenen Position – da eine Zieldefinition wie einst das „Gute, Wahre Schöne“ nicht (mehr) als Definition besteht, kann er keine Ziele weisen. Die höhere Kompetenz, die der kulturelle Mentor dem Jüngeren voraus haben kann und muss, ist der durch Erfahrung gewonnene souveränere Umgang mit der notwendigen selbstbestimmten subjektiven Orientierung und Zieldefinition, hier kann er seinen Katalog erworbener vielfältiger Erfahrungsmodelle und –strukturen helfend zur Verfügung stellen.

Was für Kohlbergs Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit gilt, gilt entsprechend und uneingeschränkt auch für die Entwicklung einer kulturellen Kompetenz im Bereich der Kunst, des Wissens, der Bildung, die gleichermaßen eine subjektive Autonomie voraussetzt: Diese Kompetenz kann „nur durch die diskursive Verarbeitung von Problemen ... im Alltag“ entwickelt werden (Lind/Raschert 1987: 8). Grundsätze und Zielvereinbarungen – das gilt für moralische wie für kulturelle gleichermaßen – können „nur durch ihre Anwendung in konkreten sozialen Kontexten verstanden und gelernt werden“. Es wäre dies das Prinzip der Mentorenrolle in seiner reinen, auch historischen Darstellung:

Es wird der Weg wie der des Telemach sorgsam beobachtend begleitet. Und es wird mit den durch Erfahrung erworbenen altersspezifischen pragmatischen Fähigkeiten dem Jüngeren geholfen, die vielen möglichen Wege so vernetzt zu sehen wie möglich. Die Zielbestimmung aber obliegt ebenso wie die Bestimmung des Weges selbst letztlich der Entscheidung des Jün-

geren. Als „Entscheidungshilfe“ jedoch werden die „neuen Sichtweisen und weiteren Möglichkeiten“ (Pb 14j) beratend angebotener Alterskompetenz angenommen - als ein erweiternder Beitrag im kulturellen Prozess des selbstbestimmten subjektiven Aushandelns von Zukunft. Allein in einem solchen Sinne leistet die Rolle des kulturellen Mentors auf der Basis einer spezifischen Alterskultur einen, ihren besonderen Beitrag.

#### **11.3.4 Zusammenfassung: Experte in eigener Sache als umfassende altersspezifische kulturelle Rolle**

Auf die umfangreiche soziologische (vgl. Daheim & Schönbauer, Hitzler), psychologische (vgl. Ericsson & Smith, Hacker) und pädagogische (vgl. Gruber) Expertendiskussion soll an dieser Stelle nicht zuletzt deshalb verwiesen werden, weil an ihnen u.a. deutlich wird, dass durchgehend vorhandene Definitionsprobleme es methodisch sinnvoll erscheinen lassen, jeder Abhandlung zu einem solchen Thema eine jeweils mindestens vorläufige Definition vorzuschicken (vgl. Miegl 1994: 2): So soll, abgeleitet aus der gerontologischen Forschung, die hier entwickelte Expertenrolle „Experte in eigener Sache“ als ein mögliches altersspezifisches Rollensystem verstanden werden. Es wurde aufgrund der Weisheitskriterien des reichhaltigen Faktenwissens und des strategischen Wissens entwickelt und kann sich in einer Explikationsvielfalt von kulturellen Rollen verwirklichen, wie sie in den Abschnitten des Kapitels 11.3 in denkbaren Teilen und Ansätzen dargestellt wurden.

Damit wird der Begriff des „Experten“ deutlich diskriminiert von der in der Alltags- und Umgangssprache und auch in den Medien und der Arbeitswelt häufig als Synonym verwandten Bezeichnung des „Spezialisten“. Über den Ausschluss des umgangssprachlichen Spezialistenbegriffes ist eine Näherung an die Qualitätsbestimmungen des „Experten“ jedoch möglich und soll hier versucht werden:

„Eines der größten Probleme der neuen ‚Wissengesellschaft‘ hat Pierre Danon, Europa-Chef des Technologiezentrums Xerox, einmal mit einem schönen Bonmot illustriert. Die Mondlandung, vermutete Danon, wäre heute wohl nicht mehr zu wiederholen. Denn das Know-how, das die Nasa seinerzeit angehäuft habe, werde inzwischen auf den Golfplätzen Floridas umhergetragen – von pensionierten Raumfahrtspezialisten. Es wäre nur unter großen Schwierigkeiten abrufbar“ (Brunn 2001: 30).

Was in dieser Anekdote sehr korrekt als Know-how und als Spezialistentum bezeichnet wird, ist die Anhäufung von Fachwissen und Sachkundigkeit, die über Jahrzehnte bis ins Alter erworben wird. Dieses gilt inzwischen als „Humankapital“ (vgl. Abschnitt 11.1) und es richten sich entsprechend begehrliehe Blicke darauf: Programme und Modelle werden entwickelt, um das hohe Wissenspotential von „Personen, die in der Regel über 60 Jahre alt sind und sich in den Bereichen Forschung und Entwicklung, Bildung und Beratung“ betätigt haben, zu nutzen: „Wissens- und Forschungspotentiale in der älteren Generation sollen erfaßt und als Humanvermögen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden“ (IES 1996: 6). „Mit Älteren gegen Fachkräftemangel“ überschreibt denn auch ein „Zukunftsreport“ der IAB-Materialien den durch Frühverrentungspraxis „dauerhaften Verlust des Erfahrungswissens“ (Wagner 2000: 4) in den Betrieben. Die Rekrutierung der Älteren als Wissensträger zugunsten der Wirtschaft und Wissenschaft erweist sich jedoch als nicht ganz problemlos – und insofern zeigen sich die „großen Schwierigkeiten“ (s.o.) als nicht nur anekdotisch, sondern unter einem bedenkenswerten und für das Alter bezeichnenden (spezifischen) Hintergrund:

Besonders die inzwischen international tätige Vereinigung des „Senioren-Experten-Service“ sieht es als ihre Aufgabe an, in Jahren gesammeltes, „einzigartiges Fachwissen in nahezu allen technischen und betriebswirtschaftlichen Kategorien“ der in- und ausländischen Wirtschaft verfügbar zu machen und zu halten (BAGSO 1999: 49). Der Gewinn des „Experten-

wissens“ für die Gesellschaft ist dabei gleichermaßen Aspekt der Vermittlungstätigkeiten wie die Gestaltung eines „sinnvollen Alters“ für die Experten-Senioren, die ohne eine solche Tätigkeit ihr Fachwissen (wie unterstellt) sinnlos „auf den Golfplätzen umhertragen“ müssten (s.o.).

Scharf und sachlich beurteilt Naegele den zweifelhaften Erfolg dieser Versuche sog. „Expertenaktivierung“: „So muß es doch aufhorchen lassen, wie wenig erfolgreich die ... ‚Experten-suche‘ im Kontext der praktischen Umsetzung des Leitsatzes ‚Die Produktivität des Alters nutzen‘ letztendlich geblieben ist. Und daß – wenn es hochkommt – vielleicht zehntausend Betroffene tatsächlich auch erreicht sein dürften“ (Naegele 1992: 393). Die ihm „nahe liegende“ Erklärung für die geringe Nachfrage der Experten nach einer solch „sinnvollen“ Tätigkeit gibt bereits erste Hinweise auf eine Fragwürdigkeit des allgemein üblichen Expertenverständnisses: „Daß dies damit zusammenhängt, daß die ‚Experten-vorschläge‘ [gemeint sind: Experten-Nominierungsvorschläge] an ... Lebenswelt, an Alltagserfahrungen und -zusammenhängen der weitaus meisten Betroffenen vorbeigezielt haben, liegt nahe“ (a.a.O., Klammereinschub durch M.K.).

Im Allgemeinen sind für Nutzung und Werbung hochspezialisierter Fachkräfte „Lebensweltfragen, Alltagserfahrungen und –zusammenhänge“ nicht von Belang, ein Spezialistentum definiert sich gerade aus einem unabhängigen Aus- und Aufbau von Können und Wissen in einem bestimmten, umrissenen, begrenzten Fachgebiet. Die Nähe jedoch zum Begriff des Expertentums, das sich ebenfalls durch Quantität von Wissen als zwar nicht hinreichende, aber notwendige Bedingung (vgl. Gruber) auszeichnet, begünstigt Trennungsschärfe bei der Verwendung der Begriffe des Spezialisten und des Experten. Deutlich wird dies u.a. in der allgemeinen Verwendung des Begriffes der „Expertise“, bei der es sich umgangssprachlich üblicherweise um ein fachliches Gutachten in einem ganz bestimmten, umgrenzten Wissensgebiet handelt, auf dem der sog. „Experte“ sich besonders qualifiziert hat. Auch Wortkombinationen wie „Finanz- oder Rechtsexperten“ bezeichnen im allgemeinen Sprachgebrauch allein die Kapazität auf einem der beschriebenen Gebiete, also ein Spezialistentum.

Ähnlich dem Expertentum ist für die Genese des Spezialistentums das Alter für den Wissenserwerb zwar eine günstige Voraussetzung – durch eine lange Berufs- und Lebenszeit bestehen größere Möglichkeiten zur Wissensspezifizierung – jedoch nicht Bedingung: eine Arbeitszeiterhöhung, eine intensivere Arbeitszeitznutzung oder eine frühzeitige Einschränkung auf ein einziges bestimmtes Interessengebiet sind gleichfalls Möglichkeiten zur Herausbildung von Spezialistentum. Hingegen sind für die Herausbildung des Expertentums im gerontologischen Verständnis (s.o.) Kriterien zwar nicht hinreichend, aber erforderlich, die sich vorwiegend und bevorzugt mit dem Altern entwickeln (s.u.). Durch diese Weisheitsqualitäten wird ein zusätzlicher und erweiterter Lebensweltbezug des „reinen“ Wissens wahrgenommen; das ‚reine‘ Wissen wird reflektiertes Wissen, es wird in Zusammenhänge und Bedingungen gesetzt und gesehen. Eine solche für den Experten notwendige zusätzliche Qualifikation des Denkens in Zusammenhängen, in „Lebenswelten“ (Naegele), die über das reine disziplinäre Faktenwissen und dessen Anwendung hinausgeht, verdeutlicht in ihrer ganzen Problematik Dürrenmatt in seinem Drama „Die Physiker“: „Was die Welt mit den Waffen anrichtet, die sie schon besitzt, wissen wir, was sie mit jenen anrichten würde, die ich ermögliche, können wir uns denken. Dieser Einsicht habe ich mein Handeln untergeordnet“, sagt der alte Möbius (Dürrenmatt 1962: 63). Eine solche, über vernetzendes Denken erkannte gesellschaftliche und generative Verantwortung der „Wissensträger“ unterscheidet den Altersexperten vom „reinen“ Spezialisten.

Die in der Alltagssprache jedoch weitgehend übliche begriffliche Nähe des Experten zu einem hochqualifizierten Spezialisten führt zu einer Gleichsetzung, die, so wird hier mit Naegele (s.o.) vermutet, auf Misstrauen bei den Betroffenen stoßen könnte. Es könnte die Ablehnung einer solchen Identifikation die zunächst unverständliche Distanz qualifizierter Alten gegenüber sog. „Senioren-Experten“- Dienstleistungen (s.o.) erklären: Gerade weil die höchst- und

hochqualifizierten Spezialisten im Allgemeinen zugleich auch hochgebildete und hoch reflexionsbereite (vgl. Abschnitt 4.3) ältere Menschen sind, kann vorausgesetzt werden, dass sie mit dem Alter Weisheitsqualitäten entwickelt haben, die zu eben jener anderen, weiteren Sicht ihres „Spezialistentums“ geführt haben. Ihre Kompetenz umfasst als Alterskompetenz mehr als „nur“ das Spezialistenwissen, ist mit „weiteren Merkmalen verbunden, die Wissen in ‚richtige‘ Zusammenhänge stellen und seine Anwendungsbedingungen klären“ (Gruber 2000: 122). Der „Experte in eigener Sache“ weist als Merkmale der Alterskompetenz die Weisheitskriterien des Erkennens und Deutens lebensweltlicher Bezüge auf. Dieses Herstellen von Zusammenhängen mag den Skeptizismus derart kompetenter Alter gegenüber dem „reinen Spezialistenwissen“ erklären, das einzubringen und „verfügbar zu halten“ im ausschließlich wirtschaftlichen Interesse (BAGSO, IES, Wagner, s.o.) von ihnen gefordert wird. Als Expertentum des Alters beinhaltet die Kompetenz die Klärung der „Anwendungsbedingungen“ – auch unter Annahme gesellschaftlich dramatischer Diskurse wie in Dürrenmatts „Physiker“. Das Expertentum des Alters muss, wenn es denn spezifisch für das Alter sein soll, entstehen aus einem anderen, einem neuen „weisen“ Verständnis von gesellschaftlich-generativen Rollenverpflichtungen.

Ein solches „weises“ Expertenwissen des Alters umfasst ein „hochentwickeltes Wissenssystem, das Einsicht und Urteilsfähigkeit in schwierigen und unsicheren, sog. ‚fundamentalen Fragen der Pragmatik des Lebens‘ ermöglicht... Es umschließt Wissen über die verschiedenartigen Entwicklungsmöglichkeiten und Umwege, die ein Leben nehmen kann, ... über die Einbettung menschlicher Existenz in den Generationszusammenhang. Weiterhin geht es ... um die Strukturierung, Planung und Gewichtung von Lebenszielen und Lebenskonflikten, schließlich um Sinngebung und Lebensdeutung“ (Baltes 1989: 48).

Diese so von Baltes definierten Weisheitsqualitäten beschreiben eine Alters-Expertise als übergeordnet zu (notwendig) bestehenden Wissensvorräten (Spezialistenwissen). Sie können sich bevorzugt im Alter deshalb entwickeln, weil die Erkenntnis der Kürze der verbleibenden Zeit eine dafür begünstigende Entwicklungsbedingung darstellt (vgl. auch Friedan, Rentsch, Rosenmayr, Schulze, Staudinger). Die gerontologische Forschung erkennt in diesem Expertenwissen eine, ja die eigentliche, chancenreiche Altersrolle, da sie neue und einmalige, weil vorrangig altersspezifische Qualitäten enthält: „Der Mensch ist ...entwicklungsfähig ... bis ins hohe Alter. Durch eine verstärkte Wahrnehmung der eigenen Endlichkeit entwickelt sich ... eine neue Qualität mit veränderten Aufmerksamkeiten und Sichtweisen“ fasst Rosenmayr (1989: 153) seine Untersuchungen zu veränderten Handlungsmotivationen und -begründungen im Alter zusammen. Baltes & Baltes vermuten in dieser Entwicklungsmöglichkeit sogar *den* einzigen positiven Aspekt in einem weitgehend als defizitär erachteten Phänomen Alter: „Es wird trotz biologischer Schwächung des alternden Organismus positive Aspekte des Alter(n)s geben, können, solange es Älteren gelingt, bestimmte Wissens- und Handlungskörper zu entwickeln und zu pflegen, die altersspezifisch sind ... Unsere Vorstellungen vom Lebenslauf legen nahe, daß Weisheit und Lebenserfahrung derartige ‚altersfreundliche‘ Wissens- und Handlungskörper sein können“ (Baltes & Baltes 1992: 11).

Die von Baltes & Baltes getroffene Differenzierung von Wissens- und Handlungskörper entspricht der zuvor entwickelten kulturellen Rollen als Handlungsträger und dem ihnen zugrunde liegenden Wissenskörper des hier entwickelten „Experten in eigener Sache“:

Basis- und Metakriterien, wie sie von Staudinger/ Baltes (1996: 61) als altersspezifisch für die Expertenrolle beschrieben werden, zeigen sich in den neuen kulturellen Rollendarstellungen (s.o.) verwirklicht: „Strategien der Entscheidungsfindung, der Lebensdeutung und des Ratgebens“ realisieren sich in der Rolle des „weisen Kritikers“, des „Vermittlers“ und des „kulturellen Mentors“. Der „Lifespan-Kontextualismus“ wird umgesetzt in der Rolle des „kompe-

tenten Publikums“ und des „kulturellen Unterstützers“. „Wertrelativismus“ begründet die Rollen des „Filterers“ und des „Synoptikers“ und das „Erkennen von und Umgehen mit Ungewißheit“ schließlich wird erkennbar in der Inszenierung der Rollen des „reifen Künstlers“ und des „alternativen Denkers“.

**Die altersspezifischen Kompetenzen, wie sie sich in der Wahrnehmung der kulturellen Rollen als Handlungskörper darstellen könnten, sind damit - sehr kompakt und umfassend zusammengefasst - im Wesentlichen :**

- **die Kritikfähigkeit (als Erkennen und Abgrenzen von gesellschaftlichen Systemen und Konstrukten, die hinter symbolischen Äußerungen stehen; als Vergleichen der kulturellen Gedankengebäude, aus denen die zeichenhaften Objekte [u.a. der Kunst] heraus entstanden sind),**
- **die synoptischen Fähigkeiten (als zusammenschauendes, entgrenzendes Überschreiten unterschiedlicher Zeiten, Zeichen und Systeme, als Erfassen von Inhaltlichem und Abstrahieren von Äußerlichem),**
- **die Reflexionsfähigkeit (als Anerkennen und Annehmen kultureller Anregungen in Form von „innovatorischen Schüben“ (Glaser), als Anlass zum Nachfühlen, Nachdenken, Vorausfühlen, Vorausdenken im Sinne einer gleichermaßen re-flektierenden und antizipatorischen Vernunft),**
- **die Beratungsfähigkeit (als empathisches, generatives Deuten und Erfinden von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft),**
- **die Fähigkeit des wertrelativierenden Denkens (als Erkennen von ständiger diskursiver Entwicklungs- und Begründungsnotwendigkeit gesellschaftlicher und individueller Wertbestimmungen).**

**Alle diese altersspezifischen Kompetenzen sammeln sich im Expertenwissen und gehen zugleich aus ihm hervor, einem Expertenwissen, das sich im Alter (angesichts der Kürze der verbleibenden Zeit und deshalb nur gelegentlich jüngeren Menschen eigen) als weitgehend einzigartiger, besonderer (spezifischer) Wissenskörper entwickeln kann. Diese Entwicklung zum Experten in Sachen Altersweisheit und Alterskompetenz, zum Experten in eigener Sache, erfolgt nicht automatisch im Alter eines jeden Menschen, sondern favorisiert das gebildete, sich darum bemühende Alter (vgl. Abschnitt 4.3), ist „eine Art Höchstleistung..., ein Wissen und Können, das nur wenige besitzen und das intensiver Vorbereitung, Übung ... bedarf“ (Baltes 1994: 179). Es ist jedoch, wie aus der Entwicklung deutlich wird, die sich in der Bevölkerungsstatistik darstellt, keinesfalls eine marginale gesellschaftliche Randerscheinung (vgl. Abschnitt 6.1.4), sondern ein Phänomen, das verstärkt und machtvoll das Altersbild verändert hat und zunehmend verändern wird: Nicht nur der Anteil der Alten selbst nimmt zu, sondern auch deren Lebenserwartung, deren Bildung und deren gute ökonomische und soziale Voraussetzungen für ein „erfolgreiches Altern“.**

Es sind die Alten selbst, die zu diesen veränderten Entwicklungsmöglichkeiten – den gesellschaftlichen wie ihren eigenen - beigetragen haben und weiterhin beitragen müssen: „Nicht nur die Wissenschaft erkundet das, was prinzipiell möglich ist. Dies geschieht ... noch mehr durch die älteren Menschen selber, die durch ihre innovativen ... Handlungsorientierungen Neues schaffen“ (Baltes 1996: 35).

So kann auch die Entwicklung zum Experten in eigener Sache letztlich nur durch die Alten selbst geleistet werden, es kann nicht auf bereits vorhandene gesellschaftliche oder kulturelle Modelle zurückgegriffen werden, um ein solches Expertentum zu entwickeln. Aufgrund ihrer Erfahrungen, ihrer gelebten Zeit müssen die Alten schöpferisch diese schwierige Gestaltung der eigenen Entwicklung auf sich nehmen, da Erfahrungen zwar kritisch vermitteln nicht aber

problemlos übertragbar sind (vgl. Abschnitte 8.4.2.3, 9.6, 9.7, 11.3.2 und 11.3.4). Sie „werden sich abweichender Erfahrungen überrascht bewußt und suchen sie zu leben und zu erkunden: Da sie auf keine vorgefundene Soziokultur aufbauen können, müssen sie mitten in einem ... allgemeinen Bewußtsein außer und in sich ihre eigene ... persönliche Kultur des Alters neu erfinden, und das ist nicht leicht“ (Kinsler 1999:15).

Es zeigt sich in diesem Zusammenhang noch einmal sehr deutlich die besondere Qualität der *spezifischen* Alterskultur gegenüber jener der *pluralen* Alterskulturen, wie es in Abschnitt 10.3.2.3 abgegrenzt und definiert wurde:

**Die Rolle des alternden Experten ist nur denkbar als eine spezifische alterskulturelle Rolle: Die Expertenkultur des Alters als spezifische und originäre „persönliche Kultur des Alters“ verwirklicht sich auf einer deutlich anderen Ebene als die sog. „pluralen Alterskulturen“ (vgl. Abschnitt 10.3.1), die als Teilvielfalten einer Menge vorhandener Stile und Symbole bestehen. In solchen pluralen (Alters-) Kulturen sind Rollen zwar als Identifikationsrollen aus einem Auswahlangebot möglich, nicht aber als spezifische, originäre Rollen sui generi. Im Unterschied zu gesellschaftlich affirmativ wirksamen pluralen Altersrollen zeigt die eigen-sinnige spezifische alterskulturelle Rolle als Weiterentwicklung bestehender Wissensqualitäten neue kulturelle Aspekte auf.**

Es erkennt Gehlen in der bestehenden Vielfalt *pluraler* kultureller Rollen sogar eine Kristallisation, die sich einem wirklichen Fortschritt, einer echten kulturellen Weiterentwicklung geradezu blockierend in den Weg stellt: „Ich ... würde vorschlagen, mit dem Wort Kristallisation denjenigen Zustand auf irgendeinem kulturellen Gebiet zu bezeichnen, der eintritt, wenn die darin angelegten Möglichkeiten in ihren grundsätzlichen Beständen alle entwickelt sind. Man hat auch die Gegenmöglichkeiten und Antithesen entdeckt und hineingenommen oder ausgeschieden, so daß nunmehr Veränderungen in den Prämissen, in den Grundanschauungen zunehmend unwahrscheinlicher werden. Dabei kann das kristallisierte System noch das Bild einer erheblichen Beweglichkeit und Geschäftigkeit zeigen“ (Gehlen 1998: 233). Fast identisch schildert Gehlen hiermit die Darstellung der *pluralen Kulturen*, wie sie in Abschnitt 9.3.2.1 als Realisation präsentiert wurde: Als eine Kultur der Wahrnehmung seiner Freiheit, sich aus einem unübersehbaren Angebot vorhandener, auch gegensätzlicher Optionsmöglichkeiten zu bedienen. Die in der Wahrnehmung ihrer Optionsmöglichkeiten so trainierten modernen Menschen wie z.B. der kulturell ermüdete Pb 7a, der sich einen kulturellen Impuls nur noch vom „Nanga Parbat“ erhofft, werden von Gehlen bestätigt. Zugleich wird gewarnt: Es sind „Neuigkeiten, Überraschungen... möglich, aber doch nur in dem abgesteckten Feld ... ich... bitte Sie zu merken, daß die Buntheit, die Fülle und Wandelbarkeit der umspielenden Erscheinungen die Starrheit der Grundsatzentscheidungen verhüllt“ (a.a.O. S. 234, 235).

Neue Sichtweisen zu eröffnen, neue Aspekte der Deutung anzubieten, kann der pluralen Kultur, der „kulturellen Kristallisation“ nicht gelingen. Sie kann so zu einer kulturellen Zukunftsentwicklung wenig beitragen, da sie immer nur aus ihren eigenen kristallisierten Vorräten zu schöpfen in der Lage ist. Es ist dies der heftige Vorwurf, den Gehlen an eine solche Art von Kulturverständnis richtet: „Innerhalb der voll entwickelten ... Industriekultur... erscheinen auf einmal die nackten biologischen Probleme der Überbevölkerung, der Lebensverlängerung, der Geburtenbeschränkung und Welternährung. Und so mag die Aufforderung unwiderlegbar überzeugen, daß es jetzt gilt, die Wirklichkeit ... anzugreifen – das wäre Fortschritt“ (a.a.O. S. 242). „Die Wirklichkeit anzugreifen“, sie nicht hinzunehmen, sondern in offensiver Position subjektiv zu gestalten, „etwas mehr als es mir bisher gelungen ist, in den gesellschaftlichen Prozess einzugreifen“ (Pb 12a) - dazu wäre eben jenes „kompetente Handeln“ erforderlich, als dessen Grundlagen Gruber (1999) die Erfahrung beschreibt.

Es sei in diesem Zusammenhang noch einmal an das Zitat Hilmar Hoffmanns erinnert, das Kapitel 11 eröffnete: „Zukunft ist ein kulturelles Programm“ – und es soll erweitert werden zur Aussage: **Zukunft ist damit auch verpflichtendes Programm einer altersspezifischen**

**Kultur. Nicht allein in der Wahrnehmung individueller Optionschancen aus bereits Vorhandenem kann eine Zukunftsgestaltung erfolgen, sondern nur über eine „Blickpunktvermehrung“ (Konersmann), auch und möglicherweise vor allem durch altersspezifische Kompetenzen in Form von neuen Sichtweisen und Deutungen, durch ein altersspezifisches „Expertenwissen“, das den gesellschaftlichen Diskurs fundieren und in Gang halten kann.**

Dies zu leisten, wäre jenen Alten möglich, die die Chance und die Voraussetzungen hatten, eben jene spezifische, „persönliche Kultur des Alters“, jene „ureigenste Binnenkultur“ (Pb 5a) zu entwickeln. Eben dies sind die Altersexperten, die mit einer weiteren, umfassenderen Entwicklung kultureller Kompetenzen zu einer besonderen spezifischen Qualität der gesellschaftlichen, einer kulturellen Zukunftsgestaltung beitragen können.

## **12 Zusammenfassung und Ausblick: Bedingungen und Möglichkeiten zur Erschließung spezifischer kultureller Alterskompetenzen für die Gesellschaft**

In dieser Arbeit wurden Fragen über vermutlich vorhandene, bislang allerdings ungenutzte, besondere (spezifische) kulturelle Kompetenzen älterer Menschen aufgeworfen und untersucht. Es wurde die Notwendigkeit herausgearbeitet und begründet, diese Alterskompetenzen als unverzichtbaren Teil eines gesellschaftlichen Diskurses zur Zukunftsgestaltung zu erkennen und zu sichern. Es wurde die Hoffnung und Anmahnung von Jüngeren auf Teilhabe an diesem spezifischen Vermögen ebenso nachgewiesen wie die (teilweise noch ungläubige, erstaunte, dennoch) freundliche Bereitschaft kompetenter Älterer, diese Fähigkeiten generativ in eine Zukunftsplanung einzubringen. Und es wurden schließlich mögliche Rollen entwickelt und dargestellt, über welche diese kulturelevanten Kompetenzen sich verwirklichen könnten. Eine sich daraus fast zwangsläufig ergebende, neue Frage ist die, wie Bedingungen aussehen müssten, unter denen eine Umsetzung wünschenswerter generativ wirksamer Konzeptionen von kulturelevanten Altersrollen erfolgen könnte. Die Gestaltungsmöglichkeiten solcher Bedingungen zu untersuchen, wäre jedoch umfangreiche Aufgabe einer eigenen Untersuchung im Bereich der Kulturpolitik und würde den hier vorgegebenen Ansatz des Nachweises gesellschaftsrelevanter, besonderer (spezifischer) kultureller Alterskompetenzen sprengen. Den neuen, pragmatisch orientierten Folgerungen soll jedoch nicht ausgewichen werden. In Form eines Ausblickes, eines Aufrisses, soll das breite Möglichkeits- und Bedingungsspektrum der Umsetzbarkeit von generativen kulturellen Rollen im gesellschaftspolitischen Diskurs zumindest fragmentarisch andiskutiert werden. Es soll über machbare Bedingungen nachgedacht werden, unter denen die gesellschaftlich notwendige Einbindung kultureller Alterskompetenzen (z.B. Experten-, Mäzenaten-, Mentorenkultur) per Diskurs realisierbar erscheint.

Denn selbst wenn die gesellschaftliche Relevanz der Alterskultur sich im Bewusstsein der Allgemeinheit verbreiten, sich gar in einer Veränderung des Altersbildes bemerkbar machen würde, wenn sich die Erkenntnis durchsetzen könnte, dass „die Gesellschaft ... die Weisheit und die Perspektive der Älteren und ihren Mut zur Wahrheit braucht, um die Probleme der Polarisierung und des Verfalls wirklich anzugehen“ (Friedan 1995: 824), dass also „unsere Gesellschaft in dieser kritischen Phase unbedingt von den Stärken des Alters Gebrauch machen sollte“ (a.a.O. S. 825), selbst dann wäre die Frage noch nicht geklärt, wie und wo das geschehen sollte:

**„Die gegenwärtigen Strukturen unserer Gesellschaft machen es schwer, konkrete Möglichkeiten zu erkennen, das Potential des dritten Lebensalters zu nutzen“ (a.a.O.).**

Der Bereich der „Potenzialnutzung“, der generativen Kompetenzvermittlung, ist, das wurde in den vorausgehenden Abschnitten verdeutlicht, der Bereich der Kultur als ein „Raum der Re-

flexion“ (Thierse), das *Mittel* der Potentialnutzung ist der Diskurs oder das „öffentliche Gespräch“ (Thierse), der *Raum* für solch „öffentliche Gespräche“ mit dem Ziel einer generativen Umsetzung spezifischer Alterspotenziale wird von Sauberzweig, Wagner und Rübke als „Marktplatz der Kultur“, als „Ort der Kommunikation, der symbolischen Präsentationen, und der Spannungen, der Provokationen und Friedensangebote“ bezeichnet (1998: 17). Ein solcher Marktplatz der Kultur, ein solcher Ort des Diskurses muss gestaltet werden – gedanklich und real, er „ist stets neu zu erfinden und neu zu erstreiten, ... muß in der Urbanität jeder Stadt verankert sein“ (a.a.O.). Es lassen sich aus diesen Forderungen deutlich zwei Ebenen der Ermöglichung eines gesamtgesellschaftlichen Diskurses unterscheiden, in den alle Kompetenzen der Beteiligten eingebracht werden können: Eine gedanklich-konzeptionell strategische Ebene, auf der grundsätzliche gesellschaftspolitische Zielvorstellungen und –definitionen „erfunden“ und „erstritten“ werden, und eine operative Ebene, auf der Möglichkeiten der Umsetzung eines demokratischen kulturellen „Bargaining“ gesichert („verankert“) werden. Beide Ebenen existieren nicht isoliert voneinander, sondern nehmen aufeinander Bezug, hängen voneinander ab, zeigen Wechselwirkungen und Rückkoppelungen.

Die strategische Ebene als eine rein (gesellschafts-)politische und die operative Ebene als eine rein (sozio-)kulturelle zu verstehen und sie deshalb sauber voneinander zu trennen, kann nicht gelingen. Diese beiden Ebenen stellen sich in einer demokratischen Gesellschaft der Moderne geradezu als einander bedingend dar. Das Bonmot von Theodor Heuss aus den 50er Jahren ist – so eingängig und so oft zitiert es immer noch sein mag – durch ein neues, modernes Kultur- und Politikverständnis überholt: „Mit Politik kann man zwar keine Kultur machen, vielleicht kann man aber mit Kultur Politik machen“ (zitiert nach: Kolland 1997:187). Diese Aussage hatte ihre Berechtigung in einer Zeit der kulturellen Restauration der Nachkriegsjahre, als das „Gute, Wahre, Schöne“ wieder als „an sich“ vorhanden und gültig „gepflegt“ („Kulturpflege“) werden sollte und wurde, die Politik hingegen eher als „schmutziges Geschäft“ galt. In einer demokratischen Moderne, in der kulturelle Werte ebenso wie „die Politik“ sich über intersubjektive Prozesse definieren, sind Kultur und Politik gleichwertige, sich gegenseitig bedingende Konstitutionsfaktoren der Gesellschaft. Es ist der eine Bereich ohne den anderen nicht denkbar. Politik und Kultur, Planung und Gestaltung sind gleichwertige Schwerpunkte in einem gesamtgesellschaftlichen Prozess der Konstituierung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Beide Bereiche zeigen möglicherweise unterschiedliche Ansatzpunkte, zielen und beruhen jedoch immer und ausschließlich auf Schaffung einer „sozialen Skulptur“ (Beuys).

## **12.1 Die strategische Ebene: Gesellschaftliche Rahmenbedingungen zur Förderung kultureller Alterskompetenz**

Eine strategisch-politische Schaffung von Rahmenbedingungen zur Förderung kultureller Kompetenzen im Alter bedeutet zunächst, die Voraussetzungen und Bedingungen dafür zu schaffen, d.h. die Entwicklung von Weisheitskompetenzen zu begünstigen und zu fördern. Dies ist eine gesellschaftspolitische Aufgabe: Da, wie erarbeitet wurde, die spezifische Alterskultur zu einer Zukunftsgestaltung wesentlich beizutragen hat, liegt es im gesamtgesellschaftlichen Interesse, eine solche „Ressource Alterskompetenz“ ins (gedankliche, gesellschaftspolitische) Kalkül zu ziehen, frühzeitig zu entwickeln und zu pflegen.

Dass hier die Sozial- und Finanzpolitik gefordert ist, scheint deutlich: Ohne deren Mittelbereitstellung sind auch die besten Konzepte meist zum Scheitern verurteilt. Selbstverständlich zeigt sich auch die Kulturpolitik in einer Querschnittsfunktion über alle politischen Einzelbereiche gefordert, selbst die Stadtentwicklungspolitik ist davon betroffen, wie in Abschnitt 12.2.2 verdeutlicht werden soll. Vor allem aber – und das mag erstaunlich klingen, da die Überlegungen spezifische Alterskulturen betreffen – ist es die Schul- und Bildungspolitik, die an der Entwicklung späterer Alterskompetenzen verantwortlich Anteil hat:



Mit den Worten „Die Jungen sind die potentiell Alten“ will Rentsch (1992: 304) zunächst zwar den moralischen Aspekt einer generativen verantwortlichen Fürsorge vermitteln, wie er auch im Grimmschen Märchen (vgl. Abschnitt 5.1) zu Tage trat. Darüber hinaus jedoch sammeln sich in dieser Aussage zugleich sehr bündig sämtliche Aspekte einer Abhängigkeit der Alterskompetenzen von den in frühen Jahren angelegten Ressourcen an Lernfähigkeit, Lernbereitschaft und Motivation, an Wissensgrundlagen und Wissensqualitäten. Diese Ressourcen können als Bedingungsfaktoren einer Optimierung der Entwicklung weisheitsgebundener Alterskompetenzen bezeichnet werden. Der Zusammenhang von Weisheitsentwicklung mit guten Bildungsvoraussetzungen wurde bereits in den Abschnitten 4.3 und 8.3.1 verdeutlicht: Von einer qualifizierten Schul- und Ausbildung ist nicht nur die Weiterbildungsfähigkeit und -neigung im Alter abhängig, können nicht nur die Zugangsmöglichkeiten zu Informations- und Wissensbörsen souveräner genutzt werden, sondern sie bilden die Grundlage der Fähigkeiten zu kritischer Reflexion der gesellschaftlichen Realität und so zugleich die Grundlage der Entwicklungsmöglichkeiten von kulturellen generativen Altersrollen. „Es dürfte zu spät sein“, erkennt Pb 18a, „diese Fähigkeiten erst durch Lebenserfahrung zu erreichen. Sinnvollerweise sollte dies bereits frühzeitig durch Erziehung und Bildung erfolgen“. Auch Pb 16a bestätigt aus eigener biografischer Erfahrung ein zwar anders gewichtetes, aber keineswegs neues gesellschaftlich-kulturelles Verhalten: „Im Alter nimmt (bei mir) das Geschichtsbewusstsein zu, und das führt zu einem anderen Umgang mit Kultur. Aber auch das ist eben eine Entwicklung, die aufbaut auf Jugendzeit (inklusive Sozialisation)“.

**Alle Möglichkeiten eines Statuserwerbs des „erfolgreichen Alters“, das selbstbewusst und selbstbestimmt zu einem gesellschaftspolitischen Diskurs beitragen kann, sind eng und abhängig verknüpft mit den Bedingungen des Bildungserwerbs in frühen Lebensjahren. Doch so wichtig es für das „Kompetenzkapital“ einer Gesellschaft ist, möglichst vielen jungen Menschen durch offene Bildungsangebote und Zugangserleichterungen die Chance eines "erfolgreichen Alters“ aufgrund von Weisheitskompetenzen zu bieten, um auf diese Weise ein möglichst großes Kompetenzpotenzial zu sichern, so kann dies nicht allein eine Frage der Quantität sein. Die Bildungs- und Schulpolitik muss sich mit der Frage nach der Qualität, d.h. nach der Zukunftsfähigkeit der Inhalte dieser Bildung auseinandersetzen. Hochspezialisiertes Sachwissen bei einem möglichst hohen Anteil der Bevölkerung setzt allein noch keinen gesellschaftlichen Diskurs in Gang. Verknüpfungs- und Auseinandersetzungsmöglichkeiten entstehen erst über ein kulturelles Wissen, das sich mit Grundfragen der Lebensführung und der Setzung von Lebenssinn, mit Selbst- und Fremderfahrungen und solchen der Identität beschäftigt, mit Fragen also, „die von den ausdifferenzierten und anwendungsorientierten Wissensdomänen gar nicht gestellt, geschweige denn beantwortet werden können“ (Zukunftskommission Gesellschaft 2000: 59). Ein verstärktes kulturelles Lernen über kulturelle Symbole (Musik, Bildende Kunst, Literatur, Architektur, Lebensstile etc.) kann Möglichkeiten bieten, die kritische Wahrnehmungsfähigkeit von Welt zu schärfen und das Urteilsvermögen und die Entscheidungsfähigkeit des Einzelnen über kulturelle Wertsetzungen zu begründen und zu stabilisieren. Ein solches kulturelles Lernen über verschiedene Formen sinnlich-ästhetischer Erfahrung kann nicht-standardisierte, alternative Antworten auf Fragen nach „dem Leben inhärenten Ungewissheiten“ (P.B. Baltes) ermöglichen, kann so gesellschaftlich neue Aspekte eröffnen. „Ästhetische Erziehung ist politische Erziehung mittels sensorischem Material“, formulierte bereits 1972 Schwencke (S. 10) und leitete daraus seine Forderung zu sozio-kultureller Kompetenzförderung als bildungspolitisches Ziel ab. Entgegen der Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen Zielbestimmung fällt die Umsetzung in den Bildungsinstitutionen nach wie vor schwer: „Kulturelle Bildung ... als Teil Allgemeiner Bildung ... mit der Chance, dass hier Schlüsselkompetenzen, ‚learning for life‘, ... vermittelt werden, ist kultur- und jugendpolitisch prominent und plausibel geworden. Paradox: Gerade die klassische Bildungspolitik von Schule, Hochschule und betrieblicher Ausbildung hat dies (noch?) nicht begriffen“, beklagt Zacharias (2001: 59) nunmehr**

dreißig Jahre nach Schwenckes einstiger Forderung. Die Notwendigkeit einer stärkeren Gewichtung des kulturellen Lernens gegenüber spezialisiertem Sach- und Fachwissen sieht Zacharias als Kulturpädagoge zwar wesentlich in der Stärkung des Widerstandspotentials und der kulturellen Selbstbestimmung der jungen Menschen begründet, sieht jedoch neben einem solchen gesellschaftlichen Diskursbeitrag der Jungen auch den soziokulturellen Aspekt generativer und intergenerativer Zukunftsgestaltung: „Die kommenden Generationen auch mit großen, größeren Anstrengungen als bisher kulturell zu qualifizieren, ästhetisch zu sensibilisieren, kreativ gestaltend zu aktivieren, ist die einzige Chance, dass Kunst und Kultur auch als Geschichte und jeweilige Gegenwart in die Zukunft hinein reichen... Dies ist auch ein kulturpädagogischer und kulturpolitischer Appell...“ (a.a.O.).

Das Argument der Relevanz von Bildung und Kultur für eine gesellschaftliche Zukunftsfähigkeit dient auch Biedenkopf in einem Grundsatzreferat vor dem Deutschen Städtetag zur Begründung seines Petitums auf eine großzügige Förderung – und hier mag der Kreis sich schließen zur eingangs erwähnten sozial- und finanzpolitischen Anforderung und zur Begründung der Querschnittsfunktion von Kulturpolitik:

„Weil die Kultur eine eminente Bedeutung für die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft, für ihren Zusammenhalt, für die Einheit in der Vielfalt hat, muß sie auch bei der Ressourcenverteilung der Gesellschaft einen anderen Stellenwert erhalten. Wenn das, was wir zu ihrer Bedeutung beobachtet haben, richtig ist, dann sind für Schulen, Universitäten und Kultur andere Prioritäten erforderlich...“ (Biedenkopf 1990: 75). Eben diese anderen Schwerpunktsetzungen („Prioritäten“) sind es, die mit einer Verbreiterung und Erhöhung eines soziokulturellen Bildungsstandes eine stabilere Grundlage für ein kompetentes Alter schaffen. Auf dieser politischen Ebene liegen vermutlich noch nicht erschöpfend genutzte Möglichkeiten, den gesellschaftlichen Anteil intellektuell und sozial bevorzugter alter Menschen optimierend zu steuern: Es hat „unsere Gesellschaft ihre Kräfte noch nicht erschöpft ..., eine bessere Lebenslage für das Alter zu schaffen und dadurch mehr und mehr von uns ‚erfolgreich‘ altern zu lassen“ (P.B. Baltes 1996: 62).

## **12.2 Die operative Ebene: Gestaltung von Rahmenbedingungen zur Vermittlung und Nutzung kultureller Alterkompetenzen**

„Damit die Alten ... diese kollektive Funktion“ des Einbringens ihrer spezifischen kulturellen Kompetenzen wahrnehmen und in spezifischen kulturellen Altersrollen umsetzen, damit umgekehrt die Jungen sich dieser Einbringung rückversichern können, müssen „Foren gemeinsamer Tätigkeit und des Austausches ... etabliert werden“, fordert Staudinger (1996: 357). Diese „Foren“ Staudingers entsprechen ideell den „Marktplätzen“ Röbbkes et al. (vgl. Abschnitt 12), sind wie diese Orte des öffentlichen Diskurses, dürfen jedoch konkreter gefasst werden als Plattformen der Umsetzung spezifischer kultureller Altersrollen, als Stätten des (inter-) generativen Vermittlungsprozesses von Alterskultur. Unter Foren wären also wahrnehmbare Orte zu verstehen (wahrnehmbar im Sinne von realisierten, vorhandenen Orten; wahrzunehmen, aber auch im Sinne von In-Anspruch-zu-nehmen), wären so Zielpunkte der Gestaltung strategischer (vgl. 12.1) Rahmenbedingungen (wären operationalisierbare Ziele). Solche Foren entstehen nicht beiläufig, beliebig als Zufallsprodukte, sondern logisch und als Konsequenz aus den (sozial-, finanz-, schul-, bildungs-, kultur-) politischen Diskussionen. Sie werden nach bestimmten, politisch ausgehandelten, als notwendig erklärten Zielen gestaltet. Foren sind sowohl Produkt gedanklicher Überlegung über gesellschaftliche Notwendigkeiten und Machbarkeiten, als sie zugleich Ort und Ausgangspunkt zu neuen gesellschaftlichen, politischen Überlegungen darstellen.

### 12.2.1 Mögliche Gestaltungsprinzipien

Die Prinzipien für die Gestaltung der äußeren Bedingungen, unter denen eine Vermittlung spezifischer alterskultureller Kompetenzen als gesellschaftlicher Diskursbeitrag erfolgen können, sind zu folgern aus den Ergebnissen der Abschnitte 10 und 11. Es sind dies die Prinzipien der

- a) **Qualität** als Moment eines Dauerdiskurses, als Ringen um die Entscheidung, welche Eigenschaften kulturellen Sachverhalten und Prozessen als wünschenswert und erstrebenswert zugedacht werden. Wenn Späth (1989: 6) Qualität als „Messlatte für Spitze und Breite ... in der Kultur“ definiert, entspricht dies nach Fuchs (1998: 179) dem von Bloch beschriebenen „aufrechten Gang“: Der damit beschriebene emanzipierte, selbstbewusste Anspruch des Subjektes, seine kulturellen Erwartungen und Vorstellungen entsprechend seiner Voraussetzungen (Kenntnissen, Fähigkeiten, Wissensvorräten, Erfahrungen...) durchzusetzen, wird bei Fuchs schwärmerisch als die „Verwirklichung von Menschsein auf dem je höchsten Niveau“ umschrieben (a.a.O.). Gemeint ist, wie bei Späth, dass die Ansprüche umso „höher“ („Spitze“), d.h. umso differenzierter, kenntnisreicher, begründeter ausfallen werden, je verfeinere Auswahlkriterien vorhanden sind. Entsprechend werden die Ansprüche an die Qualität, an die Eigenschaften der kulturellen Bedingungen umso schlichter und flacher („Breite“) ausfallen, je begrenzter, je einseitiger die vorhandenen Kriterien der Qualitätserwartungen und –zumessungen sind. Nach Fuchs spiegelt der Qualitätsbegriff so „ausgesprochen anspruchsvoll ... eine – auch künstlerisch – hochentwickelte ... Realisierung von politischer, sozialer, kultureller und humaner Existenz“ (a.a.O.). Der über den individuellen Anspruch begründete subjektorientierte Qualitätsbegriff verdeutlicht sowohl bei Fuchs als auch bei Späth gleichzeitig aber auch kulturelle Erwartungen als quasi objektive Qualitätsangebote: Objektiv müssen in kulturellen Produkten, Angeboten, Aktivitäten und Prozessen neben der Professionalität der Arbeit (jenseits eines gut gemeinten Hobbyismus) und einer Stringenz der darin enthaltenen gedanklichen Konzeption subjektive Deutungspotentiale enthalten sein, Objektaussagen dürfen sich nicht in armen, einseitigen Deutungszwängen erschöpfen. Dem Anspruch des „aufrechten Ganges“ eines selbstbewusst qualitätsbestimmenden Subjektes können „eindeutige“ Objekte oder Symbole (umgangssprachlich als „Populärkultur“, in ihrer infantilisierten Form als „Kitsch“ bezeichnet) nicht genügen.
- b) **Selbstbestimmung** als ausschlaggebend für die kulturellen Aktivitäten und Rollen aller am gesellschaftlichen Diskurs Beteiligten. Nicht die eingeschränkten, über politische Vorgaben oder Zeitgeistbedingungen konvergierenden Zielvorstellungen einzelner sog. „Bildungsakteure“ (Anbieter, Pädagogen, Bildungspolitiker)“ (DIE 1999: 12) können wesentlich zu einer kulturellen Blickpunktvermehrung der Gesellschaft beitragen, sondern vor allem der autonome spezifische kulturelle Beitrag jedes Einzelnen. Es ist in diesem Sinne und in diesem Zusammenhang kritische Vorsicht angebracht gegenüber der häufig als wünschenswert dargestellten „kulturellen Integration“ gesellschaftlicher Gruppen (Alte, ausländische Mitbürger, Einwanderer usw.): Eher sollte im Zeichen demokratischer kultureller Selbstbestimmung und subjektiver Deutungsrechte für eine Vervielfältigung und Ausdifferenzierung kultureller Aspekte plädiert werden als für deren „Integration“. Der „Integrierte“ ordnet sich der Deutungsmacht des (kulturell, sozial, finanziell, intellektuell) Herrschenden unter, wird selbst tendenziell unbestimmter, konturloser. In der Reibung und Begegnung einer bestehenden Vielfalt gleichberechtigter, gleichwertiger Blickpunktträger aber liegt durch die kulturelle Blickpunktvermehrung die höhere kulturelle Zukunftsperspektive der Gesellschaft.

- c) **Kommunikationsförderung** als grundlegendes Element des gesellschaftlichen Diskurses. In der Fähigkeit „seine Gedanken mit denen anderer zu vergleichen“ (Pb 1j) liegt die Chance im Ringen um zukunftsfähige Lösungen. Dies geschieht in der Auseinandersetzung, in der Diskussion, im Streit – in allen, auch unbequemen Facetten der Kommunikation. „Die alten Klischees von ‚Verständigung‘ und ‚Toleranz‘ taugen heute nicht mehr ... Inzwischen berührt ... Kultur die ganze Palette der gesellschaftlichen Lebenspraxis und Spannweite der Zukunftssicherung ... Je mehr wir in gemeinsamer Verantwortung die Welt so gestalten möchten, daß der Prospekt Zukunft zu realistischen Hoffnungen berechtigt, desto wichtiger wird die Kommunikation mit anderen. Es gilt, *Gesprächsfähigkeit* anzustiften und auszubilden, sie zu erhalten und zu erweitern“ (Hoffmann 1998: 183, Hervorhebung durch Autor).
- d) **Intergenerativität** als eine „objektive“, d.h. von der Sache her begründete Bedingung einer demokratisch-gesellschaftlichen Zukunftsplanung und –gestaltung: Es kann keine kulturellen Zukunftsentwürfe geben, an denen bestimmte gesellschaftliche Gruppen nicht beteiligt sind, von denen sie ausgeschlossen werden, dies widerspräche dem Grundsatz einer demokratischen Kultur, einer demokratischen Gesellschaft. Intergenerativität ist bei allen Aufgaben kultureller Zukunftsgestaltung also ein selbstverständliches Prinzip: Angebot und Nachfrage spezifischer alterskultureller Kompetenzen können nur als „Handelskreislauf“ funktionieren: Im intergenerativen Prozess kann der alte Mensch seine entwickelten Kompetenzen vermitteln, wenn der junge Mensch sie abrufen – umgekehrt können die Jungen an alterskompetenten Beiträgen nur abrufen, was die Alten vermitteln wollen und können. „Das bedeutet, daß in allen gesellschaftlichen Bereichen Menschen aller Altersstufen zusammenkommen“ müssen. In den Zugangsmöglichkeiten zu „allen gesellschaftlichen Bereichen“ sehen Riley & Riley (1992: 454, 455) bei entsprechenden politischen Vorgaben neue Zukunftsmöglichkeiten: Es „bilden sich heute in den modernen Gesellschaften schon viele Elemente einer solchen Altersintegration heraus. Wenn diese noch durch angemessene Interventionen gelenkt und verstärkt werden, eröffnen sie neue Potentiale für die Zukunft“.
- Vielleicht ist im intergenerativen Diskurs ein oder sogar der Ort von Kulturgeschichte und Kulturentwicklung zu sehen: Die „lebendige“ Historizität jeder Kultur bewiese sich im intergenerativen Akt der „kollektiven Selbsterzählung“, die grundlegende existenzielle Fragen zu beantworten versucht. „Was ist das Wesen der Dinge, mit denen wir täglich umgehen? Wo kommen wir her und welchen Sinn geben wir unserem Leben? Was muß man tun, um wichtige Ziele zu erreichen?“ (Schulze 1999: 24). Die kulturellen Äußerungen, die „Bildende Kunst, Musik und Literatur wurden in Europa jahrhundertlang“ als Medien der intergenerativen, „gemeinsamen Annäherung an diesseitige oder jenseitige Wirklichkeit begriffen“ (a.a.O.). Anders als bei einer „gegenstandsbezogenen Selbstsuche“ lebensstilbezogener Kulturangebote geht es im intergenerativen kulturellen Diskurs gerade um die Aufbrechung einer solchen „Selbstsuche“, nämlich darum, die „jeweilige Selbstzufriedenheit in ihrem sie bestätigenden Material zu durchbrechen und Konflikte anzuregen, die auf die Frage ‚Wie wollen wir leben?‘ hinauslaufen“ (Göschel 1994: 64). Dabei geht es um die Frage gesellschaftlicher Werte, „die der Gegenstand des ‚Kulturstaatlichen‘ sein sollte“ (a.a.O.).
- e) **Vernetzung** als übergreifendes Prinzip der Koordination aller kulturellen Verhandlungsaspekte. Hierunter sollen nicht nur die (ökonomisch sinnvollen) technisch-managerialen zeit-, geld- und personalsparende Kooperationen bei institutionellen Vernetzungen verstanden werden. Vernetzungen werden hier verstanden als bereichsübergreifende Kommunikation und als inhaltliche Verbindungen von kulturellen, gesellschaftlichen „Foren“. Inhaltliche Vernetzungen als Arbeitsprinzip ermöglichen nicht nur den notwendigen Dis-

kurs, sondern haben auch synergetische und solidarisierende Wirkung: Der Vernetzung der inhaltlichen Anliegen aller gesellschaftlichen (Interessen-) Gruppen kommt eine „entscheidende Bedeutung bei der Bewältigung der großen gesellschaftspolitischen Aufgaben zu“. Keine gesellschaftliche Gruppe „kann diese Aufgabe allein bewältigen. Alle Sektoren können und müssen jedoch einen Beitrag leisten zur Lösung dieser dringenden Probleme, die zudem nur im partnerschaftlichen Zusammenwirken aller gesellschaftlichen Kräfte zu meistern sein werden“ (DIE 1999: 13). Dies ist der Bereich, wo die „Foren“ (Staudinger) und die „Marktplätze“ (Saubert, Wagner, Rübke) sich inhaltlich und örtlich überlagern, wo zwischen pluralen, differierenden Einstellungen, Meinungen, Haltungen, Wünschen und Planungen Beziehungen hergestellt und Zusammenhänge gestiftet werden, wo Symbole, Lebensstile und Alter aufeinandertreffen, und so diskursiv und kontrovers um beste Lösungen gerungen werden kann.

### 12.2.2 Mögliche Organisationsstrukturen

In der Schriftenreihe „Produktives Leben im Alter“ summiert die mitherausgebende Gerontologin Baltes aus den veröffentlichten Beiträgen: „In vielen Beiträgen dieses Bandes wird ein Mangel an institutionellen gesellschaftlichen Strukturen beklagt, die dem Reservoir des Alters zum Ausdruck verhelfen und es pflegen könnten“. Sie zieht den Schluss: „Für alte Personen haben wir solche Rahmenbedingungen bisher nicht geschaffen“ (M. Baltes 1996: 399). Diese Rahmenbedingungen, ist zu ergänzen, machten jedoch wenig Sinn, würden sie allein für „alte Personen“ geschaffen; segregiert von den Jungen würde sich ihr „Reservoir“ in sich selbst erschöpfen, sie widersprächen den Prinzipien der Intergenerativität und Vernetzung, die ihnen zugrunde liegen sollten. Soll das „Reservoir“ des Alters eine gesellschaftlich kulturelle Funktion haben, so muss es in einen gesamtgesellschaftlichen Prozess eingebracht werden: Es müssen also generationenübergreifende Strukturen geschaffen, intergenerative „Foren“ gebildet werden für und von „künftigen Interessen gesteuerten Generationsclubs“ (Hoberg und Hummel 1992: 377).

**Wenn gesellschaftliche Strukturen „geschaffen“, wenn sie aufgrund der in Abschnitt 12.2.1 vorgeschlagenen Prinzipien gestaltet werden, wenn sie zudem als konkrete, wahrnehmbare „Foren“ verstanden werden sollen, so seien einige Überlegungen dazu skizziert (eine Ausführung bedürfte jeweils einer eigenen Untersuchung).** Unter der Fragestellung, welche Möglichkeiten zur Erschließung kultureller Alterskompetenzen sich böten unter den Aspekten der Bildung, der Zukunftsplanung, des Lebensraumes und der Kultur, sollen exemplarisch vier Möglichkeiten vernetzbarer und sich gelegentlich überschneidender Standorte (Foren) dargestellt werden.

#### a) Forum Akademie

Keinesfalls soll hier den sog. Altersakademien das Wort geredet werden. „Altersakademien“, stellt Eierdanz in seiner grundlegenden Untersuchung zur Altersbildung (1992) fest, „sind gemäß ihres Themenangebotes, das vorwiegend populärwissenschaftlich, musisch-kreativ, altersbezogen ist, und der Veranstaltungsform ... nichts anderes als Volkshochschule für Ältere, fördern jedoch im Gegensatz zu diesen in letzter Konsequenz die Segregation der Älteren von den anderen Generationen“ (a.a.O. S. 186). Sie widersprechen damit allen vorgeschlagenen Prinzipien der Qualität, der Intergenerativität, der Vernetzung und der Kommunikationsförderung.

Es soll hier vielmehr die Rede sein vom Grundgedanken der alten Akademie, nämlich inhaltliche Fragestellungen quer durch alle Bereiche verknüpfend zu untersuchen.

Akademien gelten seit der Renaissance europaweit als „vorzügliche Orte gelehrten Austausches und wissenschaftlichen Bemühens“, waren die neben „... den Universitäten angemessene-

ne Institution, um wichtige, gelehrte, zum Teil vernachlässigte Fragen zu erörtern“ (Hammerstein 2001: 56). Die „jeweils besten einer Disziplin“ versammelten sich, fern jedoch eines „Honoratiorenklubs“, im Bemühen um eine „fruchtbare Einheit wissenschaftlichen Denkens und Forschens“ in einer „sich zunehmend ausfaltenden Vielheit und Spezialisierung der Wissenschaften“ (a.a.O.). Der anspruchsvolle Grundgedanke käme den Prinzipien der Qualität („die Besten einer Disziplin“), der Selbstbestimmung (als disziplinarischer Diskurs-Beitrag), der Kommunikationsförderung („Austausch“), der Vernetzung („fruchtbare Einheit in ausfaltender Vielheit“), vor allem auch der Intergenerationalität entgegen: Mit einem Ausbau universitätsnaher Akademien könnten interdisziplinär zukunftssträchtig kulturelle Alterskompetenzen generativ in die Gesellschaft eingebracht werden (zu wissenschaftlich-kulturellen Kompetenzen Älterer vgl. auch: Eierdanz 1992, S.188-190 „Die älteren Studierenden“). Ein solches Forum nach dem Akademiekonzept könnte genau derjenige Ort für kompetente alte Menschen sein, an dem sie in besonderem Maße ihre Fähigkeit zur sinnkonstituierenden, integrierenden Zusammenschau einbringen könnten, zumal wenn sie, altersbedingt von Erwerbszwängen befreit, unabhängig von finanzieller und sozialer Anerkennung weitgehend frei und ungebunden arbeiten können.

## **b) Forum Zukunftswerkstatt**

In besonderem Maß erfüllt das Konzept der „Zukunftswerkstatt“, erstmals in den Siebziger-Jahren von Robert Jungk in die Diskussion gebracht, das Prinzip der kulturellen Selbstbestimmung. Er beklagte, dass „die Gestaltung von Zukunft“ überwiegend „den Planern“ vorbehalten bliebe: „Die Utopie, wie wir sie kennen, ist fast ausnahmslos das Produkt Einzelner oder weniger ... Die geistige Vorbereitungsarbeit für eine künftige Gesellschaft ist ebenso autoritär gelenkt und fremdbestimmt“ (1978:1). In konkreter Werkstattarbeit wies Jungk nach, dass eine „Demokratisierung utopischen Denkens“ möglich, aber auch notwendig ist, um das kreative soziale Kapital auch der Älteren zu nutzen, die von den „Planern“ als „dumpfe und altmodische Querköpfe“ oder „Rückständige“ verketzert (a.a.O.) wurden.

Seine Forderung, dass „jeder gesellschaftlich engagierte, an der Gestaltung der Zukunft interessierte Mensch seine schöpferischen Vorstellungen in den politischen Prozess“ (a.a.O. S.2) einbringen müsse, entspricht exakt dem Konzept der Intergenerativität, wie es in Abschnitt 9.7 dargestellt wurde: Das Alter bringt seine in Jahren entwickelten spezifischen (besonderen) Fähigkeiten in einer perspektivischen Diskussion von Existenzfragen ein als einen Beitrag, der von den Jüngeren als notwendig und wichtig angesehen wird (vgl. Abschnitt 8.4.3.2.7 und 9.6). Zwanzig Jahre nach Jungk verwendet auch Hilmar Hoffmann den Begriff der „Zukunftswerkstatt“ (1990: 141) und bezeichnet damit den Ort kultureller gesellschaftlicher Planung unter den bestimmenden Gesichtspunkten der subjektiven Selbstbestimmung und des intergenerativen Diskurses. Diese Aspekte sind nicht nur bei Hoffmann bestimmende Elemente der modernen Gesellschaftskultur. So fordert auch Beck „einen neuen Gesellschaftsvertrag, eine Gründerinitiative für neue Ideen und Modelle, die Stadt, Wirtschaft und Gesellschaft für das 21. Jahrhundert vorbereiten“ (zitiert nach Meyer 1998: 208). Modell einer solchen Gründerinitiative, einer „Zukunftswerkstätte“ könnte die „Lokale Agenda 21“ sein, inzwischen Sinnbild subjektbestimmter, demokratischer, intergenerativer, generativ-nachhaltiger Zukunftsgestaltung.

Schlug Robert Jungk als Orte der Zukunftswerkstätten noch vor: „überall ... wo Menschen zusammenkommen“ (a.a.O. S. 3), so könnte dieser reale Raum heute bereits durch die Möglichkeit des virtuellen Raumes eines Internet - Chats ergänzt werden und damit das bislang denkbar breiteste „Forum“ subjektiver kultureller Zukunftsgestaltung darstellen. Es wäre dies ein weiterer, möglicherweise für die Zukunft interessanter Ansatz, auf die prinzipielle Forderung nach Kommunikationsförderung und nach Vernetzung einzugehen.

### c) Forum Stadt

„Die traditionelle, zentrierte Stadt ist ja – den Baumeistern und den Bewohnern sei Dank – nicht nur eine Kopfgeburt politischer Ökonomen. Sie ist real, ein räumliches Konstrukt, Bild, Ereignis, Schauplatz zahlloser und alltäglicher Begegnungen. Dieses gewaltige und welthaltige Theater wird täglich neu gestaltet und inszeniert; ... vor allem von einer Vielzahl kleiner und namenloser Akteure ... Die Stadt schafft sich also ... ihre eigene Realität“ (Marquart 2000: 7).

These oder Utopie? Wäre Stadtgestaltung, wäre Lebensraum vorwiegend subjektabhängig? Wäre dies nicht die Idealvorstellung eines von Menschen gestalteten Raumes, gebildet im freien Diskurs aller Beteiligten? Wären damit politische Zielbestimmung und -planung – hier: Stadtentwicklungspolitik – der Gestaltungsfähigkeit der Stadtbewohner untergeordnet? Gewinnt das Subjekt „zentrale Bedeutung in einer Welt, in der die Macht der Institutionen zerfällt und die Gesellschaft auf die Solidarität ihrer mündigen Mitglieder verstärkt angewiesen ist“ (Böhme 1995: 154)?

Seitens der Forschung und Erfahrung sind Vorbehalte gegenüber einer allzu positiven Sicht von den gestalterischen Möglichkeiten des Subjektes zu vernehmen – eher ist es so, dass durch (institutionalisierte) kommunikationsfördernde oder -hemmende Rahmenbedingungen, d.h. durch Organisationsstrukturen, dem Subjekt der demokratische kulturelle Diskurs in der Stadt erleichtert oder erschwert wird. „Gemeint ist ... das ‚Abfärben‘ der Wohnumgebung auf das Kulturverhalten. Wir können zwischen den Stadtteilen unterscheiden, die eher kulturstimulierend wirken und solchen, in denen das nicht der Fall ist“ (Kolland 1997: 179). Anhand einer Untersuchung über den Einfluss-Faktor des Lebensraumes Stadt auf das Kultur- und Kommunikationsverhalten insbesondere von älteren Menschen stellt Kolland fest: „Die moderne städtische Lebensweise fördert jeweils die Beziehungslosigkeit zwischen den Generationen. Konzepte und Modelle altersgemischter Angebote fehlen ... Durch Entmischung werden Reibungen abgebaut, andererseits verringert sich aber dadurch auch die Kommunikation zwischen den Generationen“ (a.a.O. S. 186).

So wäre Stadtentwicklungsplanung zukunftsgerichtete Strategie in doppeltem Sinne: Sie schafft die Rahmenbedingungen, die Organisationsstrukturen für den intergenerationellen Diskurs, rückwirkend würden ihre Leitlinien durch diesen geprägt. Die rückbezügliche, gegenseitige politische Verantwortung ist groß: „Stadtentwicklungsplanung ist ein politisches Führungsinstrument, das die Voraussetzung für zukunftsfähige Entscheidungen schaffen soll“ schreibt Böhme (1995:155), entsprechend wiederum formuliert Goldmann (1995: 14): Es wird „die Zukunftsfähigkeit der Städte davon abhängen, wieviel zukunftsfähige Ideen und Potentiale in ihnen zur Geltung gebracht werden“. Die erforderlichen Gestaltungselemente richten sich ebenso nach den geforderten Prinzipien (Intergenerativität, Kommunikationsförderung, Qualität, Vernetzung) wie die Förderung von Angeboten und von Orten der Bildung und der Kultur (Theater, Museen, Archive, Bibliotheken, Medienzentren, Plätze, Sportstätten ... usw.), an denen über kulturelle Symbole Auseinandersetzung, Diskurs stattfinden kann.

Kultur und Bildung sind Elemente der Stadtentwicklung – das stellte 1973 der Deutsche Städtetag ausdrücklich fest und empfahl: „Nicht abgesonderte Kulturghettos, sondern Kristallisationspunkte eines vielfältigen sozialen Beziehungsgeflechts von Bildung, Kultur, Geselligkeit, Erholung und Versorgung sollen Bild und Struktur der Stadt bestimmen“.

### d) Forum Soziokultur

Der Gedanke und die Bewegung der Soziokultur beinhaltet seit etwa 25 Jahren eine freie und selbstverwaltete Kulturarbeit und verwirklicht sich in Kommunikationszentren und Initiativen. Soziokultur versteht „Kunst nicht nur als Mittel, sondern als notwendigen und schönen Teil des Lebens, als Möglichkeit mit sich und anderen und der gemeinsamen Sache klar zu

kommen“ (Hoffmann 1981: 282). Aktiv das kulturelle Leben zu gestalten, gesellschaftliche Themen, Probleme und Aufgaben anzugehen, ist ebenso Grundsatz wie die Schaffung demokratisch gleicher Zugangsmöglichkeiten zu kulturellen Angeboten.

Zeigten die vorausgehend beschriebenen möglichen Foren des Einbringens spezifischer kultureller Alterskompetenzen bereits Überschneidungen, so weist das Forum der Soziokultur in alle Bereiche eingreifende, alle berührende, sie teilweise mitbestimmende und mitgestaltende Faktoren auf.

Das Forum der Soziokultur erfüllt vor allem das geforderte Prinzip der Vernetzung, das sie als programmatische Forderung festgeschrieben hat: „Soziokultur überschreitet ... die etablierten Ressortgrenzen und sorgt so für gesellschaftliche Innovation“ (BKK 1992: 2). Zugleich ist die Soziokultur „traditionell eng verbunden mit den Ideen der ... Selbstbestimmung ... und will durch konkrete Initiativen und Projekte Hilfe zu kultureller Selbsthilfe leisten, damit die Menschen ihre Interessen und Wünsche formulieren und umsetzen ...“ (a.a.O.). Eine Erfüllung des geforderten Prinzips der Qualität hat sich der „Qualifikationsverbund Soziokultur“ zur Aufgabe gemacht. Auch der generative Aspekt der Kulturarbeit offenbart sich in der Grundsatzerklärung: „Gesellschaftspolitisch soll durch die Nutzung von sonst brachliegenden humanen Ressourcen ein Beitrag zur Weiterentwicklung der demokratischen Verhältnisse geleistet werden“.

In der Praxis der soziokulturellen Arbeit spiegeln sich diese Grundsatzklärungen bei Rübke unter dem Motto der Vernetzungsforderung („Es kommt ... darauf an, daß die Tätigkeiten älterer oder alter Menschen mit dem gesamtgesellschaftlichen Geschehen vernetzt bleiben“), als „kulturelle Werkstatt“, die „wohnnah“, in „integrierten Gruppen“ und „jenseits des Hobbyismus“ (Rübke 1995: 30) arbeitet: Lokale Vernetzung zwischen den Foren sind ebenso Forderung wie inhaltliche Verbindungen zu den Prinzipien der Intergenerativität und Qualität. Vermutlich ist es das Forum der Soziokultur, das besonders geeignet ist, Orte, Zentren der Auseinandersetzung und Begegnung zu schaffen, die eine intergenerative kulturelle Zukunftsgestaltung provozieren und die für eine Einbringung spezifischer kultureller Kompetenzen, auch Alterskompetenzen offen sind. Es „zielt darauf ab, die bisherige, überwiegend zielgruppenorientierte Kultur- und Sozialarbeit zu ergänzen durch integrative Konzepte, die alle ... unabhängig von ihrem Alter ... einbezieht“ (a.a.O.).

Zusammenfassend soll noch einmal betont werden: Es kann sich bei den vorausgehend beschriebenen Prinzipien und Organisationsstrukturen keinesfalls um Richtlinien oder Maßgaben handeln, erst recht nicht um (end-)gültige oder ausschließliche. Es sind mögliche Beispiele prinzipieller und struktureller gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die sich aus dem theoretischen Fundament der Alterspotentiale ergeben und unter denen sich spezifische alterskulturelle Kompetenzen und Rollen generativ verwirklichen könnten. Für eine weitere Ausarbeitung und notwendige Begründung ist an dieser Stelle nicht der richtige Ort, da diese Arbeit sich schwerpunktmäßig mit der Frage nach Voraussetzungen generativer kultureller Gestaltung von Gegenwart und Zukunft beschäftigt - der Entwicklung spezifischer kultureller Kompetenzen im Alter.



## 12.3 Resümee

In einer kurzen Reflexion, was die vorliegende Untersuchung an Ergebnissen denn nun nachzuweisen habe, ließen sich – sehr knapp gefasst – fünf Punkte auflisten:

- **Konkretes und eindeutiges Ergebnis ist die Erkenntnis, dass Begriff und Handlungsfeld der sog. „Seniorenkultur“ endgültig obsolet geworden sind, da deren, auf einem zugleich defizitären wie homogenen Altersbild beruhenden Definitions- und Bedingungsfaktoren mit dem Strukturwandel sowohl des Alters als auch der modernen Gesellschaft aufgehoben sind.**
- **Wesentliches Ergebnis ist die Feststellung, dass zwischen (eher soziologisch begründeten) pluralen Alterskulturen und (eher entwicklungspsychologisch begründeten) spezifischen Alterskulturen unterschieden werden muss: Plurale Alterskulturen sind kulturelle Lebensstilformen des Alters, und sind, wie die kulturellen Lebensstile aller Altersgruppen, Ergebnis eines gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses, beruhen u.a. auf Chancen und Zwängen der Individualisierung und Biografisierung. Spezifische Alterskulturen hingegen entwickeln sich im (bildungsmäßig, informationell, sozial, finanziell) bevorzugten Alter aufgrund von Weisheitskompetenzen. Spezifische Alterskulturen setzen ein hohes Bildungs- und Sozialniveau, nicht aber notwendigerweise die Bedingungen der Moderne voraus.**
- **Wichtiges Ergebnis ist die Erkenntnis, dass die Wahrnehmung und Nutzung (i.w.S.) spezifischer Alterskompetenz in sämtlichen Bereichen gesellschaftlicher Praxis die Schaffung politischer, pädagogischer und kultureller Entwicklungs- und Aktualisierungsbedingungen zur Voraussetzung hat.**
- **In einem engen Begründungszusammenhang damit steht die Entwicklung einer Konzeption verschiedener möglicher kultureller Altersrollen, in denen sich die spezifischen alterskulturellen Kompetenzen verwirklichen können, und die (jenseits „profitlicher“ Erwerbs- oder Ehrenamtstätigkeiten) einen spezifischen, besonderen Beitrag zum soziokulturellen Diskurs der Gesellschaft leisten können.**
- **Den Abschluss der vorliegenden Arbeit bietet ein Vorschlag zur Gestaltung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, die eine Einbringung und Nutzung altersspezifischer Kompetenzen ermöglichen. Allerdings konnte im Rahmen dieser Arbeit nur ein entwicklungsfähiger und entwicklungsbedürftiger Ansatz dieses Gestaltungsvorschlags dargestellt werden; eine Weiterführung hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt.**

Was in dieser Untersuchung nicht vermittelt werden konnte und sollte, sind Rezepte, Richtlinien, sichere Wege zu einer Entwicklung spezifischer alterskultureller Kompetenzen und deren erfolgreicher Beitrag zu einem generationenübergreifenden kulturellen gesellschaftlichen Diskurs. Es konnte mit dieser Analyse nur dreierlei erreicht werden:

- eine Problemexplikation
- eine Auswertung und Überprüfung alterswissenschaftlicher Befunde als Bedingungen einer individuell wie gesellschaftlich zukunftsfähigen kulturellen Praxis
- eine Herausarbeitung von Lösungsperspektiven, von Anschlüssen für eine solche Praxis.

Dass dabei mindestens eben so viele Fragen aufgeworfen wie zu beantworten versucht wurden, liegt geradezu in der Natur der Sache: Dies betrifft einmal die Alterspotentiale selbst, auf denen das Konzept der spezifischen Alterskultur aufbaut – sie sind letztlich und endgültig noch lange nicht erforscht und lassen noch viele Möglichkeiten offen: „Was die latenten Potentiale angeht, gibt es noch viel zu entschlüsseln. In dieser Hinsicht ist das Alter das viel-

leicht größte verbleibende Rätsel der *conditio humana*“ (P.B. Baltes 1996:61). Es betrifft zum anderen auch und vor allem die Frage, ob nicht mit dem neuen Bild des kompetenten Alters wiederum (nur) ein neues Altersbild konstituiert wurde. Ein Altersbild, das zwar sowohl aufgrund des Strukturwandels des Alters als auch aufgrund einer allgemeinen gesellschaftlichen Modernisierung entworfen wurde und sich folglich als vielfältig differenziert zeigt – das jedoch gleichermaßen mit zeitbedingten Forderungen und Erwartungen an „das Alter“ herantritt. Auch wird gefragt werden müssen, ob die Konstitution neuer Bilder kompetenten Alters nicht auf einen fragwürdigen Zusammenhang gesellschaftlicher Notwendigkeiten (Stichworte „Überalterung“, „Generationenvertrag“ etc.) mit erwünschten bzw. nicht erwünschten Objektzuschreibungen verweist. Diese gesellschafts- und wissenschaftskritischen Fragen sind notwendig und müssen die Reflexion über Alter und dessen Sinnzuschreibungen weiterhin begleiten und fundieren: „Das Nachdenken über die Zukunft des Alterns muss ein notwendiger Teil des Nachdenkens über die Gesellschaft werden“ (Kohli 1992: 256).

Festzuhalten bleibt: Mit einem stetig wachsenden Anteil an besser gebildeten, finanziell und sozial gut gesicherten Alten dürfen in der Gesellschaft gleichermaßen zunehmende kulturelle Kompetenzen angenommen werden. Diese können den anstehenden zukunftsorientierten gesellschaftlichen Diskurs um neue spezifische (besondere) Aspekte erweitern, wenn sie denn zugelassen, eingebracht und aufgegriffen würden.

### 13 Literatur

- AHREND, H. (1999, 11. Aufl.; Erstausg.: 1958): Vita activa, Vom tätigen Leben. München.
- ALBUS, A. (1995): Kleines ABC prominenter Ideen der modernen Art. In: MICHEL, K.M. & T. SPENGLER (Hrsg.): Kursbuch 122, Berlin. S. 135 – 145.
- AMERY, C. (2000): Späte Aussichten: Risiken und Nebenwirkungen. In: DIENEL, H.L. et al. (Hrsg.): Späte Freiheiten, Geschichten vom Alter – Neue Lebensformen im Alter. München. S. 29 – 32.
- AMMANN, J.-Chr. (1998): Das Glück zu sehen. Kunst beginnt dort, wo Geschmack aufhört. Regensburg.
- ANZ, Th. (1992): Literaturkritik. In: HESS, D. (Hrsg.) Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis, München. S. 50 – 58.
- ARIES, Ph. (1990): Geschichte der Kindheit. München.
- BAACKE, D. (1991): Zum Problem „Lebensweltverstehen“ Theorie und Praxis qualitativ-narrativer Interviews. In: HEINZE, Th. (Hrsg.): Alltagskultur, Kulturforschung I, Ansätze und Konzepte lebensweltlich- hermeneutischer Untersuchungen. Hagen. S. 17 – 58.
- BACHMAIER, H. (1998): Aspekte einer neuen Alterskultur. In: TERTIANUM (Hrsg.): Alterskultur, Tagungsschrift, CH Berlingen. S. 49 – 57.
- BACHMAIER, H. (2001): Kulturgerontologie: Das Alter im Vergleich, Veröffentlichung der Universität Konstanz im Internet unter: <http://www.zfg.unizh.ch.kulturgerontologie.htm>
- BACKES, G. M. (1997): „Alter(n) als „gesellschaftliches Problem“? Zur Vergesellschaftung des Alter(n)s im Kontext der Modernisierung, Opladen.
- BACKES, G. M. (1998): Altern und Gesellschaft, Gesellschaftliche Modernisierung durch Altersstrukturwandel, Opladen.
- BAGSO (Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen) (1999): Technik mit Know-How, BAGSO-Nachrichten Nr.4/1999, Bonn.
- BALTES, M.M. (1995): Verlust der Selbstständigkeit im Alter: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: Päd. Rundschau 1995, Nr. 46. Göttingen. S. 159 – 170.
- BALTES, M.M. (1996): Produktives Leben im Alter: Die vielen Gesichter des Alters – Resümee und Perspektiven für die Zukunft. In: BALTES, M.M. & L. MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Berlin. S. 393 – 407.
- BALTES, M.M. et al. (1999): Alltagskompetenz im Alter, Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: MAYER K.U. und P.B. BALTES (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie Berlin. S. 525 – 542.
- BALTES, P.B. (1989): Das Doppelgesicht des Alterns. Sonderdruck der Max-Planck-

Gesellschaft. GENERALGESELLSCHAFT DER MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT  
(Hrsg.). Göttingen.

BALTES, P.B. & M.M. BALTES (1989): Erfolgreiches Altern: Mehr Jahre und mehr Leben.  
In: M.M. BALTES, M. KOHLI & K. SAMES (Hrsg.): Erfolgreiches Alter. Bedingungen  
und Variationen. Bern. S. 5 – 10.

BALTES, P.B. & J. SMITH (1990): Weisheit und Weisheitsentwicklung: Prolegomena zu  
einer psychologischen Weisheitstheorie. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie 22. Göttingen. S. 95 – 135.

BALTES, P.B. & M. BALTES (1992): Gerontologie: Begriff, Herausforderung und Brennpunkte.  
In: P.B. BALTES & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin/ New York.

BALTES, P.B. (1994): Die zwei Gesichter des Alterns der Intelligenz. In: Jahrbuch der Dt.  
Akademie der Naturforscher Leopoldina, LEOPOLDINA 39. Halle/Saale. S. 169 – 190.

BALTES, P.B. & U. LINDENBERGER (1995): Sensorik und Intelligenz: Intersystemische Wechselwirkungen und Veränderungen im hohen Alter. In: ZABERN, Ph. v. (Hrsg.): Akademie-Journal 1/95. Lampertheim. S. 20 – 28.

BALTES P.B. (1996): Über die Zukunft des Alterns: Hoffnung mit Trauerflor. In: BALTES M & L. MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Frankfurt a.M., New York.

BARTSCHER, M. (2000): Grundsätze und Methoden der Partizipation in der Verbands- und Projektarbeit mit Kindern. In: Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung e.V. (Hrsg.): Partizipation u. Lebenskunst, Beteiligungsmodelle in der Kultur. Jugendbildung. Remscheid.

BAU, H. (1995): Kreativität und Sinnstiftung – psychodynamische und psychotherapeutische Prozesse im Alter. In: MADER, W. (Hrsg.): Altwerden in einer alternden Gesellschaft, Kontinuität und Krisen in biografischen Verläufen. Opladen. S. 127- 154.

BAUER, F., H. GROß, G. SCHILLING (1997): Zeitverwendung in Arbeits- und Lebenswelt. Fallstudien bei Alleinstehenden u. Beschäftigten in Paarhaushalten mit und ohne Kind. Köln.

BAUSINGER, H. (1998): Von der Alterslast, der Last des Alters, und wie sie sich tragen läßt. In: Borscheid, P., H. BAUSINGER, L. ROSENMAYR u.a.(Hrsg.): Die Gesellschaft braucht die Alten. Opladen. S. 26 – 41.

BAZIN, G. (o.J.): Louvre. Die berühmten Gemäldegalerien der Welt. Paris.

BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M..

BECK, U. (1998, 4. Aufl.), (Hrsg.): Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M..

BEHREND, J.-E. (1998, 3.Aufl., Erstaufl. 1993): Hinübergehen, Das Wunder des Spätwerks, Frankfurt/M..

BENGTON, V. & Y. SCHÜTZE (1992): Altern und Generationenbeziehungen: Aussichten für das kommende Jahrhundert. In: BALTES, P.B. und J. MITTELSTRASS (Hrsg.):

- Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, New York. S. 492-517.
- BIEDENKOPF, K.H. (1991): Arbeitsgesellschaft – Tätigkeitsgesellschaft – Kultargesellschaft. In: DEUTSCHER STÄDTETAG (Hrsg.): Diskurs Kultur. Die Zukunft der Arbeitsgesellschaft und der Kulturpolitik. Köln.
- BKK (BUNDESARBEITSGEMEINSCHAFT DER KULTURKOOPERATIONEN UND FREIEN GRUPPEN) (Hrsg.) (1992): Wiepersdorfer Erklärung. Forderungen und Empfehlungen für eine Strukturhilfe Soziokultur. Hagen.
- BLÜM, N. (1991): Sinnerfülltes Leben auch im Ruhestand. In: SENIOREN-UNION DER CDU (Hrsg.): Nachberufliche Tätigkeitsfelder. Eine Dokumentation. Bonn. S. 37 –45.
- BÖCKLE, F. (1990): Gerontologisch relevante geisteswissenschaftliche Disziplinen. In: MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.): Einrichtung eines Zentrums für Altersforschung. Stuttgart. S. 217 – 222.
- BÖHME, H. (1995): Kultur und Bildung – Wege zur Neubewertung aus der Sicht der Stadtentwicklungsplanung. In: FUCHS, M. und Chr. LIEBALD (Hrsg.): Wozu Kulturarbeit? Wirkungen von Kunst- und Kulturpolitik und ihre Evaluierung. Remscheid. S. 154 – 158.
- BORSCHIED, P. (1992): Der alte Mensch in der Vergangenheit. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, NewYork. S. 35 – 61.
- BRACKEN, H. von (1952): Wandlungen der menschlichen Persönlichkeit im mittleren und höheren Alter. In: Studium Generale, 5. Jg., Heft 5. Marburg. S. 306 – 315.
- BRATER, M. (1998): Schule und Ausbildung im Zeichen der Individualisierung. In: BECK, U. (Hrsg.) Kinder der Freiheit. Frankfurt a.M.. S. 149 – 176.
- BRENT, S.B. (1978): Individual specialization, collective adaption and rate of environmental change. In: Human Development, 21, S. 21-33.
- BREUNING, F. (2000): Partizipation und Lebenskunst. Über Qualitäten in der Beteiligung für Kinder und Jugendliche. In: Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung e.V.: Partizipation und Lebenskunst, Beteiligungsmodelle der kult. Jugendbildung, Remscheid. S. 39-52.
- BROCKHAUS (Hrsg.) (1995): dtv-Lexikon in 20 Bänden. Mannheim, München.
- BRODY, J.A. (1985): Prospects for an aging population. Nature N.315. London. pp.463-466.
- BRUCKMAIER, K. (1992): Popkritik im Feuilleton. In: HESS, D. (Hrsg.): Handbuch Kulturjournalismus,. München. S. 108-120.
- (BMFSFJ) BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) (1996): Nachberufliche Tätigkeitsfelder. Konzepte, Forschungslage, Empirie. Stuttgart, Berlin, Köln.
- (BMFSFJ) BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) (1997): Die Alten der Zukunft – Bevölkerungsstatistische Datenanalyse. For-

schungsbericht. Stuttgart, Berlin, Köln.

(BMFSFJ) BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE; SENIOREN; FRAUEN UND JUGEND (1999): Richtlinien für den Bundesaltenplan. Grundsätze, Ziele, Verfahren. Bonn.

(BMFSFJ) BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) (2001): Dritter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland: Alter und Gesellschaft. Stellungnahme der Bundesregierung. Berlin.

(BMFuS) BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE UND SOZIALES (Hrsg.) (1993): Ressourcen älterer und alter Menschen. Kassel.

BÜHLER, Ch. (1958): Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem. Göttingen.

BURGESS, E.W. (1960): Human Aspects of Social Policy. In: Report of the 3<sup>rd</sup> Congress of the International Association of Gerontology, Livingstone, Edinburgh. S. 49-58.

CICERO. Cato maior de senectute. Zitatbezug nach: WOYE, C. (Hrsg.) (1951): CICERO, Cato der Ältere oder vom Greisenalter. Stuttgart.

CLEMENS, W. & G. BACKES (Hrsg.): Altern und Gesellschaft. Opladen.

CUMMING, E. und W.E. HENRY (1961): Growing old. The Process of Disengagement. Basic Books. New York.

DAHEIM, H. & G. SCHÖNBAUER (1993): Soziologie der Arbeitsgesellschaft. Weinheim.

DEUTSCHE SHELL (Hrsg.) (2000): SHELL- Jugendstudie- Jugend 2000, Hauptergebnisse als Pressepapier, Opladen.

DEUTSCHER STÄDTETAG (Hrsg.) (1971): Städtische Kulturpolitik. Empfehlungen, Richtlinien und Hinweise des deutschen Städtetages zur Praxis städtischer Kulturpolitik 1946 bis 1970, Köln.

DEUTSCHER STÄDTETAG (Hrsg.) (1990): Diskurs Kultur „Die Zukunft der Arbeitsgesellschaft und der Kulturpolitik“. Referate, Grundsatzpapiere und Materialien zum Nürnberger Symposium „Diskurs Kultur“ vom März 1990. Köln.

DEUTSCHER STÄDTETAG (Hrsg.) (1991): Der kommunale Kulturauftrag. Eine Arbeitshilfe für die Kulturarbeit in Städten und Gemeinden. Köln.

(DZFA) DEUTSCHES ZENTRUM FÜR ALTENFORSCHUNG (Hrsg.) (1997): Bedürfnisstrukturen älterer Menschen, Eine konzeptionelle und empirische Annäherung. Ruprecht-Karls-Universität. Heidelberg.

(DIE) DEUTSCHES INSTITUT FÜR ERWACHSENENBILDUNG (Hrsg.) (1999): Lernen für die Zukunft. Frankfurt.

(DIFF) DEUTSCHES INSTITUT FÜR FERNSTUDIEN (Hrsg.) 1997: Älterwerden im Landkreis Tübingen, Materialien und Analysen, Tübingen.

- DINKEL, R. (1992): Demographische Alterung: Ein Überblick unter besonderer Berücksichtigung der Mortalitätsentwicklung. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS: Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung, Berlin. New York. S. 62 – 93.
- DILTHEY, W. (1962): Gesammelte Schriften, Band 7. Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (3. Aufl.). Göttingen.
- DÖRING, E. (2001): Unterwegs zur Wahrheit, Zum Tode des Philosophen Willard Van Orman Quine, in: DIE ZEIT, Nr. 2 vom 4.1.01, Hamburg. S.40.
- DÜRRENMATT, F. (1962): Die Physiker. Zürich.
- EBELING, H. u. W. BIRKENFELD (1971): Die Reise in die Vergangenheit. Braunschweig.
- EIERDANZ, J. (1992): Bildung für das Alter. Zum aktuellen Stand und zu den Perspektiven einer Altenbildung. In: GLASER, H. und Th. RÖBKE: Dem Alter einen Sinn geben. Heidelberg. S.167 – 208.
- EIERDANZ, J. (1997): Alte. Adressatinnen und Adressaten der Pädagogik. In: BERNHARD, A. und L.ROTHERMEL (Hrsg.): Handbuch Kritische Pädagogik. Weinheim. S. 216-231.
- ELIAS, N. (1969): Über den Prozeß der Sozialisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt.
- ERICSSON, K.A. & J. SMITH (Hrsg.) (1991): Toward an general theory of expertise. Cambridge.
- ERIKSON, E.H. (1950): Growth and crises of the health personality. In: SENN, M.J. (Ed.): Symposium on the healthy personality. New York.
- ERMERT, K. & E. MEYER-ENGELKE (1996): Alter arbeitet für die Umwelt – Voruntersuchungen zu einem Seniorenprogramm für Forschung und Wissenstransfer im Umweltbereich. IES-Bericht vom 12.2.96, Hannover.
- FALTERMAIER, T. u.a. (1992): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. Stuttgart.
- FARIN, K. (1998): Musik & Rebellion, Jugendkultur zwischen Kommerz & Politik, Berlin.
- FEESER, S. (2001): Wo ist Erinnerung? In: Zeitschrift Kultur II/01. Stuttgart.
- FISKE, J. (1999): Wie ein Publikum entsteht. Kulturelle Praxis und Cultural studies. In: HÖRNING, K.H. & R. WINTER (Hrsg.): Widerspenstige Kulturen. Frankfurt a.M..
- FRANK, B., G. MALETZKE u. K.H. MÜLLER-SACHSE (1991): Kultur und Medien. Angebote, Interessen, Verhalten. Eine Studie der ARD/ ZDF-Medienkommission. Baden - Baden.
- FREUD, S. (1914): Zur Einführung des Narzißmus, GW Band X, Frankfurt/M..
- FRIEDAN, B. (1997): Mythos Alter, Hamburg.
- FRIES, J.F. (1990): Medical perspectives upon successfull aging. In: M.M. BALTES (Hrsg.),

- Successfull aging: Perspectives from the behavioured sciences Cambridge University Press. Cambridge. pp. 35 - 49.
- FRIES, J.F. (1980): Aging, natural death, and the compression of morbidity. *New England Journal of Medecine*, 303. Cambridge. pp. 130 - 135.
- FUCHS, M. (1998): Kultur. Macht. Politik., Studien zur Kultur und Bildung in der Moderne. Schriftenreihe der Bundesvereinigung kulturelle Jugendbildung, Bd. 43, Remscheid.
- FÜSGEN, I. & A. WELZ (1992): Reisen im Alter. In: KARL, F. & W. TOKARSKI (Hrsg.) : Bildung und Freizeit im Alter. Bern/ Göttingen/ Toronto. S. 129 - 138.
- GEHLEN, A. (1998): Über kulturelle Kristallisation. In: KONERSMANN, R.: Kulturphilosophie. Leipzig. S. 222 – 242.
- GEIßLER, R. (2000): Bildungsexpansion und Bildungschancen, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung, Nr. 269, 4. Quartal 2000. Bonn. S. 39 – 44.
- GEROCK, W. & J. BRANDTSTÄDTER (1992): Normales, krankhaftes und optimales Altern: Variations- und Modifikationsspielräume. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS: (Hrsg.): Altern und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 356 – 385.
- GLASER, H. (1990, akt. Ausg.): Die Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Band 3, München, Wien.
- GLASER, H. (2000): Unser Zeitbudget, Lebenszeit zwischen Arbeits- und Freizeit, in: RÖTTA, Chr. (Hrsg.): UNIVERSITAS, Ztschr. f. interdisziplinäre Wissenschaft, 55. Jhrg., Juli 2000, Nummer 649. Stuttgart. S. 643 – 653.
- GLUCHOWSKI, P. (1987): Lebensstile und Wandel der Wählerschaft in der BRD. In: Bundeszentrale f. Pol. Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 12. Bonn. S. 18 ff.
- GOEBEL, J. und C. CLERMONT (1997): Die Tugend der Orientierungslosigkeit. Berlin.
- GÖSCHEL, A. (1994): Kulturpolitik als Kunstpolitik, Hagen.
- GÖSCHEL, A. (1999): Kontrast und Parallele – kulturelle und politische Identitätsbildung ostdeutscher Generationen. Stuttgart. Berlin. Köln.
- GOLDMANN, M. (1995): Zur kulturpolitischen Situation – Eine Zeitansage. In: Kulturpolitische Gesellschaft (Hrsg): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 69, II/95. Bonn. S.12 – 17.
- GRAEVENITZ, A. von (1992): Prinzipien in der Bildenden Kunst – eine Skizze. In: BIRSCHOFF, U. (Hrsg.): Kunst als Grenzbeschreitung, John Cage und die Moderne, München.
- GRAMSCI, A. (1983): Marxismus und Kultur. Ideologie, Alltag, Literatur. Hamburg.
- GROEBEN, N. (1981): Die Handlungsperspektive als Theorierahmen für Forschung im pädagogischen Feld. In: HOFER, M. (Hrsg.): Informationsverarbeitung und Entscheidungsverhalten von Lehrern. München/ Wien/ Baltimore. S. 17 – 48.



- GRONEMEYER, R. (1997): Die Entfernung vom Wolfrudel. Über den drohenden Krieg der Jungen gegen die Alten. Frankfurt a.M..
- GROSSBERG, L. (1997): Bringing it all back home. Essays on Cultural Studies. Durham/ London.
- GROYS, B. (1995): Die Zukunft gehört der Tautologie. In: MICHEL, K.M./ T. SPENGLER (Hrsg.) Kursbuch 122 „Die Zukunft der Moderne“. Berlin. S. 11 – 20
- GRUBER, H. (1999): Erfahrung als Grundlage kompetenten Handelns. Bern.
- GRUBER, H. (2000): Erfahrung erwerben. In: HARTEIS, Chr., H. HEID u. S. KRAFT (Hrsg.): Kompendium Weiterbildung. Aspekte und Perspektiven betrieblicher Personal- und Organisationsentwicklung. Opladen.
- GRÜNEWALD, St. (2001): ARD – Orientierung im Medienwirbel. In: Rheingold, INSTITUT FÜR QUALITATIVE MARKT- UND MEDIENANALYSE (Hrsg.): Newsletter, Ausgabe 01, Köln.
- GUARDINI, R. (1953): „Es liegt beim Alten selbst, wenn er in falscher Weise alt geworden ist“, Rundfunkansprache. Veröffentlicht in: Frankfurter Rundschau 13.9.2000. Frankfurt/M..
- GUGGENBERGER B. (1999): Das digitale Nirwana. Vom Verlust der Wirklichkeit in der schönen neuen Online-Welt. Reinbek.
- GUILLEMARD, A.-M. (1992): Europäische Perspektiven der Alternspolitik. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS: Alter und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 614 – 648.
- GUTIERREZ, B. (2000): Der machtpolitische Ruf nach Tugend, in Dfd 3/2000. Bonn. S.20.
- HABERMAS, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M./ New York.
- HACKENBERG, D. (2001): Wissen light. Die Zeiten enzyklopädischer Bildung sind vorbei. In: BISSINGER, M. (Hrsg.) „Die Woche“ vom 23.3.2001. Hamburg.
- HACKER, W. (1992): Expertenkönnen. Göttingen.
- HAMMERSTEIN, N. (2001): Schon wieder dreihundert Jahre nicht geforscht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 81. Frankfurt a.M..
- HANDKE, P. (1965): Publikumsbeschimpfung und andere Sprechstücke. Frankfurt a.M..
- HARTWIG, H. (1997): Kulturarbeit – Kulturpädagogik. In: BERNHARD, A. & L. ROTHERMEL (Hrsg.): Handbuch Kritische Pädagogik. Weinheim.
- HAVIGHURST, R.J. (1953): Human Development and Education. NY, London, Toronto.
- HAVIGHURST, R.J. (1962): The Nature and Values of Meaningful Free-Time Activity. In: TIBBITS, C. & W. DONAHUE: Social and Psychological Aspects of Aging, New York, London. p. 899 – 904.

- HAVIGHURST, R.J. (1968): Ansichten über ein erfolgreiches Altern. In: THOMAE, H. & U. LEHR (Hrsg.): Altern – Probleme und Tatsachen, Frankfurt a.M..
- HEID, H. (1994): „nicht zu fassen“, Zur Frage der Bestimmung und Beurteilung von Werthaltungen in Schule und Betrieb, In: TWARDY, M. (Hrsg.): Beurteilung in Schule und Betrieb. Wirtschafts-, berufs- und sozialpädagogische Texte. Köln. S. 3-25.
- HEID, H. (1999): Konstitutionsbedingungen legitimer Kritik und deren erziehungspaktische Bedeutung, Universität- Gesamthochschule Siegen (Hrsg.). Siegen.
- HEID, H. (2000): Qualität. Überlegungen zur Begründung einer pädagogischen Beurteilungskategorie. In: Zeitschrift für Pädagogik 41. Beiheft, Sonderdruck. Weinheim.
- HEINRICHS, W. (1993): Einführung in das Kulturmanagement. Darmstadt.
- HEINRICHS, W. und A. KLEIN (1996): Kulturmanagement von A-Z, Wegweiser für Kultur- und Medienberufe. München.
- HEINRICHS, W. (1997): Kulturpolitik und Kulturfinanzierung. München.
- HERZINGER, R. (1995): Werden wir alle Jünger? Über die Renaissance konservativer Moderne und die post-postmoderne Sehnsucht nach der organischen Moderne. In: MICHEL, K.M. & T. SPENGLER (Hrsg.): Kursbuch 122: Die Zukunft der Moderne. Berlin. S. 93 – 118.
- HERZOG, R. (1999): Megathema Bildung – vom Reden zum Handeln. In: BERTELSMANN-STIFTUNG (Hrsg.): Zukunft gewinnen, Bildung erneuern. München. S. 11-24.
- HESS, D. (Hrsg.) (1992): Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. München.
- HEUFT, G. (1992): Psychosomatik des Alternsprozesses aus psychoanalytischer Perspektive. In: NIEDERFRANKE u.a. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit, Heidelberg, Wiesbaden. S.213-223.
- HILLER, G. (1973): Konstruktive Didaktik. Düsseldorf.
- HITZLER, R. (1994): Wissen und Wesen des Experten. In: HITZLER, R., A. HOHNER und C. MADER (Hrsg.): Expertenwissen. Opladen. S. 13 - 30.
- HITZLER, R. (1998): Der unberechenbare Bürger. Über einige Konsequenzen der Emanzipation der Untertanen. In: BECK, U. (Hrsg.): Kinder der Freiheit, Frankfurt/ M.. S. 175 –194.
- HOBERG, R. und K. HUMMEL (1991): Altenpolitische Schwerpunkte des Landes Baden-Württemberg. In: NIEDERFRANKE, A. et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit. Heidelberg, Wiesbaden. S. 373 – 378.
- HOFFMANN, Heinz (1987): Kreativitätstechniken für Manager, Landsberg.
- HOFFMANN, Hilmar (1981 akt. u. erw. Aufl., Erstauf. 1979): Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt a.M..

- HOFFMANN, Hilmar (1990): Kultur als Lebensform. Aufsätze zur Kulturpolitik. Frankfurt/M..
- HOFFMANN, Hilmar (1998): Von den neuen Schwierigkeiten für die deutsche Kultur im Ausland. In: SAUBERZWEIG, D., B. WAGNER, Th. RÖBKE (Hrsg.): Kultur als intellektuelle Praxis. Essen. S. 173 – 187.
- HOFFMANN, W. (1969): Beziehungen zwischen Kunst und Malerei. Wien.
- HOFSTÄTTER, P.R. (1964, 8.Aufl., Erstauflage 1957): Psychologie. Frankfurt a.M..
- HOPF, CH. (1978): Die Pseudo-Exploration – Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 2, April 1978, S. 97 – 115.
- HÖPFLINGER, F. (2001): Großelternschaft und Generationenbeziehungen. Veröffentlicht unter <http://mypage.bluewin.ch/hoepf/fhtop/fhgenerat1F.html>.
- HÖRNING K.H. & WINTER, R. (1999): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a.M..
- (IBK) INSTITUT FÜR BILDUNG UND KULTUR (Hrsg.) (1995): Grenzerfahrungen. Ein internationales Modellprojekt zur Seniorenkulturarbeit. Köln.
- (IES) INSTITUT FÜR ENTWICKLUNGSPLANUNG UND STRUKTURFORSCHUNG (Hrsg.)(1996): Forschung und Wissenstransfer im Alter. Hannover.
- JUUL, J. (1999): Das kompetente Kind. Reinbeck.
- KADE, S. (1994): Individualisierung und Älterwerden – der paradoxe Weg in die Moderne. In: KADE, S. (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn. S.17- 44.
- KAMMANN, W. (1992):Altenpolitische Schwerpunkte des Bundes. In: NIEDERFRANKE et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit. Heidelberg, Wiesbaden.
- KARL, F. (1989): Alte Menschen im Stadtteil. In: Kasseler Gerontologische Schriften 8., Kassel.
- KARL, F. (1992a): Beratung und Bildung im Rahmen einer „Bring-Struktur“. In: NIEDERFRANKE, A. et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit. Heidelberg, Wiesbaden.
- KARL, F. (1992b): Die Öffnung der Gerontologie in den Lebenslauf als Beitrag zur Bildung im Alternsprozess. In: SCHLUTZ, E., H.P. TEWS u.a. (Hrsg.): Perspektiven zur Bildung Älterer. Frankfurt a.M..
- KARL, F. und W. TOKARSKI (Hrsg.) (1992): Bildung und Freizeit im Alter. Bern, Göttingen, Toronto.
- KARL, F. (1994): Individualisierung und Polaritäten im Alter – Folgerungen für Bildungsangebote. In: KADE, S. (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn. S. 73–84.

- KINSLER, Manfred (1999): Thema Tod, Eine Untersuchung mit letztlich erkenntnistheoretischer Absicht in den Grenzbereichen zwischen philosophischer Anthropologie, Soziologie, Psychologie und philosophischer Eudaimonologie. Unveröffentlichtes Manuskript, Heiligenkreuzsteinach.
- KLEIN, A. (1993): Kinder. Kultur. Politik. Perspektiven kommunaler Kinderkulturarbeit. Opladen.
- KLOTZ, H. (Hrsg.) (1996): Die zweite Moderne. Eine Diagnose der Kunst der Gegenwart. München.
- KNOPF, D. (1999): Menschen im Übergang von der Erwerbsarbeit in den Ruhestand – Eine Herausforderung an die Erwachsenenbildung. Eine Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (Hrsg.). Bonn.
- KOHLI, M. (1982): Antizipation, Bilanzierung, Irreversibilität. In: Zeitschrift für Sozialforschung und Erziehungssoziologie 2, Göttingen. S. 39 – 52.
- KOHLI, M. (1992): Altern in soziologischer Perspektive, in: BALTES, P. u J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin/ New York. S. 231 – 259.
- KOHLI, M. (1996): Erwerbsarbeit und ihre Alternativen. In: BALTES, M. & L. MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Frankfurt a.M., New York. S. 155 – 183.
- KOHLI, M. & KÜNEMUND, H. (Hrsg.) (2000): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey. Opladen.
- KOHLI, M. & M. SZYDLIK (1999): Familienbande. In: MICHEL, K.M., I.KARSUNKE & T. SPENGLER (Hrsg.): Die Erbengesellschaft, Kursbuch 3/ 1999. Berlin.
- KOLLAND, D., PACHO, B. und E. Wolf (1981) (Hrsg.): Stadtentdeckungsreise und Musikbaumgerassel. Kinderkulturwochen 1979. Erfahrungen, Ergebnisse und Perspektiven der Kinderkulturarbeit. Regensburg.
- KOLLAND, F. (1996): Kulturstile älterer Menschen. Wien, Köln, Weimar.
- KOLLAND, F. (1997a): Sinnarmut und Sinnerfüllung im Alter. In: ROSENMAYR u.a. (Hrsg.): Jahresringe. Altern gestalten. Wien. S. 73 – 110.
- KOLLAND, F. (1997b): Kulturwelten der Generationen. In: ROSENMAYR u.a. (Hrsg.): Jahresringe. Altern gestalten. Wien. S. 111 – 188.
- KOLLAND, F. und L. ROSENMAYR (1999): Kultur des Alters und Altersbilder: Wo bleibt die Alterskultur? In: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) (Hrsg.): Seniorenbericht 1999: Ältere Menschen – Neue Perspektiven. Wien.
- KONDRATOWITZ, H.J. von (1998): Vom gesellschaftlich „regulierten“ über das „unbestimmte“ zum „disponiblen“ Alter. In: CLEMENS, W. und G. BACKES (Hrsg.): Altern und Gesellschaft. Gesellschaftl. Modernisierung durch Altersstrukturwandel. Opladen. S. 61 - 82.

- KONERSMANN, R. (1998, 2.Aufl.): Kultur als Metapher, in: KONERSMANN; R.(Hrsg.): Kulturphilosophie, 1.Aufl. 1996. Leipzig. S. 327 – 354.
- KOTLER, Ph. und F. BLIEMEL (1992, 7.Aufl.): Marketing-Management. Analyse, Planung, Umsetzung und Steuerung, Stuttgart.
- KRAMER, D. (1995): Produkt „Kulturelle Öffentlichkeiten“. In: Kulturpolitische Gesellschaft (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 69, II/95. Bonn. S. 40 – 45.
- KRAMER, D. (2000): Leitkultur und Ethnologien. In: Kulturpolitische Gesellschaft (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 91, IV/2000. Bonn. S. 55.
- KRÄMER, W. (1992): Altern und Gesundheitswesen: Probleme und Lösungen aus der Sicht der Gesundheitsökonomie. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 563 –579.
- KRÖNER, A. (Hrsg.) (1969, 18. Aufl., Erstaufl. unbek.): Philosophische Wörterbuch., Stuttgart.
- KRUSE, A. & U. LEHR (1989): Intelligenz, Lernen und Gedächtnis im Alter. In: D. PLATT & K. ÖSTERREICH (Hrsg.): Handbuch der Gerontologie, Bd 5. New York. S. 168 – 214.
- KRUSE, A. (1992a): Alter im Lebenslauf. In: P.B. Baltes & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 331 – 355.
- KRUSE, A. (1992b): Formen des Alterns. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: NIEDERFRANKE, A. et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit, Beiträge der IV. und V. Gerontologischen Woche am Institut für Gerontologie. Heidelberg/ Wiesbaden.
- KRUSE, A. (1996): Alltagspraktische und sozioemotionale Kompetenz. In: M. BALTES & L. MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Frankfurt/ New York. S. 290 – 322.
- (KuPoGe) KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg) (1996): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 75, „Kulturverständnisse“, Bonn.
- KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (KuPoGe) (Hrsg.) (2000): Entwurf für ein neues Programm der Kulturpolitischen Gesellschaft. Bonn.
- KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (KuPoGe) (Hrsg.)(2001): kunst. macht. kulturpolitik. Kulturpolitischer Bundeskongress. Programm. Bonn.
- KUNST, Zeitschrift für Kunst und Kultur, Februar 2001. Stuttgart. S. 17.
- LAMNEK, S. (1993): Qualitative Sozialforschung, Bd. 2 Methoden und Techniken, 2., überarb. Auflage, Weinheim.
- LEHR, U. (1996): Psychologie des Alterns (8. überarb. Auflage, 1. Aufl. 1972). Wiesbaden.
- LEHR, U. und M. SCHMITT (1997): Interdisziplinäre Langzeitstudie des Erwachsenenalters (ILSE), Deutsches Zentrum für Alternsforschung an der Ruprecht-Karls-Universität. Heidelberg.

- LEHR, U. (1998): Ältere Arbeitnehmer – heute gejagt, morgen gefragt? In: TERTIANUM ZfP (Hrsg.): Tagungsschrift 1. Forum der Generationen, Zürich, 10. März 1998. Berlingen CH. S.31- 48.
- LEU, H.R. (2000): Partizipation in der Kinder- und Jugendkulturarbeit. In: Bundesvereinigung Kult. Jugendarbeit e.V. (Hrsg.): Partizipation und Lebenskunst. Remscheid. S. 25-38.
- LIESSMANN, K.P. (2001): Kultur-Inflation: Von der Jugendkultur über die Leitkultur zur Kulturkultur und wieder zurück. Plädoyer für eine Verengung des Kulturbegriffs. In: Kulturpol. Gesellschaft (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 92, I/ 01. Bonn. S. 28-33.
- LIND, G. & J. RASCHERT (Hrsg.)(1987): Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie. Weinheim und Basel.
- LÜDTKE, H. (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen.
- LUKAS, E. (1982): Zur Validierung der Logotherapie. In: V.E. FRANKL: Der Wille zum Sinn. Bern. S. 245-278.
- MACHO, Th. (1999): Säkularisierung und Multikulturalismus. In: LIESSMANN, K.P. und G. WEINBERGHER (Hrsg.): Perspektive Europa. Modell für das 21. Jahrhundert. Wien.
- MADER, W. (1994): Emotionalität und Individualität im Alter – Biografische Aspekte des Alterns. In: KADE, S. (Hrsg.): Individualisierung u. Älterwerden. B. Heilbrunn. S. 95 – 114.
- MARQUART, Chr. (2000): Städte, bleiben. Urbanität und Geschichte. In: KULTURGE-MEINSCHAFT (Hrsg.): Kultur, Kritische Blätter für Kenner und Neugierige, Dezember 2000, Stuttgart.
- MAYER, K.U. (1992): Bildung und Arbeit in einer alternden Bevölkerung. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Altern u. gesellsch. Entwicklung. Berlin. S. 518–543.
- MAYER, K.U. und P.B. BALTES (Hrsg.) (1999): Die Berliner Altersstudie. Ein Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin.
- McEVILLEY, Th. (1993): Kunst und Unbehagen, Theorie am Ende des 20. Jahrhunderts, München, Paris, London.
- MEINCKE, U. (1993): Mäzenatisches Sponsoring bei der Vereins- und Westbank. Argumente für ein unternehmerisches Engagement im Kulturbereich. In: BENDIXEN, P. et al. (Redaktionsberatung): Handbuch Kulturmanagement, Teil E 3.1. Stuttgart.
- MERTENS, Dieter (1984): Das Qualifikationsparadox. Bildung und Beschäftigung bei kritischer Arbeitsmarktperspektive. In: Ztschr. für Pädagogik, 30. Jg., Heft 4, 1984, S. 439 - 455.
- MEYER, B. (1998): Bürgergesellschaft und Kultur. In: SAUBERZWEIG, D., B. WAGNER und Th. RÖBKE (Hrsg.): Kultur als intellektuelle Praxis. Essen. S. 206 – 215.
- MICHELIN, N. (1996): Schultheater. In: HEIMAT- UND MUSEUMSVEREIN e.V. (Hrsg.): Jahrbuch des Landkreises Freudenstadt. S. 138 - 142.

- MIEG, H.A. (1994): Die Expertenrolle, UNS-Working Paper No. 3, veröff. unter <http://www.uns.umnw.ethz.ch/uns/research/publications/expertenrolle.html>
- MITTELSTRASS, J. (1992): Zeitformen des Lebens - Philosophische Unterscheidungen. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 386 – 407.
- MÜLLER, H.-P. (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit, Frankfurt a.M..
- MUTIUS, B. v. (2001): Das andere Denken. In: Frankfurter Forum für Wissenschaft u. Wirtschaft: 2. Johannisberger Gespräche. Sonderveröffentlichung der „Woche“ Nr.48, Hamburg.
- NAEGELE, G. (1992): Strukturwandel des Alters und Anforderungen an Sozialpolitik und Praxis. In: NIEDERFRANKE, A., U. LEHR et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit, Beiträge der IV. und V. Gerontologischen Woche am Institut für Gerontologie Heidelberg, Wiesbaden. S. 384 - 396.
- NEGT, O. (1996): Kultur – Eigensinn – Politik. Zu einer Neuverortung kultureller Aktivität. In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturverständnisse. Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 75, IV 96. Bonn. S. 21 – 25.
- NEUFELD, H. (1999): Der ältere Mensch als Wirtschaftsfaktor. In: Nachrichten der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen 4/99. Bonn.
- NIEDERFRANKE, A. (1992): Geschlechtszugehörigkeit, Alter und Armut. In: NIEDERFRANKE, A. et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit. Heidelberg, Wiesbaden. S. 127 – 138.
- NIEDERFRANKE, A. (1994): Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen älterer Frauen. In: KADE, S. (Hrsg.): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn. S. 45 – 58.
- NIEDERFRANKE A. (1997): Das Alter ist weiblich. In: DEUTSCHES INSTITUT FÜR FERNSTUDIEN (DIFF) (Hrsg.): Älterwerden im Landkreis Tübingen. Tübingen.
- NUNNER-WINKLER, G. (2000): Wandel in den Moralvorstellungen. Ein Generationenvergleich. In: EDELSTEIN, W. & G. NUNNER-WINKLER (Hrsg.) Moral im sozialen Kontext. Frankfurt a.M.. S. 299 - 336.
- NUNNER-WINKLER, G. & M. NIKELE (2001): Moralische Differenz oder geteilte Werte? Empirische Befunde zur Gleichheits-/Differenz-Debatte. Bisher unveröffentlicht, erscheint mit neuer Seitenangabe in: HEINZ, R.: Geschlechtersoziologie, Sonderheft 40, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Köln.
- OBERSTE-LEHN, H. (1992): Lebenstraining, Eine Möglichkeit zur Vorbereitung auf das Alter. In: FRED, K. und W. TOKARSKI (Hrsg.): Bildung und Freizeit im Alter. Bern, Göttingen, Toronto. S. 39 - 53.
- OLBRICH, E. und GUNZELMANN, Th. (1992): Persönlichkeitsentwicklung in der zweiten Lebenshälfte. In: NIEDERFRANKE, A. et al. (Hrsg.): Altern in unserer Zeit, Beiträge der IV. und V. Gerontologischen Woche, Heidelberg. S. 51 – 58.

- OPASCHOWSKI, H. (1998): Leben zwischen Muss und Muße – Die ältere Generation: Gestern. Heute. Morgen. Hamburg.
- OPP, K.D. (1976): Methodologie der Sozialwissenschaften. Reinbek.
- PAULI, M. (1997): Herausforderung zum Eigen-Sinn. In: E. FRAHM (Hrsg.): Älter werden im Landkreis Tübingen, Deutsches Institut für Fernstudien, Universität Tübingen, Tübingen.
- PECK, G. (1968): Psychologische Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte, in: THOMAE, H. und U. LEHR (Hrsg.): Alter, Probleme und Tatsachen, Akademische Reihe der Akademischen Verlagsgesellschaft. Frankfurt. S. 530 – 544.
- PFAFF, K. (2000): Auf dem beschwerlichen Weg zu einer Subjektkultur der Zukunft. In: BECKER, S., VEELKEN, L. und K.P. WALLRAVEN (Hrsg.): Handbuch Altenbildung, Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen. S. 456 – 463.
- PODSZUN, R. (2000): Die verkalkte Republik. Köln.
- POPP, R. (1997): Grundlagen für eine koordinierte Freizeitpolitik. In: FROMME, J. & R. FREERICKS (Hrsg.): Freizeit zwischen Ethik und Ästhetik, Herausforderung für Pädagogik, Ökonomie und Politik. Berlin. S. 195 – 209.
- RAHNER, K. (1958): Zur Theologie des Todes. Quaestiones Disputatae, Band 2, Freiburg.
- RENTSCH, Th. (1992): Philosophische Anthropologie und Ethik der späten Lebenszeit. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 283 – 303.
- RHEINGOLD, Institut für qualitative Markt- und Medienanalyse (Hrsg.) (1999): Die Kölner „Alter-Native“, Ein anderer und neuer Blick auf das Seniorenthema aus qualitativ-psychologischer Sicht. Studien Kurzbericht. Köln.
- RIESMAN, D. (1967, 11. Aufl., 1. Aufl.: 1958): Die einsame Masse, München.
- RILEY, M.W. & J.W. RILEY Jr. (1992): Individuelles und gesellschaftliches Potential des Alterns, in P.B. BALTES & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, New York. S. 437 – 460.
- RITSCHL, D. (1986): Ökumene, Medizin, Ethik. München.
- RÖBKE, Th. (1995): Altenkulturarbeit oder Alltagskultur? Konsequenzen soziokultureller Ansätze für die Sozialarbeit. In: IBK (INSTITUT FÜR BILDUNG UND KULTUR) (Hrsg.): Grenz-Erfahrungen. Ein internationales Modellprojekt der Seniorenkulturarbeit, Remscheid.
- RÖBKE, Th. (2000): KUNST-MACHT-KULTURPOLITIK. In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 91. Bonn. S. 24 - 28.
- ROSE, a.M. (1965): The subculture of aging - A framework for research in social gerontology. In: ROSE, A.M. & W.A. PETERSON (Eds): Older people and their social world Philadelphia. pp. 3 - 16.



- ROSENMAYR (1989): Altern und Handeln – Eine Reflexion über die Zugänglichkeit von Freiheit im späteren Leben. In: WEYMANN, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume. Stuttgart. S. 151 - 162.
- ROSENMAYR, L. (1990): Die Kräfte des Alters, Wien.
- ROSENMAYR, L. (1992): Sexualität, Partnerschaft und Familie älterer Menschen. In: BALTES, P.B. und J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, New York. S. 461 – 491.
- ROSENMAYR, L. (1996): Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren. Göttingen.
- ROSENMAYR, L., G. MAJCE, F. KOLLAND (1997): Jahresringe. Altern gestalten. Sozialwissenschaftliche Forschungen aus Österreich. Wien.
- ROSENMAYR, L. (1997): Arbeit und Lernen im späten Leben, in: ROSENMAYR et al.: Jahresringe, Altern gestalten, Sozialwiss. Forschungen aus Österreich, Wien. S. 57 – 72.
- ROSENMAYR, L. (1998a): Generationenbeziehungen. In: TERTIANUM ZfP (Hrsg.): Tagungsschrift 1. Forum der Generationen, Zürich, 10. März 1998. Berlingen CH. S. 17 - 30
- ROSENMAYR, L. (1998b): Generationen. Zur Empirie und Theorie eines psycho-sozialen Konfliktfeldes. In: TEISING, M. (Hrsg.): Altern: Äußere Realität, innere Wirklichkeiten. Opladen/Wiesbaden.
- ROSENMAYR, L. & F. KOLLAND (1999): Kultur des Alterns und Altersbilder – Wo bleibt die Alterskultur? In: ÖIF (Österreichisches Institut für Familienforschung) (Hrsg.): Seniorenbericht 1999, Kap. 13, Wien.
- ROSENMAYR, L. (2000): Was Hänschen nicht lernt, kann ein alter Hans immer noch lernen. In: BECKER, S., VEELKEN, L. und K. P. WALLRAVEN (Hrsg.): Handbuch Altenbildung, Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen. S. 445 - 455.
- ROTH, G. (1996, 6. Aufl., 1. Aufl. 1994): Das Gehirn und seine Wirklichkeit, Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt/M..
- ROTHACKER (1968): Über Altern und Reifen. In: THOMAE, H. & U. LEHR (Hrsg.): Altern, Probleme und Tatsachen. Akademische Reihe. Frankfurt a. M.. S. 124 - 127.
- RUTHE, I. (2000): Kunst ist nicht schön. In: Berliner Zeitung Nr. 288, 10.12.00. Berlin. S.3.
- SAUBERZWEIG, D., B. WAGNER und TH. RÖBKE (Hrsg.) (1998): Kultur als intellektuelle Praxis. Bonn, Essen.
- SAXER, U., W. LANGENBUCHER, A. FRITZ (1989): Kommunikationsverhalten und Medien. Eine Studie der Bertelsmann-Stiftung. Nürnberg.
- SCHÄFERS, B. (1982): Soziologie des Jugendalters. Opladen.

- SCHMIDBAUER, W. (2001): Von wegen sturer Kauz. In: DIE ZEIT Nr. 15, Hamburg. S.9.
- SCHMITZ-SCHERZER, R., G. BACKES, I. FRIEDRICH, F. KARL und A. KRUSE (1993): Ressourcen älterer und alter Menschen. Expertise im Auftrag des BMFuS. Kassel.
- SCHROOTS, J.J.F. (1995): Muster, die verbinden – Fraktale Formen von Autobiografien im Alter. In: MADER, W. (Hrsg.): Altwerden in einer alternden Gesellschaft, Kontinuität und Krisen in biografischen Verläufen. Opladen. S. 37 – 54.
- SCHULZ, W. (2001): Es braucht viele Stile. In: BISSINGER, M. (Hrsg.) „Die Woche“ vom 9. März 2001. Hamburg.
- SCHULZE, G. (1992, 4.Aufl.): Die Erlebnisgesellschaft, Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a.M., New York.
- SCHULZE, G. (1999): In der Eventfolklore. In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 86, III/99. Bonn. S. 23-27.
- SCHÜTZ, R.-M. (1992): Interdisziplinäre Ansätze zur Vermeidung von Hilfs- und Pflegebedürftigkeit. In: NIEDERFRANKE, A. et al.: Altern in unserer Zeit, Heidelberg, Wiesbaden.
- SCHWANITZ, D. (1999): Bildung. Alles, was man wissen muss. Frankfurt a.M..
- SCHWEEGER, E. (2001): Die Kunst hat Fragen zu stellen. In: KULTURGEMEINSCHAFT STUTTGART e.V. (Hrsg.): Kultur, Mai 2001, Stuttgart.
- SCHWENCKE, O. (1972): Ästhetische Erziehung und Kommunikation. Frankfurt a.M..
- SCHWENCKE, O. (2000): Bürgerrecht Kultur in Europa – eine Fehlanzeige. In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturpol. Mitteilungen III/00. Bonn.
- SOWARKA, D. (1989): Weisheit im Kontext von Person, Situation und Handlung. Eine empirische Untersuchung alltagspsychologischer Konzepte alter Menschen. Stuttgart.
- SPÄTH, L. & W. GÖNNENWEIN (1989): Regierungserklärung und Rede zur Kunstkonzeption vor dem Landtag Baden-Württemberg. Staatsministerium B-W. Stuttgart.
- STACHELHAUS, H. (1987): Joseph Beuys. München.
- STADT KÖLN (Hrsg.) (1989): Senioren in Köln. Ergebnisse der Seniorenbefragung 1988. Köln.
- STAUDINGER, U.M. & P.B. BALTES (1992): Gedächtnis, Weisheit und Lebenserfahrung im Alter: Zur Ontogenese als Zusammenwirken von Biologie und Kultur. Arbeit als Vorentwurf zu: DÖRNER, D. & E. VAN DER MEER (Hrsg.): Gedächtnis. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedhart Klix. Berlin.
- STAUDINGER, U.M. & F. DITTMANN-KOHLI (1992): Lebenserfahrung und Lebenssinn. In: BALTES, P.B. & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Die Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin. S. 408 – 376.

- STAUDINGER, U.M. (1996): Psychologische Produktivität und Selbstentfaltung im Alter. In: BALTES, M. & L. MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter. Frankfurt/ New York. S. 344 – 373.
- STAUDINGER, U.M. & P.B. BALTES (1996): Weisheit als Gegenstand psychologischer Forschung. In: PSYCHOLOGISCHE RUNDSCHAU, 1996, Nr. 47, Göttingen. S. 57 – 77.
- STEEGE, G. (1992): Bildung für Ältere – Investition in den Lebenslauf oder Marktentwicklung? In: SCHLUTZ, E. u. H.P. TEWS (Hrsg.) Perspektiven zur Bildung Älterer, Pädagogische Arbeitsstelle des VHS-Verbandes. Frankfurt a.M.. S. 131 – 148.
- STEINBACH, M. (1971): Gesundheit, Leistung und Alter. In: BÖHLAU, V. (Hrsg.), Alter und Psychotherapie. Stuttgart. S. 29-34.
- STEINHAGEN-THIESSEN, E, W. GEROCK & M. BORCHELT (1992): Innere Medizin und Geriatrie. In: BALTES, P.B. U. J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin, New York. S. 124 – 150.
- STEINHAGEN-THIESSEN, E. & M. BORCHELT (1999): Morbidität, Medikamentation und Funktionalität im Alter. In: MAYER, K.U. u. P.B. BALTES (Hrsg.): Die Berliner Altersstudie, Berlin. S. 151 - 184.
- STENZL, J. (2001): Eine Friedenssymphonie, Die Choralsymphonie von Philipp Glass, Originalbeitrag für das Programmheft der Salzburger Festspiele 1999, Ludwigsburg.
- STEPHAN, C. (1992): Kritik der politischen Kultur. In: HESS, D. (Hrsg.) Kulturjournalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. München. S. 152 – 159.
- STEPHAN, C. (1995): Deutsche gerontokratische Republik. In: MICHEL, K.M. & T. SPENGLER (Hrsg.): Kursbuch Nr.117. Berlin. S. 123 – 137.
- STRASSER, P. (1995): Die unvollendete Säkularisierung der Kunst. In: MICHEL K.M. und T. SPENGLER: Die Zukunft der Moderne, Kursbuch 122. Berlin. S. 79 – 92.
- STURZBECHER, D. (2001): In die Freiheit entlassen. In: BISSINGER, M. (Hrsg.): „Die Woche“, 2/ 2001. Hamburg.
- TECHOLOGIES AG (Hrsg.) (2001): 2. Johannsberger Gespräch „Wachstumspotenziale und -chancen“, Sonderveröffentlichung in „Die Woche“ Nr. 48, Hamburg.
- TEISING, M. (Hrsg.) (1998): Altern: Äußere Realität, innere Wirklichkeiten, Psychoanalytische Beiträge zum Prozess des Alterns, Opladen.
- TERTIANUM (Hrsg.) (2001): Programm des „Bündnis Alterskultur“, CH Berlingen TG.
- TERHART, E. (1981): Intuition – Interpretation – Argumentation. Zum Problem der Geltungsbegründung von Interpretationen. In: Ztschr. F. Pädagogik, 27/ 1981, Nr. 5, Weinheim.
- TEWS, H.-P. (1971): Soziologie des Alterns, Teil 1 und 2, Heidelberg.
- TEWS, H.-P. (1976): Grenzen der Altenbildung. In: Zeitschrift für Gerontologie 9, Berlin,

Heidelberg. S. 58 – 72.

TEWS, H.-P. (1994): Bildung im Strukturwandel des Alters. In: SCHLUTZ E. u.a. (Hrsg.): Perspektiven zur Bildung Älterer. Frankfurt a.M.. S. 29 – 43.

TEWS, H.-P. (1996): Produktivität des Alters. In: BALTES/ MONTADA (Hrsg.): Produktives Leben im Alter, Frankfurt/ New York.

THIERSE, W. (1991): Hat die Kultur eine Chance in der vormaligen DDR? In: Deutscher Städtetag (Hrsg.): Diskurs Kultur. Köln. S. 101 - 111.

THOMAE, H. (1983): Alternsstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur Differentiellen Gerontologie. Bern.

THOMAE, H., A. KRUSE und J. WILBERS (1987): Kompetenz und soziale Beziehungen im Alter. Materialien zum Vierten Familienbericht, Band 2, Weinheim und München.

TOKARSKI, W. (1993): Lebensstile: Ein brauchbarer Ansatz für die Analyse des Lebensstilswandels? In: NAEGELE, G. und H.P. TEWS (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen. S. 116 - 132.

TOKARSKI, W. (1998): Alterswandel und veränderte Lebensstile. In: CLEMENS, W. und G.M. BACKES (Hrsg.): Altern und Gesellschaft, Gesellschaftliche Modernisierung durch Altersstrukturwandel. Opladen. S. 109 - 120.

TOPITSCH, E. (1960): Über Leerformeln. Zur Pragmatik des Sprachgebrauches in Philosophie u. polit. Theorie. In: Ders.: Probleme der Wissenschaftstheorie. Wien. S. 233 – 264.

UNIVERSITÄT DES 3. LEBENSALTERS an der Johann Wolfgang Goethe – Universität, Frankfurt a.M. e.V. (Hrsg.) (1999, 2. völlig neu bearb. und erw. Auflage; 1. Auflage: 1992), Der ältere Mensch als Wirtschaftsfaktor. Frankfurt a.M..

VEELKEN, L. (1990): Neues Lernen im Alter. Bildungs- und Kulturarbeit mit „jungen Alten“. Heidelberg.

VERBRUGGE, L.M. (1984): Longer life but worthening health. Trends in Health of middle-aged and older persons. The Milbank Quarterly, 62, pp. 475-519.

WAGNER, B. (2000): Weltkultur - Multikultur – Leitkultur. In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen, Nr. 91, IV/2000. Bonn. S. 28, 28.

WAGNER, B., A. MOTEL, K. SPIESS & M. WAGNER (1999): Wirtschaftliche Lage und wirtschaftliches Handeln alter Menschen. In: MAYER, K.U. & P.B. BALTES: Die Berliner Altersstudie. Berlin.

WAGNER, P. (2000): Mit Älteren gegen Fachkräftemangel und Innovationsschwäche. In IAB Materialien Nr. 4/2000, o. Erscheinungs-Angabe. S. 4 - 5.

WEIDEMANN, K. (1993): Risikoprämie Kultursponsoring. Vereinbarkeiten und Unvereinbarkeiten von Kunst und Wirtschaft. In: BENDIXEN, P. et al (Redaktionsberatung): Handbuch Kulturmanagement, Teil A 3.2, Stuttgart.

- WEIDEMANN, K. (1998): Kurstexte, Essays, Interviews und Reden von und mit Kurt Weidemann. Hrsg. von M. KROEPLIEN. Stuttgart.
- WEINERT, F. (1992): Altern in psychologischer Perspektive. In: P.B. BALTES & J. MITTELSTRASS (Hrsg.): Zukunft des Alterns. Berlin/New York. S. 180 – 203.
- WEINERT, F. (1999): Lebenslanges Lernen. Visionen, Illusionen, Realisationen. In: Blick in die Wissenschaft, 8. Jg., Heft 11, Regensburg.
- WELSCH, W. (2001): Kunst des Alterns? In: FRIEDENTHAL-HAASE, M. et al. (Hrsg.): Alt werden - alt sein. Lebensperspektiven aus verschiedenen Wissenschaften. Frankfurt a.M.. S. 19 – 46.
- WELTBILD VERLAG GmbH (Hrsg.) (1992): Enzyklopädie der Philosophie. Denker und Philosophen, Begriffe und Probleme, Theorien und Schulen. Augsburg.
- WHO (WORLD HEALTH ORGANIZATION), REGIONAL OFFICE for EUROPE (Hrsg.) (1983): Protecting the health of elderly. Copenhagen.
- WINDOLF, P. (1991): Probleme der Erhebung und Auswertung sozialwissenschaftlicher Daten. In: HEINZE, Th. (Hrsg.): Kulturforschung I., Ansätze und Konzepte lebensweltlich-hermeneutischer Untersuchungen. Gesamthochschule Hagen. Hagen. S. 137 – 152.
- WYSS, B. (2000): Stil oder Die „Nachträglichkeit“ des Neuen, In: MICHEL, K.M. I. KAR-SUNKE und T. SPENGLER (Hrsg.): Stilfragen, Kursbuch 142. Berlin. S. 1 – 9.
- ZACHARIAS, W. (2001): Kultur & Pädagogik, Kunst & Bildung, In: KULTURPOLITISCHE GESELLSCHAFT (Hrsg.): Kulturpolitische Mitteilungen 93, II/2001, Bonn.
- ZEMAN, P. (1992): Innovative Seniorenkulturarbeit – Grundlagen und Ziele. In: GLASER, H. u. Th. RÖBKE (Hrsg.): Dem Alter einen Sinn geben. Wie Senioren kulturell aktiv sein können. Heidelberg. S. 30 – 41.
- ZEMAN, P. (2000a): Die Zukunft kommunaler Altenarbeit. In: PRÄSIDIUM DES DT. STÄDTETAGES (Hrsg.): „Der Städtetag“, Zeitschrift für Kommunale Politik und Praxis, 53. Jahrgang, Nr. 1/ 2000. Stuttgart, Berlin. S. 11- 16.
- ZEMANN, P. (2000b): Ältere Menschen als Wirtschaftsfaktor und Marketingziel: Beispiel Seniorentourismus. In: DEUTSCHES ZENTRUM FÜR ALTERSFRAGEN (DZFA)(Hrsg.): Informationsdienst Altersfragen, Heft 5/6. Fulda.
- ZERHUSEN, M. (2000): Rede zur Ausstellungseröffnung von Ewald Walz „Reiz der Wiederholung“ in der Galerie Christophstal, Freudenstadt, unveröffentlichtes Manuskript.
- ZIMMERMANN, O. und P. VERMEULEN (1993): Leistung und Gegenleistung. In: BENDIXEN, P. et al (Redaktionsberatung): Handbuch Kulturmanagement, Teil E 2.2, Stuttgart.
- ZUKUNFTSKOMMISSION GESELLSCHAFT 2000 (Hrsg.) (1999): Solidarität und Selbstverantwortung. Von der Risikogesellschaft zur Chancengesellschaft. Berichte und Empfehlungen der Landesregierung Baden-Württemberg. Stuttgart.

## **14 Anhang**

### **Tabellenlegende**

**Tabelle I : Tendenzen der Stellungnahmen im schriftlichen Interview (Untersuchungsgruppe der Alten)**

**Tabelle II: Tendenzen der Stellungnahmen im schriftlichen Interview (Kontrollgruppe der Jungen)**

**Elektronisches Anschreiben für die Gruppe der älteren Untersuchungsteilnehmer**

**Elektronisches Anschreiben für die Gruppe der jüngeren Untersuchungsteilnehmer**

**Elektronischer Fragebogen für die Untersuchungsgruppe der Älteren**

**Elektronischer Fragebogen für die Kontrollgruppe der Jüngeren**

**Original - Zitate der Items des schriftlichen Interviews**

## Zu den Tabellen

Die Spaltenbetitelungen bezeichnen bereits thematisch die im Folgenden untersuchten kulturrelevanten Alterspotentiale, wie sie aus den Zitaten des Weisheitskonzeptes der gerontologischen Forschung abgeleitet wurden. Zugeordnet wird der Grad der Zustimmung oder der Ablehnung durch die Probanden (gekennzeichnet per durchlaufender Ziffern, die die Reihenfolge des Fragebogenrücklaufes bezeichnen, mit dem Zifferzusatz **a** für die Älteren, dem Zifferzusatz **j** für die Jüngeren. Das Wertungszeichen Doppelplus [++] steht für eine vorbehaltlose Bejahung ohne Einschränkungen, entsprechend das Wertungszeichen Doppelminus [--] für eine vorbehaltlose Negation des anzitierten Alterspotentiales. Ein einfaches Plus [+] bedeutet die Tendenz zur Bejahung, jedoch unter bestimmten Vorbehalten, entsprechend deutet ein einfaches Minus [-] die Tendenz zur Negation unter bestimmten Vorbehalten. Das Fragezeichen [?] steht für (höchste) Zweifel an der Aussage, der selbst eine *Tendenz* zu einer positiven oder negativen Einstellung ausschließt. Wie bereits im Abschnitt 8.4.2.1 ausgeführt, sind letztlich eindeutige, vorbehaltlose Zuordnungen nur mit Einschränkungen möglich, diese Tabelle stellt also eine Annäherung an ein weiter differenzierungsbedürftiges Ergebnis und nicht etwa ein gültiges Endprodukt dar.

**Tabelle I**

	Bereitschaft zu differenzieren und problematisieren dem Urteilen	Bereitschaft zu mehrdimensionalem Revidieren	Bereitschaft zu sinnförender Zusammen- schau	Bereitschaft zu schöpferischen Denken und kreativer Neuentwicklung	Bereitschaft zu Gesellschaftskritik und gesellschaftskritischer Distanz	Bereitschaft zu einer Neubewertung von Zeit und Zeiterfüllung	Bereitschaft zum Ratgeben	Veränderung kultureller Interessen und Aktivitäten	Erwartete oder erfolgte Lebensplanerfüllung
Proband Pb 1a	++	++	++	++	++	++	++	-	+
Proband Pb 2a	?	?	?	+	?	?	?	+	-
Proband Pb 3a	++	++	++	++	-	++	+	-	+
Proband Pb 4a	++	--	--	--	--	++	-	+	+
Proband Pb 5a	++	-	?	?	-	+	-	+	-
Proband Pb 6a	--	++	--	--	-	+	++	-	+
Proband Pb 7a	?	+	-	-	?	+	?	+	-
Proband Pb 8a	++	--	++	++	++	--	--	-	+
Proband Pb 9a	+	+	?	?	+	-	-	+	-
Proband Pb 10a	++	++	-	++	++	++	++	-	+
Proband Pb 11a	++	--	--	--	--	+	-	-	+
Proband Pb 12a	+	?	?	?	+	+	+	+	-
Proband Pb 13a	+	?	+	+	?	+	-	+	-
Proband Pb 14a	+	?	+	+	?	+	-	+	-
Proband Pb 15a	++	?	+	?	?	?	-	+	-
Proband Pb 16a	+	?	-	?	?	-	?	+	-
Proband Pb 17a	?	?	-	+	+	?	?	+	-
Proband Pb 18a	?	?	?	?	+	?	?	+	-
Proband Pb 19a	?	?	-	?	--	?	-	+	-



**Tabelle II**

	Bereitschaft zu differen- zierendem und proble- matisieren- dem Urtei- len	Bereitschaft zu mehrdi- mensiona- lem, revidie- rendem Re- flektieren	Bereitschaft zu sinnstif- tender, integ- rierender Zusammen- schau	Bereitschaft zu schöpferi- schen Den- ken und kre- ativer Neu- entwicklung	Bereitschaft zu Gesell- schaftskritik und gesell- schaftskriti- scher Distanz	Bereitschaft zu einer Neubewer- tung von Zeit und Zeit- Erfüllung	Bereitschaft zum Rat- geben	Veränderung kultureller Interessen und Aktivitä- ten	Erwartete oder erfolgte Lebenspla- nerfüllung
Proband Pb 1j	+	-	?	?	+	+	+	+	-
Proband Pb 2j	++	++	++	--	++	+	++	-	+
Proband Pb 3j	?	+	?	?	?	+	++	+	-
Proband Pb 4j	+	+	?	?	-	+	+	+	-
Proband Pb 5j	+	?	-	*	+	?	++	+	-
Proband Pb 6j	++	--	-	+	+	+	++	-	+
Proband Pb 7j	+	?	?	?	?	?	+	+	-
Proband Pb 8j	+	+	?	+	-	+	+	+	-
Proband Pb 9j	?	?	-	+	?	-	+	+	-
Proband Pb 10j	+	?	?	?	--	?	+	+	-
Proband Pb 11j	++	--	-	++	++	+	+	-	+
Proband Pb 12j	?	-	?	+	-	+	?	+	-
Proband Pb 13j	+	++	?	++	+	+	++	+	-
Proband Pb 14j	+	+	?	+	?	+	+	+	-

Sehr geehrte Frau ....., sehr geehrter Herr....

In Zusammenarbeit mit der Universität Regensburg beschäftige ich mich seit längerer Zeit in einer wissenschaftlichen Arbeit mit dem Thema einer sog. „Alterskultur“. Seit langem ist erwiesen, dass sich mit dem Prozess des Alterns - der in der wissenschaftlichen Literatur etwa mit dem vierzigsten Lebensjahrs angesetzt wird - zunehmend neue Fähigkeiten entwickeln können (z.B. gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit, Risikobereitschaft, synoptische Fähigkeiten, Diagnose- und Bilanzierungsfähigkeiten etc.), die so in der Jugend noch nicht oder nicht in dem Maße möglich sind. Zugleich wird festgestellt, dass „das Alter“ bis heute noch keine eigene Kultur entwickelt habe, wie dies z.B. bei der Jugendkultur der Fall ist – oder aber, dass dies weitgehend unbemerkt geschieht. Warum dies so ist, ob und wie dies anders möglich sein könnte – dies zu untersuchen ist meine Aufgabe.

Meine These ist, dass die sich im Alter entwickelnden neuen Kompetenzen eine sehr günstige Voraussetzung zur Entwicklung einer eigenen spezifischen Alterskultur sind, die wichtig und wesentlich für die Älteren selbst, aber auch für unsere Gesellschaft und deren Zukunftsfähigkeit ist.

Um diesen Gedanken auch empirisch zu überprüfen, bitte ich Sie sehr herzlich um Ihre Hilfe: In der ungewöhnlichen Form eines „schriftlichen Interviews“ per Email (der Ihnen einen direkten Befragungs- und Zeitdruck ersparen soll) bitte ich Sie um Ihre Stellungnahme, Ihren Diskussionsbeitrag, Ihre Gedanken zu wissenschaftlichen Aussagen über Altersfähigkeiten aus Ihrer ganz eigenen, biografischen Erfahrung. Was für meine Untersuchung von hohem Interesse ist:

Können Sie den Zitaten zustimmen, habe Sie ähnliche (welche) Erfahrungen gemacht? Oder sind Ihnen diese Erkenntnisse neu, fremd, sehen Sie die Stellung des Alters in unserer Gesellschaft positiver oder negativer? Haben Sie konkrete Erlebnisse, Anlässe für Ihre Einstellung?

Abschließend bitte ich Sie noch um eine Schilderung Ihrer – im weitesten Sinne – kulturellen Interessen und Aktivitäten und einen kurzen Rückblick auf den Verlauf Ihrer Entwicklung.

Zur Vermeidung von Problemen bei der Anlagenöffnung folgen die Zitate fortlaufend unter diesem Anschreiben. Sie brauchen ihre Gedanken also nur dazwischen zu schreiben und mir alles insgesamt als Antwort zurückzusenden.

Um die sicherlich naheliegende Frage zu beantworten, weshalb unter anderen gerade Sie für dieses Interview nominiert wurden: Alterskompetenzen entwickeln sich nicht automatisch, sondern unter bestimmten Voraussetzungen (Bildung, politische, soziale, generative Erfahrungen, etc.), die Sie erfüllen. Als Selbstverständlichkeit betrachten Sie bitte, dass Ihre Aussagen anonym verarbeitet werden und absolut unter den Datenschutz fallen.

Sehr dankbar wäre ich, wenn Sie mir Ihre Gedanken innerhalb eines Monats zuschicken könnten. Ich werde die Ergebnisse zusammenfassen, strukturieren und Sie Ihnen und allen weiteren Beteiligten gerne elektronisch zukommen lassen und zur Diskussion stellen.

Mit der nochmals ganz herzlichen Bitte um die Freundlichkeit Ihres Beitrages verbleibe ich Ihre sehr dankbare

Margrit Kinsler

Sehr geehrte ..., Sehr geehrter ...

in Zusammenarbeit mit der Universität Regensburg beschäftige ich mich seit längerer Zeit in einer wissenschaftlichen Arbeit mit dem Thema einer sog. „Alterskultur“. Seit langem ist erwiesen, dass sich mit dem Prozess des Alterns - der in der wissenschaftlichen Literatur bereits mit etwa mit dem vierzigsten Lebensjahrs angesetzt wird – zunehmend neue Fähigkeiten entwickeln können (z.B. gesellschaftliche Widerstandsfähigkeit, Risikobereitschaft, synoptische Fähigkeiten, Diagnose- und Bilanzierungsfähigkeiten etc.), die so in der Jugend noch nicht oder nicht in dem Maße möglich sind. Zugleich wird festgestellt, dass „das Alter“ bis heute noch keine eigene Kultur entwickelt habe, wie dies z.B. bei der Jugendkultur der Fall ist – oder aber, dass dies weitgehend unbemerkt geschieht. Warum dies so ist, ob und wie dies anders möglich sein könnte – dies zu untersuchen ist meine Aufgabe.

Meine These: Die im Alter sich entwickelnden neuen Kompetenzen sind eine sehr günstige Voraussetzung zur Entwicklung einer eigenen Alterskultur, die wichtig für die Älteren selbst, aber auch für unsere Gesellschaft und deren Zukunftsfähigkeit ist.

Um diesen Gedanken auch empirisch zu überprüfen, bitte ich Sie - als noch jungen Menschen - sehr herzlich um Ihre Hilfe: In der ungewöhnlichen Form eines „schriftlichen Interviews“ per Email bitte ich Sie um Ihre Stellungnahme, Ihren Diskussionsbeitrag, Ihre Gedanken zu wissenschaftlichen Aussagen über Altersfähigkeiten aus Ihrer eigenen, noch jungen, biografischen Erfahrung. Was für meine Untersuchung von hohem Interesse ist:

Können Sie den Zitaten zustimmen, habe Sie mit Älteren entsprechende (welche) Erfahrungen gemacht? Oder sind Ihnen diese Erkenntnisse neu, fremd, sehen Sie die Stellung des Alters in unserer Gesellschaft negativer? Haben Sie konkrete Erlebnisse, Anlässe für Ihre Einstellung?

Abschließend bitte ich Sie noch um eine Schilderung Ihrer – im weitesten Sinne – kulturellen Interessen und Aktivitäten und eine Einschätzung Ihrer Zukunftspläne.

Die Zitate folgen fortlaufend unter diesem Anschreiben. Sie brauchen ihre Gedanken also nur dazwischen zu schreiben und mir alles insgesamt als Antwort zurückzusenden.

Um die sicherlich naheliegende Frage zu beantworten, weshalb unter anderen gerade Sie für dieses Interview nominiert wurden: Alterskompetenzen entwickeln sich nicht automatisch, sondern unter bestimmten Voraussetzungen (Bildung, politische, soziale, generative Erfahrungen, etc.), die Sie erfüllen: Mit hoher Wahrscheinlichkeit werden Sie in späten Jahren zu einer solchen privilegierten Gruppe von Älteren gehören. Als Selbstverständlichkeit betrachten Sie bitte, dass Ihre Aussagen anonym verarbeitet werden und absolut unter den Datenschutz fallen.

Sehr dankbar wäre ich, wenn Sie mir Ihre Gedanken innerhalb eines Monats zuschicken könnten. Ich werde die Ergebnisse zusammenfassen, strukturieren und Sie Ihnen und allen weiteren Beteiligten gerne elektronisch zusenden und zur Diskussion stellen.

Mit der nochmals ganz herzlichen Bitte um die Freundlichkeit Ihres Beitrages verbleibe ich Ihre sehr dankbare

Margrit Kinsler

*Bitte beurteilen und bereichern Sie die nun folgenden Zitate aus Ihrer ureigensten, individuellen, biografischen Lebenserfahrung und Lebensgeschichte:*

**„Es ist ... eines der Charakteristika von Lebenserfahrung ..., dass die Relativität von Werten und Zielen sowie deren gesellschaftliche und historische Bedingtheit erkannt werden.“**

**„Ältere Menschen, gelegentlich bezeichnet als ‚Experten in Bezug auf Fragen des Lebens‘ zeichnen sich durch komplexe Urteile aus, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen.“**

**„Ältere Menschen absolvieren ... eine ‚späte Reifeprüfung‘“ d.h.: “praktisch das ganze Leben ... noch einmal zu revidieren und neu zu sortieren.“**

**Verbleibende „ Kürze des Lebens ... besagt, Negativität auch als lebenssinn-konstitutiv zu verstehen“. Es kann das Alter „als besondere Herausforderung für die kreative Neuentwicklung positiver Sinndimensionen aufgefasst werden“**

**Es „gehört zu Lebenserfahrung: die Kenntnis von den in unserem Gemeinwesen herrschenden sozialen Regeln sowie deren Grenzen, das heißt Kenntnis, wann diese Regeln überschritten werden können oder sogar müssen.“**

**„Älter werden (heißt),... du wirst all die Sachen los, die nicht wichtig sind, du machst die Arbeit, die dich wirklich interessiert, und du verbringst deine Zeit mit Freunden, die dir wirklich wichtig sind.“**

**„Lebenserfahrung beinhaltet auch die Fähigkeit, scheinbare Widersprüche zusammenzuführen und eigene Irrtümer zu erkennen und einzugestehen. Nicht zuletzt gehören kommunikative und empathische Fähigkeiten des Urteilens und Ratgebens zur Lebenserfahrung. Man sollte wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann.“**

*Bitte schildern Sie – gerne ausführlich! - Ihre (beruflichen und/oder außerberuflichen) kulturellen Aktivitäten und Interessen. Haben sich diese im Verlauf Ihrer Entwicklung verändert?*

*Bitte blicken Sie zurück: Entspricht die Entwicklung Ihres beruflichen und außerberuflichen Lebens dem Entwurf, dem Plan, den Sie im Alter von 25 Jahren davon hatten?*

*Bitte blicken Sie voraus: Welche Wünsche, welche Vorhaben kultureller Art möchten Sie realisiert wissen?*

***Bitte beurteilen und bereichern Sie die nun folgenden Zitate aus der gerontologischen Forschung durch Ihre persönlichen Einschätzungen und Erfahrungen:***

**„Es ist ... eines der Charakteristika von Lebenserfahrung ..., dass die Relativität von Werten und Zielen sowie deren gesellschaftliche und historische Bedingtheit erkannt werden.“**

**„Ältere Menschen, gelegentlich bezeichnet als ‚Experten in Bezug auf Fragen des Lebens‘ zeichnen sich durch komplexe Urteile aus, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen.“**

**„Ältere Menschen absolvieren ... eine ‚späte Reifeprüfung‘“ d.h.: „praktisch das ganze Leben ... noch einmal zu revidieren und neu zu sortieren.“**

**Verbleibende „ Kürze des Lebens ... besagt, Negativität auch als lebenssinn-konstitutiv zu verstehen“. Es kann das Alter „als existenzielle Situation mit besonderer Herausforderung für die kreative Neuentwicklung positiver Sinndimensionen aufgefasst werden.“**

**Es „gehört zu Lebenserfahrung: die Kenntnis von den in unserem Gemeinwesen herrschenden sozialen Regeln sowie deren Grenzen, das heißt Kenntnis, wann diese Regeln überschritten werden können oder sogar müssen.“**

**„Älter werden (heißt),... du wirst all die Sachen los, die nicht wichtig sind, du machst die Arbeit, die dich wirklich interessiert, und du verbringst deine Zeit mit Freunden, die dir wirklich wichtig sind“**

**„Lebenserfahrung beinhaltet auch die Fähigkeit, scheinbare Widersprüche zusammenzuführen und eigene Irrtümer zu erkennen und einzugestehen. Nicht zuletzt gehören kommunikative und empathische Fähigkeiten des Urteilens und Ratgebens zur Lebenserfahrung. Man sollte wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann.“**

***Bitte schildern Sie – gerne ausführlich! - Ihre (beruflichen und/oder außerberuflichen) kulturellen Aktivitäten und Interessen. Haben sich diese im Verlauf Ihrer Entwicklung bereits verändert?***

***Bitte kalkulieren Sie: Wird die Entwicklung Ihres beruflichen und außerberuflichen Lebens dem Entwurf, dem Plan entsprechen, den Sie jetzt davon haben?***

***Bitte blicken Sie voraus: Welche persönlichen Wünsche, welche persönlichen Vorhaben kultureller Art möchten Sie realisiert wissen?***

**Im schriftlichen Interview gekürzt verwendete Originalzitate, geordnet nach den 7 interessierenden Bereiche „Zeit“, „Werte“, „Urteilsvermögen“, „Abstraktion“, „Integration“, „Gesellschaftskritik“, „Beraterkompetenz“:**

### **Fähigkeit zu differenzierendem und problematisierendem Urteilen**

„Es ist gerade eines der Charakteristika von Lebenserfahrung in höchster Qualität, also von Weisheit, dass die Relativität von Werten und Zielen sowie deren gesellschaftliche und historische Bedingtheit erkannt werden (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 432).

### **Fähigkeit zu mehrdimensionalem, zieloffenem Reflektieren**

„Manche Autoren vertreten die Annahme, dass ein Teil der älteren Menschen als Experten in Bezug auf Fragen des Lebens anzusehen ist ... Hier sind vor allem jene Älteren angesprochen, die sich in ihrer Biografie intensiv mit zahlreichen Lebensanforderungen (zu denen auch Grenzsituationen gehören) auseinandergesetzt, im Prozess dieser Auseinandersetzung vielfältige Erfahrungen gewonnen und effektive Handlungsstrategien entwickelt haben. Die ‚Experten in Bezug auf Fragen des Lebens‘ zeichnen sich durch komplexe Urteile aus, in die zahlreiche Aspekte der Lebenssituation eingehen (‚kontextuelles Denken‘)“ (Schmitz-Scherzer et al. 1993: 52).

### **Fähigkeit zur sinnerkennenden, integrierenden Zusammenschau**

„Zentrale Erkenntnis unserer Studie ist: Ältere Menschen absolvieren in einer ganz bestimmten Phase des Lebens noch einmal eine ‚Späte Reifeprüfung‘. Dies geschieht, weil einschneidende Erlebnisse dazu zwingen, praktisch das ganze Leben, alle Gewohnheiten und Abläufe des Alltags noch einmal zu revidieren und neu zu sortieren“ (Rheingold 1999: 5).

### **Fähigkeit zu abstraktem und schöpferischen Denken**

„Ebenso kann das Alter jedoch auch als existenzielle Situation mit besonderer Herausforderung für die kreative Neuentwicklung positiver Sinndimensionen aufgefasst werden. Der Ruhestand etwa bringt eine Entflechtung aus sozialen Einbindungen und erlaubt eine Entfaltung anderer Sinnorientierungen“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 423).

### **Fähigkeit zu einer Neubewertung von Zeit**

„Wenn du Glück hast, heißt Älterwerden ... du wirst all die Sachen los, die nicht wichtig sind, du machst die Arbeit, die dich wirklich interessiert, und du verbringst deine Zeit mit Freunden, die dir wirklich wichtig sind“ (Friedan 1997: 780).

„Endgültigkeit bewusst zu begreifen heißt, dass die Kürze des Lebens und seine Überschaubarkeit einsichtig werden, dass nun die Chance besteht, das menschlich Wichtige vom vielen Unwichtigen zu unterscheiden. Es besagt, Negativität auch als lebenssinn-konstitutiv zu verstehen“ (Rentsch 1992: 303).

### **Fähigkeit zu Gesellschaftskritik und –distanz**

„Lebenserfahrungen umfassen Einsichten in die eigenen Stärken und Schwächen, Wünsche und Reaktionsweisen. Sie beinhalten aber auch Wissen über die Reaktionsweisen anderer, über deren Ziele und Einflussmöglichkeiten auf das eigene Leben oder das Leben anderer.

Weiterhin gehört zu Lebenserfahrung die Kenntnis von den in unserem Gemeinwesen herrschenden sozialen Regeln sowie deren Grenzen, das heißt Kenntnis, wann diese Regeln überschritten werden können oder sogar müssen“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 412)

### **Entwicklungsmöglichkeiten von Berater-Kompetenzen**

„Lebenserfahrung beinhaltet auch die Fähigkeit, scheinbare Paradoxien und Widersprüche zusammenzuführen und eigene Irrtümer zu erkennen und einzugestehen. Nicht zuletzt gehören kommunikative und empathische Fähigkeiten des Urteilens und Ratgebens zur Lebenserfahrung. Man sollte wissen, wem, wann und wie man seine Erfahrungen weitergeben kann.“ (Staudinger & Dittmann-Kohli 1992: 412).

## Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne unzulässige Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus anderen Quellen direkt oder indirekt übernommenen Daten und Konzepte sind unter Angabe der Quelle gekennzeichnet.

Es waren keine weiteren Personen an der Erstellung der vorliegenden Arbeit beteiligt. Die Arbeit wurde weder im In- noch im Ausland in gleicher oder ähnlicher Form einer anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.

Margrit Kinsler M.A.  
Regensburg, den 5.1.2002